Ludwig Tieck.

Erinnerungen

aus dem

Leben des Dichters

nach deſſen

mündlichen und ſchriftlichen Mittheilungen

von

Rudolf Köpke.

Ludwig Tieck.

Erſter Theil.

Ludwig Tieck.

Erinnerungen

aus dem

Leben des Dichters

nach deſſen

mündlichen und ſchriftlichen Mittheilungen

von

Rudolf Köpke.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1855.

Inhalt des erſten Theils.

Seite

Vorwort VII

Erſtes Buch. Jugendbilder. 1773—1792. 1

1. Das Vaterhaus 3
2. Schule und Straße 14
3. Die Breter, die die Welt bedeuten 28
4. Der Genius 37
5. Ein hoffnungsvoller junger Menſch 46
6. Jugendgefährten 63
7. Kunſtleben 75
8. Ein Weltereigniß 90
9. Verluſt und Verſuchung 95
10. Dichter und Schriftſteller 109
11. Der Abſchied 124

Zweites Buch. Dichterleben. 1792—1800. 127

1. Halle. Katheder und Offenbarung 129
2. Göttingen. Studien 145
3. Erlangen. Abenteuer 154
4. Lebensaufgaben und Pläne 172
5. Die Vaterſtadt 187
6. Der Altmeiſter und der junge Dichter 198
7. Alte und neue Freunde 218
8. Romantiſche Dichtungen 236
9. Jena und Weimar 245

Seite

Drittes Buch. Kampf und Leiden. 1800—1819. . 269

1. Bewunderer und Gegner 271
2. Zweifel und Verluſt 286
3. Ein alter Freund 299
4. Ein Naturdichter 309
5. Schmerz und Krankheit 311
6. Der italieniſche Himmel 317
7. Die Heimat 327
8. Wanderleben 337
9. Phantaſus 346
10. Auswanderung 351
11. Viſionen in Berlin 358
12. Neue Freunde 363
13. London und Paris 371
14. Ueberſiedelung 382

Vorwort.

Jedes Jahr bringt neue Schriften, die es unternehmen, die reichſte Zeit unſerer dichteriſchen Literatur kritiſch aufzuklären oder überſichtlich darzuſtellen, und jedes Jahr lichtet ſtärker die Reihen ihrer Theilnehmer und Zeugen. Der Bücher, welche über die neuere deutſche Poeſie und ihre großen Charaktere reden wollen, ſind immer mehr, der Menſchen, welche aus eigener Anſchauung davon reden können, immer weniger geworden. In den kritiſchen Geſammtausgaben, Varianten und Nachleſen, in den Erklärungen und Denkwürdigkeiten der Dichter hat ſich bereits ein gelehrter Niederſchlag jener vollen Bewegung angeſammelt. Das lebendige Heute iſt zum ſtillen Geſtern geworden, von dem wir erzählen, damit der kommende Morgen, über dem eine andere Sonne ſcheint, ſich ſeiner erinnern möge. Das ſind die Zeichen der Zeit.

Die letzten Jahre haben wiederum zwei Männer mit ſich genommen, welche Führer der romantiſchen Periode

gewesen sind. Im Jahre 1853 starb Tieck, 1854 Schelling. Ihr Leben liegt abgeschlossen vor uns, und für den Dichter wie für den Philosophen der Natur beginnt die Geschichte. Dieses Buch ist dem Andenken Tieck's gewidmet.

Ludwig Tieck gehört zu den hervorragendsten Erscheinungen unserer neuern Literatur, der eigenthümliche und selbständige Dichter neben und nach Goethe und Schiller, der Zeitgenosse und Freund großer und bedeutender Männer, der Mitstreiter merkwürdiger Kämpfe, der Zeuge aller folgereichen Wandlungen, welche der deutsche Geist seit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts erfahren hat. Als er starb, blickte er auf sechzig Jahre literarischer Thätigkeit zurück. Wie Klopstock und Wieland von Bodmer bis auf Tieck und Heinrich von Kleist, wie Goethe von Gottsched und Klopstock bis auf Heine und Börne, so reichte sein Leben von dem Jahre, wo der „Götz von Berlichingen" erschien bis auf Hebbel und Redwitz herab. Er war ein seltener und eigen gearteter Mensch, dessen Wesen man nicht besser bezeichnen kann, als mit dem Worte, welches er selbst oft anwandte: er hatte nicht nur gesehen, gehört, geschrieben und gedichtet, er hatte gelebt, in sich erlebt. Das Leben eines solchen Mannes erscheint merkwürdig genug, um auch die Erinnerungen zu sammeln, welche nicht unmittelbar in seinen Werken liegen.

Diese Aufgabe hat sich das folgende Lebensbild gestellt. Freilich sind ihm sehr fühlbare Schranken gesetzt, innerhalb deren es sich halten muß. Nicht etwa durch das, was ich von meiner Kenntniß Tieck's zurückzuhalten hätte, dessen ist nur wenig, und dieses Wenige nicht eben erheblich; vielmehr sind es die Lücken dieser Kennt-

niß ſelbſt, welche ſich bemerklich machen. Die Grundlage der gegebenen Darſtellung iſt eine Reihe gelegentlicher mündlicher Mittheilungen Tieck's, auf deren Vervollſtändigung aus andern Quellen, wenigſtens für die frühern Abſchnitte ſeines Lebens, nicht mehr zu rechnen iſt. Es lebt Niemand mehr, der von Tieck's Jugend, ſeinem Bildungsgange und erſten Eintritt in die Literatur aus eigener Erfahrung Kunde hätte; die Wenigen, welche von der Zeit der romantiſchen Dichtungen zu ſagen wiſſen, laſſen ſich mit Namen aufzählen; in den Denkwürdigkeiten älterer Zeitgenoſſen erſcheint er nur vorübergehend, und auch dieſe Andeutungen reichen kaum über den Aufenthalt in Jena zurück. Einige Mal erwähnt ſeiner Goethe in Briefen, Jahresheften, Kritiken und Geſprächen, dann Schiller, Fichte, F. Schlegel, Gries, Körner, Philipp Otto Runge, Solger, dieſer allerdings ausführlich, Bettina in ihren Briefen, Steffens, Laun, Oehlenſchläger, der Schauſpieler Lange, Karl Förſter, Carus, Holtei, Strombeck und Immermann in ihren Denkwürdigkeiten und Tagebüchern. Die letzten Fünf kannten ihn in der dresdener Zeit, die Andern begegneten ihm früher, doch faſt alle erſt in dem Lebensabſchnitte zwiſchen Jena und Dresden. Zahlreicher ſind die Berichte literariſcher Touriſten über einzelne Beſuche bei Tieck und oberflächliche Berührungen mit ihm; ſie gehören ſämmtlich der ſpätern Zeit an. Nach dieſen Angaben ein Bild zu entwerfen, iſt nicht möglich; wer es dennoch unternehmen wollte, würde kaum einen matten Umriß erhalten.

Was Tieck's Freunde ſo oft mit Bedauern ausgeſprochen haben, kann auch hier nur wiederholt werden: er ſelbſt hat keine Denkwürdigkeiten hinterlaſſen. Und

warum gerade er nicht, in einer Zeit, die so manches Buch dieser Art aufzuweisen hat, in dem Vieles breit erzählt wird, was kaum des Erlebens, geschweige denn des Andenkens werth war? Warum er nicht, bei seiner Schärfe und Feinheit der Beobachtung, bei dieser Meisterschaft der Charakteristik und Erzählung? Die Antwort auf diese Frage liegt in seiner eigensten Natur, in der Verkettung von Umständen, die manche seiner liebsten Pläne über die ersten Versuche der Ausführung nicht hinauskommen ließ. Er war durchaus frei von der eiteln Absichtlichkeit, die von Allem, was sie thut, auch von dem Kleinsten, der Welt glaubt Rechenschaft schuldig zu sein, die spricht, um von sich zu schreiben, und schreibt, um von sich sprechen zu machen. Solange er noch dichterisch schuf, und mit jeder neuen Erfahrung immer neue Gestalten in ihm aufstiegen, solange er mit zahlreichen Freunden in ununterbrochenem geistigen Austausche stand, war ihm die Gegenwart viel zu gehaltvoll und wichtig, als daß er von der Vergangenheit hätte ausführlich sprechen sollen. Dafür hatte er noch keine Ruhe gewonnen. Aeltere Freunde bezeugen, daß er in der frühern Zeit in Dresden nur selten, und zufälliger Veranlassung oder dringender Aufforderung folgend, auf seine jüngern Jahre zurückgekommen sei, und auch dann meistens nur kurz, ohne in genauere Schilderungen einzugehen. Er war darin vielleicht zu sorglos.

Dennoch konnten Anregungen, über einzelne Lebensabschnitte zu sprechen, nicht ausbleiben. Die nächste lag in seiner Dichtung selbst. Die Novellen enthielten überall Erlebtes, sie wurden mitunter zu persönlichen Bekenntnissen; die Gespräche im „Phantasus", ein

Theil der lyrischen Gedichte waren reich an einzelnen Zügen aus seinem Leben. Aber man mußte damit bereits vertraut sein, um die Denkwürdigkeiten in dieser Gestalt zu erkennen. Auch der Briefwechsel mit Solger, den er mit dessen Nachlaß herausgegeben hatte, enthielt manches merkwürdige Zeugniß über seinen Bildungsgang. Endlich begann er seine Schriften zu sammeln, eine Durchsicht derselben und ein Rückblick auf die Vergangenheit ward nothwendig. Zu manchen hatte er sich öffentlich nie bekannt, andere waren verschollen, andere gemisdeutet worden. Von einer Gesammtausgabe der Dichtungen ließ sich die Pflicht über ihre Entstehung, d. h. über einzelne wichtige Punkte seines Lebens Erläuterungen zu geben, kaum trennen. In den Jahren 1828 und 1829 schrieb er daher die Einleitungen zu dem ersten, sechsten und elften Bande der Schriften, die auch in dieser fragmentarischen Form für Theile seiner Denkwürdigkeiten gelten können. Nur sind sie mehr literarisch als rein historisch, sie schließen sich der aufgestellten Reihenfolge der Schriften an, welche nicht die chronologische ist, man bewegt sich daher mehr im Kreise, als daß man auf der geraden Linie der Lebensentwickelung fortschritte.

Nachdem Tieck das sechzigste Jahr zurückgelegt hatte, scheint ihm der Gedanke, sein Leben zum Gegenstande besonderer Darstellung zu machen, zum ersten Male näher getreten zu sein. Die früheste Andeutung findet sich 1838 in einem Briefe an seinen Bruder, den er auffordert, zu diesem Zwecke die Erinnerungen ihrer Kindheit und der spätern Jahre zu sammeln, und ihm die darauf bezüglichen Notizen zu übersenden. Die schiefen und einseitigen Urtheile, die er zu allen Zeiten erfahren hatte, die bös-

willigen Verdächtigungen, die abgeschmackten Märchen, die nicht ohne Erfolg über ihn in Umlauf gebracht worden waren, wollte er durch eine einfache Darstellung des Thatsächlichen widerlegen. Leider kam es nicht dazu, nicht einmal zu einer vorläufigen Sammlung des Stoffs für eine spätere Bearbeitung. Die ihm auch damals noch näherstehende dichterische Production, häusliches Unglück, Krankheit, der Wechsel des Wohnsitzes und altgewohnter Verhältnisse, Mangel an Entschluß traten hemmend entgegen. Dennoch lag ihm dieser Plan bis in die letzten Jahre am Herzen. Immer noch hoffte er auf den Augenblick, wo er sich kräftiger fühlen werde, und zur Ausführung schreiten könne. Früher als dieser Augenblick ist der Tod gekommen.

Zum Glück reicht Tieck's Wort über das Grab hinaus. Er hinterließ ein Vermächtniß, das wenigstens einen theilweisen Ersatz gewährt. Mag dieser immerhin dürftig und mangelhaft erscheinen im Vergleiche mit dem, was Tieck selbst hätte geben können; er wird beachtenswerth, wenn man darin die Reste eines unwiderbringlich verlorenen Reichthums sieht.

Hier ist der Punkt, wo die eigenthümliche Beschaffenheit des Stoffs, der in diesem Buche niedergelegt ist, von meinen persönlichen Beziehungen zu Tieck zu reden gebietet.

Im Anfange des Mai **1849** hatte ich das Glück, ihn zum ersten Male zu sehen. Mit allgemeiner Spannung blickte man in diesen Tagen auf den Ausgang des revolutionären Kampfes in Dresden; die gemeinsame Theilnahme für dortige Zustände hatte mich zu ihm geführt. Die außerordentlichen Verhältnisse erleichterten die Bekanntschaft; man hatte damals das Bedürfniß, über ge-

wisse Punkte, namentlich über die politischen Tagesfragen sich in der Kürze zu verständigen, und so erfolgte auch hier die Annäherung leicht. Mehr noch that Tieck's wohlwollendes Entgegenkommen. Ich habe erfahren, was Alle erfahren haben, die ihm ohne vorgefaßte Meinung und ohne Ansprüche genaht sind. Seine edle Natürlichkeit und Unbefangenheit, die vollkommene Freiheit von Allem, was falscher Würde ähnlich sah, oder der Absicht, ein Uebergewicht fühlbar zu machen, seine Wahrheit und reine Güte, der einfache und geistig befreiende Ton seines Gesprächs, Alles trug dazu bei, die Fesseln der Zurückhaltung, durch die der Unbekannte dem berühmten Manne gegenüber sich leicht gehemmt fühlt, bald zu lösen. Aus den ersten Berührungen erwuchs ein Verkehr, der bis zu seinem Tode ohne Unterbrechung fortgesetzt wurde, der mich vier Jahre hindurch wöchentlich mehrere Male, zuletzt fast täglich, oft Stunden lang in sein Haus führte. Als die politische Spannung sich gelegt hatte, traten in der Unterhaltung immer mehr die Gedanken und Gegenstände hervor, welche die schönste Zeit seines Lebens erfüllt hatten, und auch jetzt noch seine wärmste Theilnahme besaßen. Es waren Dichtung und Literatur, die heimische wie die fremde, die vergangene wie die gegenwärtige, das Verständniß und die Kritik der Dichter und ihrer Werke, die Kunst, die Wissenschaft, und alle große Fragen, die vom Tage nicht abhängen, und stets neu erscheinen, weil sie uralt sind.

Bald nahmen diese Gespräche noch einen andern Charakter an. Unbemerkt gewannen sie die Farbe historischer Erinnerungen, deren Mittelpunkt Tieck selbst war. Zufällige Veranlassungen, naheliegende Erörterungen der

Novellen oder der ältern Dichtungen leiteten zuerst darauf hin, einzelne Züge in leichten Andeutungen oder humoristischen Anekdoten mitzutheilen. Allmälig gestalteten sich diese Umrisse zu festern Bildern, besonders seit er die tödtliche Krankheit im Frühjahr 1851 noch einmal überwunden hatte. Jetzt wurden ihm diese Rückblicke auf die frühere Zeit fast zum Bedürfniß, und die mündliche Erzählung vor Zuhörern, von deren aufrichtigster Theilnahme er überzeugt sein konnte, ersetzte seinem Gefühle wenigstens entfernt, was ihm eine Aufzeichnung der Erinnerungen gewesen wäre. Absichtslos, wie Stimmung und Gedächtniß den Stoff zuführten, hatte er zuerst einzelne Punkte aus seinem Leben besprochen, nun begann er auf Ergänzung und Abrundung, und nach manchen Seiten hin auf eine gewisse Vollständigkeit zu denken. Endlich hatte er in mannichfach verschlungenen Episoden eine Reihe von Bildern aus seiner Jugendzeit, seiner Aeltern und Lehrer, Gefährten und Freunde, seiner innern Kämpfe, seiner Verbindungen mit den Dichtern des vorigen und des gegenwärtigen Jahrhunderts gegeben. Es waren gesprochene Novellen, ein unendlich reiches Leben entfaltete sich in ihnen, und wie überall bei ihm paarte sich auch hier der anmuthig spielende Scherz mit dem tiefen Ernste.

Wer den Zauber der Rede Tieck's jemals selbst erfahren hat, wird es erklärlich finden, daß im Genusse des Augenblicks die schriftliche Aufzeichnung dieser Gespräche nicht der nächste Gedanke war. Doch gemahnt durch die wiederkehrende Todesgefahr, entschloß ich mich noch zu rechter Zeit zu dem schweren Versuche, der jetzt zur historischen Pflicht ward. Während der letzten zwei Lebensjahre Tieck's habe ich alle wichtigen Unterhaltun-

gen mit ihm aufgezeichnet, und es wird kaum einen bedeutendern Punkt geben, der in dieser Zeit nicht wiederholt zur Sprache gekommen wäre. Ich darf behaupten, daß durch den spätern Beginn der Aufzeichnung am Stoff nichts Wesentliches verloren gegangen ist. Auf Tieck's Erzählungen selbst hat sie keinen Einfluß gehabt, er wußte nichts davon, der Gedanke einer künftigen Veröffentlichung dieser Gespräche lag ihm bis kurze Zeit vor seinem Tode fern. Sie waren durchaus unbefangen; von einer Absicht, einem bewußten Vorbereiten oder Zurechtmachen ist nie die Rede gewesen. Aber darum entbehren diese Erinnerungen nicht der Autorisation. Als ich mir im April 1853 die wachsende Todesgefahr nicht länger verhehlen konnte, ward es Pflicht, ihm eine vollständige Mittheilung über die niedergeschriebenen Notizen zu machen. Ich sagte ihm, daß ich diese kleinsten Theile seines Lebens aufgelesen und gesammelt hätte. Lächelnd erwiderte er: „Das freut mich zu hören. Sie sind ein wahrhafter Mann, und werden es so wiedererzählen, wie ich es Ihnen gesagt habe. Es werden dadurch viele Lügen widerlegt werden, die über mich in Umlauf gekommen sind.“ In diesen Worten liegt die Berechtigung der folgenden Darstellung. Ich habe sie als einen letzten Willen, als ein Vermächtniß angesehen, dessen Vollziehung für mich nicht allein zur Pflicht der Pietät, sondern auch der historischen Gerechtigkeit ward. So faßte er es selbst auf, und schloß die Augen in der Zuversicht, daß diese Erinnerungen ein Bild seines Lebens geben würden, wenn er selbst auch über diesen letzten Wunsch hinweggehoben sei.

Schon früher hatte Tieck die mündlichen Erzählungen in anderer Weise ergänzt. Lange beschäftigte ihn der Gedanke,

eine Auswahl des reichhaltigen Briefwechſels herauszugeben, in dem er während eines langen literariſchen Lebens mit den verſchiedenſten Männern geſtanden hatte. Dieſe Sammlung, ſoweit ſie ihn perſönlich betrifft, beginnt mit dem Jahre 1792 und enthält der großen Mehrzahl nach Briefe, die an ihn gerichtet ſind. In chronologiſcher Reihenfolge theilte er mir die einzelnen Bände mit zur Durchſicht und vorläufigen Bezeichnung des etwa Auszuwählenden. An jeden wichtigen Brief knüpften ſich Erläuterungen und häufig neue Erzählungen. Dies war in den Wintermonaten von 1852 auf 1853. Als ich den letzten Band zurückzugeben kam, war er wenige Stunden zuvor geſtorben.

So iſt es zu verſtehen, wenn ich dieſes Buch „Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach deſſen mündlichen und ſchriftlichen Mittheilungen" genannt habe.

Tieck's Erzählungen waren nicht vollſtändig, aber durchaus glaubwürdig. Nicht von jedem Lebensabſchnitte ſprach er mit gleicher Ausführlichkeit und gleichem Behagen. Mit beſonderer Vorliebe verweilte er bei dem Knaben- und Jünglingsalter, in allgemeinern Zügen ſtellte er die ſpätere Zeit hin. Dort war Alles neu, friſch, glänzend, er ſelbſt noch ein Werdender, den auch der Kampf förderte; hier hatte das Leben eine feſtere Geſtalt gewonnen, und zwanzig Jahre gleichmäßigen Daſeins erſchienen in der Erinnerung wie der ruhige Fluß mit ſanften Ufern, den man ſtill hinabgefahren iſt. Manches, was ihn zu tief bewegte, erwähnte er ſelten, und dann nur mit wenigen Worten, ſo den Tod ſeiner Tochter Dorothea; Anderes mochte ſeinem Gedächtniſſe ganz entſchwunden ſein. Einfach, arglos und edel erſcheint er in

dieſen Erinnerungen; wie über ſeine Dichtungen, urtheilte er über ſich und ſein Leben durchaus unbefangen. Welchen Grund hätte er auch haben können vor Zuhörern, deren Beifall oder Misbilligung für ihn eine geringe Bedeutung haben mußte, am Rande des Grabes, in dieſer abſichtsloſen Selbſtbetrachtung ſich anders darzuſtellen, als er im Augenblicke ſich wirklich erſchien? Im Einzelnen blieben ſich die Grundzüge der Erzählungen immer gleich, ſo oft er auch auf denſelben Punkt zurückkommen mochte. Führte er Perſonen redend ein, ſo geſchah es in den Wiederholungen ſtets mit denſelben Worten. Manche kleine Züge finden in den ebenſo abſichtloſen Aufzeichnungen Anderer eine unerwartete Beſtätigung. Von dieſer Seite könnte nur der übertriebene Zweifel die hiſtoriſche Treue und Aufrichtigkeit in Frage ſtellen.

Doch Tieck ſelbſt kannte das eigenthümliche Weſen der hiſtoriſchen Ueberlieferung ſehr wohl. Von ihr ſagt er in der Einleitung zu ſeinem Shakſpeare-Buche („Ludwig Tieck's nachgelaſſene Schriften", II, 119): „Wenn wir uns nur ſichere Rechenſchaft geben könnten, daß unſer Standpunkt ſelbſt nicht viel beſtimmt und richtet, und doch aus unſerm Auge die Perſpective der Linien und der Luft ſich bildet." Konnte der Greis die Zuſtände ſeines jugendlichen Lebens ſo wiedergeben, wie ſie wirklich waren, oder vielmehr nur ſo, wie ſie ihm nach vielen dazwiſchenliegenden Wandlungen erſchienen, wie er ſie aus ſeinem jetzigen Standpunkte ſah? Es iſt dieſelbe Frage, welche Goethe ebenſo tiefſinnig als vorſichtig beantwortete, wenn er auf dem Titel ſeines Buchs „Aus meinem Leben" den Zuſatz machte: „Wahrheit und Dichtung." Schwerlich wird der Menſch ſich und die Dinge, bei denen er betheiligt iſt,

durch ein vollkommen reines Medium zu sehen vermögen; bald wird es zu hell, bald zu dunkel gefärbt sein. Zuerst betrachtet er sie mit Leidenschaft, nachher versteht er seine eigene Leidenschaft nicht mehr. Glücklich, wer im hohen Alter gehaltvolle Erlebnisse mit einem so treuen, durch Lust und Schmerz befestigten Gedächtnisse, mit so viel jugendlichem Feuer und Theilnahme, mit so überzeugender Gegenständlichkeit darzustellen vermag, wie es Tieck in diesen Gesprächen gethan!

Für den Nacherzähler ist es unendlich schwer, solche Mittheilungen ohne den geringsten Verlust an Zuverlässigkeit, doch mit gleicher Frische und Lebendigkeit wiederzugeben. Das Letzte wird kaum Jemand verlangen. Um wie Tieck, wenn auch aus seinem Munde zu erzählen, müßte man Tieck selbst sein. Schon das wörtlich treue Aufzeichnen eines Gesprächs, das vielleicht bei einem Bücherkatalog anfing, und bei der Resignation aufhörte, die ihm der Anfang der Weisheit war, erschien in hohem Grade schwierig. War es doch bisweilen schon, wenn die Hausthür sich schloß, kaum mehr möglich, den Faden wiederaufzufinden, der durch diese verschlungenen Gänge geführt hatte. Zwar hatte sich mir alles Wichtige, oft die Worte selbst wol eingeprägt, aber bei dieser Fülle mußte auch das treueste und willigste Gedächtniß eine gewisse Einbuße erleiden. Und wie sollte dieser Stoff benutzt werden? An Vorbildern fehlte es nicht. Am nächsten lag es, an „Eckermann's Gespräche mit Goethe" zu denken. Aber diese Gespräche mit Tieck waren zum großen Theil historische Erinnerungen. Sollte ich jede Unterhaltung unter ihrem Tagesdatum mit dialogischer Treue wiederzugeben versuchen, eine an die andere reihen, um so eine dennoch nur zweifelhafte Au-

thentie herzuſtellen? Ich konnte mich nicht dazu entſchließen. Ich hätte im Dialog als zweite Perſon neben Tieck treten, ich hätte eine ungeordnete Maſſe biographiſchen Materials geben müſſen, in dem der Erzähler chronologiſch vorwärts und rückwärts ging, Epiſoden einſchaltete, ſich häufig unterbrach, durch literariſche Kritiken, durch humoriſtiſche oder tiefſinnige Beobachtungen, die an das Nächſte wie an das Fernſte anknüpften. Durch den Geiſt, mit dem der Sprechende Alles zu durchhauchen wußte, durch Ton und Blick, durch die Dramatik des Vortrags erhielt dieſes ſcheinbar wirre Gewebe einen unendlichen Reiz, um ſo reizender, je mannichfaltiger es ſich verſchlang. Wie ſchwerfällig, wie breit und dennoch dürftig würde ſich dies Alles in dem geſchriebenen Worte des Nacherzählers dargeſtellt haben! Es wäre geweſen, was die kalte, harte, farbloſe Type iſt im Vergleiche mit dem bewegten Leben. Man würde mir ſchließlich geſagt haben, es ſei ein ſchätzbares Material, deſſen Verarbeitung zu einem lesbaren Buche eine geſchicktere Hand übernehmen müſſe. Der Bearbeiter würde ſich bald gefunden haben, wahrſcheinlich ein ſolcher, der den vollen Eindruck der Perſönlichkeit, wie ich ihn empfangen hatte, nicht beſaß, der Tieck vielleicht gar nicht einmal gekannt hätte. Endlich eine Sonderung der Geſpräche nach Stoffen wäre einer halben Verarbeitung gleichgekommen, es wäre auch damit nichts gewonnen geweſen.

Es blieb ſomit nur Eines übrig, den Weg zu gehen, den ich gegangen bin, erfüllt von der lebendigen und dankbaren Erinnerung an den befreundeten Dichter, geleitet von meinen Aufzeichnungen, die Bearbeitung des Stoffs ſelbſt zu übernehmen. Dies empfahl ſich umſomehr, da mir außer den mündlichen Mittheilungen Tieck's

noch andere Quellen zu Gebote ſtanden. Ich kannte nach ſeinen eigenen Angaben die biographiſchen Beſtandtheile der Dichtungen; aus den Briefen ergaben ſich manche werthvolle und charakteriſtiſche Züge, und zugleich geſtaltete ſich aus ihnen ein chronologiſches Fachwerk, in welches ſich die einzelnen Erzählungen mitunter trefflich einfügten; in den letzten vier Jahren ſeines Lebens hatte ich ihn ſelbſt oft genug geſehen und beobachtet, um ſeine Eigenthümlichkeit kennen zu lernen. Endlich über manche frühere und ſpätere Momente war ich im Beſitze der glaubwürdigſten Zeugniſſe und Notizen, die ich ſeinen Freunden und den Perſonen verdankte, die Jahre lang zu ſeiner nächſten Umgebung gehört hatten. Wenn ich hier von der Unterſtützung und Förderung ſpreche, welche ich durch Andere erfahren, habe ich vor Allen Friedrich von Raumer auf das dankbarſte zu nennen, der in der warmen Theilnahme an dieſen Erinnerungen die treue Freundſchaft, die ihn mit dem Dichter im Leben verband, auch nach deſſen Tode bewährt hat. Ihm verdanke ich die Benutzung ſeines höchſt gehaltreichen Briefwechſels mit Tieck, eine Anzahl Briefe Tieck's an F. Schlegel, mündliche Ueberlieferungen und Berichtigungen, Rath und Hülfe aller Art, wie ſie nur der Freund und hiſtoriſche Augenzeuge zu geben vermag. Für Anderes bin ich einem zweiten ältern Freunde Tieck's, F. von der Hagen, ſeinem Neffen G. Waagen, und ſeinen ſpätern Freunden Loebell und Carus dankbar verpflichtet. Den beiden Letzten doppelt, da ſie mir verſtattet haben, ihre Mittheilungen meinem Buche unmittelbar beizufügen. Auch aus dieſen Quellen ergab ſich eine nicht unbeträchtliche Maſſe des Stoffs.

Bei der Bearbeitung war es zunächſt gerathen, die

Gespräche allgemeinen, nicht biographischen Inhalts auszusondern und in einem eigenen Abschnitte zu sammeln. Hier habe ich Tieck's Worte getreu wiedergegeben, wie ich sie aufgezeichnet und im Gedächtnisse bewahrte. Ich glaube nicht, daß sie durch die Umwandlung des Dialogs in den Monolog, die sich aus dem eingenommenen Standpunkte mit einer gewissen Nothwendigkeit ergab, irgendwie erheblich gelitten haben. Hoffentlich wird das sechste Buch den Reichthum dieser Unterhaltungen wenigstens ahnen lassen. Die Jugendbilder im ersten Buche ruhen ausschließlich auf Tieck's Erzählungen. Diese bilden auch den Hauptbestandtheil des zweiten, doch kommen hier manche Ergänzungen aus den Briefen hinzu, welche bei der fragmentarischen Beschaffenheit der Erzählungen aus der spätern Zeit im dritten und vierten Buche besonders wichtig wurden. Das fünfte hat sich vorzugsweise aus mündlicher Ueberlieferung und eigener Anschauung ergeben.

Die Darstellung im Einzelnen war durch die verschiedene Natur des Stoffs bedingt. Wenn das eng begrenzte, doch tief bewegte Jugendleben, und das berliner Kleinleben jener Zeit interessiren sollte, so mußte ich es mit vollstem Eingehen, so weit es mir erinnerlich war, zu schildern versuchen, während die spätere Zeit weder nach dem vorliegenden Stoffe, noch ihrem Charakter nach ein gleiches Verfahren erlaubte. Daher die fast novellistische Haltung der ersten, die literarhistorische der letzten Bücher. Ich bemerke ausdrücklich, in jene Bilder ist kein Zug aufgenommen, der nicht von Tieck selbst angedeutet worden wäre; das gilt namentlich durchgehend von den geschilderten Seelenzuständen. Man halte sie nicht für psychologisirende Phantasiegemälde; gerade in dieser Weise pflegte er seine frü-

heften innern Kämpfe zu schildern. Spätere Darstellungen ähnlicher Zustände sind aus Briefen geschöpft. Wo Personen redend eingeführt sind, gehören ihre Worte Tieck an, ebenso die bisweilen vorkommenden Urtheile über mehr oder minder bekannte Charaktere seiner Jugendzeit. Dagegen die Verbindung des Einzelnen, die chronologische Gruppirung zerstreuter Bestandtheile, die oft nicht leicht war, weil Tieck bei der freien Bewegung des Gesprächs an ein chronologisches Aufreihen am wenigsten dachte, die Sammlung unter leitende Gesichtspunkte, die Herstellung eines historischen Charakterbildes, welches an einigen Stellen in einen fernen Hintergrund blicken läßt und sich zum Zeitbilde erweitert, dies Alles gehört mir ausschließlich an. Also nicht Tieck's Denkwürdigkeiten, seine Lebensgeschichte gebe ich; ich gebe sie unter der Verantwortlichkeit, wie sie überall dem Geschichtschreiber zufällt, der einen überlieferten Stoff darzustellen versucht. Bei der abweichenden Natur des meinen, schien diese Auseinandersetzung unerläßlich.

Noch ein Wort habe ich zu sagen. Wenn ich eine Charakteristik Tieck's zu entwerfen versuchte, konnte ich ihn nur so darstellen, wie er mir in einem mehrjährigen Umgange als Mensch, und in seinen Werken als Dichter erschienen war, deren höchste Werthschätzung seit frühen Jahren bei mir feststand, lange vorher, ehe ich eine Ahnung davon hatte, ihm jemals persönlich nahe zu treten. Diese Lebensgeschichte ist somit unbeabsichtigt zu einer literarhistorischen Würdigung und Vertheidigung Tieck's geworden. „Oder vielmehr zu einer Verherrlichung", werden Andere hinzusetzen. Ich habe nichts dawider, denn ich bin mir bewußt, mei-

nen Stoff gegeben zu haben, wie ich ihn fand und wie er sich mir darstellte. Immerhin aber wird es gut sein, auch einmal den andern Theil zu hören, nachdem so manches ungerechte und verkehrte Urtheil im Namen der Kritik und der historischen Gerechtigkeit mit der Miene der Unfehlbarkeit über ihn gefällt worden ist. Seine Beurtheiler sind in vielen Fällen Verurtheiler gewesen. Es ist nicht zu viel behauptet, kein anderer großer deutscher Dichter ist härter, undankbarer behandelt worden. Es wäre wol der Mühe werth, eine Galerie der Kritiken zu sammeln, die von der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" bis auf die „Halleschen Jahrbücher" über ihn erschienen sind, und bis auf den Augenblick, wo die Feuilletonisten ihm die Grabrede gehalten haben. Haben doch manche Kritiker erst durch seinen Tod die beruhigende Ueberzeugung gewonnen, daß nunmehr auch die Romantik wirklich todt und völlig überwunden sei!

Ein ähnlicher Ton wird in vielen Literaturgeschichten, berühmten und unberühmten, angeschlagen. Während es bei andern Dichtern eine Pflicht ist, von der man nicht gern abweicht, die Anerkennung der Kritik, das Positive dem Negativen vorangehen zu lassen, ist bei Tieck die umgekehrte Praxis zur Regel geworden. Man beginnt mit dem Tadel, man entwickelt, wie seine Richtung von Hause aus eine falsche gewesen sei, Mängel und Schwächen werden ausgemalt, bald gibt er zu viel, bald zu wenig, endlich läßt man unter neuen Clauseln eine halbe Anerkennung schmollend hinterherhinken. Den Dichterischen ist er zu kritisch, den Kritischen zu dichterisch, den Protestanten zu katholisch, den Katholiken zu protestantisch, den Aufgeklärten seiner Jugend zu religiös, den

Frommen ſeines Alters zu aufgeklärt, den Liberalen galt er für ſervil, den Legitimen für einen Oppoſitionsmann. Sehr Wenigen hat er es recht machen können. Man ſage nicht, in der Einſtimmigkeit der verſchiedenſten Kritiker liege der Beweis für die Richtigkeit des Urtheils. Gerade die gleichlautende Verwerfung durch entgegengeſetzte extreme Meinungen kann die Anerkennung enthalten.

Und woher dieſe auffallende Erſcheinung? Ihr Grund iſt nicht ſchwer aufzufinden. In einer von heftigen Parteikämpfen bewegten Zeit wollte er als Dichter frei bleiben, er wollte feſthalten an der Poeſie, die in keines Herrn äußerm Dienſte ſteht; er verſchmähte es, ein geläufiges Stichwort zu gebrauchen, um damit Anhänger und Bewunderer zu werben. „Und ſo fühle ich", ſchreibt er im Jahre **1816** an Solger, „daß bei uns immer Alles, was ich das Rechte nennen möchte, ſei es in Philoſophie, Kunſt oder Religion, als ein Eremit wohnt, deſſen Pflicht es iſt, keiner Gemeinde anzugehören" („Solger's nachgelaſſene Schriften", I, 392). Man hätte ihm Manches verziehen, wenn er nur zu irgendeiner Fahne geſchworen hätte, aber unabhängig ſein, und dennoch mitreden zu wollen, das konnten Parteien, Schulen und Sekten nicht ertragen. Darum haben ſie ihn ſchließlich ſelbſt zu einem Parteihaupte gemacht. Er iſt ſtets er ſelbſt geblieben, und wie man ſich auch anſtellen möge, weiter als ſich ſelbſt hervorzubringen, bringt es am Ende kein Menſch, ſagt der Altmeiſter.

Alſo die Acten über Tieck und ſeine Dichtungen ſind nicht geſchloſſen, wie oft das auch behauptet worden iſt. Es lebt noch Mancher, der über die ſpätere Zeit auch nach dieſem Buche wird berichten können. Dazu aber, daß

man ihn in seiner eigenen und vielseitigen Natur kennen lerne, wollen die Erinnerungen beitragen. Von seiner Jugendgeschichte und frühesten Stellung zum damaligen berliner Leben wußte man bisher wenig oder nichts. Sie ist zugleich ein Stück der Geschichte Berlins in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts, und der Vaterstadt liegt es ob, nicht allein sein Grab oder das Geburtshaus zu bezeichnen, eine Straße, wie es geschehen, mit seinem Namen zu benennen, oder sein Bild zu errichten, sondern ihn in der deutschen Geisterwelt auf seiner hervorragenden Stelle anzuerkennen. Berlin nennt keinen größern Dichter den seinen.

Hiermit gebe ich dieses Buch aus der Hand, dessen Vollendung mir eine Pflicht der Pietät war, und das einen Theil meines eigenen Lebens enthält. Mir ist am besten bewußt, daß ich nicht Alles zu leisten vermochte, was die Aufgabe erfordert. Niemals bin ich mehr davon durchdrungen gewesen als jetzt, wo mir das edle Bild, in dessen Augen ich so oft geblickt habe, wiederum klar vor der Seele schwebt. Es ist der Uebergang vom unmittelbaren Dasein zur Geschichte, den ich erlebt habe. Wie es zu den erschütterndsten Erfahrungen gehört, das Leben, welches man als ein gegenwärtiges empfunden hat, erblassen, sich auflösen und zur Vergangenheit hinschwinden zu sehen, so ist es die schwerste Probe aller Geschichtschreibung, die Grundzüge desselben im Bilde herzustellen und von neuem zu beleben. Doch in dem Geiste wohnt eine Kraft, die über Mängel und Schwächen hinweghilft. Ich habe das Vertrauen, etwas von jenem frischen Lebenshauche, der die mündlichen Erzählungen durchwehte, werde auch noch in meiner Darstellung fühlbar sein.

So mag denn heute, an demſelben Tage, an welchem Tieck vor zweiundachtzig Jahren das Licht der Welt erblickte, der Schlußſtein dieſem Denkmale eingefügt werden, welches ich auf ſeinem Grabe zu errichten unternommen habe.

Berlin, am 31. Mai 1855.

Rudolf Köpke.

Erſtes Buch.

Jugendbilder.

1773—1792.

1. Das Vaterhaus.

Am Eingange der Roßſtraße zu Berlin, unfern des Kölniſchen Rathhauſes, in einem engen, betriebſamen und geräuſchvollen Theile der Stadt, wo in niedrigen Kramläden Gewerbe und Kleinhandel ihren Sitz haben, liegt ein dunkles Haus, das in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu den ſtattlicheren der Nachbarſchaft gehören mochte. In dieſem Hauſe wohnte um jene Zeit ein Bürger und Handwerker; das war Meiſter Johann Ludwig Tieck, der Seiler. Es war ein einfacher, aber auch friſcher und kräftiger Mann, der mit geradem Sinne und hellem Auge ſeines Weges zu gehen pflegte. Ein Leben voll Arbeit und Erfahrung war ſeine Schule geweſen, und hatte in ihm jene ehrenfeſte, altbürgerliche Verſtändigkeit und Tüchtigkeit ausgebildet, die ohne viel Worte den Nagel auf den Kopf trifft, und in den Zeiten Friedrich's des Großen bei den Genoſſen des kleinen Handwerks nicht ſelten war. Auch ſein Vater mochte ein Handwerker geweſen ſein. Das Familiengedächtniß hat es nicht aufbewahrt, woher er ſtammte, doch rühmte man ſich zuweilen nicht unanſehnlicher Verwandtſchaft, zu der man ſogar einen General zählen wollte.

Wie es die Ordnung des Gewerbes vorſchrieb, hatte Meiſter Tieck in ſeinen jungen Jahren, als er losgeſprochen worden, zum Wanderſtabe gegriffen, und war als Handwerks-

geſell in die Fremde gezogen. Er hatte Deutſchland durchwandert, war nach Ungarn gekommen und dann weiter bis an die Grenze der Türkei. Dabei fehlte es nicht an Abenteuern. So hatte ſich einſt in dieſen Gegenden ein Reiſegefährte zu ihm geſellt, der die Lage einer jener ungariſchen Grenzfeſtungen ſo anmuthig fand, daß er ſich niederſetzte und die Umriſſe in ſeinem Buche nachzuzeichnen begann. Von der Feſtung aus bemerkte man ſeine Abſicht, glaubte in den beiden Wanderern Spione zu erkennen, und that einige Schüſſe auf ſie, die zum guten Glück ihr Ziel verfehlten. Nach der Heimkehr ſetzte ſich Tieck als Meiſter, wie es Brauch war, und begründete einen Hausſtand. Seine Frau holte er ſich aus Jeſerig, einem Dorfe bei Brandenburg. Sie war die Tochter des Schmiedemeiſters Schale, doch im Hauſe des dortigen Predigers, Namens Latzke, erzogen, der ſie frühzeitig als eine Waiſe zu ſich genommen hatte. Darauf betrieb der Meiſter unter ſeinen Mitbürgern eifrig ſein Gewerbe, und nahm Antheil an Allem, was Handwerk und Bürgerweſen anging. Bei den Zunftgenoſſen war er angeſehen als ein ſtrengrechtlicher Mann, der ſeinem Stande ergeben ſei, und nicht allein das Herz, ſondern auch die Zunge auf dem rechten Flecke habe, und zur guten Stunde ein gutes Wort ohne Scheu zu ſagen wiſſe. Darum wählten ſie ihn auch in mancher wichtigen Sache zum Sprecher und Vertreter.

Unter den Handwerkern ſelbſt gab es ſchon allerlei Widerſpruch gegen die Zünfte und ihre engen Regeln. Manche meinten, es könne mit dem Gewerbe erſt beſſer werden, wenn dieſe alten Ordnungen aufgehoben würden. Darüber war ein Streit entſtanden, und zu den Vertheidigern der Zünfte gehörte auch Meiſter Tieck, der von der Auflöſung des Verbandes nichts als Unordnung erwartete. Doch wollte er darum nach eigener Erfahrung nicht in Abrede ſtellen, daß

Vieles anders und beſſer ſein könne. Nun hatte ſich das Gerücht verbreitet, auch der König ſei den Zünften nicht geneigt. Darum beſchloſſen die Freunde derſelben, ihn ſelbſt unmittelbar anzurufen, daß er ſie bei dem alten Rechte ſchütze. Eine Anzahl von Meiſtern ſollte ihm eine Bittſchrift überreichen und Tieck ihr Sprecher ſein. Den kürzeſten Weg ſchlug man ein, das Geſchäft auszurichten. Zu einer beſtimmten Stunde des Tages pflegte Friedrich an einem Fenſter des Schloſſes Sansſouci zu ſtehen, dann ſtellten ſich die Bittenden unter einen Baum im Garten, auf den der Blick des Königs fallen mußte; nicht ſelten ließ er ſie zu ſich hereinrufen und hörte ihre Anliegen. So geſchah es auch hier. Friedrich erblickte die Meiſter, und ließ ſie zu ſich beſcheiden. Tieck durfte ihm die Bittſchrift überreichen und noch einige Worte zum Schutze der Zünfte ſagen. Der König hörte ihn gnädig an, und entließ ihn mit der Verſicherung, auch er ſei kein Feind derſelben und werde ſich der Sache annehmen.

Aber ſolche Erfahrungen und die Thätigkeit des Tages reichten für die Bedürfniſſe des begabten und mit mancherlei Kenntniſſen ausgeſtatteten Mannes nicht hin; er führte dabei auch ein nach innen gekehrtes Leben. In kirchlichen wie in politiſchen Dingen war er gut Friederichiſch geſinnt. Er hielt es mit dem moraliſchen Wandel und einem redlichen und tüchtigen Handeln, im Uebrigen war er ein Freund der Aufklärung, und pflegte ſich die Dinge ohne viele Wunder auszulegen.

Doch in dieſem Punkte trat auch die eigenthümliche Sinnesart der Hausfrau hervor. Von ganzem Herzen war ſie der alten kirchlichen Gläubigkeit zugethan. Hier am erſten kam es zu gereizten Geſprächen, in denen jeder Theil ſich zeigte, wie er war. Der Mann verſtändig, eifrig, auffahrend, oft derb und handfeſt, im Hauſe die rauhe Seite herauskehrend; die Frau ſanft, ſchüchtern, in ſich gekehrt, dem

Manne gegenüber duldend und beſchwichtigend, aber beharrlich. Vor allem war ihr durch Gemüthsart und Erziehung der Glaube eine Herzensſache geworden, und ſie ließ ſich durch den bald rauhen, bald ſpottenden Widerſpruch des Mannes nicht irre machen. Wenn er ſie in den Stunden ihrer ſtillen Sammlung im Porſt'ſchen Geſangbuch leſend fand, ſo ging das ſelten ohne eine Gegenbemerkung von ſeiner Seite ab. Dann zog er mit ſeiner hausbackenen Moral ganz ernſtlich gegen die alten Kirchenlieder zu Felde, warf ihnen Lüge und Unwahrheit vor, und erklärte ſie für überflüſſig oder gar ſchädlich. Am meiſten ärgerte er ſich an den Liedern, in welchen Chriſtus als Bräutigam der Seele dargeſtellt wird, beſonders wenn ſie etwa von Frauen gedichtet waren. Oder mit platter Verſtändigkeit bemerkte er in Paul Gerhard's Liede „Nun ruhen alle Wälder" gegen den Vers: „Es ſchläft die ganze Welt": „Wie kann man dergleichen abgeſchmacktes Zeug behaupten! Die ganze Welt ſchläft nicht! In Amerika ſcheint die Sonne, da wachen die Leute." Solchen Einwürfen gegenüber ſchloß die Frau ihre ſtille Frömmigkeit nur umſomehr in die Tiefen ihres Gemüths ein.

War gleich dieſe Art der Aufklärung bei dem Meiſter Tieck in Fleiſch und Blut übergegangen, ſo fehlte es ihm doch keineswegs an Sinn und Verſtändniß für höhere Dinge, nur wandte er ſich der weltlichen Seite zu. Die erſten glücklichen und kühnen Verſuche der deutſchen Dichtung ſeit dem Anfange der ſiebenziger Jahre hatten einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht und bald ſein Herz gewonnen. Wie eine neue Morgenröthe war Goethe's Poeſie über der deutſchen Literatur aufgegangen. Die einfachen und offenen Gemüther empfanden es alle, hier quelle der Born einer unverfälſchten Dichtung. Es ſpricht für das natürliche Gefühl des alten Tieck, das ſich in der harten Schale des werkthätigen Bürger-

ſtandes lebendig erhalten hatte, wenn der ſchlichte Handwerker erkannte, Goethe ſei doch ein ganz anderer Mann als Gellert, Kleiſt und Gleim. Als ſpäter der Streit über die Anerkennung der neuen Poeſie heftiger entbrannte und auch dem alten Meiſter zu Ohren kam, ſagte er voll Verdruß: „Was reden denn die Leute, ſie verſtehen ja dieſe Bücher gar nicht!“ Oder wenn von „Werther“ oder „Götz“ die Rede war: „Die Andern mögen ſich anſtellen, wie ſie wollen, ſo etwas können ſie doch nicht machen!“

Bei dieſem lebhaften Antheil an den neuen Dichterwerken und dem regen Triebe, ſich unausgeſetzt zu belehren und zu unterrichten, wurde manches gute und nützliche Buch nicht nur geleſen, ſondern auch gekauft, und allmälig ſammelte ſich ein kleiner Hausſchatz an, auf den man mit Recht ſtolz ſein konnte. Da fanden ſich neben der Bibel, die auch die Aufklärung des Vaters als Grundbuch des Hauſes und Lebens in Ehren hielt, und neben der nützlichen Belehrung, die Guthrie's und Grey's „Weltgeſchichte“ und einige andere hiſtoriſche Bücher gewährten, die erſte Ausgabe des „Götz von Berlichingen“, Goethe's Schriften in dem Himburg'ſchen Nachdruck, die erſten Abdrücke der verwegenen Dichtungen von Lenz, der „Rheiniſche Moſt“, einige Wochenſchriften und manches Andere der Art.

Auch an dem deutſchen Schauſpiele, das eben damals ſelbſtändig zu werden ſuchte, fand er vielen Geſchmack. Der Zufall hatte ihn ſogar mit den Schauſpielern zuſammengeführt, die er auf den Bretern in der Behrenſtraße des Abends tragiren ſah. Die Arbeit forderte Ruhe und Erholung, und ſo war denn Meiſter Tieck auch den bürgerlichen Vergnügungen nicht abhold. Nachmittags ging er hinaus in eine jener beſcheidenen Anlagen vor den Thoren Berlins, wo man bei einem Glaſe Kottbuſer Bier ein ſogenanntes Gartenvergnügen, etwa eine Kegelbahn und einige Gevattern und Stamm-

gäſte vorfand. Da wurde geraucht, gekegelt, gelacht, mancher handfeſte Spaß lief mit unter, und zufrieden mit ſeinem Daſein, ſchlenderte man Abends ſchwatzend und plaudernd wieder nach Hauſe. Zu den Stammgäſten hatten ſich auch einige Schauſpieler geſellt, mit denen man auf der Kegelbahn näher bekannt wurde. Meiſter Tieck war vorurtheilsfrei genug, den Verkehr mit der verrufenen Kaſte nicht zu meiden. Machte es ihm Vergnügen, die tragiſchen Helden einmal als gewöhnliche Menſchen zu ſehen, oder mochten ſie durch ihre Späße die Heiterkeit der Geſellſchaft erhöhen, genug er ſtand auf gutem Fuße mit ihnen. Doch bemerkte er an den lockern Geſellen auch Vieles, was ſeinen ſtrengen Bürgerſinn beleidigte, Leichtſinn, Prahlerei, Lüge, Ausſchweifung. So kam er denn oft mit der Bemerkung nach Hauſe: „Die Komödianten (anders nannte er ſie nicht) ſind doch ſchlechte, unmoraliſche Geſellen. Es iſt kein Verlaß auf ſie!“

Dagegen ſtanden die Gelehrten bei ihm um ſo höher im Anſehen. Es war nicht das dumpfe Staunen vor einer Maſſe fremder und unverſtändlicher Kenntniſſe, was ihn erfüllte, ſondern die Ueberzeugung, der gelehrte Stand ſei nicht nur der Hüter geiſtiger Schätze, ſondern ſolle ſie auch als Lehrer des Volks verwenden. Darum ſchien es ihm natürlich, daß der Lehrſtand in der öffentlichen Achtung hochſtehen und ſich in ihr erhalten müſſe. Er erkannte den Gelehrten ſelbſt noch im Zerrbilde an.

Eines Abends fand er in ſeiner Bürgergeſellſchaft den berüchtigten Magiſter Kindleben. Dieſer Mann, nicht ohne Talent und Kenntniſſe, war urſprünglich auf einem Dorfe bei Berlin Prediger geweſen, hatte aber wegen grober Unſittlichkeiten ſeines Amts entſetzt werden müſſen. Seitdem lebte er von gelehrten Lohnarbeiten in Leipzig und Halle, und ſchrieb ſchlechte Gedichte und Romane, in denen er zum

Theil seine eigenen Abenteuer erzählte; denn bald war er in allen Schenken wie auf den Straßen eine bekannte Erscheinung geworden. An jenem Abende hatten ihn einige Bürger mitgebracht; er sollte dem spießbürgerlichen Spotte preisgegeben werden. Stets hungeriger und noch mehr durstiger Gelehrter, possenreißender Pedant, literarischer Landstreicher, schien er denselben weit mehr herauszufordern als zu fürchten. Sein unverschämtes Wesen, seine schmuzige Bettelhaftigkeit zeigte den Gelehrten in tiefster Versunkenheit. Der rohe Spaß begann damit, daß man ihn betrunken machte. Voll Entrüstung verließ darauf Meister Tieck seine Ressource. So sollte man mit der Gelehrsamkeit nimmer umgehen, selbst wenn sie in so gemeiner Gestalt auftrat, wie hier.

Inzwischen hatte sich im Hause Vieles verändert. Eine Familie war entstanden und begann heranzuwachsen. Der Raum war enger, die Sorgen größer geworden. Im Laufe von vier Jahren hatte die Mutter drei Kinder geboren.

Es war ein hoffnungsvoller Tag, als am 31. Mai des Jahres 1773 um elf Uhr Morgens das älteste Kind in der schmalen, dunkeln Hinterstube, in die nur ein kärgliches Licht vom Hofe hineinschimmerte, zur Welt kam. Dieses Kind, das dem Meister Johann Ludwig Tieck, dem Seiler, geboren wurde, war Meister Johann Ludwig Tieck, der Dichter. Als ältester Sohn empfing er am 6. Juni in der Taufe, zu der mehrere hochadelige Gönner der Familie als Zeugen eingeladen waren, die Namen des Vaters. Am 28. Februar 1775 folgte eine Tochter, Anna Sophie, und am 14. August 1776 der jüngere Sohn, Christian Friedrich. So wuchsen denn drei Kinder im Hause heran, zwei Söhne und zwischen ihnen eine Tochter, und mit ihnen manche schwere und gewichtige Sorge. Denn bald mußte der Vater ahnen, mit diesen Kindern habe ein anderer, neuer Geist in seinem engen Hause Wohnung

gemacht. Unter den Augen des Vaters und der Mutter verlebten ſie die erſten Jahre. Nur dunkel erinnerten ſie ſich der Großmutter, die im Hauſe des Sohnes ſtill als Matrone lebte und bald verſchwand, ohne an der Erziehung theilgenommen zu haben.

Bei Ludwig, dem Aelteſten, zeigten ſich Vorſtellungskraft und Empfindungsvermögen ungemein früh. Die Bilder und Eindrücke, welche er empfing, erweckten in ihm bald eine dunkle Ahnung der Leiden und Freuden, denen das menſchliche Herz unterworfen iſt, ſolange es ſchlägt. Dieſe erſten Erſchütterungen der Seele müſſen in dem Kinde ein tief ſchmerzliches Gefühl hervorgerufen haben, denn im hohen Alter erzählte der Greis davon mit der vollen Lebendigkeit eines gegenwärtigen Eindrucks. Ein Hausfreund hatte einſt ein eigenthümliches Schauſtück mitgebracht. Es war eine Doſe, auf deren Deckel man unter einer Kryſtalleinfaſſung ein ſtrahlendes Farbenmuſter ſah. Von dieſem bunten Bilde wurde das Kind mit unwiderſtehlicher Macht angezogen. War es eine erſte Ahnung der Schönheit der Welt, die es erfüllte? Auf den Augenblick kurzer Freude folgte das Gefühl des erſten Verluſtes, als man das glänzende Spielzeug aus ſeinen Händen nahm. Es war untröſtlich, und der Greis Tieck verſicherte, ſchon da zuerſt den Schmerz des Lebens empfunden zu haben. Ein anderes Mal hatte die Wärterin das Kind auf die Stufen vor der Stechbahn am Schloßplatze niedergeſetzt. Vergnüglich ſah es über den Platz nach der Brücke und dem Standbilde des großen Kurfürſten hinüber. Alles machte ihm den heiterſten Eindruck, als es plötzlich bemerkte, daß die Wärterin verſchwunden ſei. In ſchlecht verſtandenem Scherze war ſie hinter einen Pfeiler getreten. Da wurde das Kind mitten unter dieſen Geſtalten von dem Gefühle tiefſter Einſamkeit ergriffen. Wenig half das Zu-

reden der hervortretende Wärterin, und lange konnte es dieſe dunkle, ſchreckliche Empfindung nicht vergeſſen.

Nicht minder früh wollte das Kind in geregelter Weiſe beſchäftigt ſein. Auf dem Schooſe der Mutter lernte es die Buchſtaben kennen, um ſo ſchneller, je mehr die Phantaſie zu Hülfe kam. Sie ſchienen zu leben, ſie wurden zu luſtigen Geſtalten aller Art. Kaum vierjährig, konnte der Knabe leſen, und ſchon trat an die Stelle der Fibel die Bibel, die in ihren geſchichtlichen und poetiſchen Theilen bald ſein Lieblingsbuch wurde. Es überkam ihn ein Gefühl von der Hoheit des hier wehenden Geiſtes; der wunderbar erhabene und doch wieder kindliche Ton, Verſtandenes und Unverſtandenes, Alles feſſelte ihn gleich ſehr. Er konnte ſich nicht ſättigen an dieſen rührend-einfachen Geſchichten der Erzväter, und ſchon im Lauf der erſten Knabenjahre hatte er die Bibel mehr als einmal ganz durchgeleſen. Wenn dann Nachbarn und Verwandte ihn, auf ſeinem Fußbänkchen ſitzend, in der Bibel eifrig leſen hörten, ſo ſchüttelten ſie über ſo frühreifes Weſen bedenklich den Kopf, oder Mancher meinte auch: „Wie geſchickt doch das Kind thut, als wenn es leſen könnte!“

Neben der Bibel hatte auch das Geſangbuch der Mutter eine große Anziehungskraft für ihn. Es hatte einen ſtark vergoldeten Einband, der an den Seiten mit kunſtvollem Schnitzwerk in Elfenbein ausgelegt war. Es mochte ein Erbſtück ihrer Aeltern oder ein Geſchenk des Pfarrers ſein, das er ſeinem Pflegekinde als Andenken mit auf den Weg gegeben hatte. Wie hoch hielt es nicht die Mutter! Und wenn das Kind ſie jene alten Lieder leſen hörte, wie hallte der kaum geahnte Inhalt, die bilderreiche Sprache, die doch ſo einfach war, der Gleichklang des Reimes in ſeiner Seele wider! So wurde es bald auch mit den Liedern der lutheriſchen Kirche vertraut.

Doch zu dieſen Büchern, die prophetiſch die erſten und

urſprünglichſten menſchlichen Empfindungen erweckten, geſellte ſich ein anderes, welches die junge Seele nicht minder mächtig ergriff und ihr den tiefſten Eindruck für das Leben gab. Dies war Goethe's „Götz von Berlichingen". Abends, nach gethaner Arbeit, wenn die Kinder ſchliefen, oder der Aelteſte im Winkel kauernd lauſchte, pflegte der Vater ein Buch aus ſeiner Hausbibliothek hervorzulangen, oder auch irgendein entliehenes der Mutter vorzuleſen. Freilich fiel die Wahl mitunter auf ziemlich abgelegene Bücher, deren Verſtändniß in dieſem Kreiſe zweifelhaft war. Er las Fontenelle's Schrift von der Mehrheit der Welten in der Bode'ſchen Ueberſetzung vor; doch häufiger eins von jenen Dichterwerken, von denen man jetzt ſoviel reden hörte. So wurde Ludwig in die deutſche Dichtung eingeführt, und es dauerte nicht lange, ſo bemächtigte er ſich ſelbſtändig der Bücher, aus denen er den Vater hatte vorleſen hören.

Vor allen aber blieb er bei einem ſtehen, beim „Götz". Wie an die Bibel, glaubte er mit ganzer Seele an dieſes Gedicht. Es war der erſte Eindruck des geheimnißvollen Zaubers der Poeſie, den er erfuhr; die Welt der Phantaſie wurde ihm zur ſinnlich wirklichen. Wie die Patriarchen, Helden und Könige des Alten Teſtaments lebendig gegenwärtig vor ihm ſtanden, meinte er, auch dieſe mannhaften Ritter, Götz ſelber, müßten noch unter den Lebenden ſein. Es waren Menſchen, mit denen er lebte und verkehrte, wie mit Vater und Mutter und ſeinen Geſchwiſtern. Wie beſtürzt war er nicht, als man ſeiner kindiſchen Einfalt lachend, ihn ſpäter darüber belehrte, weder dieſer Götz, noch irgendeiner ſeiner Gefährten ſei eine lebende Perſon, dieſe Geſchichte ſei eine erdichtete; der Mann, der ſie geſchrieben habe, heiße Goethe und lebe in Weimar. Für eine Art von Offenbarung hatte er den „Götz" gehalten, und nun hörte er, ſie ſei ein Buch,

wie alle Bücher ſind. Wie gern hätte er dieſe Aufklärung für die Welt hingegeben, die er dadurch verlor! Fürs erſte ahnte er von ſolchen Enttäuſchungen noch nichts, und gehend und ſtehend, in allen Winkeln des Hauſes, wachend und ſchlafend trug er ſich mit den Geſtalten dieſer Ritter und Frauen, und ihre herzhaften Reden klangen in ihm unaufhörlich nach. Nur durch Eins konnten ſie zu Zeiten zum Schweigen gebracht werden, durch die Erzählungen der Mutter.

Wenn im Dämmerlichte des Abends die ſonſt wohlbekannten Spielſtätten die Kinder fremd und geheimnißvoll anblickten, und das laute Treiben allmälig verſtummte, dann ſammelten ſie ſich ſtill am Schooſe der Mutter, und manche oft gehörte Geſchichte mußte ſie erzählen. Die Erinnerungen ihrer eigenen Kindheit erwachten. So gleichförmig auch ihre Jugend in dem Pfarrhauſe verfloſſen war, dennoch wußte ſie Manches davon zu erzählen. In ihrem Munde wurde das Einfache und Natürliche für die Kinder zum Märchen und Wunder, das ſich ihrem Gedächtniſſe tief einprägte. Von einer alten, unheimlichen Frau in ihrem väterlichen Dorfe erzählte ſie, die für die Jugend ein Gegenſtand geheimen Schauers geweſen war. Häßlich und böſe ſaß ſie allein und ſchweigſam in ihrer Stube am Spinnrocken, nur einen kleinen Hund litt ſie um ſich. Ungern entſchloß man ſich, ſie anzureden, und geſchah es, ſo antwortete ſie zornig und in einem nur halbverſtändlichen Kauderwelſch, das den Kindern ſchauerlich wie böſe Zauberformeln in die Ohren klang. Am ſchrecklichſten erſchien ſie, wenn ihr einziger Gefährte, der Hund, ihr entſprungen war. Dann ſtand ſie an der Thür und blickte ſpähend das Dorf hinab, oder lief mit wunderlichen Geberden durch die Straßen und rief mit gellender Stimme nach dem Hunde: „Strameh! Strameh! Strameh!“

So waren die Menſchen und Umgebungen, unter denen

Ludwig Tieck, der Dichter, geboren wurde und aufwuchs. Es war der enge Kreis des kleinbürgerlichen Lebens. Arbeit, Sparſamkeit, Redlichkeit waren die Hausregeln. Man lebte beſchränkt, aber darum nicht ärmlich oder gar kümmerlich; man hatte ſich eng eingerichtet, ohne von der Welt abgeſchnitten zu ſein; man brauchte ſich nicht ängſtlich jede kleine Freude zu verſagen. Es herrſchte in dem Hauſe die Zufriedenheit des tüchtigen Handwerkers, der mit Verſtand auszugeben weiß, was ihm ſeiner Hände Arbeit erworben hat, und auch die Mittel erſchwingen kann, ſeinen Kindern eine Erziehung zu geben, die ihnen einſt breitere, ſonnigere Wege zu öffnen vermag. Dieſes dunkle, bürgerlich eingerichtete Zimmer zu ebener Erde, dieſer lange, ſchmale Hausflur, der kleine Hof dahinter, auf den nur ein ſpärlicher Himmel herabblickte, die Schwelle an der Hausthür, das waren die Räume, die Ludwig zuerſt mit den Gebilden ſeiner jungen Phantaſie bevölkerte, die ihm zum Schauplatze ſeiner kindiſchen Leiden und Freuden würden. Aber ſchon war die geheimnißvolle Ahnung darüber hinausgeflogen, und träumte von einer andern wunderbaren Welt, die jenſeit der Schwelle des Vaterhauſes lag.

2. Schule und Straße.

Bald mußte ein großer Entſchluß gefaßt werden. Es hieß: „Der Junge muß in die Schule!“ Die tägliche Arbeit ließ den Aeltern keine Muße ihn hinreichend zu beſchäftigen, oder auch nur ihn ſtets zu beaufſichtigen. Zunächſt brachte man den kaum fünfjährigen Knaben zu einem alten gutmüthigen Ehepaar, das in der nahegelegenen Fiſcherſtraße eine

A=b=c=Schule für Knaben und Mädchen im erſten Kindesalter hielt. Noch mußte man Morgens bei regnigem und trübem Wetter das Kind auf dem Arme in die Schule tragen. Da geſellte ſich als erſter Geſpiele ein Pudel zu ihm, in deſſen zottigen Haaren es die rothen, erſtarrten Hände wärmte. Die beiden guten Alten, das hohe Zimmer mit ſeinen Bänken, die Kinderſcharen, der Pudel erſchienen ihm ſo anziehend, daß es jeden Morgen nach dieſer neuen Welt ſehnlichſt verlangte.

Die Zeit dieſes ſpielenden Verſuchs ging bald vorüber. Kraft und Muthwille des Knaben begann in Ludwig zu erwachen, er konnte ſich jetzt ältern Spielgenoſſen zugeſellen. Der Vater übergab ihn der ſogenannten Franzöſiſchen Schule für Knaben, die ebenfalls in der nächſten Nachbarſchaft, in der Grünſtraße lag. Hier wurde neben dem gewöhnlichen erſten Unterrichte auch Franzöſiſch gelehrt, freilich ohne ſonderliche Gewähr für ſeine Richtigkeit. Der Schulhalter war ein ehemaliger Schneidergeſelle, den ſein Gewerbe nach Paris geführt hatte. Hier meinte er hinreichende Kenntniſſe der Sprache erworben zu haben, um die berliner Schuljugend im Franzöſiſchen abrichten zu können, und da er es einträglich genug fand, von ſeinen Zöglingen einen Thaler Schulgeld monatlich zu erheben, ſo hatte er ein für alle mal die Nadel mit der Ruthe vertauſcht.

Aber nun folgte der wichtigſte, entſcheidende Schritt, der in ein reiferes Leben hineinführen ſollte. Dies war der Uebergang zur gelehrten Schule, zum Gymnaſium. Mit dem Entſchluſſe, den Sohn das Gymnaſium beſuchen zu laſſen, hatte der Vater ſtillſchweigend ſeine Anerkennung des unverkennbaren Talents ausgeſprochen. Dieſe Anlagen ſollten, wenn auch mit Opfern, ausgebildet werden; der Sohn ſollte etwas Beſſeres werden als der Vater geweſen. Die Wahl

unter den gelehrten Anſtalten war nicht ſchwer. Einen merkwürdigen und hervorragenden Mann gab es damals unter den berliner Schulmännern, welcher ſich bereits ein allgemein anerkanntes Anſehen erworben hatte, Friedrich Gedike. Es war ein raſtloſer und eigenthümlicher Mann, der durch ſeine trefflichen Anſchläge, ſeine planmäßigen und erfolgreichen Einrichtungen, allmälig zum Reformator des geſammten Schulweſens geworden war. Man pries ſich glücklich einen ſo aufgeklärten Gelehrten zu beſitzen, der ganz den Beruf hatte, die veralteten Formen des Unterrichts nach den Anforderungen der neuen Zeit, die auf dem Gebiete der Schulen an Lehren und Verſuchen ſo reich war, neu zu geſtalten. Seit 1779 Director einer ſtädtiſchen höhern Lehranſtalt, des Friedrichsgymnaſiums auf dem Werder, hatte er durch ſeine Geſchicklichkeit der früher verwahrloſten Schule binnen wenigen Jahren einen ungewöhnlichen Ruf verſchafft.

Es war um Johanni 1782, als der Vater den neunjährigen Knaben dem berühmten Lehrer zuführte, der ihn feierlich für Quinta reif erklärte. Somit war Ludwig ein Gymnaſiaſt, ein Quintaner geworden; er trat in die gelehrte Welt ein. Lateiniſch ſollte getrieben werden, Griechiſch ſtand in Ausſicht, die Anforderungen ſteigerten ſich auf allen Seiten. Er geſellte ſich zu einer Schar älterer Knaben, die gewitzigt durch alle Liſten und Abenteuer des Schülerlebens, ſtets bereit waren, ihren jungen Muth an Jedem zu kühlen, der nicht im Stande war ihnen handgreiflich zu beweiſen, ſelbſt Quintanermuth könne ſeinen Meiſter finden. Wie ſauer machten ſie nicht manchem Lehrer das Leben; wie manchen Kampf fochten ſie nicht in der Schulſtube oder auf Straßen und Plätzen aus!

In dieſen Strudel wurde auch Ludwig hineingeriſſen.

Anfangs hatte ſeine Frühreife, ſeine Altverſtändigkeit und Zierlichkeit, denn er galt für ein ſchönes Kind, ihn zum Gegenſtand der Bewunderung und Liebkoſung, zum kindiſchen Spielwerke der ältern Schüler gemacht. Bald aber ward er dieſer duldenden Rolle überdrüſſig, und begann ebenfalls ſeine Fäuſte zu regen. Da ſollte er den gefeierten Director auch als furchtbaren Donnerer kennen lernen.

Einſt war in den Lehrſtunden ein ſchriftlicher Aufruf zum Kampfe gegen die elenden Collegiaten, d. h. gegen die Zöglinge des benachbarten franzöſiſchen Collège, von Hand zu Hand gegangen. Jeder brave Quintaner wurde darin aufgefordert, ſich um vier Uhr Nachmittags, mit einem Rohrſtocke bewaffnet, auf dem Luſtgarten einzufinden. Die Einſtimmenden ſollten ihre Namen unterzeichnen. Ludwig glaubte nicht zurückbleiben zu dürfen, auch er war ein braver Quintaner. Wirklich traf man zur beſtimmten Stunde auf den Feind. Doch plötzlich nahm die Schlacht eine für beide Heere unerwartete Wendung. Auf dem Luſtgarten lagen zahlreiche Quaderſteine verſtreut, die bearbeitet werden ſollten. In dieſen Engpäſſen war man ſich kaum begegnet, als höhere Kräfte in den Kampf der Helden eingriffen. Hinter jenen Steinen erhoben ſich einige handfeſte Steinmetzgeſellen, die blindlings zufahrend aus der Schar der Collegiaten Einzelne herausgriffen, und an den Zöpfen mit ſtarker Fauſt in die Lüfte erhoben. Die Werderſchen, ſo unvermuthet durch ein gigantiſches Geſchlecht unterſtützt, nahmen ihres Vortheils wahr, und hieben auf die zappelnden Collegiaten unter lautem Jubel unbarmherzig ein. Einer der Kämpfer, der Sohn eines Baurath Moſer, hatte dieſe furchtbaren Bundesgenoſſen in der Stille angeworben. Ludwig konnte in das allgemeine Siegesgeſchrei nicht einſtimmen. Nie hatte er braven Quintanern ſolche Tücke und Hinterliſt zugetraut. Voll

Entrüſtung verließ er ſogleich den Kampfplatz und ging nach Hauſe.

Auch ereilte die Nemeſis die Verräther früh genug. Das Actenſtück, welches den Beweis der Verſchwörung enthielt, war in des Directors Hand gefallen. Unterſuchung, ſtrengſte Strafe waren zu erwarten. Am nächſten Morgen trat Gedike als Richter in die Claſſe Quinta, der Pedell hinter ihm mit dem Blitze bewaffnet. Nach einer donnernden Strafrede wurden die Uebelthäter nach der Reihenfolge ihrer Unterſchriften aufgerufen, verhört und die Strafe an ihnen vollzogen. Mit innerſtem Zagen ſah ſich auch Ludwig von den Schwingungen des verhängnißvollen Stockes näher und näher umkreiſt. Endlich hörte er auch ſeinen Namen. „Und Er, einfältiger Menſch", donnerte Gedike ihn an, „der erſt ſeit wenigen Monaten in der Schule iſt, hat ſich auch zu ſolchem Unfug verleiten laſſen? Schämt Er ſich nicht?" Die handgreiflich drohende Gefahr gab dem beſtürzten Knaben einen unerwarteten Muth. Mit angſtvoller Entſchloſſenheit rief er: „Herr Director, ich bitte Sie, hören Sie mich an!" Wirklich hielt der Richter in ſeinem Strafgericht inne, und lieh der Vertheidigungsrede ein geneigtes Ohr. Mit altkluger Beredtſamkeit ſtellte Ludwig dar, wie ſich die Sache eigentlich verhalten habe, und ſchloß mit einer Berufung auf das Zeugniß ſeiner Mitſchüler. Da dieſe ſeine Ausſage unterſtützten, entließ ihn Gedike mit den Worten: „Das iſt ſein Glück!" denen ſich eine eindringliche Warnung für die Zukunft anſchloß.

So gewichtige Erfahrungen brachte Ludwig nicht umſonſt nach Hauſe. Hier wurde er der Führer der jüngern, gelehrigen Geſchwiſter zu manchem kecken, muthwilligen Streiche. Bruder und Schweſter, nur durch einen geringen Unterſchied der Jahre von ihm getrennt, wurden die ſelbſtändigen Gefährten ſeines Lebens. Nicht minder früh, nur nach einer

andern Seite hin, entwickelte ſich Friedrich's Talent. Auch er wurde ſpäter Schüler des Werderſchen Gymnaſiums, doch das ſchulgerechte Lernen war nicht ſeine Sache. Man klagte über ſeine geringe Gelehrigkeit, ſeine Trägheit. Konnten ihm die Schulkünſte keine ſonderliche Theilnahme abgewinnen, ſo zeigte er dagegen viel Anſtelligkeit und Geſchicklichkeit nach außen hin, namentlich eine entſchiedene Gabe für Zeichnen und künſtleriſches Geſtalten. Die Schweſter war in ihren Anlagen dem ältern Bruder ähnlich. Sie war heiter und lebhaft, keck und leichtſinnig, ſchnell und ſcharf in ihrer Auffaſſung, ſchlagend in ihren Antworten, beſaß einen frühreifen Witz und eine unwiderſtehliche Neigung zum Spott. Sie war eine ſtets bereite und helfende Theilnehmerin der Späße und Anſchläge ihrer Brüder, mit denen ſie auch muthig die Leiden theilte. Die Kinder ſtritten und zankten, jagten ſich in Haus und Hof mit Katzen und Hunden umher, prellten die geängſtigten Thiere in auf- und zuklappenden Regenſchirmen, und übten tauſend Eulenſpiegeleien aus.

Es waren die Jahre gekommen, in denen die Strenge der väterlichen Zucht immer fühlbarer wurde. Auch hier zeigte ſich der Vater als Mann von altem Schlage, von ganzem Schrot und Korn. Die volle Gewalt des Vaters und Meiſters, Furcht und Gehorſam, das galt in ſeinem Hauſe als oberſtes Geſetz. Wehe dem Untergebenen, über den ſich das Ungewitter ſeines Zorns entlud, der nicht ſelten unerwartet in jäher Weiſe hervorbrach. Da ruhte die Hand väterlicher Züchtigung oft ſchwer auf Ludwig. Ueberhaupt ſchien es eine Erziehungsregel des Vaters, gegen die Kinder kurz, ſtreng und abweiſend aufzutreten. Niemals lobte er; er ließ gewähren, und ſeine Billigung ſprach er meiſt durch Stillſchweigen aus. Mit ſcharfem Tadel konnte er bei kleinen Dingen herausfahren, aber doch wieder mit jenem

verhüllten Gefühle väterlicher Liebe, das auch durch die Züchtigung hindurchſchimmerte. War er einmal bei beſonders guter Laune, ſo zog er die Kinder wieder heran und erlaubte ihnen wol, ſich in kleinen Wortwechſeln mit ihm zu verſuchen, nur mußten ſie in den geſetzmäßigen Schranken bleiben. Dazu reizten ihn namentlich Ludwig's altkluge Fragen und Antworten, den er dadurch als ſeinen Liebling auszeichnete. Von einem ſolchen Vorzuge hatte dieſer unter der züchtigenden Hand des Vaters keine Ahnung, und er ſtaunte nicht wenig, als ihm in ſpäterer Zeit, da er zum Jünglinge geworden war, der Vater das Geſtändniß ablegte, er ſei eigentlich ſein Liebling geweſen.

Indeſſen fehlte es im fernern Verlaufe des Schullebens nicht an manchem glänzenden Erfolge, der Ludwig bei Lehrern und Schülern in den Ruf eines Genies brachte. Das verdankte er zunächſt der Lebhaftigkeit ſeiner Phantaſie und ſeinem ungewöhnlichen Gedächtniſſe, das auch nur einmal Gehörtes oder flüchtig Aufgefaßtes leicht und ſicher bewahrte. Erſt auf dem Wege zur Schule pflegte er die Lehrſtücke zu überleſen. Wie die Buchſtaben wurden ihm die Zahlen lebendig. Die Figuren, welche durch verſchlungene Rechenexempel gebildet wurden, jede einzelne Ziffer darin, ſchwebte ihm deutlich vor der Seele. Den Rücken gegen die große Wandtafel gewendet, konnte er ſie Stelle für Stelle ohne den mindeſten Anſtoß wiederholen. Dergleichen hatte der Lehrer in ſeiner Schulerfahrung noch nicht erlebt, er ſah darin eine pſychologiſch merkwürdige Erſcheinung. Er ließ Ludwig in die Mitte des Zimmers treten, auf ſeinen Befehl erhoben ſich die übrigen Schüler von ihren Sitzen und mußten ſich drei mal tief verneigen. Es war die erſte Huldigung, welche dem Genius dargebracht wurde.

Ob dieſe Huldigung angemeſſen ſei, war freilich eine an-

dere Frage. Doch scheint erziehende Weisheit eben nicht die Stärke dieses Lehrers gewesen zu sein. Er gehörte zu jenen wunderlichen Originalen der ältern Schulwelt, deren Gewissen weit, und deren Art und Weise oft die sonderbarste war. In seinen Händen blieb Ludwig fürs erste; die untern Lehrstufen hatte er schnell zurückgelegt, nun fing er an langsamer seines Weges zu gehen, je mehr die Anforderungen, die gemacht wurden, mit seinen Kräften in das rechte Gleichgewicht traten.

Viel Veranlassung zu bedenklichen Zweifeln gab dem Knaben zunächst der Subrector Stilke; das war jener Lehrer, dessen Liebling er im Anfange zu sein schien. Es war ein Mann der strengen, kirchlichen Form. Mit den Schülern pflegte er in der Regel im Tone demüthiger Frömmigkeit und väterlicher Milde zu sprechen. In sanftester Weise rief er die Sträflinge zu sich heran. Wie zufällig klemmte er den Frevler zwischen seinen Knien ein, liebkosend streichelte er ihm die Backen mit den Worten: „Siehst du, mein Kind, das mußt du nicht wieder thun. Du kränkst und betrübst damit deinen guten, alten Lehrer, der dich doch so sehr liebt!“ Diese liebevollen Ermahnungen unterbrach er dann durch einige plötzlich treffende Backenschläge von rechts und links, die unter sanftem Zureden und liebkosendem Streicheln in regelmäßigem Takte wiederkehrten. Wie die Milde des guten, alten Lehrers, ward auch bald seine Frömmigkeit verdächtig. Des Morgens wurde der Unterricht mit einem Gebete, das der Lehrer sprach, eröffnet. Einst kam der Subrector Stilke, der die erste Lehrstunde zu halten hatte, statt um acht, kurz vor neun Uhr. Mit feierlicher Miene trat er vor die versammelten Schüler hin, legte seine Taschenuhr auf den Tisch, und begann das Gebet mit folgenden Worten: „Allwissender Gott, vor dessen Blicken nichts verborgen ist,

du weißt, daß meine Uhr heute Morgen unerwartet ſtehen geblieben iſt, und daß ich darum nicht zu rechter Zeit kommen konnte."

Die heller ſehenden Schüler durchſchauten bald dieſes Weſen. Die Einen bequemten ſich ihm augendieneriſch, die Andern trieben übermüthig ihren Spott damit. Auch Ludwig blieb in kecken Bemerkungen nicht zurück. Bald hatte er die Gunſt ſeines Subrectors verſcherzt, und der Zorn des Lehrers ging endlich in eine Art von Haß über, der keinen Anſtand nahm, den leichtfertigen Knaben in allem Ernſte des Atheismus anzuklagen. Da dieſe und andere Anklagen auf alle möglichen Schulfrevel endlich auch zu des Directors Ohren kamen, zog ſich allmälig kein geringes Unwetter über Ludwig's Haupte zuſammen.

Während des Unterrichts machte Gedike regelmäßig die Runde durch das Schulgebäude. Im Vorübergehen warf er einen ſpähenden Blick in die Schulzimmer durch ein in der Thür angebrachtes Schiebefenſter. Nicht ſelten erſchien er zum Troſte und zur Rettung manches bedrängten Candidaten, und griff als deus ex machina mit gewaltiger Schickſalshand die hervorragenden Häupter der Schulhelden heraus. So ſtand er auch eines Tages plötzlich in der Mitte der Tertianer, als das Völkchen luſtig über Tiſch und Bänke ſetzte. Der Erſte, der als Sühnopfer fiel, war Ludwig. Sein Maß war voll; zur Strafe mußte er nach Quarta ins Exil wandern. Für die Schulzeugniſſe hatten ſolche Frevel nicht die beſten Folgen. Es gehörte zu Gedike's eigenthümlichen Mitteln, die Stufenfolge derſelben durch grelle Farben zu verſinnlichen. So brachte Ludwig zum großen Zorn des Vaters die ſchmachvolle gelbe Nummer vier nach Hauſe, auf welche natürlich ein neues, härteres Strafgericht folgte.

Wenn Ludwig den Zorn des großen Schulherrn zu lei-

den hatte, ſo wurde ihm dafür auch einmal die Genugthuung zu ſehen, daß unter Umſtänden auch dieſe Macht in ein bedenkliches Schwanken gerathen konnte. Oft geſchah es, daß auswärtige Schulmänner den berühmten Reformator beſuchten, um ſeine Weiſe an Ort und Stelle kennen zu lernen. Einſt erſchien, von Gedike ſelbſt begleitet, ein ernſter ſtattlicher Mann, in einem langen, grauen Rocke. Er ſetzte ſich als Zuhörer auf eine der Banken nieder, und breitete dabei die bauſchigen Schöße ſeines Rocks mit vieler Würde aus. Einige Buben, die vorher mit einem Kaninchen ihren Muthwillen getrieben hatten, ſchoben ihm dieſes leiſe in die Taſche, während er aufmerkſam dem Gange des Unterrichts folgte. Mit Schrecken fühlte er plötzlich in ſeinem Rocke etwas Lebendiges raſcheln. Entſetzt fährt er in die Höhe und mit den Händen in die Taſche. Die Gegenwart des Schulherrſchers konnte einen allgemeinen Aufſtand, in den Spott und Schrecken ſich miſchten, nicht hemmen. Glühend vor Zorn und Beſchämung donnerte er dazwiſchen. Voll Verwirrung bemühte ſich der Fremde das Kaninchen aus dem Abgrunde der Taſche heraufzuholen. Da trat einer der bosshaften Uebelthäter, ſich zierlich verneigend, auf ihn zu und ſagte: „Erlauben Sie, mein Herr, daß ich Ihnen behülflich bin. Kaninchen faßt man immer bei den Ohren.“

Dergleichen Vorfälle hemmten indeß weder Ludwig's Wiſſenstrieb noch ſeine fernere Entwickelung. Vielmehr war er dem Schulunterrichte in manchen Punkten voraus. Er hatte bereits die Anfangsgründe des Griechiſchen von einem nachhelfenden Primaner erlernt. Es war ſein ſehnlichſter Wunſch, den Homer, namentlich die „Odyſſee“, von der er Mancherlei gehört hatte, was ſeine Phantaſie ungemein anregte, in der Urſprache leſen zu können. Der Vater, der an Lehr- und Bildungsmitteln herbeiſchaffte, was ihm in ſeiner Lage irgend

möglich war, ruhte nicht eher, als bis er seinen Ludwig mit der Damm'schen Uebersetzung des Homer überraschen konnte. Dieser nahm das Buch mit Dank an, sagte aber voll altkluger Selbstüberwindung: „Ich bitte Sie, lieber Vater, dieses Buch für jetzt zurückzulegen. Binnen kurzer Zeit werde ich die «Odyssee» in griechischer Sprache bei Herrn Griese lesen, dann hoffe ich diese Uebersetzung besser nutzen zu können."

Herr Griese war nämlich ein alter Candidat der Theologie, der kümmerlich von Privatunterricht lebte. Halb aus Mitleiden hatte der gutmüthige Vater ihm die Aufsicht über die häuslichen Arbeiten des Sohnes und die griechischen Lehrstunden übertragen. Dafür aß denn Herr Griese einige Male in der Woche an dem Tische des gastfreien Bürgers. Nur war es übel, auch seine Kenntnisse waren ziemlich kümmerlich, und es dauerte nicht lange, so zeigte sich die volle Ueberlegenheit des Schülers. Vor allem gab der Lehrer bei dem Lesen des Homer, worauf er sich aus einer halbverstandenen lateinischen Uebersetzung vorbereitete, die kläglichsten Blößen. Einst erzählte er seinem Zögling ausführlich, wie Aegisth den Orestes ermordet habe, und dafür nach seinem Tode göttlich verehrt worden sei. „Bester Herr Griese", rief der Knabe, „das ist unmöglich! Umgekehrt war es!" Herr Griese stutzte, machte aber doch einige nicht ganz glückliche Versuche, seine eigenthümliche Meinung zu vertheidigen. Im Hintergrunde des Zimmers saß der Vater behaglich in seinem Lehnstuhle, und lachte in sich hinein über seinen klugen Sohn, der bereits den Lehrer aus dem Felde schlug.

Neben dem Griechischen sollte aber das Französische nicht vernachlässigt werden. Auch dafür wußte der Vater ein Mittel. Ludwig mußte den Gottesdienst der französischen Colonie besuchen. Von früher Zeit an hatten die Aeltern mit Strenge auf einen regelmäßigen Besuch der Kirche ge-

halten. Zuerſt hatten ſie die Kinder alle Sonntage in die Petrikirche geführt, in deren Sprengel ſie wohnten; dann hatte man ſie im Vertrauen auf ihren Gehorſam dorthin allein gehen laſſen. Endlich meinte der Vater auch dieſe Stunden nützlich machen zu können. Die Erbauung war hier freilich gering. Oft beſtand die hörende Gemeinde aus keinem Dutzend Menſchen. In ſpäterer Zeit, als der ſogenannte junge Ancillon anfing einen größern Kreis von Zuhörern um ſich zu ſammeln, zog auch Ludwig dieſen geiſtvollen und feurigen Redner allen Andern vor.

Doch nicht nur in Haus und Schule, zu Zeiten mehr noch draußen, auf Straßen und Plätzen, vor den Thoren ſammelten ſich die Kinder. Da gab es allerlei luſtige Abenteuer, da ſah und hörte man, was Alle anging, die Stadt, das Land, man ſah das öffentliche Leben jener Tage.

Zu den Volksfeſten, an denen die Knaben mit vollſtem Jubel theilnahmen, gehörte das Weihnachtsfeſt und der Weihnachtsmarkt, der Mittelpunkt des berliner Volkslebens. Dann ſtreiften ſie einzeln und in ganzen Scharen zwiſchen den hell erleuchteten Verkaufsbuden auf dem Schloßplatze und in der nahgelegenen Breiten Straße umher. Tauſendfaches gab es zu ſehen und zu bewundern, manche Gelegenheit zu kleinen Erwerbungen, wenn es auch nur ein Pfefferkuchen oder ein Waldteufel geweſen wäre, und endlich fehlte es auch nicht in dem nächtlichen Dunkel hinter den Buden an ſtets willkommenen Kämpfen. Bei aller muthwilligen Stimmung hatte das Ganze dennoch einen zauberhaften, geheimnißvollen, ja rührenden Ausdruck. Wie glänzte Alles in dem Lichte feſtlicher Erwartung! In ihr ging ſchon Wochen vorher alles Wünſchen und Hoffen der Kinderwelt auf. Auch beim Meiſter Tieck war das Weihnachtsfeſt eine große häusliche Freude. Es gab einen feſtlich geſchmückten

Tannenbaum mit brennenden Lichtern beſetzt, und Näſchereien, nach denen man ſonſt das ganze Jahr vergeblich lüſtern ſpähte. Unter allen Geſchenken aber ſtrahlten die unerläßlichen Soldaten von Zinn als das Anziehendſte hervor, die unter Ludwig's Händen bald zu belebten Weſen wurden, zu einem ernſten Spielzeug, zu dem er auch in ſpätern Tagen in heiterer Laune gern zurückkehrte.

Gedanken ganz anderer Art wurden erregt, wenn dieſe bleiernen Heere in der That lebendig geworden ſchienen, und die Trommel in den Straßen Berlins die Soldaten Friedrich's zu Paraden und Revuen rief. Wenn die Garniſon ſich in allem Waffenglanze und ihrer ganzen Muſtergültigkeit entfaltete, dann fühlte ſich der Stolz des berliner Bürgers gehoben, und auch bei den Kindern erwachte die Ahnung, einem noch größern Ganzen als Schule und Haus anzugehören. Unter allen Geſtalten, die bei ſolchen Gelegenheiten öffentlich auftraten, blieb immer die volksthümlichſte der alte Fritz ſelbſt. So oft er mit dem dreieckigen Hute und dem großen Krückſtocke auf ſeinem alten Schimmel in bequemem Trabe durch die Straßen ritt, ſtürzte die Schul- und Straßenjugend von allen Seiten herbei. Eine Schar vorlauter Knaben überſchlug ſich in tauſend tollkühnen Purzelbäumen unmittelbar vor dem Pferde, Mützen und Hüte flogen in die Luft, und unaufhörlich ſchrie Alles: „Der olle Fritz! der olle Fritz!“ So geleiteten ihn die Scharen die Straßen auf und ab, ohne daß der König eine Miene verzog. Mit demſelben Löwenauge, deſſen zorniges Blitzen man ſehr wohl kannte, ſah er gleichmüthig auf das Treiben eines dreiſten, aber doch nicht bösartigen Volkswitzes herab. Prächtiger, aber auch ſteifer ging es her, wenn er ſich in ſeiner großen gläſernen Staatscarroſſe zeigte, was nur einige Male im Jahre geſchah. In langſam feierlichem Schritte fuhr er

dann mit vollem Prachtgespann durch die Straßen; voran die aufgeputzten Läufer, hinten auf der Carrosse die fremdartigen Haiducken, zu beiden Seiten des Kutschenschlages zahlreiche königliche Diener. Ernst und streng saß er selbst hinter den Glaswänden. Jedermann sollte seinen König sehen können. Auch in die Nähe der Roßstraße, des väterlichen Hauses kam dieser Prunkzug; er lenkte die Breite Straße hinab, am Kölnischen Rathhause vorbei.

Als großer Kriegsfürst, der dem verbündeten Europa siegreich widerstanden hatte, erschien der König an der Spitze seiner Truppen, die so manche Schlacht geschlagen, bei Paraden und Revuen. Wenn es vor einem der Thore Berlins, etwa vor dem Halleschen oder dem Prenzlauer, Heerschau und Manöver gab, dann strömte die berliner Bürgerwelt scharenweise hinaus. Auch Meister Tieck nahm sich die Zeit, seine Kinder zu solchen volksthümlichen Schauspielen zu führen. Zwischen der drängenden Menschenmasse, den einherjagenden Ordonnanzen und den manövrirenden Truppen trotzte man stundenlang dem Staube und der Sonnenglut, um den alten Fritz, umgeben von den glänzenden Gefolge seiner berühmten Generale zu sehen.

Einst war Ludwig bei einem solchen Volksfeste vor dem Prenzlauer Thore durch die hin- und herwogenden Scharen der Zuschauer von seinem Vater getrennt worden. In demselben Augenblick erscholl ein tausendstimmiger Vivatruf; er kündete den König an. In der Mitte seiner Generale ritt er auf dem Feldwege heran, der zwischen höherliegenden Sandhügeln hohlwegartig dem Thore zuführte. Auch Ludwig wollte den alten Fritz sehen und in seinem Eifer nicht zurückbleiben. Behende schwang er sich an der schrägablaufenden Seitenwand des Hohlweges in die Höhe, und faßte in einer Vertiefung festen Fuß, welche der Regen

geklüftet hatte. Abgeſondert von der Menge ſtand er Allen ſichtbar, wie in einer Niſche, über den Häuptern der Andern. Da nahte der König. Unter lautem Rufen ſchwenkte Ludwig ſeinen Hut. Plötzlich, in der vollen Begeiſterung des Augenblicks, weicht der Sand unter ſeinen Füßen, er verliert das Gleichgewicht. Wenig fehlte, ſo wäre er aus ſeiner Grotte auf die vorbeireitende Generalität geſtürzt. Sein lauter Ruf, die unwillkürliche Heftigkeit ſeiner Bewegungen erregten die Aufmerkſamkeit des Königs. Dieſer wendete ſich halb von der Seite, und ein voller, fragender Blick des großen blauen Auges fiel auf Ludwig. Voll Schrecken gelang es ihm noch zu rechter Zeit das Gleichgewicht wiederzugewinnen, während der König mit ſeinen Generalen vorüberritt. Es war ein Erlebniß. Ludwig hat dieſen tiefen Blick des alten Fritz, der auch auf ihn gefallen war, nie vergeſſen.

3. Die Breter, die die Welt bedeuten.

Dieſe Welt, welche ſich hier dem knabenhaften Sinn entfaltete, die er bald verwundert anſtaunte, bald handelnd oder leidend ſeinen Theil daran hinnahm, wollte das ſein und bedeuten was ſie ſchien. In ihr lebte man unmittelbar. Aber es gab noch eine Welt, die etwas Anderes bedeuten wollte, und um ſo mächtiger die Phantaſie ergriff und das Gefühl erregte. Dies war die Welt der Breter. In dem Vater lebte etwas von dem Kunſtſinne der alten Handwerksmeiſter. Wie jene Nürnberger fand er Gefallen an der bunten Welt, welche die Dichtung erſchließt, an Scherz und Ernſt in gebundener und ungebundener Rede, und ihrer Darſtellung auf

den Bretern. Wie hätte eine ſolche Vorliebe des Vaters nicht auf den Sohn wirken ſollen, in dem Phantaſus noch halb träumeriſch die Flügel regte, und ihm ſeine Märchen ins Ohr zu flüſtern begann.

Die Erinnerungen an ſceniſche Darſtellungen gehen in Ludwig's früheſtes Kindesalter zurück. Einſt hatte der Vater das Kind in die Bude eines Puppenſpielers mit ſich genommen. Auch dergleichen harmlos volksthümliche Kunſtgenüſſe liebte er. Hanswurſt begann ſeine Späße, er erſchien als Schäferknecht, der bei dem Verkaufe der Wolle in der Stadt ſeinen Vortheil zu machen hoffte. Dann trat ein prächtig gekleideter Prinz auf. Mit den wildeſten Geberden der Verzweiflung rief er zu wiederholten Malen: „O Cupido! Cupido! welch ein Tyrann biſt du!“ Im Schmerze unglücklicher Liebe überſchlug ſich die Holzpuppe in eckigen, ſteifen, ſeltſamen Bewegungen, daß Arme und Beine klappernd gegeneinanderraſſelten. Das fratzenhafte Gebaren dieſes Prinzen machte einen entſetzlichen Eindruck auf die Phantaſie des Kindes. Es brach in lautes Weinen aus, und um den Ernſt des Spiels nicht zu ſtören, verließ der Vater mit dem Kinde die Bude. Erſt als es durch die dunkeln, ſtillen Straßen getragen wurde, und ſich jene bunte, und doch ſo ſchreckhafte Welt plötzlich geſchloſſen hatte, fand es ſich wieder.

Als ſpäter dieſes Grauen vor dem Fremdartigen überwunden war, trat an die Stelle des erſten Entſetzens das lebhafteſte Vergnügen an der Welt der Breter. Ludwig war ſechs Jahre alt, es war im Sommer des Jahres 1779, als er zum erſten Male in das große berliniſche Theater geführt wurde. Mit Pracht wurde eine Oper, „Die neue Arſene“ von Favart, zum erſten Male geſpielt. Aber ſchon rührte ſich die Kritik. Das Singen ſchien ihm verkehrt und langweilig, er wollte Handlung.

Ludwig war in eine neue Welt eingeführt; er hatte eine gewaltige Anregung erhalten, die durch wiederholte Beſuche des Theaters lebendig blieb. Die Luſt ſolche Darſtellungen in irgendeiner Weiſe ſelbſt zu verſuchen, begann ſich unaufhaltſam zu regen. Zuerſt griff er nach den Werkzeugen, die dem kindiſchen Alter am nächſten lagen. Die zinnernen Soldaten, des Vaters deutſche Spielkarten mußten redend und handelnd auftreten. Den herrlichſten Stoff gab ſein geliebter „Götz", den er endlich aus dem Gedächtniſſe herzuſagen wußte. Dann kamen Papierpuppen an die Reihe, die den Charakteren ſchon mehr entſprachen. Die Kinder ruhten nicht eher, als bis ſie ein vollſtändiges Puppentheater hergeſtellt hatten. Friedrich verſuchte ſich dabei in Malereien und Decorationen, Ludwig entwarf kleine Dramen, und fing auch wol an ſie niederzuſchreiben, wenn ſeine Ungeduld die Sachen fertig zu ſehen, ihm Zeit ließ.

Endlich geſchah der letzte Schritt. Wie, wenn man an die Stelle der Puppen trat, und ſtatt ſie darſtellen zu laſſen, ſelbſt darſtellte? Wieder wurde Ludwig Führer der jüngern Geſchwiſter. Die Kenntniß dramatiſcher Dichtungen hatte ſich erweitert; was die Kinder der Art irgend geſehen oder geleſen hatten, verſuchten ſie ſogleich auf friſcher That wiederzugeben. Siegreich führte die Phantaſie über alle Schwierigkeiten hinweg. Entweder laſen die jugendlichen Schauſpieler eine oder mehrere Stellen mit redneriſchem Ausdruck aus dem Buche ab, oder irgendein Winkel wurde zur Bühne, auf der ſie in abenteuerlichem Putze, den der Kleiderſchrank des Vaters oder der Mutter liefern mußte, auftraten. Meiſtens wurden die dunkelſten und entlegenſten Winkel zur Schaubühne auserſehen. Nur in der tiefſten Stille und Einſamkeit konnte man dieſe Freuden ganz genießen. Nichts ſtörte den Zauber mehr, als wenn das nüchterne Tageslicht

dieſe Helden beleuchtete, oder ihr Spiel durch kritiſche oder zweifelnde Bemerkungen unterbrochen wurde.

Da glaubte Ludwig einmal einen Schlupfwinkel gefunden zu haben, der an Stille und Sicherheit alle andern übertreffe. Eines Sonntags, als er dem väterlichen Befehle folgend die Petrikirche hatte beſuchen müſſen, durchſtreifte er nach Knabenart, müßig und gelangweilt, die unbeſetzten Theile der Kirche. Bei ſolchen Streifereien wurde in der Regel irgend etwas Merkwürdiges entdeckt, was bei weitem wichtiger erſchien als die Predigt. Er kam in einen entfernten, düſtern Winkel des Chors, wo kein Andächtiger ſaß, weil es unmöglich war, die Worte des Predigers zu verſtehen; ſie verhallten in weiter Ferne, und ſelbſt Geſang und Orgel tönten nur gedämpft herüber. Hier ſchien tiefe Stille zu herrſchen. Sogleich ſtieg bei Ludwig, der nur ſein Komödienſpiel im Kopfe hatte, der abenteuerliche Gedanke auf, hier ſei der ſicherſte Ort dafür. Voll Jubel verkündete er ſeine Entdeckung den Geſchwiſtern, und ſogleich wurde beſchloſſen, am nächſten Sonntage den neuen Schauplatz zu verſuchen. Freilich konnte man nicht mit allem ſceniſchen Zubehör in der Kirche auftreten, darum wollte man ſich mit dramatiſchem Leſen begnügen, und von allen Decorationsſtücken nahmen die Kinder nur das unverfänglichſte mit, den großen Familienregenſchirm, der zugleich als Deckung dienen ſollte. Bei der Wahl des Stücks fiel man diesmal nicht auf den „Götz", ſondern ein jüngerer, nicht minder mächtiger Mann bekam den Vorzug, Karl Moor. Es war die Zeit, wo Schiller's „Räuber" alle Gemüther erſchütterten. Auch Ludwig's Phantaſie wurde von der überwältigenden Macht der koloſſalen Dichtung fortgeriſſen. Er überließ ſich dieſen Eindrücken um ſo lieber, als alle Schauer und Entſetzen des Schrecklichen in ganz anderm Maße als durch den „Götz" ent-

feſſelt wurden. Jetzt träumte er nur von Karl Moor und ſeinen Räubern.

An Ort und Stelle fand man Alles, wie er geſagt hatte. Was konnte einladender ſein als dieſer vergeſſene Winkel voll Staub und herabhängender Spinnweben? Wie aus weiter Ferne hörte man die Worte des Predigers herüberſchallen. Es war der Propſt Teller, der an dieſem Sonntage predigte; ſeine Stimme galt ohnehin für etwas undeutlich. Im Gefühle vollſter Sicherheit wurde der Regenſchirm aufgeſpannt; die Kinder kauerten unter demſelben nieder, und die Tragödie nahm ihren Anfang. Ungeduldig ſchlug man gleich die Lieblingsſtellen auf. Mit aller Gewalt des tragiſchen Zornes ſtimmte Ludwig die verzweifelten Verwünſchungen Karl Moor's aus dem erſten Acte an: „O Menſchen, Menſchen! heuchleriſche Krokodilenbrut!“ Kaum waren die erſten Worte ausgeſtoßen, als die Kinder vor Schreck über die Wirkungen ihrer Tragik meinten in die Erde ſinken zu müſſen. Wie rollender Donner hallten die Worte Karl Moor's aus allen Winkeln der Kirche zurück. Aber von nicht geringerm Entſetzen wurde die Gemeinde ergriffen. Der Prediger ſtockte, die Kirchendiener liefen voll Beſtürzung hin und her, die Urſache dieſes furchtbaren Getöſes zu erforſchen. Die Kinder erholten ſich noch raſch genug von ihrem Schrecken, um ſchleunigſt die Flucht zu ergreifen. Wie vom böſen Feinde gejagt, ſtürzten ſie die Treppe hinunter, hinaus auf den Platz, und in vollem Laufe über die Straße. Immer noch meinten ſie die Tritte der verfolgenden Kirchendiener hinter ſich zu hören. Erſt an der Schwelle der väterlichen Wohnung wagten ſie wieder Athem zu ſchöpfen. Angſtvoll krochen ſie in den heimlichſten Winkel des Wohnzimmers; erſt hier hielten ſie ſich geſichert.

Doch wie wuchs ihr Entſetzen, als eine halbe Stunde

darauf ein ehrbarer Hausfreund erſchien, der auch in der Kirche geweſen war, und unter Kopfſchütteln, mit bedenklichem Geſicht, dem ſtaunenden Vater zu erzählen begann: „Herr Nachbar, es iſt heute in der Kirche etwas ſehr Sonderbares vorgefallen.“ — Er berichtete darauf, die Predigt ſei durch ein ungewöhnliches Brauſen unterbrochen worden, durch donnerähnliche Töne, die ſich kein Menſch erklären könne. Er ſprach von Zeichen und Wundern; ob es eine Heimſuchung, ein Erdbeben, oder was es ſonſt geweſen ſei, Niemand vermöge es zu ſagen. Der aufgeklärte Vater ſuchte den beſorgten Nachbar zu beruhigen, wenngleich es ihm ſelbſt in dieſem dunkeln Falle an jeder Aufklärung fehlte. Nur die Kinder wußten ſie; aber ſie hielten ſich mäuschenſtill, und lachten bei aller Angſt über den trefflichen Spaß in ſich hinein.

Inzwiſchen war Ludwig als Tertianer ſelbſtändig genug geworden, um ihm hin und wieder den Beſuch des Schauſpiels auf eigene Hand zu erlauben. Neben vielem Gleichgültigen und Vorübergehenden ſah man Leſſing's Dramen, Goethe's und Schiller's erſte Dichtungen mit der friſcheſten, vollſten Theilnahme auf dem Theater. Hin und wieder machte man ſich bereits an die Bearbeitung und Darſtellung Shakſpeare'ſcher Tragödien. Unter dem Drucke beſonders ungünſtiger Verhältniſſe hatte ſich das deutſche Schauſpiel in Berlin emporgearbeitet, im Kampfe gegen die begünſtigten franzöſiſchen und italieniſchen Bühnen, gegen das Vorurtheil der höhern Claſſen. Aber gerade dies ſtärkte ſeine Kraft. Man wollte zeigen, daß man auch eine volksthümliche Dichtung und Bühne habe. Mit gleicher Begeiſterung begrüßten Schauſpieler und Zuſchauer die jungen Dichtungen, welche die Bühne umzugeſtalten verhießen. Döbbelin, der Begründer des deutſchen Schauſpiels in Berlin, war ſelbſt

erfüllt von deutſchem Sinne und einem aufrichtigen Streben für ſeine Kunſt. Nur trat Alles noch in dem beſcheidenſten Gewande auf. In dem Hintergebäude eines Hauſes in der Behrenſtraße lag das Theater. Der Eingang führte über einen Hof. Die Räume der Bühne ſelbſt waren eng, klein, auf das einfachſte eingerichtet. Doch rührte ſich hier ein muthiger, jugendfriſcher Geiſt; die große Zeit der deutſchen Bühne begann ſich hier vorzubereiten.

Wie heimiſch war Ludwig bald in dieſem dürftigen Kunſttempel! So oft es irgend ging, vertauſchte er ſogleich die Schulbank mit der Zuſchauerbank. Mit unwiderſtehlichem Zauber zog ihn die Welt der Breter an. Alles, was irgend damit in Verbindung ſtand, war wunderbar und Gegenſtand ehrfurchtvollen Staunens. Welche Wonne, wenn er einer der erſten Zuſchauer in dem leeren, noch halb dunkeln Hauſe ſaß, und Hoffnung und Ungeduld in ihm kämpften! Wie ſteigerten ſich allmälig die Schauer geheimnißvoller Erwartung, wenn ein bleicher Stern in der Nacht, ein Talglicht nach dem andern aufging, wenn die Muſikanten klimpernd ihre Geigen zu ſtimmen anfingen, wenn der Vorhang, der noch ſchweigend die Wunder verdeckte, ſich im Zugwinde hin und wieder bewegte. Endlich enthüllten ſie ſich, und wie erklangen da in der jungen Bruſt alle Töne von Freude und Leid, Luſt und Schmerz, ja des Grauſens und Entſetzens!

Unter den Schauſpielern ſelbſt aber machte ſchon damals keiner einen größern Eindruck auf ihn als Fleck, der ſeit 1783 der Döbbelin'ſchen Geſellſchaft angehörte, wenn er etwa den Othello oder Shylock, Karl Moor, Otto von Wittelsbach oder den Herzog Albrecht in der „Agnes Bernauerin" ſpielte.

Alles Geld, was Ludwig von dem Vater erhielt, verwandte er jetzt, ohne deſſen Zorn zu fürchten, auf das Theater. Endlich ſchien das Wunder die Breter zu verlaſſen und

in die wirkliche Welt hineinzutreten. Ludwig ſelbſt war der Günſtling einer geheimen Macht, welche ſeine Theaterluſt wohlwollend ſchützte.

Durch eine Unaufmerkſamkeit des Logenſchließers war einſt der Zettel, welcher die Pforten der geweihten Räume öffnete, in ſeinen Händen geblieben. Welche frohe Ausſicht, darauf hin noch eine zweite Vorſtellung ſehen zu können! In höchſter Spannung, zwiſchen Begierde und innerer Angſt ſchwebend, trat er andern Tages, ſein Billet in der Hand, an den Eingang des Zuſchauerraums. Und in der That, es eröffnete ihm nicht nur den Eintritt, ſondern wurde ihm auch diesmal nicht abgefordert. So ein drittes, ein viertes Mal und öfter, immer überſah ihn der Logenſchließer. Wie Fortunat's Hut ſchien hier das Billet die Kraft zu beſitzen, ihn unſichtbar zu machen, und kaum wäre ihm jener ein größerer Schatz geweſen. Wie einen räthſelhaften Talisman hütete er nun ſeinen theuern Zettel, immer zuverſichtlicher erprobte er deſſen geheime Kräfte.

Indeß bald ſollte der Schleier des Wunders durch die proſaiſche Aufklärung gehoben werden. Eines Abends, als Ludwig bereits ſeinen Platz eingenommen hatte, verſuchte ein anderer Knabe mit Hülfe natürlicher Unverſchämtheit ein ähnliches Wunder zu thun; den Hut unter dem Rocke verborgen, um den Schein zu erregen, als habe er das Parterre nur ſoeben verlaſſen, drängte er ſich in der Mitte anderer eintretender Zuſchauer an dem Logenſchließer vorüber. Doch dieſer bemerkte ihn. „Halt, Musje! Wohin?“ rief er ihm zu. Der Eindringling ſchwieg verblüfft. „Du mußt einen alten Mann nicht zum Narren machen wollen“, ſchalt der Schließer und trieb ihn zum Tempel hinaus. Zitternd hatte Ludwig dieſe ſonderbare Begebenheit von ſeinem Platze aus angeſehen, als er plötzlich zu ſeinem nicht geringen Schrecken

ſelbſt hineingezogen wurde. Unerwartet wandte ſich der Schließer zu ihm. „Ihnen, Musje", ſagte er, „erlaube ich es gern, ohne Billet einzutreten; denn ich ſehe, Sie ſind ein ſtilles und artiges Kind, das am Theater ſeine Freude hat." Ludwig war aus allen ſeinen Himmeln geſtürzt. Alſo kein Wunder, kein geheimer Talisman hatte ihm den freien Zutritt verſchafft, ſondern die ganz menſchlich gewöhnliche Gunſt eines Logenſchließers. Das Geheimniß war verſchwunden, und mit ihm ein großer Theil des Reizes. Das unheimliche Gefühl, daß er mit Unrecht hier ſitze, beſchlich ihn. Endlich drängte er ſein Billet dem Schließer wieder auf, und war froh, in die Reihen der gewöhnlichen Zuſchauer zurückzutreten.

Doch auch von einer andern Seite nahte die Enttäuſchung. Er begann die Armſeligkeit der Theaterwelt zu ahnen. Trotz ſeiner Geringſchätzung der Komödianten hatte der Vater dennoch den Verkehr mit denſelben fortgeſetzt, ja er machte ſogar den Beſchützer. Es beſuchte ihn öfters ein junger Schauſpieler, Namens Heinzius, der eine Anſtellung beim berliner Theater ſuchte, und einſtweilen mit Frau und Kindern hungerte. Mitleidig lud ihn der kunſtſinnige Handwerker zu ſeinem Mittagstiſche ein, damit er ſich ab und zu ſatt eſſen könne. Dann kam der Künſtler, um vor ſeinem Gönner würdig zu erſcheinen, mit reiner Halskrauſe, die er vorher mit Schlemmkreide ſauber geweißt hatte. Während er der derben Hausmannskoſt tapfer zuſprach, pflegte er zum Danke allerlei luſtige Geſchichten zu erzählen, die den Vater in ſeiner ungünſtigen Meinung von den Komödianten meiſtens beſtärkten. Nach langen Jahren ſah Ludwig dieſen Heinzius wieder. In kummervoller Geſtalt, die Guitarre am Bande über der Schulter, durchſtreifte er als Improviſator die Tabagien und Vergnügungsgärten Berlins.

4. Der Genius.

Gewann ſchon Ludwig's Freude am Theater durch das Geheimniß, welches er darüber auszubreiten ſuchte, einen ganz beſondern Reiz, ſo gab es eine andere Saite, deren innerſte Bewegung ſich den Augen noch viel mehr entzog. Wenn er als Schauſpieler aufzutreten ſuchte, ſo war dies keineswegs allein gewöhnliche Kinderluſt an poſſenhafter Mummerei, der Dichter war es, der ſich in ihm regte, und zu dieſem erſten, unmittelbarſten Werkzeuge griff. Doch wie ungefügig und ſchwerfällig waren dieſe Mittel, wie bleich dieſe Farben im Vergleich mit den glänzenden Bildern, welche die kindiſch ſpielende, doch raſtlos arbeitende Phantaſie heraufführte! Wie ſank hier jede Schwere des Stoffes zu Boden, wie wichen Zeit und Raum zurück, wie frei ſchaltete der Knabe in dieſer Bilderwelt, die ihn umgab, wo er ging und ſtand, in der das Gewöhnliche im Glanze des Wunderbaren und Außerordentlichen erſchien. Hier ſchwieg jeder Schul- und Lehrzwang, hier war er ſein eigener Herr. Die erſten Schauer jener Verzückungen, in denen ſich ſchöpferiſche Kraft und Genuß verbanden, durchbebten ſeine Seele. Stärker und ſtärker begann der Genius anzuklopfen.

Fürs erſte ſprach er ſich in kindiſcher Weiſe aus. Früh hatte Ludwig angefangen, nach Reim und Tonfall ſpielend Verſe zu machen. Natürlich entging das dem Auge des Vaters nicht. Stillſchweigend ließ er ihn gewähren, und ſchien es als etwas Gewöhnliches zu nehmen. Doch trat Ludwig früh genug öffentlich als Dichter auf. Als ſein gefürchteter Schuldirector ſich im Jahre 1784 verheirathete, drückten die Schüler in glückwünſchenden Reden ihre Theilnahme aus.

Auch Ludwig mußte zur Feier einige Verſe machen. Ein junger Menſch, der in des Vaters Hauſe verkehrte, hatte ſie regelrecht zugeſtutzt, er ſelbſt ſprach ſie vor dem Director und ſeiner jungen Frau. Einige Küſſe und ein Stück Hochzeitskuchen waren der erſte Dichterſold, den er gewann; und die Schulkameraden ſtaunten ihn wegen ſolcher Künſte und Erfolge nur umſomehr an.

Kühner traten dieſe Verſuche in Verbindung mit dem dramatiſchen Spiele hervor, das unaufhörlich zu Planen und Ausführungen Veranlaſſung gab. Auch an andern Uebungen in verſchiedenen Versmaßen fehlte es nicht, namentlich ſeit die zunehmende Bekanntſchaft mit alten und neuern Dichtern ſelbſt in der Schule dazu führte. Den tiefſten Eindruck hatte die „Odyſſee" auf ihn gemacht. In den klarſten dichteriſchen Formen fühlte er den Zauber der Mythenwelt auf ſich wirken. Dieſer Wechſel der anſchaulichſten Geſtalten, die bunten Abenteuer in einer fabelhaften und wunderbaren Natur, die ſiegreiche Kraft menſchlichen Witzes im Kampfe mit allen Schrecken der Elemente und des Zaubers, dieſe Fülle der Phantaſie, alles Das übte einen unendlichen Reiz aus. Er konnte dieſe tönenden Verſe nicht oft genug leſen. Auf ſeine Weiſe ſuchte er dem Stoffe näherzukommen. Zwei mal überſetzte er die „Odyſſee" ſchriftlich, einmal in Proſa, dann in Hexametern.

Glaubte Ludwig in ſolchen Uebungen etwas Beſonderes geleiſtet zu haben, ſo übergab er es dem Vater, der dieſe überraſchenden Zeugniſſe der Frühreife in der Regel mit gleichgültiger Miene hinnahm. Sein Lob beſchränkte ſich meiſtens auf die trockene Bemerkung: „Nun, es geht an." Dagegen faßte er die kindiſchen Blößen mit ſcharfem Tadel auf und benutzte ſie, um die junge Zuverſicht zu demüthigen und vor ſich ſelbſt lächerlich zu machen.

Einſt war Ludwig Huber's franzöſiſche Ueberſetzung von Kleiſt's „Frühling" in die Hände gefallen. Die Naturſchilderungen in dem Gedichte gefielen ihm. Spielend fing er an, es zurückzuüberſetzen, und zwar in gereimten Verſen. Einzelnes davon überreichte er dem Vater, der es ihm mit einem lakoniſchen, aber vieldeutigen „Hm! So!" zurückgab. Ohne ſich irre machen zu laſſen, hatte er ſeine Rücküberſetzung faſt vollendet, als er nicht minder zufällig das Gedicht ſelbſt kennen lernte. Er zweifelte keinen Augenblick, dies ſei eine deutſche Ueberſetzung, und Huber's Ueberſetzung, die er ja früher hatte kennen lernen, das Original. Er konnte ſeine Verwunderung über die ſonderbaren Verſe nicht unterdrücken, und eilte mit ſeinem Funde zum Vater. „Sehen Sie, lieber Vater", rief er ihm zu, „den dummen Mann hier, der das franzöſiſche Gedicht in ſolchen Verſen überſetzt hat!" Mit ironiſcher Trockenheit erwiderte der Vater: „Du biſt und bleibſt ein dummer Junge! Ich habe dich in deinem Thorenwerke nicht ſtören wollen; nicht einmal den Titel deines Buchs haſt du angeſehen, ſonſt hätteſt du es ſogleich bemerken müſſen. Dieſes hier, Kleiſt's «Frühling», iſt das urſprüngliche Gedicht, und jenes eine franzöſiſche Ueberſetzung. Du biſt einfältig genug geweſen, ein deutſches Buch ins Deutſche zu überſetzen." Beſchämt ſtand der jugendliche Schriftſteller vor dem ſtrengen Kritiker. Gegen einen ſo bündigen Beweis ließ ſich nichts vorbringen. Schweigend zog er ſich mit ſeinen Verſen, auf die er keinen geringen Werth gelegt hatte, zurück.

Keine geringere Beſchämung erfuhr er bei einer andern Gelegenheit. Unfern der Petrikirche war er einſt einem ſchlanken jungen Manne von ſtattlicher Haltung begegnet. Ernſt, wie es ſchien, tief in Gedanken verſunken, ſchritt dieſer würdevoll einher; unbewußt ließ er dabei ſein zierliches ſpaniſches Rohr taktmäßig auf das Pflaſter der Straße niederfallen.

Wo hatte Ludwig dieſes blaſſe Geſicht, dieſe gewölbte Stirn, dieſe Naſe geſehen? Dieſe edeln Züge, in denen ſoviel Kraft und Anmuth, aber auch ſoviel ſchmerzliche Erfahrung zu liegen ſchien? Wie ein Blitz durchzuckte es ſeine Seele: „Es iſt Goethe!“ Wie oft hatte er nicht in Lavater's „Phyſiognomik“ Goethe's Schattenriß mit Bewunderung betrachtet und dieſes edle, hohe Antlitz ſeinem Gedächtniſſe eingeprägt! Es waren dieſelben Züge. Ja, das konnte nur Goethe ſein! Trunken von ſeinem Glücke, den größten Dichter geſehen zu haben, eilte er nach Hauſe.

Doch wie ſteigerte ſich ſeine Wonne, als er demſelben jungen Manne bald darauf wieder begegnete, als er gar entdeckte, daß er in der Nähe der Petrikirche wohne. Jetzt legte er ſich vollkommen in den Hinterhalt, um Goethe vorübergehen zu ſehen. Bald ging er in einiger Entfernung neben ihm, oder er ſuchte ihm entgegenzukommen. Er vertiefte ſich in ſeinen Zügen, den Götz, den Werther entdeckte er darin. „Ach, wie muß doch einem ſo großen Dichter zu Muthe ſein!“ ſeufzte er ſehnſüchtig für ſich. Endlich konnte er die Freude ſeines Herzens nicht mehr allein tragen. Er theilte das große Geheimniß ſeinem Vater, ſeinen Freunden mit. Man lächelte ungläubig; man ſah den Goethe, der in der Nähe der Petrikirche wohnen ſollte, man ſtellte Nachforſchungen an. Aber welche Enttäuſchung erfolgte auch hier! Nicht Goethe war der blaſſe Räthſelhafte, ſondern der Kammergerichtsaſſeſſor Kircheiſen, der Sohn des berliniſchen Stadtpräſidenten. Die ſpöttiſche Zurechtweiſung des Vaters blieb nicht aus, und lange noch hatte Ludwig wegen ſeines Goethe-Traums die Neckereien der Geſchwiſter und Gefährten zu erdulden.

Wenn ſich die Gegenbemerkungen des Vaters auf ſo ſchlagende Thatſachen gründeten, ſo ließ ſich dagegen nichts ſagen;

deſto weniger überzeugend waren für Ludwig ſeine dichteriſchen Urtheile. Nicht nur ſein eigener Dichtergenius regte ſich, er fing auch an das Verſtändniß Anderer zu ahnen, deren Anerkennung ihm allmälig zum Lebensbedürfniß wurde. Aber der Vater ſchien viele gar nicht ſo anzuerkennen, wie ſie es verdienten. Oft war er hart in ſeinen Urtheilen, und in ſeinem rückſichtloſen Spotte verletzend. Aus einem tiefen, unabweisbaren Gefühle erwuchſen Ludwig's Ueberzeugungen. So klar wie der Tag, ſo ſicher wie ſein eigenes Daſein ſtand Manches vor ihm, und dennoch ſollte er im Unrechte ſein? Nicht ohne Selbſtgefühl vertheidigte er daher ſeine Anſichten gegen den Vater. Er wagte es ſogar, dieſen bisweilen in Dem zu durchkreuzen, was er ſich als Ergebniß ſeiner Lebenserfahrung ausgebildet hatte. Bei ſolchen Widerſprüchen pflegte der ganze Zorn des Vaters plötzlich aufzulodern.

Bald zeigte ſich hier ein Gegenſatz der Geiſter, der ſchwer auszugleichen ſchien. Der Sohn war voll Phantaſie und neigte zum Gemüths- und Gefühlsleben; der Vater war ſeiner poetiſchen Liebhaberei ungeachtet nüchtern und verſtändig. Immer häufiger trat dieſe Verſchiedenheit hervor. So hatte Ludwig das alte Geſangbuch der Mutter mit ſeinen Liedern in hohem Grade liebgewonnen, und nahm ſie lebhaft in Schutz, wenn der Vater darauf ſchalt. Dieſe einfachen und tiefen Klänge ergriffen ihn gewaltig. Ebenſo maleriſch als rührend ſchien ihm in jenem Abendliede Paul Gerhard's die tiefe, ſchweigende Ruhe der Wälder, die heilige Stille, welche die ganze Welt mit ihrem Schleier bedeckt. Er bot ſeine ganze Beredtſamkeit auf, um den Vater von der Schönheit dieſer alten Lieder zu überzeugen. Warum nicht auch ſolche Gefühle ſich ausſprechen dürften, woher man das Recht nehme, ſie zu verurtheilen? Solche Verſuche hatten in der Regel keine andere Folge, als daß der Vater ſie

mit ſteigendem Unwillen abwies. „Du machſt dir eine Menge einfältiger Faxen zurecht", ſagte er, „und ſiehſt darüber die Dinge nicht, wie ſie ſind."

Indeſſen ging Ludwig, ohne ſich irre machen zu laſſen, ſeines Weges weiter, und nur um ſo ſicherer, als er um dieſe Zeit einen dichteriſchen Führer und Freund fand, der ihn durch das Leben begleiten ſollte. Dies war Shakſpeare.

Seine Theaterluſt wurde vielleicht nur noch durch ſeine Leſeluſt übertroffen. Längſt war des Vaters kleine Bücherſammlung erſchöpft. Kein Buch, das in das Haus kam, war vor ihm ſicher. Auch die Leihbibliothek, aus der Manches für die Abendvorleſungen entliehen wurde, genügte kaum mehr. Dann kamen die mehr oder minder ergiebigen Büchervorräthe der Schulgefährten an die Reihe. Mit der Unerſättlichkeit des Heißhungers verfolgte er Alles, was in dramatiſcher oder dialogiſcher Form geſchrieben war. Wo er irgendein unbekanntes Buch witterte, ruhte er nicht eher, als bis er ſich ſeiner bemächtigt und es verſchlungen hatte.

Da fiel ihm eines Tages bei einem ſonſt ziemlich gleichgültigen Schulkameraden ein Theil des Eſchenburg'ſchen „Shakſpeare" in die Hand. Es war „Hamlet". Sogleich eilte er mit ſeiner Beute nach Hauſe. Voll Ahnung und geſpannter Erwartung konnte er die Ungeduld nicht länger zügeln. Sein Weg führte ihn über den Luſtgarten durch eine der Pappelreihen, die denſelben damals umſchloſſen. Es war ein nebeliger Abend im Spätherbſte; ein feiner, durchdringender Schlagregen begann ſoeben zu fallen. Unter den Bäumen glommen einige kümmerliche Oellaternen. Ludwig trat hinzu. In dem matten, unſichern Schimmer wollte er wenigſtens das Perſonenverzeichniß anſehen. Kaum hatte er einen Blick in das Buch geworfen, als er ſich auch ſchon gefeſſelt fühlte. Die nächtliche Scene, die erſten Reden der Wachen, das Er-

ſcheinen des Geiſtes, Alles erfüllte ihn mit zauberiſchem Grauſen und doch mit unendlichem Entzücken. Er fühlte nichts von dem Herbſtwinde, der ihm den Regen entgegentrieb, nicht daß er Schirm und Buch unbewußt im Gleichgewicht erhalten mußte, nicht daß er auf feuchtem Laube ſtand. Er ſah und hörte nur Hamlet. Er las und las; erſt mit dem Todtenmarſche hörte er auf. Durchnäßt, an Händen und Füßen erſtarrt, fand er ſich wieder. Er war nicht zu Helſingör; aber aus der Tiefe der Vergangenheit war auch ihm ein Geiſt wiedergekommen, größer und gewaltiger als die Majeſtät des ermordeten Dänemark, der zu ihm geſprochen hatte; er hatte in nächtlicher Stunde den Ruf des Geiſtes vernommen. Jetzt endlich eilte er nach Hauſe, nicht ohne Ahnung einer irdiſchen väterlichen Zurechtweiſung. Aber was waren ihm alle Befürchtungen im Vergleich mit der Erſcheinung, die er heute gehabt hatte!

Nun wurde Shakſpeare ſein Loſungswort. Von allen Seiten wurden einzelne Bände von Freunden zuſammengeborgt, von Antiquaren aufgekauft. Unwillig folgte der Vater dieſer neuen Wendung der jugendlichen Begeiſterung. Er war ein Bewunderer Goethe's, aber gegen Shakſpeare war er ſehr mistrauiſch. Wie faſt das ganze ältere Geſchlecht ſah er in ihm ein wildes, halbbarbariſches Genie, fand ſeine Trauerſpiele roh und blutig, ſeine Späße abgeſchmackt, das Ganze unverſtändlich und verworren. Eines Tages traf er den Sohn wiederum in ein Buch vertieft. Er beugte ſich über ſeine Schulter nieder. Es war Shakſpeare's „Maß für Maß". Aergerlich brach er in die Worte aus: „Nun ja, das hat noch gerade gefehlt, um dich vollends verrückt zu machen!" Ludwig ſprang von ſeinem Sitze auf und erwiderte ſchnell gefaßt: „Erlauben Sie, lieber Vater, gerade ſo, wie es hier iſt, habe ich mir immer gedacht,

müſſe ein Gedicht geſchrieben werden. Das iſt es, was ich lange geſucht habe." Barſch erwiderte der Vater: „Ach, du biſt und bleibſt ein dummer Junge!"

Zu Shakſpeare geſellten ſich ungefähr um dieſelbe Zeit zwei andere Geiſter, die kaum eine geringere Bedeutung für ihn gewinnen ſollten, Cervantes und Holberg, die Gefährten ſeiner heiterſten Stunden. Jener trat Shakſpeare unmittelbar an die Seite. Eines Mittags aus der Schule heimkehrend, fand Ludwig die Bertuch'ſche Ueberſetzung des „Don Quixote" in der Wohnſtube auf dem Fenſterbret liegen. Mehr zufällig als abſichtlich war ſie aus der Leihbibliothek entliehen. Er griff nach dem Buche, ohne von dem Titel und dem Namen des Verfaſſers je gehört zu haben. Auch hier entſchied der erſte Blick. Stehenden Fußes begann er zu blättern, zu leſen. Die Luſtigkeit dieſer ſonderbaren Geſtalten, ihre Abenteuer, die Schlagwörter Sancho's ergötzten ihn unendlich. Auch Dergleichen hatte er noch nicht gehört. Er konnte das Buch nicht wieder aus der Hand legen. Um ſeine Leſegier ſogleich zu ſtillen, nahm er ſeine Zuflucht zu einer beliebten Schulliſt. Unter dem Vorgeben einer ſtarken Migräne, von welcher er ab und zu befallen wurde, erklärte er es für unmöglich, Nachmittags die Lehrſtunden zu beſuchen, und warf ſich auf ſein Bett, um ungeſtört den Ritterzügen des ſinnreichen Junkers von La Mancha zu folgen. Da trat unerwartet der Vater ein. „Mein Sohn", ſagte er, das haſt du nicht gut gemacht. Solche Kopfſchmerzen werden durch Leſen nur ſchlimmer. Gib das Buch her, und bleib ruhig in deinem Bette liegen." Mit betrübter Miene ſah er den Schatz ſeinen Händen entriſſen, und ſich ſelbſt zum Bette verurtheilt. Doch die Freundſchaft mit Cervantes war fürs Leben geſchloſſen, und wirkungslos gingen die ſpöttiſchen Bemerkungen des Vaters vorüber, der auch hier nicht begreifen konnte, wie

es möglich ſei, an dieſen Thorheiten Gefallen zu finden, und kopfſchüttelnd ſagte: „Wenn du ſo fortfährſt, wirſt du als ein Narr und verdrehter Menſch durchs Leben laufen.“

Holberg verdankte Ludwig abermals einem Schulgefährten, in deſſen Familie er viele ausgeſuchte und ſchön eingebundene Bücher gefunden hatte. Von dieſen Koſtbarkeiten durfte er Manches entleihen, ja man verſtattete ihm ſogar, die Schränke ſelbſt zu durchſtöbern. Mitten unter den zierlichen Bänden fand er einige ſehr übel ausſehende. Es war die alte Ueberſetzung von Holberg's Luſtſpielen. Auch hier fühlte er ſogleich dem gleichartigen Geiſte begegnet zu ſein, und auch dieſen Freund hielt er feſt. Auf ſeine Frage, was das für ein herrliches Buch ſei, antwortete der Schulgenoſſe: „Es iſt eine nichtswürdige Scharteke, die zufällig hier hineingerathen iſt. Macht Ihnen das Ding Spaß, ſo wird es Ihnen mein Schwager nicht nur leihen, ſondern auch gern ſchenken.“ Welche Fundgrube von guten Späßen hatte Ludwig hier nicht entdeckt! Es war nicht die kindiſche Freude an dieſen, jener ſonderbare und launige Geiſt des Humors, der oft die muthwilligſten Sprünge machte, war längſt in ihm erwacht, und ſchaute oft ſchelmiſch aus ſeinen Reden und Handlungen hervor.

Der Genius hatte ihn zu den größten verwandten Geiſtern der Vergangenheit und Gegenwart hingeleitet. Der Bund mit Goethe, Shakſpeare und Cervantes war für das Leben geſchloſſen. Und war es nicht eine verheißungsvolle Weihe des Jüngers, wenn ſie ſeine Führer zum Garten der Poeſie wurden?

5. Ein hoffnungsvoller junger Menſch.

Unter ſolchen Anregungen und den wiederholten Verſuchen, ſeine noch unklaren Empfindungen Andern begreiflich zu machen, hatte er ſich allmälig eine gewiſſe Mündigkeit gewonnen, die immer zuverſichtlicher hervortrat. Er war den mittlern Schulkreiſen entwachſen. An die Stelle des wunderlichen Subrector Stilke und des Prorector Pleßmann, welcher durch ſeine unbedachten Aeußerungen im Geſchmack der iriſchen Bulls zur Zielſcheibe des allgemeinen Schulwitzes geworden war, traten andere Lehrer, die anregender wirkten, vor Allen Gedike ſelbſt.

Es war ein bedeutender Abſchnitt in dieſem Stillleben, als Ludwig im Jahre 1788, funfzehn Jahre alt, in die oberſte Claſſe des Gymnaſiums, die ſogenannte Prima, hinaufrückte. Hier hörte die geringſchätzige Anrede mit „Er“ auf; ſie wurde durch das rückſichtvollere „Sie“ erſetzt. Nur Gedike wandte dieſe höflichere Form ungern an. Sie ſchien mit ſeiner Würde unvereinbar, und er ſuchte ſich damit zu helfen, daß er zu dem Angeredeten wie von einer dritten Perſon ſprach. Auch genoß man ſonſt mancher Vergünſtigung. Man erſchien mit dem Stocke in der Hand, kam auch wol geſtiefelt und geſpornt in das Lehrzimmer. Genug, die Kinderſchuhe waren ausgezogen, und nicht ohne hohes Selbſtgefühl faltete man das Geſicht zu männlichem Ernſte. Denn man war ja ein hoffnungsvoller junger Menſch geworden, der ſich für die tiefern Studien der Wiſſenſchaft vorbereitete. In Allem herrſchte größere Freiheit, und ſelten griffen die Lehrer mehr ein, als unbedingt nothwendig war.

Wichtig war es, daß man nun auch den Herrn Rath,

das war Gedike's amtlicher Schultitel, von einer mildern Seite kennen lernte. Hatte man ihn früher nur als Donnerer geſehen und gehört, ſo war er jetzt Lehrer und Führer im innerſten Heiligthume. In den oberſten Claſſen ertheilte er eine Reihe von Lehrſtunden, in denen er einen griechiſchen Dichter oder Geſchichtſchreiber erklärte, Uebungen in freier Rede anſtellte, und auf die allgemeine Durchbildung ſeiner Zöglinge hinzuwirken ſuchte. Und hier erſchien er doch als eine bebedeutende, in hohem Grade anregende Perſönlichkeit. Man fühlte ſeine überwiegende Kraft, die bei allen Sonderbarkeiten auch den Widerſtrebenden zur Anerkennung zwang. Seine Aeußerungen waren ſcharf, entſchieden und zutreffend. Was er that und ſagte, prägte ſich bis in die kleinſten Züge ſeiner Schüler für die Lebenszeit ein. War er bisweilen rauh, ja hart und ungerecht, ſo hatte er auch Augenblicke, in denen er vom Kothurn herabſtieg. Wie ein alter Löwe ließ er dann in halb humoriſtiſcher, überdreiſter Weiſe faſt mit ſich ſpielen. Doch nichts machte einen tiefern Eindruck, als wenn Gefühlserſchütterungen den ſtarken Mann unerwartet überkamen, und gegen ſeinen Willen den Damm ſteifer Haltung durchbrachen. Er, der ſonſt ſo abgemeſſen, war dann weich und liebenswürdig. Als er den Schülern einſt Engel's „Traum des Galilei" vorlas, überwältigte ihn die ſteigende Rührung, ſeine Stimme ſchwankte; nur mit Mühe konnte er die Vorleſung zu Ende führen. In ſolchen Augenblicken ſöhnte man ſich mit ſeinen Härten aus.

Ludwig wagte in dieſen freien Gebieten mit ſeinen eigenen Gedanken mehr ans Licht zu treten, und ſtreifte die letzten Wahrzeichen kindiſcher Unreife ab. Zu den ſchwerſten Prüfungen des Schullebens gehörten für ihn die ſogenannten deutſchen Aufſätze. Unbefangen ſchrieb er zu Hauſe ſeine Verſe und Komödien, ſie gingen ihm trefflich von der Hand;

aber jene deutſchen Abhandlungen, die nach einer Aufgabe des Lehrers gearbeitet wurden, blieben für ihn, wie für viele ſeiner Genoſſen, lange Zeit ein Gegenſtand des Schreckens und eine reiche Quelle geiſtiger Martern. Die Anforderungen ſchienen ſo unerſchwinglich, ſeine eigenen Kräfte ſo gering. Er hatte nicht den Muth, ſich dem Zuge ſeines Geiſtes zu überlaſſen, und in kindiſcher Angſt, die etwas von ſittlicher Scheu hatte, hütete er ſeine innerſten Gedanken wie einen verborgenen Schatz. Sie erſchienen ihm bald zu erhaben, bald zu kindiſch, um ſie preisgeben zu können.

In dieſen Nöthen nahm er ſeine Zuflucht zum Vater. Der verſtändige und gutmüthige Mann ließ ſich auch in der Regel bereit finden, die Arbeit bei Seite zu legen, um mit dem Sohne deutſche Aufſätze zu ſchmieden. In ſeiner Weiſe zog er ſich aus dem Handel. Meiſtens kleidete er den gegebenen Satz in einen Brief ein, und im Geſchmacke der moraliſchen Wochenſchriften begann er gut bürgerlich mit den Worten: „Werthgeſchätzter Freund! Sie haben gewünſcht, meine Gedanken über die Nachtheile und Vortheile des Kriegs kennen zu lernen, ich theile Ihnen dieſelben in dieſen Zeilen in der Kürze mit.“ Diesmal ſollten Gedanken über die Einſamkeit niedergeſchrieben werden. In ſeiner gewohnten Weiſe hob der Vater an. Plötzlich unterbrach er ſich mitten im Satze: „Was weiß ich von der Einſamkeit! Was für Gedanken ſoll ich auch darüber haben? Ich habe immer mit Menſchen gelebt und verkehrt. Der dumme Junge ſchreibt nichts als Verſe und Komödien und anderes thörichtes Zeug, und nun weiß er nicht einmal etwas über die Einſamkeit zu ſagen. Mach' deine Geſchichten allein, und laß mich ungeſchoren!“ Damit wandte er ſich um.

Beſtürzt blieb Ludwig zurück; er glaubte ſich verloren. Aber was half es? Bis zum andern Morgen mußten die

Gedanken über die Einſamkeit herbeigeſchafft werden. Voll verzweifelten Muthes legte er allein Hand ans Werk. Die Angſt entfeſſelte ſeine Kräfte, er überließ ſich den Bildern ſeiner Phantaſie, und die ſteife Abhandlung geſtaltete ſich unwillkürlich zu einer kleinen Erzählung. Er ſchilderte einen Edelmann, der ſich im Winter auf ſein neugekauftes Landgut begibt, und in der erſtarrten Natur in tiefer Abgeſchiedenheit lebt. Der Frühling erwacht und verleiht der Einſamkeit hellere Farben und heitere Züge, und glücklich im Genuſſe einer friedlichen Natur durchlebt jener Mann auf ſeiner Scholle Sommer und Herbſt. In dieſen Naturbildern waren die Gedanken über die Einſamkeit lebendig geworden. Mit Zittern ſah Ludwig dem Urtheile entgegen. Die Verdammung ſeines Machwerks ſtand ihm als unausweichliches Verhängniß feſt. Endlich erſchien die ſchwere Stunde. Seine Arbeit wurde für die Letzt verſpart; offenbar ſollte ein abſchreckendes Beiſpiel für alle Schwachmatiker aufgeſtellt werden. Mit ſteigendem Herzklopfen vernahm er endlich die Worte des Lehrers: „Ich habe hier noch eine Arbeit von ganz beſonderer Art.“ Er war auf das Schrecklichſte gefaßt. Doch wie ſtaunte er, als er ſeine Erzählung über alles Erwarten gut, ja muſterhaft nennen hörte. Eine ſchwere Laſt fiel von ſeinem Herzen; er war vor ſich ſelbſt gerechtfertigt.

Jetzt verwandelte ſich die kindiſche Zaghaftigkeit in ſpielende Keckheit und Uebermuth. Mit der kühnen Sicherheit des Gelingens war er in jedem Augenblick bereit, was er irgend dachte und fühlte auf das Papier zu werfen. Seine Gabe phantaſievoller Auffaſſung und Darſtellung fand Anerkennung, und bald wurde er der allgemeine Helfer in der Noth. In den tauſendfachen Aengſten und Plagen der Aufſätze und freien Reden ſollte er helfen, rathen, Pläne und Entwürfe, ja ganze Abhandlungen und Reden machen.

Selten ließ er ſich lange bitten. Zu ſeiner Gutmüthigkeit geſellte ſich die übermüthige Luſt, die Lehrer irrezuführen und in immer neuer Geſtalt vor ihnen zu erſcheinen. In Zwiſchenminuten und Freiſtunden war er bereit, ſeine Gedanken friſchweg niederzuſchreiben für Andere, denen ſchon die Zumuthung, überhaupt Gedanken haben zu ſollen, ſchmerzliches Kopfweh verurſachte. In Zeiten dringender Noth lernte der Tagesredner in der Nacht vorher Seite für Seite auswendig, was ſoeben aus Ludwig's Feder gefloſſen war, und hatte dann wol, wenn er im entſcheidenden Augenblicke vor Gedike's Richterſtuhl ſtand und die Verſammlung feierlich anreden ſollte, Alles vergeſſen, was er ſeinem harten Kopfe mit Mühe aufgenöthigt hatte.

Zuweilen ſpielte Ludwig ſelbſt die ſchadenfrohe Rolle des Zufalls. In eine Schulrede, die er ebenfalls für einen minder ſchlagfertigen Genoſſen gearbeitet hatte, ließ er einen ſtarken Anachronismus einfließen. Zu allgemeinſtem Beifalle wurde die Rede gehalten. Der Richter erklärte ſich befriedigt; die Schüler wurden aufgefordert, ihre Einwürfe vorzutragen. Von jenem Anachronismus war keine Rede. Mit vollſter Anerkennung der trefflichen Rede erlaubte ſich Ludwig, beſcheiden darauf hinzudeuten. Unwillig wies ihn Gedike zurück. „Ich habe den Anachronismus auch bemerkt, aber bei ſolchen Leiſtungen hängt man ſich nicht an Kleinigkeiten. Tieck mag erſt eine ſolche Rede halten, dann kann er ſie ſo kritiſiren!“ Mit ſchweigender Ironie gab Ludwig zu, er freilich könne eine ſolche Rede nicht zu Stande bringen.

Solche Aeußerungen und manches kecke Urtheil, welches er ſich über die Gegenſtände des Unterrichts erlaubte, wenn er z. B. den Virgil für einen Manieriſten erklärte, brachte ihn mit der Zeit in den Ruf eines eigenſinnigen Sonderlings, der ein Gelüſte habe, die Lehrer zu durchkreuzen und durch

wunderliche Meinungen irrezuführen. In vielen Fällen hielt man für Eitelkeit, was nur eine unbewußte Kundgebung der eigenſten Natur war, die man nicht zu faſſen wußte. Spielend hatte er ſich die Maſſe ſtofflichen Wiſſens angeeignet, die den minder Fähigen nach einem folgerechten Lehrgange beigebracht werden mußte. Dieſer aber langweilte und ärgerte ihn. Es war ihm verdrießlich, zu ſehen, wie die große Mehrzahl ſeiner Schulgenoſſen die Worte des Lehrers ſo lange nachſprachen, bis ſie den Sinn derſelben begriffen zu haben wähnten. Noch ärgerlicher waren ihm die Begabteren, welche mit Befliſſenheit ihre eigene Ueberzeugung verbargen, um ſich durch ein gläubiges Annehmen der Lehrſätze in Gunſt zu ſetzen. Jenes ſchien ihm einfältig, dieſes verächtlich. Auf keine Weiſe aber konnte er ſich ſelbſt dem hergebrachten Verfahren anbequemen. Er hielt es für äußerlich, geiſtlos, ja tyranniſch. Nicht nach einem allgemeinen ſtehenden Grundriſſe können Leben und Bildung mitgetheilt werden, nur aus der innerſten Natur des Einzelnen gehen ſie hervor. An ſich ſelbſt muß der Menſch die Dinge erleben, an ſich ſelbſt ihr Weſen und ihre Einwirkung erfahren, ſie zu ſeinem Eigenthume machen. Nur was man innerlich erlebt hat, lernt und weiß man in Wahrheit; dies allein ſteht feſt für alle Zeiten und führt zur rechten Bildung. Leeres Nachbeten kann nur eine erheuchelte, falſche Bildung geben, welche den Geiſt ertödtet, während ſie ihn zu wecken vorgibt.

Dieſe und ähnliche Gedanken bildeten ſich bei ihm zu einer immer klarern Ueberzeugung aus. Freilich galt dies bald für ketzeriſch, und mußte einer Schulweisheit gegenüber doppelt anſtößig ſein, die in ihrem Aufklärungsſtolze meinte, das Geheimniß der Bildung entdeckt zu haben, und durch unfehlbare Mittel dazu zwingen wollte.

Aber er beſaß für die Schwächen der Lehrer ein ſchärfe-

res Auge als seine Mitschüler. Schnell faßte er sie auf und in vorwitzigem Humor spielte er mit ihnen. Schon war ihm der Herr Rath keine über allem Zweifel stehende Macht mehr. Gedike's hochgespannte Würde, sein steifer Ernst, dessen die kleinen menschlichen Schwächen zu spotten schienen, machte einen komischen Eindruck auf ihn. Mit seinem dichterischen Geschmacke und ästhetischen Urtheilen war er längst nicht mehr einverstanden. Es ging ihm in der Schule wie mit den Ansichten seines Vaters. Oft wurde das wahrhaft dichterisch Empfundene und Ausgesprochene gewöhnlich gescholten, um das in der That Gewöhnliche für Poesie zu erklären. Bei dem Lesen der griechischen Tragiker wollte ihm weder aus den allgemeinern Versicherungen und Anpreisungen der edeln Simplicität der Alten, und noch weniger aus der trockenen Weise, in der man sie behandelte, ihre Größe und Erhabenheit einleuchten. Stets hörte er in unbedingtem Tone davon reden, und doch wußte man nicht anschaulich oder fühlbar zu machen, worin diese eigentlich bestehe. Denn einzelne schöne Züge, die ihn wirklich tief ergriffen, wollte man als solche nicht anerkennen, oder schien sie nicht hinreichend zu würdigen.

In diesem Sinne trat er einmal als Vertheidiger des Aeschylus gegen Gedike's ästhetische Kritik auf. Man las den „Gefesselten Prometheus". Es wurde jener Monolog besprochen, in dem der gefesselte Titan den heiligen Aether, die Winde und Ströme und das ruhelose Lachen der Meereswellen zu Zeugen seines Leidens anruft. Gedike schloß die Erklärung damit ab, daß diese Anrufung des lachenden Meeres undichterisch, ja geschmacklos sei. Ludwig wollte darin gerade im Gegentheil eine dichterische, tiefe Naturanschauung eines großen Geistes finden, und wies zugleich auf die sinnlich anschauliche Malerei hin, die in diesem Verse liege. Aber-

mals unterbrach ihn Gedike mit den Worten: „Unſer Tieck will Alles beſſer wiſſen, ſelbſt als die gelehrten Commentatoren. Er muß immer etwas Apartes haben!“

Tiefer, bis zum Gefühle ſchmerzlichſter Kränkung empfand Ludwig andere Misverſtändniſſe, die er umſoweniger begreifen konnte, als er in beſter Ueberzeugung ſeine innerſten Gedanken ausgeſprochen hatte.

Einer der beliebteſten Lehrer war der Conrector Weißer. Der einfache, natürliche Ton, den er anſchlug, die ungezwungene Freundlichkeit, mit welcher er auf die Gedanken der Schüler einging und ihr Herz zu öffnen wußte, wirkte auf dieſe wohlthuend und gewinnend, während Gedike's befehlende Strenge ſie auf ihre Grenzen zurückwies. Urſprünglich Theolog, war er ein entſchiedener Anhänger der Aufklärung, und ſtand wegen ſeines Rationalismus bei manchen Amtsgenoſſen, auch bei Gedike ſelbſt, nicht im beſten Anſehen. Einſt hatte er in den deutſchen Stunden den Tod des Sokrates zu ſchildern aufgegeben. Ludwig hatte die Aufgabe in dichteriſch darſtellender Weiſe gelöſt, und ſie zugleich für eine Verherrlichung der griechiſchen Heroenmythen benutzt. In dem kindlichen und phantaſievollen Glauben an ein hohes, gewaltiges Heldengeſchlecht, das, wenn auch menſchlich geboren und leidend, dennoch in die Götterwelt einzutreten vermag, ſchien ihm in dichteriſchem Sinnbilde die Vermittelung zwiſchen Gott und Menſch angedeutet zu ſein. Tiefſinnig hatte der griechiſche Volksglaube die Nothwendigkeit einer ſolchen Vermittelung geahnt, während der nüchterne Verſtand dieſe Kluft als eine nicht auszufüllende anſah. Aehnliche Anſichten hatte Ludwig ſeinem ſterbenden Sokrates in den Mund gelegt, und ihn zu jenem Volksglauben ſich bekennen laſſen.

Weißer war über die Reife und Durchbildung, welche

aus dieſer Abhandlung ſprach, nicht wenig erſtaunt. Er erkannte den werdenden Dichter darin, und glaubte ſie Gedike mittheilen zu müſſen. Dieſer wollte ſie indeß keineswegs loben und, vielleicht gerade auf Grund jener Empfehlung, ſonderbarerweiſe Spuren des Atheismus darin finden. Bald darauf geſchah es, daß Ludwig in einer Lehrſtunde, in welcher Gedike mit den Schülern den Plutarch las, zum Erklären des Textes aufgefordert wurde und dabei ziemlich ſchlecht beſtand. Der Schluß der Stunde befreite ihn endlich aus der peinlichen Lage, und Gedike endete ſeine eindringliche Strafrede mit den Worten: „Nun, wer nicht an Gott glaubt, braucht ſich ja auch auf den Plutarch nicht vorzubereiten!“ Dieſer Vorwurf, bei dieſer Gelegenheit gemacht, wirkte auf Ludwig vernichtend. Seine tiefſte Ueberzeugung fühlte er in der ungerechteſten Weiſe verkannt, und der ſchneidende Hohn, der ſich beigeſellte, verletzte ihn bis zur Empörung. Er brach in heftiges Weinen aus. Theilnehmend ſprachen ihm die Mitſchüler zu, ohne ſeine leidenſchaftliche Bewegung zu begreifen. Endlich ſagte er: „Ihr verſteht mich nicht! Die perſönliche Kränkung, die mir widerfahren iſt, könnte ich verſchmerzen; daß aber eine ſolche Roheit möglich ſei, habe ich nicht geglaubt.“

Wie auch immer Anerkennung und Misverſtändniß, Erfolg und Kränkung miteinander wechſeln mochten, darin mußten am Ende alle, auch die ungünſtigſten Stimmen ſich vereinen, daß, wenn Ludwig auch ſchwer zu leiten ſein mochte, man doch ein ſeltenes, mit ſich ſelbſt ringendes Talent vor ſich habe, welches ſeinen Weg ſuche, und für die Zukunft Großes zu verſprechen ſcheine. Gewiß, wenn irgend Einer den Namen eines hoffnungsvollen jungen Menſchen verdiente, den man ſonſt mit einem gewiſſen Nachdruck nur ſogenannten wohlgeſitteten Schülern zu ertheilen pflegte, ſo war es der funfzehnjährige Ludwig Tieck.

Ein hoffnungsvoller junger Menſch gehörte nicht mehr der Schulſtube allein an. Auch das geſellige Leben machte Anſprüche an ihn. Man verlangte nicht allein Kenntniſſe, er ſollte ſie geltend machen können. Er ſollte mit Menſchen verkehren, geſellſchaftliche Kreiſe betreten, eine Unterhaltung in artigen Wendungen führen, durch geſellige Künſte das Seine zur allgemeinen Heiterkeit beitragen, und allen dieſen Anforderungen in ſichern und zierlichen Formen genügen können. Mit einem Worte, der hoffnungsvolle junge Menſch ſollte in die Welt eintreten. Dazu war aber Ausbildung geſelliger Eigenſchaften, und körperliche Haltung und Gewandtheit unerläßlich.

Auch darauf war der ſorgſame und verſtändige Vater bedacht. Eines Tages fragte er: „Nun, Ludwig, haſt du nicht Luſt, Muſik zu lernen?“ Für einen hoffnungsvollen jungen Menſchen war das zuerſt nöthig. In der Frage des Vaters ſchien ſich die Ausſicht auf Abwechſelung, eine angenehme Unterhaltung und manche neue Erfahrung darzubieten. Ohne weiter zu wiſſen, worauf es ankomme, antwortete er, mit der Geige möge er wol einen Verſuch machen. Geſagt, gethan. Ein Muſikmeiſter erſchien bald darauf; der Unterricht nahm ſeinen Anfang. Es war ein guter, ſtiller und in ſeiner Kunſt ſehr tüchtiger Mann, aber der Weg, welchen er einſchlug, war der ſonderbarſte. Sei es, daß er die Langeweile des muſikaliſchen A-b-c ſcheute, oder daß er eine ungemeſſene Vorſtellung von der Fähigkeit ſeines Schülers hatte, ohne ihn über Werth und Bedeutung der Noten aufzuklären, legte er ihm in einer der erſten Stunden die bekannte Melodie: „Blühe, liebes Veilchen!“ vor. Er ſelbſt ſpielte ſie ſo lange ab, bis Ludwig ſie mit dem Gehör aufgefaßt hatte und leidlich nachzuſpielen vermochte. Mit einigen Griffen, die er nothdürftig erlernt hatte, ſollte er ſich

nun weiterhelfen. Sogleich ging man zu ſchwerern Stücken über. Da es ihm an allem Verſtändniß fehlte, auch ſein Gehör keineswegs ſicher war, ſo lahmte der Unterricht bald in der kläglichſten Weiſe. Die Uebungen, das ihm ganz räthſelhafte Notenſchreiben ſetzte ſeine Geduld auf eine harte Probe; das Inſtrument ſelbſt ward ihm verhaßt. Die dabei nothwendige Haltung des Kopfes kam ihm abgeſchmackt vor, die ſägende Bewegung der Hand lächerlich, der ſchrillende Ton der Geige, ſeinem Ohre ſo nahe, ſchnitt ihm durch Mark und Bein. Unwillkürlich verzog er bei gewiſſen Tönen den Mund grimaſſenhaft, die ſonderbarſten Geſichtsverzerrungen wurden ihm zur Gewohnheit. An eine Beendigung dieſer muſikaliſchen Leiden war nicht zu denken, die Kunſtübungen waren einmal begonnen, ſtreng mußten ſie daher nach dem Willen des Vaters durchgeführt und erduldet werden.

Eines Sonntags, ein Tag, den der Vater durch allerlei häusliche Unterſuchungen auszuzeichnen pflegte, wollte er ſich auch von den Fortſchritten ſeines Sohnes in der Muſik überzeugen. Ludwig ſollte vorſpielen. Im guten Glauben an das, was er im Schweiße ſeines Angeſichts gelernt hatte, trug er einige beliebte Melodien vor, mit denen er ſich am beſten abzufinden meinte. Schweigend hatte der Vater zugehört, endlich ſagte er: „Mein Sohn, du haſt in der That Fortſchritte gemacht; freilich nicht im Violinſpielen, aber doch im Geſichterſchneiden. Wo in aller Welt haſt du dieſe abgeſchmackten Fratzen her?“ Zuletzt behauptete er gar, in Folge dieſer heilloſen Muſik heftige Zahnſchmerzen bekommen zu haben.

Ludwig hatte ſich durch ſein Kratzen auf der Geige auch dem Ohre der übrigen Hausbewohner bemerklich gemacht, und bald galt er für einen Violinvirtuoſen. In dem obern Stockwerke wohnte der Stadtſecretär Laspeyres, deſſen aufwach-

ſende hübſche Tochter als Hausgenoſſin auch ſeine Aufmerkſamkeit erregt hatte. Sonntags pflegte ſie Beſuche einiger jungen Freundinnen zu empfangen, und ſo erging einmal die Bitte, ob Monſieur Tieck nicht die Güte haben wollte, mit ſeiner Violine heraufzukommen. Da der Geburtstag der Mademoiſelle ſei, wünſchten die jungen Damen ein Tänzchen zu machen. Gern folgte er dieſer ſchmeichelhaften Einladung.

Die Mutter empfing ihn mit Entſchuldigungen und artigen Worten über ſein Spiel. Bei dieſen hohen Erwartungen wurde ihm ſchon unheimlich zu Muthe. Mehr noch, als er in vollem Lichterglanze, in dem Kreiſe der jungen, zierlichen Damen ſtand, die ihn über ſein Spiel, welche Tänze er vorzutragen wiſſe, auszufragen anfingen. Zagend ſetzte er ſeine Geige an, und unter obligatem Geſichterſchneiden begann er ſeine Tänze abzuſpielen. Man fand die Manier des jungen Künſtlers höchſt eigenthümlich. Ohne Takt haspelte er ſeine Stücke ab, nichts wollte paſſen. Man wunderte ſich, man kicherte, unwillig mußte man den eben begonnenen Tanz aufgeben; er endete mit der vollſten Verwirrung. Endlich dankte man Ludwig für ſeine Bemühungen und bat ihn, ſie einzuſtellen. Voll Zorn über dieſe Demüthigung, die ihn in einem ſo anmuthigen Damenkreiſe treffen mußte, die Geige und ſeinen Meiſter verwünſchend, zog er ſich ſtill und ohne Geräuſch zurück.

Von dieſen muſikaliſchen Leiden befreite ihn erſt eine ſpätere Zeit. Er mußte die Schule zweier Meiſter durchmachen, obgleich es dem Vater nicht entgehen konnte, daß es dem begabten Sohne an jedem Berufe für die Ausübung der Muſik und, bisjetzt wenigſtens, auch an dem äußern Sinne für dieſelbe fehlte. Beſſer ging es in der ebenfalls unerläßlichen Tanzſtunde, in der Haltung und Anſtand gelehrt werden ſollte. Der Tanzmeiſter führte Ludwig ſogar als

einen ſeiner beſten Scholaren vor, wenngleich dieſer auch hier das Plagen mit dem Takte unerträglich fand, und die Muſik eher für die Feindin als die Begleiterin des Tanzes halten wollte.

Neben dieſen gefälligen Künſten kamen die ritterlichen an die Reihe. An die Stelle knabenhafter Raufereien trat auch hier der Unterricht. Ludwig war geſund, kräftig, hoch aufgeſchoſſen. In den ſanften, ja weichen Zügen ſeines Geſichts würde man weder die bedeutende Körperkraft, die er beſaß, noch den aufflammenden Muth geſucht haben, mit dem er ſie zu Zeiten zur Anwendung brachte. Zuerſt leitete ihn das Vergnügen an der Ausbildung ſeiner Kräfte, dann die beſtimmte Abſicht, auch in dieſen Künſten ſich frei und ſicher zu bewegen.

Frühzeitig hatte er ſeine erſte Ritterprobe nicht ohne Gefahr beſtanden. Auch darin hatte der Vater einen freiern Sinn, daß er hin und wieder einen Philiſtergaul beſtieg, um Ausflüge und kleine Geſchäftsreiſen in der Umgegend Berlins zu machen. Eines Abends war Ludwig hinausgegangen, den Vater, der mit einem andern Meiſter von einem benachbarten Städtchen zurückkehrte, am Brandenburger Thore zu erwarten. Zur beſtimmten Stunde trafen die beiden Reiter ein. Der Vater ſtieg von ſeinem Gaul ab, und da ängſtliche Sorge nicht ſeine Sache war, forderte er den Sohn auf, ſich auch im Sattel zu verſuchen. Dieſer ließ ſich das nicht zwei mal ſagen, ſchwang ſich kecklich auf, und ohne die nöthigen Anweiſungen abzuwarten, begann er das Pferd übermüthig in die Weichen zu ſtoßen. Der Gaul warf ſich mit einem gewaltigen Sprunge herum, in weitem Bogen flog Ludwig's Hut auf die Erde, und das ſcheue Thier jagte auf dem Wege nach Charlottenburg an Wagen und Spaziergängern in geſtrecktem Laufe vorüber. „Wohin ſo eilig, junger Herr?“ rief man dem verwegenen Reiter aus einem Wagen

zu, an dem er hinſtreifte. „Das weiß Gott allein!“ rief er zurück. Endlich auf dem Platze bei den Puppen, wie ihn die Volksſprache wegen der dort aufgeſtellten Bildſäulen nannte, gelang es einigen hülfreichen Händen, des Thieres Herr zu werden.

Athemlos vor Angſt und Eile, keuchten jetzt auch die beiden Meiſter heran. So raſch als es ihre ſtattliche Leibesfülle erlaubte, waren ſie dem jungen Heißſporn gefolgt. Unſanft riß ihn der Vater vom Gaule herab mit ſeiner beliebten Anrede: „Du biſt und bleibſt doch ein dummer Junge! Wie unbeſonnen war es, das Pferd ſo zu reizen! Es konnte dir das Leben koſten!“ Nach dieſen erſten wenig ermuthigenden Erfahrungen wurde Ludwig ſpäter ein eifriger Kunde der berliner Pferdeverleiher, und bald galt er für einen kühnen und ſichern Reiter.

Einige Zeit darauf machte er eine Bekanntſchaft, die ihm bei allen Uebungen dieſer Art trefflich zu Statten kam, ihm aber auch zugleich einen überraſchenden Blick in die tiefern Schatten des Lebens eröffnete. In der Nachbarſchaft des Vaterhauſes lag ein Soldat von einem der berliner Grenadierregimenter im Quartier. Ludwig hatte ihn häufig an der Thür vorübergehen ſehen, und das blaſſe ausdrucksvolle Geſicht war ſeiner Aufmerkſamkeit nicht entgangen. Die größere Sauberkeit der Uniform, die ganze Haltung verrieth einen Menſchen, der offenbar weit über der großen Maſſe gewöhnlicher Soldaten ſtand. Weitere Nachforſchungen ergaben, es ſei ein Gemeiner, der ſogenannte Freidienſte thue was ſchon auf beſſere Verhältniſſe ſchließen ließ.

Bei der nächſten günſtigen Gelegenheit knüpfte Ludwig ein Geſpräch mit dem Grenadier an. Er hieß Daſchieri und ſtammte aus einer gebildeten Familie in Modena. Mit Gewandtheit, geſelliger Bildung und manchen Kenntniſſen

ausgeſtattet, hatte er als junger Mann den abenteuernden Cavalier geſpielt, ſich an Badeörtern und Spielbanken aufgehalten, und war ſchließlich in allerlei ärgerliche Händel verwickelt worden. Ohne Mittel, von Gläubigern verfolgt, fiel er in Strasburg preußiſchen Werbern in die Hände. Man hatte ihm die Möglichkeit vorgeſpiegelt, in kurzer Zeit Offizier zu werden, er hatte Handgeld genommen, und war auf das preußiſche Gebiet abgeführt worden. Jetzt begann die Enttäuſchung. Als Gemeiner wurde er in ein Grenadierregiment in Berlin eingereiht, und zu einer Capitulation von ſieben Jahren genöthigt. Nun erſt war er völlig unglücklich, in einem fremden Lande, abgeſchnitten von jeder Verbindung mit den Seinen. Bei einer gewiſſen Bildung an einen Haufen Menſchen gefeſſelt, der zum Theil der Auswurf der verſchiedenſten Länder war, körperlichen Anſtrengungen und den Mishandlungen roher Unteroffiziere preisgegeben, verfiel er in einen verzehrenden Gram. Aber alles Streuben gegen die eiſerne Strenge der Zucht konnte ſeine Lage nur verſchlimmern; er mußte ſeinen Nacken beugen. Da er ſich pünktlich im Dienſte, und außerdem ſtill, ordentlich und gewandt zeigte, auch durch kleine Nebenverdienſte im Beſitz einiges Geldes war, ſo behandelte man ihn als einen Soldaten beſſerer Art, und ließ ihm einige Erleichterungen zu Theil werden. Nach Ablauf der Capitulation hoffte er ſeiner Dienſte entlaſſen zu werden, aber halb mit Ueberredung, halb mit Gewalt hatte man ihn genöthigt ſie zu erneuern.

In dieſen aufreibenden Leiden fand Daſchieri unerwartet in ſeinem jungen Nachbarn einen warmen und ergebenen Freund, der ihm mit dem vollen Gefühle der Theilnahme entgegenkam. Konnte er von ihm auch keine Hülfe erwarten, ſo war es doch eine große Erleichterung, in ſtillen Frei-

ſtunden ſein Herz ausſchütten zu dürfen, denn auch Klagen waren ſtreng unterſagt, und er hatte doch ſoviel zu klagen, wie er aus Furcht vor Deſertion auf Schritt und Tritt belauert werde, ja nicht einmal nach Hauſe ſchreiben dürfe. In minder trüben Stunden wußte er auch manches Anziehende von Ländern und Menſchen zu erzählen. Immer vertraulicher verkehrte Ludwig mit dem eigenthümlichen Manne, und beſchloß endlich, in den mancherlei nützlichen Künſten, in denen er bewandert war, ſein Schüler zu werden. Er lernte die Anfangsgründe des Italieniſchen von ihm und kam bald ſo weit, den Taſſo leſen zu können. Da ſein Lehrer kein ungeſchickter Flötenbläſer war, ſo wurde er zu neuen muſikaliſchen Verſuchen angeregt, und griff ſelbſt zur Flöte. Mit aller Luſt des Jünglings aber ließ er ſich in das Waffenhandwerk einweihen. Er lernte das Stichrappier führen, das ihm eine edlere und zierlichere Waffe ſchien als der Hieber, und ließ ſich auch in andern militäriſchen Handgriffen unterweiſen. Dafür wurde dem Lehrer im älterlichem Hauſe manche Unterſtützung und Erleichterung zu Theil.

Endlich war Daſchieri's Capitulation abermals abgelaufen. Jetzt hoffte er befreit zu werden, doch ſein Capitän war anderer Meinung. Es kam zwiſchen Beiden zu einem heftigen Wortwechſel, und Daſchieri wurde wegen Widerſetzlichkeit zu einer bedeutenden Anzahl von Fuchtelhieben verurtheilt. Er erlag unter der Klinge des Unteroffiziers, und wurde halbtodt in das Lazareth gebracht, wo er heftig erkrankte. Ludwig und der Vater waren von dieſem neuen Misgeſchick tief ergriffen. Soweit es erlaubt war, ſuchte man die Lage des Unglücklichen zu erleichtern. Ludwig beſuchte ihn und ſaß tröſtend und unterhaltend an ſeinem Bette. Endlich hörte auch dies auf. Daſchieri verfiel in eine Frieſelkrankheit; bald darauf ſtarb er.

Es war ein Ereigniß, welches Ludwig auf das tiefſte erſchütterte. Was er hier als unmittelbarer Zeuge gehört, geſehen, erlebt hatte, warf einen breiten, dunkeln Schatten auf ſein ſo empfängliches Gemüth, auf ſeine rege Phantaſie, auf das Leben ſelbſt. Solche Erfahrungen dienten dazu, in ſeiner Seele ſchwermüthige Betrachtungen vollends heraufzuführen, die wie ferne Gewitterwolken am Himmel des Jugendlebens hingen. Wie verhaßt erſchien ihm jetzt das Soldatenweſen, deſſen glänzende Außenſeite er bisher knabenhaft angeſtaunt hatte; wie tyranniſch dieſe eiſerne Ordnung, die jeden Willen mit unerbittlicher Strenge zerbrach; wie todt und nüchtern dieſes tägliche Herumdrehen im Kreiſe einförmiger Thätigkeit! Wie hatte er ſich dagegen gewöhnt, in freieſter Ungebundenheit nach Laune und Willkür ſich zu bewegen, nur auf Das zu horchen, was ſein Genius ihm zuflüſterte, nur die Bilder zu ſehen, die ſeine Phantaſie ihm vorzauberte.

Manche andere Erlebniſſe ſteigerten noch dieſen Widerwillen. Wenn er in der Abendſtunde die Stadt verlaſſen wollte, hatte man ihn am Thore angehalten und genöthigt, ſich auszuweiſen. Man ſah in dem ſchlanken Primaner einen jugendlichen Rekruten, der in Civilkleidern deſertiren wolle. Beleidigend wurden für ihn die übermüthigen Reden junger Offiziere, mit denen er bisweilen in dem Italienerladen von Sala Unter den Linden zuſammentraf. Da hieß es in den Stunden der Parade: „Die Kerle draußen haben lange genug Ruhe gehabt; wir wollen ihnen mit der Fuchtel Motion machen.“ Alle dieſe Erfahrungen ließen einen tiefen Eindruck für Ludwig's Leben zurück. Niemals hat er ſich mit dem militäriſchen Weſen auszuſöhnen vermocht.

6. Jugendgefährten.

Es war eine ſchöne, ahnungsvolle Zeit, als der Knabe zum Jüngling ward. Noch ſah er halb träumeriſch in das Leben hinein, das vor ihm lag wie eine Morgenlandſchaft, über welcher die Sonne golden und funkelnd aufgegangen iſt. Durch die zerreißenden Nebelſchleier öffneten ſich helle Blicke in die Tiefen der Ferne, und die fremdartigen Schatten der Wolkenſtreifen, welche in wechſelnden Lichtern und Farben darüber hingleiten, laſſen ſie noch wunderbarer und lockender erſcheinen. Indem ſich das Knabenauge dieſem Anblicke erſchloß, war er ſelbſt ein Anderer geworden. Wie regten ſich ſeine geheimſten Kräfte, und die Quellen ſeiner Gefühle und Phantaſien drängten ſprudelnd zu Tage empor. Tauſendfach ſtiegen unbekannte Gedanken und Empfindungen in ihm auf; Sehnſucht und Zuverſicht, Zweifel und Hoffnung, Trauer und Freude durchkreuzten ſich in ſeiner Seele. Er war wie ein junger Baum, über den der erſte warme Frühlingshauch hingeht, und deſſen gährender Saft ſich durch alle Adern und Zweige ergießt und zu vollen Knospen emporſchwillt.

Sein Herz war zum Ueberfließen voll. Er hatte ſoviel zu ſagen von ſeinen Träumen und Ahnungen, von ſeinen Gefühlen, die ihn ſelig machten und ängſtigten zugleich. Er dürſtete nach Freundſchaft. Mit der Kraft leidenſchaftlichen Wollens ſuchte er ein Herz, in welches er das ſeine ganz ausſchütten könne. Vor dem ſtrengen Vater zitterte er, ſeine Geſchwiſter ſahen zu ihm hinauf, und fremd ſtanden ihm ſeine Lehrer gegenüber. Sie Alle dachten, fühlten anders als er. Er wollte ein Herz, das mit dem ſeinen in gleichem Pulſe ſchlage, das ihn verſtehe, das ſeiner Liebe und

Freundſchaft ausſchließlich lebe, das er ſein Eigenthum nennen könne.

Schon früher war Ludwig auf einen ſeiner Mitſchüler aufmerkſam geworden, der um dieſe Zeit einen ihm ſelbſt räthſelhaft anziehenden Eindruck auf ihn machte. Dies war Friedrich Heinrich Bothe aus Berlin, eben jener, welchem er die Bekanntſchaft mit Holberg's Luſtſpielen verdankte. Mit Eifer und Erfolg hatte ſich Bothe auf das Studium der alten Sprachen und Literatur geworfen; ſchon damals nahm er, dem Anſtoße Gedike's folgend, eine philologiſche Richtung. Er war fähig und nicht ohne Geſchmack und Sinn für die ſprachliche Seite der Poeſie; den Verſuchen, welche er gemacht hatte, fehlte die Anerkennung der Lehrer nicht. Auch beſaß er ein angenehmes Aeußere. Aber das Bewußtſein ſeines Strebens und der Ernſt, mit welchem er zu Werke ging, gab ihm eine etwas ſteife Haltung, und nicht ohne Altklugheit fand er die männliche Würde in einem kalten, abgemeſſenen Weſen. Ludwig, ſtets leidenſchaftlich bewegt, war unendlich verſchieden von ihm. Aber gerade auf ihn fiel der vollſte und heißeſte Strahl ſeiner Freundſchaft. Er ſah die natürlichen Einſeitigkeiten dieſes Geiſtes nicht, und ohne es zu ahnen, ſtattete er ihn mit allen Vorzügen eines Ideals aus, welches ihm ſeine eigene dichtende Phantaſie vorgebildet hatte. Bothe war in ſeinen Augen der begabteſte, liebenswürdigſte Jüngling; nur er war würdig, ihm ſeine Gedanken und Empfindungen mitzutheilen, nur er ſollte und durfte ſein Freund ſein.

Mit überſchwänglichem Gefühlsſturm hatte er dem Auserwählten das innige „Du" angetragen, welches den Seelenbund beſiegeln ſollte. Doch wie beſtürzt war er, als Bothe den ſchwärmeriſchen Antrag mit der kühlſten Ruhe aufnahm, zuerſt ausweichend antwortete und ihn endlich geradezu ab-

lehnte. Er begriff dieſe verzehrende Glut nicht, welche ſich plötzlich auf ihn warf, denn er fand bei ſich ſelbſt nichts, was jenen Gefühlen entſprochen hätte. Er verſtand die tiefe Natur nicht, der es ein Bedürfniß war, von ihren Schätzen mitzutheilen, und endete damit, Ludwig's Benehmen ſonderbar und unerklärlich zu finden. Dieſe Entdeckungen machten Ludwig in einem hohen Grade unglücklich. Er hatte nicht anders denken können, als ſo ſtürmiſche Liebe müſſe Erwiderung finden, jener müſſe ſich ebenſo ſympathetiſch bewegt fühlen. Er begann an ſich ſelbſt irre zu werden, und doch zog es ihn mit der Gewalt eines geheimen Zaubers zu ſeinem ſpröden Gefährten hin. Aber je dringender er ward, deſto kälter, abweiſender zeigte ſich jener. Ein brennend heißer Schmerz durchbohrte ſeine Seele. Er ſah ſich verkannt, das Beſte, was er geben konnte, verſchmäht. Eine bittere Selbſtverachtung bemächtigte ſich ſeiner. Wie niedrig mußte er nicht ſtehen, wenn ein ſo hochbegabter Jüngling ihn mit voller Abſicht verwerfen konnte! Die leidenſchaftlichſten Auftritte erfolgten. Schmerz, Zorn, Wuth arbeiteten in ſeiner Seele. Oft brach er in Thränen aus, er bat, flehte, beſchwor. Umſonſt! Jener blieb alklug, kalt und verſchloſſen.

Zwar wurde der literariſche Verkehr nicht abgebrochen, ja ſogar zu Spaziergängen und kleinen Wanderungen ließ ſich der Gefährte bereit finden, aber überall blieb er ſich gleich. Ein längeres Beiſammenſein machte ihn nicht vertraulicher, und manche Entbehrungen und Abenteuer, die ſie miteinander theilten, öffneten ſein Herz nicht. In den Ferien pflegte Ludwig ſeine mütterlichen Verwandten zu beſuchen. Ein Bruder ſeiner Mutter war Schmiedemeiſter in Golzow bei Brandenburg, und auch in Lehnin hatte man Freunde und Bekannte. Auf einer ſolchen Ferienreiſe ge-

geſchah es, daß die Gefährten ſich in den Haiden hinter Potsdam verirrten. Sie glaubten im heimiſchen Sande verſchmachten zu müſſen, bis ſie nach manchen Irrfahrten nach Potsdam zurückkamen, von wo ſie ausgegangen waren.

Endlich mußte ſich Ludwig mit Schmerzen überzeugen, ſein ſtürmiſches Liebeswerben ſei vergeblich. Er verfiel in Trübſinn, in Schwermuth. Er, ſonſt ſo friſch und heiter, ward finſter, wortkarg und gleichgültig gegen das Zureden der Aeltern und Geſchwiſter; ſein ſonſt ſo offener Sinn ſchien für die Außenwelt verſchloſſen. Neue heftige Ausbrüche der Leidenſchaft riſſen ihn aus dieſer Abſpannung empor, um ihn dann nur tiefer verſinken zu laſſen. In gewohnter Weiſe hatte er den feindſeligen Freund eines Nachmittags auf dem Heimwege aus der Schule begleitet. Abermals hatte er ihn mit vergeblichen Bitten beſtürmt. Da ergriff ihn eine verzweifelte Wuth; er war ſich ſelbſt zur Laſt, zum Ueberdruſſe. In dieſem Augenblick gingen ſie über die Gertraudtenbrücke. Ludwig durchzuckte ein Gedanke. Er wollte das verhaßte Leben von ſich werfen, ſich vor den Augen des Freundes in das Waſſer ſtürzen. Sein Tod ſollte das felſenharte Herz rühren und ihn überzeugen, wie ſehr er ihn geliebt habe. Er trat an den Rand der Brücke, und verzweifelt und kindiſch zugleich ſtieß er einen ſchweren Stein, welcher dort als Brückenbeſchwerer lag, in den Fluß. Mit großem Geräuſch ſtürzte der Stein hinab. Aber ohne den Kopf zu wenden, ging der Andere ſeines Wegs weiter. Ludwig's Zorn über dieſe neue Härte ſteigerte ſich zum Ingrimm. Er ſtürzte dem Freunde nach und ereilte ihn auf dem Dönhoffsplatze. Die Stimme verſagte ihm vor innerer Bewegung. Endlich rief er: „So, jetzt habe ich Sie erkannt! Iſt das auch nur menſchlich gehandelt? Was würden Sie denn gethan haben, wenn ich mich nun wirklich in das Waſ-

ſer geſtürzt hätte?" „Ich würde Sie unausſprechlich verachtet haben", erwiderte jener ruhig. Ludwig verſtummte, und ging weinend nach Hauſe.

Aber er täuſchte ſich. Er hatte keineswegs den ſtörriſchen Freund erkannt, und noch Manches ſollte er leiden, ehe er zur wirklichen Erkenntniß kam. In ſeinem Zimmer hatten ſich die leidenſchaftlichen, nie zu ſchlichtenden Kämpfe zwiſchen dichteriſcher Täuſchung und altkluger Verſtändigkeit wiederholt. Erſchöpft war er endlich auf das Bett geſunken, und während Bothe gleichgültig neben demſelben ſaß, in einen tiefen Schlaf verfallen. Dieſen Augenblick benutzte der Ungetreue, um ſich in der Stille zu entfernen. Als Ludwig nach einiger Zeit erwachte, und ſich auch um den Abſchied betrogen ſah, packte ihn eine wildere Wuth als jemals. In einer Art von Raſerei ſprang er empor, er ſchlug um ſich, er zertrümmerte die Fenſterſcheiben, und zerbrach was ihm unter die Hände kam. Ermattet ſtürzte er endlich unter krampfhaftem Schluchzen wieder auf das Bett, und begrub ſein Geſicht in die Kiſſen. Mit Schrecken ſah die herbeieilende Mutter die Verwüſtung, welche er angerichtet hatte. Ihr erſter Gedanke war das Strafgericht, das hereinbrechen mußte, ſobald der Vater nach Hauſe kam. Beſchwichtigend redete ſie dem Sohne zu; er ward ſtiller, an die Stelle des Zorns trat die Furcht. Als der Vater zurückkehrte, hörte er den Bericht über den ſonderbaren Vorfall ſchweigend an. Er ſchalt nicht, er ſtrafte nicht, er hieß Ludwig zu Bette gehen und ausſchlafen.

Zagend trat er am andern Morgen vor den Vater. Ohne des angerichteten Schadens mit einem Worte zu gedenken, ſagte dieſer ruhig, doch mit tiefem Ernſt zu ihm: „Ich ſehe, du erwarteſt Strafe. Auch haſt du ſie hinreichend verdient, doch ſoll ſie dir diesmal erlaſſen ſein. Aber nun bitte ich

dich, beſinne dich! Wohin iſt es mit dir gekommen? Du biſt ein anderer Menſch geworden! Du zeigſt dich nichtachtend gegen deine Aeltern, vernachläſſigſt deine Geſchwiſter, und biſt gleichgültig gegen unſere Liebe Und das Alles, weil du einen Menſchen mit deiner Liebe verfolgſt, der von dir nichts wiſſen will! Siehſt du denn nicht, daß du ihm nichts biſt? Er hat kein Herz für dich, er begreift nicht einmal deine Liebe zu ihm! Und wohin wird dich dieſe Leidenſchaft und blinde Wuth noch führen? Ich fürchte, ſie wird einmal ſehr unglücklich machen!"

So mild, ſo überzeugend hatte Ludwig den ſtrengen Vater noch nicht ſprechen hören. Dieſen Ton kannte er kaum an ihm. Und gerade bei dieſer Veranlaſſung verfehlte er ſeinen Eindruck am wenigſten. Er war tief erſchüttert; er fühlte die Wahrheit der väterlichen Worte, und kam allmälig zur Beſinnung. Endlich ſollte er dieſe Bande ganz ſprengen.

Wiederum hatten die Genoſſen eine gemeinſame Fußreiſe unternommen. Soeben hatten ſie Brandenburg verlaſſen, als Bothe plötzlich erklärte, er müſſe noch einmal dahin zurückkehren, und zwar allein. Deſſen ungeachtet trug Ludwig in dringender Weiſe ſeine Begleitung an. „Ich kann Sie nicht brauchen", erwiderte jener kalt, „und werde allein gehen!" Nochmals flammte die ganze Leidenſchaft auf. Weinend und beſchwörend, ihm wenigſtens Gründe für dieſen unerwarteten Entſchluß anzugeben, ging er eine Zeit lang neben Bothe her. Da dieſer ſchweigend ſeinen Weg verfolgte, ſo riß ſeine Geduld, und plötzlich ſchien die Liebe in Haß umzuſchlagen. „So geh' denn, dummer Junge!" rief er trotzig. Aber ſchon in demſelben Augenblicke ergriff ihn Schrecken über die Läſterung, die er auszuſtoßen gewagt hatte. Er wollte den Gekränkten um Verzeihung bitten, aber dieſer ging ohne auf

die Schmähung zu achten weiter. Beſchämt blieb Ludwig ſtehen. Dann machte er ſich ſchmollend und trotzend allein auf den Heimweg.

Mit jenem knabenhaften Ausrufe hatte er ſich befreit; er gedachte der Worte des Vaters, der Schleier, der auf ſeiner Seele gelegen hatte, war zerriſſen. Er fing an zu zweifeln und zu prüfen, und endlich ſah er den harten Freund mit andern Augen an. Der verklärende Schimmer, mit dem er ihn umgeben hatte, war verſchwunden, er erſchien ihm gleichgültig und gewöhnlich, wie viele ſeiner Schulgefährten. Zuletzt war ſeine Leidenſchaft ihm ſelbſt zum Räthſel geworden.

So war ihm gerade aus der Fülle ſeines Herzens das bittere Gefühl menſchlicher Schwäche bis zur Selbſtverachtung entſprungen, und ſeine überſchwellende Seligkeit hatte ihm einen Schmerz geboren, wie er ihn tiefer und ſchneidender nicht erlebt hatte. Mit den bittern Erfahrungen, die ſie mit ſich brachte, hatte er ſich auch Das erkauft, die Geiſter prüfen und unterſcheiden zu lernen.

Wie er Freundſchaft da geſucht hatte, wo er ſie nicht fand, ſo hatten die beſten unter den Schulgefährten um ſeine Freundſchaft geworben, aber in ſeiner blinden Neigung für den Einen hatte er es nicht erwidert, ja kaum beachtet. Und er war dazu geſchaffen, der Mittelpunkt eines Freundeskreiſes zu werden. Voll Geiſt und Feuer, aufbrauſend in jugendlicher Luſt und Laune bis zum Uebermuth, kühn und ſicher in ſeinen Urtheilen, reich an Kenntniſſen bereit zu jeder Hülfe in Wort und That, gutmüthig, offen und hingebend, ja zu Zeiten weich, körperlich kräftig, in ſeiner Geſichtsbildung ſchön, wie hätte er da nicht die Aufmerkſamkeit und Neigung gerade der begabteſten unter ſeinen Schulgenoſſen ſich gewinnen ſollen? Mehr noch als durch ein-

zelne hervorſtechende Eigenſchaften ſchien er durch einen ſtillen und unerklärlichen Zauber, der aus ſeinem ganzen Weſen ſprach, mächtig anziehend auf ſie zu wirken, und ſo bildete ſich ein Kreis von Jugendgefährten um ihn, unter denen er mehr als einen Herzensfreund fand.

An Geiſt, Talent und Streben ihm der Verwandteſte, als Freund der treueſte und hingebendſte war Wilhelm Heinrich Wackenroder. Er war eines Alters mit Ludwig, wie er geboren im Jahre 1773, und gehörte einer der angeſehenſten Familien Berlins an. Sein Vater, der Geheime Kriegsrath und Juſtizbürgermeiſter Wackenroder, war ein ſtrenger und ehrenfeſter Beamter, ganz im Geiſte des Zeitalters Friedrich's des Großen gebildet, klar, nüchtern und pflichtgetreu, umſichtig und unermüdlich, erfüllt von dem Gedanken der Bürgertugend, und von warmer Hingebung an den jungen, wachſenden Staat und den großen König, der ihn geſchaffen hatte. In den ſchweren Zeiten des Siebenjährigen Krieges, als Berlin durch Ruſſen und Oeſtreicher beſetzt wurde, hatte er im Namen der Stadt mit den feindlichen Generalen verhandelt, und ſpäter in Stadt- und Staatsämtern durch ſeinen Eifer ſich hervorgethan. Mit größter Sorgfalt ließ er ſeinen einzigen Sohn erziehen. Zuerſt hatte er ihn durch häuslichen Unterricht bilden laſſen, und dann der anerkannten Schule ſeines Freundes Gedike übergeben. In der zweiten Claſſe des Friedrich-Werderſchen Gymnaſiums war es, wo Ludwig und der junge Wackenroder zuerſt ſich begegneten. Sogleich fühlte dieſer ſich angezogen, und nach den ſchmerzlichen Erfahrungen, die er gemacht hatte, hielt nun auch Ludwig den neugewonnenen Freund um ſo feſter.

Wackenroder war eine ahnungsvolle, prophetiſche Natur. Still und träumeriſch ſchien er den Blick nur in die Tiefen ſeines Innern zu ſenken, und den Sinn für die Außenwelt

weder zu beſitzen noch zu vermiſſen. Im täglichen Verkehr war er linkiſch und unbehülflich, daher weltklügere Genoſſen nicht ſelten über ihn lächelten, und ihn mit wohlfeiler Mühe zum Gegenſtande ihres Witzes machten. Sie begriffen das Weiche, Zarte, ja Rührende nicht, das wie ein geheimnißvoller Schleier auf ſeiner ganzen Erſcheinung ruhte. Es lebte in ihm der einfache, unſchuldige Kinderglaube, dem es ein unbewußtes Bedürfniß iſt, ſich an Höheres hinzugeben. Um ſeinetwillen konnte er auch das mit dem größten Vertrauen hinnehmen, was ſeiner eigenen Natur zuwider war. Darum war nichts leichter, als ihn in gewöhnlichen Dingen zu täuſchen und irrezuführen. Das Wunder ſchien die Welt zu ſein, in der er eigentlich lebte, während das Alltägliche für ihn zum Wunder wurde. Aus dieſen Träumen zuckten dann Blitzen gleich tiefſinnige Auffaſſungen hervor; er konnte zu Zeiten ſchwärmeriſch ſcheinen. Als wenn er dunkel gefühlt hätte, daß dieſe innere Welt eines äußern Gegengewichts bedürfe, wenn er nicht ganz in ihr verloren gehen wolle, klammerte er ſich ängſtlich an gewiſſe Ordnungen. Sobald ſie ihm einmal zur Gewohnheit geworden waren, gab er ſie nicht wieder auf. Er war ein peinlich fleißiger Schüler, und in aller Ueberſchwänglichkeit hielt er mit Zähigkeit an einer beſtimmten Zeiteintheilung feſt, die ihm anerzogen worden war. Wer ihn nur in ſolchen Augenblicken ſah, konnte ihn für nüchtern, ja pedantiſch halten. Die bürgerliche Natur des Vaters ſchien dann die Oberhand zu gewinnen. Allmälig entwickelte er die glücklichſten Anlagen. Vor allem ſchien die Muſik ſein ganzes Weſen zu durchdringen. Ein elektriſcher Stoff hatte ſich hier angeſammelt, der nur auf die rechte Art der Berührung wartete, um durch ſeine ſprühenden Funken zu blenden.

Zwei Geiſter waren zuſammengeführt worden, die für

einander geſchaffen zu ſein ſchienen. Beide wandten ſich mit ganzer Kraft dem Leben in der Phantaſie und Dichtung zu. Aber ſie waren doch darin verſchieden, daß Ludwig ſeine Kreiſe weiter zu ziehen, mehr zu umfaſſen ſtrebte, Wackenroder ſtill beſchaulich in die Tiefen des Einzelnen ſich verſenkte, daß jener kritiſch humoriſtiſch, dieſer glaubensvoll war, der Eine mehr ſchöpferiſch, der Andere mehr empfänglich. Dies führte zu manchen Meinungsverſchiedenheiten im Einzelnen, die ſich aber in den gleichen Grundtönen ihrer Seele immer wieder auflöſten. Wackenroder hielt z. B. Ramler, der in dem Hauſe ſeines Vaters verkehrte, lange Zeit für einen der erſten und größten Dichter, während Ludwig's keckes Urtheil ihn als Poeten alten Stils bezeichnete, dem die eigentlich dichteriſche Ader fehle. Nur ſehr ſchwer ließ ſich Wackenroder dieſen Glauben durch die ſchonungsloſen Ausführungen ſeines Freundes entreißen. Von jetzt an theilten ſie alle Leiden und Freuden des innern Lebens wie des Schulverkehrs, und Ludwig wurde ein gern geſehener täglicher Gaſt und Freund in dem Hauſe des Bürgermeiſters von Berlin.

Eine entgegengeſetzte Natur war Friedrich Toll, der Sohn eines Beamten der berliner Porzellanfabrik. Er war feſt und ſicher, ſtrebſam und eifrig, voller Ehrgeiz. Ganz und vollſtändig ſuchte er die Dinge zu erforſchen. Mit eiſernem Fleiße, aber fern von Kleinlichkeit, warf er ſich auf die Schulwiſſenſchaften, die ihm den Weg ins Leben bahnen ſollten. Auch er beſaß bedeutende Anlagen, war jugendlich ſchwungvoll und poetiſch begeiſtert. Seine Erſcheinung war edel und einnehmend; ſie hatte etwas Ritterliches. In allen Künſten körperlicher Gewandtheit galt er ſeinen Genoſſen als Vorbild.

Zu dieſen geſellte ſich Wilhelm von Burgsdorff, der Sohn eines märkiſchen Edelmanns. Zuerſt nach den Grundſätzen der damaligen neuen Lehre im Philanthropin zu Deſſau

erzogen, war er erſt in ſpäterer Zeit Gedike's Schüler geworden. Er war friſch, natürlich und lebhaft, von ſchneller Auffaſſung und glücklichen Gaben, gutmüthig, aber auch leichtſinnig und hochfahrend.

Der Humoriſt in dieſem jugendlichen Kreiſe war Viering, der Sohn eines Landpredigers. Er lebte in dem Hauſe des Kriegsraths Müller, deſſen Obhut er anvertraut war. Reich an launigen Einfällen und immer neuen Anſchlägen, beſaß er einen nicht unbedeutenden Sinn für das Komiſche und deſſen Auffaſſung und Darſtellung. Was er ſchrieb, trug oft einen ſo eigenthümlich friſchen Humor an ſich, daß Ludwig in ſpäterer Zeit, als man Jean Paul zu leſen anfing, an ſeinen Jugendfreund erinnert wurde. Einſt war eine moraliſche Abhandlung über das Sprüchwort: „Wie man's treibt, ſo geht's", verlangt worden. Viering gab eine lebendige und gefühlte Schilderung des einfachen Natur- und Landlebens, in der er zuletzt mit überraſchender Wendung zwei Gänſejungen erſcheinen ließ, die auf verſchiedenen Wegen und in verſchiedenen Zeiten ihre Heerden dem gemeinſamen Weideplatze zutreiben. Der Lehrer ſchüttelte über ſolche Abgeſchmacktheit den Kopf, während Ludwig's ganze Theilnahme durch die ſatiriſche Keckheit des Tons gewonnen wurde. Oft theilte der neue Freund ſein helles und geräumiges Zimmer mit Ludwig. Hier arbeiteten ſie miteinander, und erſannen auch manchen muthwilligen Anſchlag.

Auf dieſem Wege lernte Ludwig auch Adam Müller, den Sohn des Kriegsraths Müller, kennen. Doch gehörte dieſer, wie Wilhelm von Schütz, bereits einem jüngern Geſchlecht an. Ohne damals in dieſen Kreis eintreten zu können, ſchloſſen ſich Beide an einzelne Glieder deſſelben erſt in ſpäterer Zeit an.

Dagegen hatten die Freunde einen andern Genoſſen gefunden, der, um mehrere Jahre älter, unter dieſen kecken Geiſtern die alltägliche Mittelmäßigkeit vertrat, ſich aber doch mit einem aufrichtigen und gründlichen Eifer für Alles zu begeiſtern ſuchte, was jene bewegte. Es war dies ein gewiſſer Piesker, deſſen Vater Verwalter auf dem nahe bei Berlin gelegenen Gute Fredersdorf geweſen war. Er liebte es, den altklugen Mentor, das Gewiſſen in dieſem Kreiſe zu ſpielen. Mit Verdruß ſah er dem muthwilligen Treiben der Andern zu, denen es in ihren wilden Launen auf ein Mehr oder Weniger nicht ſonderlich ankam. Zu ihrer großen Erheiterung konnte er ſich dann ungemein ereifern; er hielt ihnen die eindringlichſten Strafreden über ihre Thorheit, ihren Leichtſinn, vor allem über ihre Neigung zur Lüge. Denn unter dieſem Namen verfolgte er mit komiſchem Ernſt jede Flüchtigkeit in der Auffaſſung, jede jugendliche Uebertreibung, jede ironiſche Wendung. Dann belehrte er die Freunde, er werde ihnen zeigen, was thatſächliche Wahrheit ſei, und ihnen eine einfache Darſtellung geben, wie die Sache wirklich geweſen ſei. Daraus ergab ſich in der Regel, daß er weniger geſehen und gehört hatte als alle Andern. Sein Aeußeres war abſtoßend; er hatte eine plattgedrückte Naſe, einen wulſtigen, aufgeworfenen Mund, ſein Geſicht war von Blatternarben entſtellt. Dennoch war er allgemein geliebt, trotz ſeiner Steifheit und ſeines ungerechten und mürriſchen Scheltens. Man kannte ſeine Treue, ſeine Zuverläſſigkeit, man fühlte in ihm die Sicherheit einer geraden, einfachen Natur heraus.

Niemand ſchloß ſich feſter an ihn als Ludwig, der ahnen mochte, daß er bei ſeiner abſpringenden Reizbarkeit und ſeinen wechſelnden Stimmungen der Ergänzung durch einen nüchternen und wohlmeinenden Freund bedürfe. Auch beſuchte er ihn auf dem Gute Fredersdorf. Hier ſtreifte man

durch Wald und Feld, brachte die Sommernächte unter freiem Himmel zu, machte ſich Herzensbekenntniſſe, und verlor ſich in tauſend hochfliegenden Plänen für die Zukunft.

7. Kunſtleben.

Wenn die Freundſchaft mit Wackenroder von hoher Bedeutung für Ludwig's innere Entwickelung war, und die mit Burgsdorff ſpäter wichtige Folgen für ſein äußeres Leben hatte, ſo kam endlich noch ein drittes Verhältniß hinzu, welches ſogleich einen entſcheidenden Einfluß auf ſein Schickſal nach beiden Seiten hin gewinnen ſollte. Dies war die Verbindung mit Wilhelm Hensler, dem Stiefſohn des Kapellmeiſters Reichardt.

Auch er war eine offene, muntere und bewegliche Natur, für jeden bedeutenden Eindruck fähig und empfänglich. Erſt ſpäter war er nach Berlin in das Haus ſeines Stiefvaters gekommen, um auf Gedike's Anſtalt ſeine Ausbildung zu vollenden. Hier wurde er Ludwig's unmittelbarer Nachbar auf der Schulbank. Man gefiel ſich gegenſeitig, entdeckte manche Uebereinſtimmungen in Weſen und Neigung, und knüpfte endlich ein vertrauliches Verhältniß an. Hensler unterließ es nicht, den neugewonnenen Freund in das Haus des Stiefvaters einzuführen, wo jener ſo allgemeine Theilnahme und Zuneigung erweckte, daß er bald in demſelben vollſtändig heimiſch wurde. Zu Zeiten überſiedelte ſich Ludwig ganz dorthin, und wie Arbeit und Zerſtreuungen theilte Hensler auch das Zimmer mit ihm. Er konnte mehr für den Sohn als den Freund des Hauſes gelten. Der Vater legte dieſem

Verkehr keinerlei Hinderniß in den Weg. Mit voller Befriedigung sah er die Anlagen des Sohnes immer selbständiger hervortreten; es schien rathsam, ihm größere Freiheit zu gestatten, ihn gewähren zu lassen.

Auch gab es in Berlin vielleicht kein Haus, das für die Fortbildung einer emporkeimenden Dichterkraft eine bessere Schule gewesen wäre als das des Kapellmeisters Reichardt. Es war ein Sammelplatz für Künste und Künstler. Der frische Geist der dichterischen und künstlerischen Erhebung, der Deutschland seit zwei Jahrzehnden durchzog und es fast zu verjüngen schien, wirkte hier lebendiger als irgendwo. Man besaß Geist und Geschmack, verfolgte mit Antheil jede neue Wendung in Kunst und Literatur, und nahm eifrig für und wider Partei. Mit dem Nachdruck des tiefern Kunsteifers wurde Musik getrieben, Goethe verehrte man als den Genius der neuern Zeit und Poesie, und allgemeine künstlerische Ausbildung galt für unerläßliche Pflicht. Hier war der Kreis, in dem Ludwig's jugendliches Talent seiner Reife entgegengeführt werden konnte.

Reichardt selbst war ein Mann, ganz geeignet, Jüngere anzuregen, zu bilden, in das Verständniß der Poesie und Musik einzuführen. Er stand im Mittelpunkte des musikalischen Lebens, welches in den letzten Jahren einen glänzendern Aufschwung genommen hatte. Im Jahre 1775 war er an Graun's Stelle nach Berlin berufen worden, er hatte einige Opern componirt, und war seit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm's II. als Director des neubegründeten Orchesters der Italienischen Oper in einen umfassendern Wirkungskreis getreten. Mit Sängern und Schauspielern, mit Künstlern aller Art brachte ihn sein Beruf in Berührung, mit vielen wissenschaftlichen und dichterischen Namen hatte er Verbindungen, fremde Künstler und Gelehrte versäumten es

nicht, sein Haus zu besuchen. Er selbst war voll Geist und Beweglichkeit. Auf die Entwickelung seines musikalischen Talents legte er keinen ausschließlichen Werth. Durch eine vielseitige, allgemeine Bildung, durch Kenntnisse in den verschiedensten Fächern, durch lebhafte Theilnahme an allen Aufgaben des Lebens wollte er sich von seinen einseitigen Fachgenossen unterscheiden, er wollte kein dürftiger, halbgebildeter Musikmeister sein. Er war ein eifriger Anhänger Kant's und der neuen kritischen Philosophie. Er hatte eine Zeit lang in dem Fache der Verwaltung gearbeitet. Später hatte er bedeutende Reisen unternommen, hatte Italien gesehen, war in Paris und London gewesen, und war mit Goethe in Berührung gekommen, dessen „Claudine von Villa bella" er componirt hatte. Auch als Schriftsteller war er aufgetreten. Er war Virtuos und Componist, theoretischer und schriftstellender Musiker. Aber diese unruhige Vielthätigkeit zersplitterte doch seine Kräfte und beförderte ein starkes Selbstvertrauen, welches, da er Alles kennen und verstehen wollte, ihn bisweilen über seine Grenzen hinausführte.

Auf Ludwig wirkte zunächst die Frische der anregenden Kraft, der bedeutende Name in der Kunstwelt, die angesehene Stellung des Mannes. Zum ersten Male blickte er hier in ein anerkanntes, von Geist getragenes, glänzend erscheinendes Kunstleben. Wovon er sonst nur einzelne Seiten aus der Ferne gesehen hatte, das trat ihm hier als ein Ganzes, in sich Fertiges entgegen. An diesen neuen Vorbildern begann er seine Kräfte zu messen. Aus der allgemeinern Vorbereitung der Schule ging er nun in die künstlerischen Lehrjahre über, welche ihm schon jene Richtung geben sollten, die ihn einige Jahre später in die Literatur hineinführte.

Zunächst fand seine Neigung für das Theater hier nicht nur neue Nahrung, sondern auch Ausbildung. Es

war die Zeit, wo in Berlin die Theaterliebhaberei immer mehr Boden gewann. Die Bühne galt für ein hauptsächliches Mittel allgemeiner und volksthümlicher Bildung, die Anregungen großer Talente in der Schauspielerwelt kamen hinzu, die dem früher verachteten Stande Anerkennung zu erobern anfingen. Man eiferte ihnen nach, las in Gemeinschaft dramatische Dichtungen nach Rollenvertheilung, und stellte endlich zu eigener Uebung in geselligen Kreisen Versuche in den mimischen Künsten an. In Reichardt's Hause sah man es daher nicht ungern, als sich um den Stiefsohn eine Anzahl fähiger Jünglinge sammelte, und aus kindischen Anfängen ein Liebhabertheater hervorging, das zuletzt die Haltung ernster Studien annahm.

Bis dahin hatte Ludwig sein Theatertreiben in alter Weise fortgesetzt. Zu Hause, im Freien, wo es irgend anging, hatte er mit seinen Geschwistern auf improvisirter Bühne wie ehemals gespielt. Wie früher in der Kirche, hatte er später einmal in einem abgelegenen Theile des Thiergartens einen freien Platz entdeckt, der von Bäumen und dunkelm Gebüsch umschlossen, durch seine tiefe Stille und die Sicherheit vor Ueberfällen störender Spaziergänger zur Darstellung irgendeiner Tragödie einzuladen schien. Sogleich begann man Gerstenberg's „Ugolino" abzuspielen, der sich damals besonderer Gunst erfreute, weil er mit dem geringsten Personenaufwande im Gräßlichen das Höchste leistete, was zu erreichen war. Natürlich spielte Ludwig den Ugolino, die Uebrigen thaten ihr Bestes, als zu ihrer großen Ueberraschung aus dem Seitengebüsche ein Mann hervortrat, welcher die Schauspieler unbemerkt belauscht hatte. „Sie haben Ihre Sache recht brav gemacht, junger Mann", wandte er sich zu Ludwig; „aber wie kommen Sie bei Ihrer Jugend schon zu diesem gräßlichen Stücke?" Ein Vorwurf, welchen man bei

der Anerkennung, die man gefunden hatte, ſehr gern in den Kauf nahm.

Alles gewann ein anderes Anſehen, als man unter Reichardt's Augen zu ſpielen anfing. Es ſollte kein Spiel mehr bleiben; es ſollte eine Gelegenheit zur Ausbildung des guten Geſchmacks und feiner Sitten, eine Schule für glückliche Anlagen werden. Zu der leitenden Einſicht geſellten ſich bedeutendere Hülfsmittel. Ein ziemlich zahlreiches, für die Sache begeiſtertes Perſonal fand ſich beiſammen. Alle Freunde Hensler's und Ludwig's wurden dazu herangezogen, die irgend Luſt und Neigung hatten, an dieſen Verſuchen theilzunehmen. Durch Kauf und Geſchenk erwarb man eine Art von Garderobe, und für manchen andern Bedarf ſorgte die Geſchicklichkeit Friedrich Tieck's, den der Vater 1790 zu dem Bildhauer Bettkober in die Lehre gab. An den Darſtellungen ſelbſt nahm er weniger Antheil, aber für die Ritterſtücke wußte er die unentbehrlichen Helme und Panzer mit kunſtgeübter Hand aus Pappe, Gold- und Silberpapier anzufertigen, und den edeln Roſt des Alterthums ſo täuſchend nachzuahmen, daß auch er in ſeiner Kunſt allgemeinen Beifall erwarb. Endlich konnte man auf ein, wenn auch nicht zahlreiches, doch gebildetes und urtheilsfähiges Publicum rechnen, das zugleich durch ſeine perſönliche Theilnahme ermuthigend einwirkte.

Man wagte ſich an die Darſtellung großer, ja claſſiſcher Schauſpiele. Vor keiner Schwierigkeit bebte man zurück, je unüberſteiglicher die Hinderniſſe ſchienen, deſto lieber ſuchten die jungen Künſtler ſie zu überwinden. Ihre Phantaſie nahm den höchſten Flug, und dem Schwerſten glaubten ſie ſich gewachſen. Neben einigen geläufigen Bühnenſtücken ſpielten ſie Leſſing's „Schatz" und „Philotas". Dann gingen ſie zu den beliebten Ritterſtücken über, in denen ſie in allem Waffen-

ſchmucke prangen konnten, und endlich im Sturmſchritte zu Shakſpeare. Man theilte ſich in Rollen und Rollenfächer; ein wahrhafter Künſtlerwetteifer entſtand, ein Jeder ſuchte ſich von der beſten Seite zu zeigen. Wackenroder ſchien durch ſein ernſtes Weſen für die Darſtellung von Königen und Fürſten geeignet, Toll und Hensler ſpielten die jugendlich kriegeriſchen Helden, Bothe die Greiſe, Viering und Pieske übernahmen die komiſchen Rollen. Die ſchwierigſten Charaktere im Trauerſpiele wie im Luſtſpiele hatte man Ludwig mit voller Anerkennung ſeiner Ueberlegenheit abgetreten.

Und in der That, neben der kindiſchen Unbehülflichkeit der Einen und der leichten Liebhaberei der Andern trat bei ihm die glückliche Anlage für mimiſche Charakterdarſtellung unzweideutig hervor. Auch beſaß er Alles, was dazu erforderlich war; eine edle, ſchlanke Geſtalt, eine klangvolle, umfaſſende Stimme, die von den feinſten Wandlungen bis zum gewaltigen Donner der Leidenſchaft anſchwellen konnte, ein ausdrucksvolles Geſicht, das mit ungeſuchter Kunſt jede Bewegung des Innern widerſpiegelte. Doch ſeine Hauptſtärke lag in einem andern Punkte; der Dichter machte bei ihm den Schauſpieler. Es war nicht die nachahmende Darſtellung des gewöhnlichen Schauſpielers, welche er gab, ſondern er ſchuf ſelbſt, wenn er ſpielte, er ging dem Dichter nicht allein nach, er ergänzte und überholte ihn oft. Es leitete ihn ein tieferes, ahnendes Verſtändniß der Dichterwerke. Mit den erſten Worten, die er ſprach, erfüllte ihn ſeine Rolle ganz, die Täuſchung wurde zur Wahrheit, er wandelte ſich in den fremden Charakter um. Er glaubte die Perſon zu ſein, welche er darſtellte, und war es auch nach dem Eindrucke zu ſchließen, welchen er auf ſeine Freunde, auf die Zuſchauer machte. In dem Augenblicke, wo Otto von Wittelsbach (er

ſpielte dieſe Rolle in dem damals beliebten Stücke dieſes Namens von Babo) von dem Gefühle tödtlicher Beleidigung und ſchwarzen Undanks geſtachelt zum Mörder wird, ergriff ihn bei den ſonderbar dunkeln Worten: „Was wollen die Hunde mit ihrem Bellen?“ eine innere Wuth, ein ſolches Außerſichſein im eigentlichen Sinne des Worts, daß Wackenroder, der den Kaiſer ſpielte, und ſeine Umgebung ſich ſcheu vor ihm zurückzogen, weil ſie im Ernſt fürchteten, er könne ein Unheil anrichten.

Einen nicht geringern Erfolg hatte er in humoriſtiſchen Rollen, in denen er ſeiner komiſchen Laune den vollen Zügel ſchießen ließ; ſo als Falſtaff, wo Wackenroder wiederum als König, Hensler als Prinz, Toll als Percy neben ihm auftraten. Beachtete er dagegen das Spiel ſeiner Freunde, ſo ſchien es ihnen nicht voller Ernſt mit der Sache, als ſeien ſie in ihren Rollen Doppelweſen, deren äußere Hälfte zu der innern nicht paſſen wollte. Hatte er ſelbſt bei ſeinen Darſtellungen ein Vorbild, ſo war es Fleck, und er mochte verſuchen, die Eindrücke hervorzurufen, welche er von jenem in ſeinen Hauptrollen empfangen hatte.

Frühzeitig hatte Reichardt Ludwig's hervortretenden Beruf erkannt, er folgte ihm mit Aufmerkſamkeit, und durch ein eingehendes und wohlmeinendes Urtheil leitete er ihn allmälig von ſeinem kühnen Naturalismus zu einer bewußtern Kunſtübung an. Zunächſt wies er ihn auf die Nothwendigkeit hin, ſeine Stimme zu bilden und zu beherrſchen. Als er einſt allgemeinen Beifall dadurch geerntet hatte, daß er unerwartet die Stimme wechſelte, und in einem fremden, bis zur Täuſchung nachgeahmten Ton geſprochen hatte, ſagte Reichardt zu ihm: „Junger Freund, Sie misbrauchen und gefährden Ihr Organ. Jedes muſikaliſche Inſtrument iſt auf einen gewiſſen Ton geſtimmt, und die Aufgabe des Virtuoſen

iſt, dieſen immer reiner und voller herauszuarbeiten. Je mehr dies geſchieht, um ſo ſicherer iſt auch die Wirkung. Nicht anders iſt es mit der Stimme des Menſchen. Jedes Organ hat ſeinen eigenthümlichen Grundton. Es kommt darauf an, dieſen nach allen Nüancen hin auszubilden, deren er fähig iſt. Vertauſcht man willkürlich dieſen natürlichen Ton mit einem fremden, unnatürlichen, erzwungenen, ſo geräth man in Gefahr, jenen zu verlieren, und um eines eiteln Kunſtſtücks willen das Organ zu Grunde zu richten." Auch führte er wol weiter aus, wie es nicht darauf ankomme, durch eine gewaltſame Anſtrengung deſſelben die Zuhörer in Staunen zu ſetzen, es vielmehr zu beherrſchen, es nicht verſchwenderiſch auszugeben, ſondern im rechten Zeitpunkte mit aller Kraft wirken zu laſſen. Die durch die Stimme ſelbſt gebotene Art der Anwendung ſchütze ſie nicht nur vor krankhaftem Reiz, ſondern ſtärke und erweitere ſie.

Den Werth dieſer einfachen und natürlichen Regeln lernte Ludwig durch ihre Befolgung bald genug anerkennen. Gern achtete er daher auch auf manchen andern Wink Reichardt's. Zugleich begann er mit Eifer Engel's „Mimik" zu leſen, welche damals in hohem Anſehen ſtand. Endlich hatte Reichardt auch dafür Sorge getragen, daß ſein Kunſtjünger Gelegenheit fand, die großen Vorbilder, die er ſich gewählt hatte, fortgeſetzt in eigener Anſchauung zu ſtudiren. Er hatte bei Engel, der im Verein mit Ramler das ſogenannte Nationaltheater ſeit 1787 leitete, für ihn und ſeinen Stiefſohn ein Freibillet ausgewirkt. So wurde Ludwig durch Anlage und Eifer bald über die Grenzen der gewöhnlichen Liebhaberei und jugendlichen Begeiſterung hinausgeleitet, und es ſchien in der That, als ob die Vorbereitung für die Bühne ſeine ſtille Abſicht ſei.

Indeſſen gewannen dieſe Darſtellungen noch einen Reiz

anderer Art, der freilich nicht aus dem Kunſteifer hervorging. Zu den Spielen vor den Couliſſen geſellte ſich ein zweites hinter denſelben, das mindeſtens ebenſo anziehend war als jenes. Zu dem Publicum gehörte auch Reichardt's Frau und deren Schweſtern, Töchter des hamburgiſchen Paſtors Alberti, der ein Freund Leſſing's geweſen war und in der theologiſchen Welt keinen unbedeutenden Namen hatte. Die beiden jüngern Schweſtern, ein paar heranwachſende Mädchen, waren mit den Kunſtgenoſſen bald bekannter geworden, und wurden von dieſen trotz ihrer Jugend und Anmuth mit dem ehrwürdigen Namen der „Tanten", den ſie in der Familie führten, ſcherzweiſe bezeichnet. Anfangs hatten die Tanten den dramatiſchen Spielen mit vollem Beifalle zugeſehen, dann ließen ſie ſich bereit finden, auf ihre Stellung zu verzichten, und zur Unterſtützung dieſer Kunſtübungen einige paſſende Rollen zu übernehmen. Nun erhielten die Vorſtellungen einen verdoppelten Schwung; man ſpielte mit dem feurigſten Eifer, und unter der Hülle der gemalten Leidenſchaft fing die wirkliche an lebendig zu werden.

Es konnte nicht fehlen, daß der Ruf dieſer werdenden Kunſtſchule über die beſcheidenen Grenzen der Familie und des Hauſes hinausging. Reichardt mochte das nicht ungern ſehen, und bald fand ſich eine Gelegenheit, die gewonnene Virtuoſität auf einem ganz andern Schauplatze zu zeigen.

Auch mit dem Hofe ſtand Reichardt in Verbindung. Seine Stellung als Kapellmeiſter führte das mit ſich; es fehlte ihm nicht an Freunden, und ſein Talent hatte ihm die beſondere Gunſt des Königs erworben. Er verkehrte auch in dem Hauſe der damals immer noch einflußreichen Frau des Kämmeriers Rietz. Dieſe hatte ein geſchmackvolles Haustheater errichten laſſen, auf welchem vor dem Könige und deſſen nächſter Umgebung bisweilen Vorſtellungen gegeben wurden. Bei den

Singſpielen wurde auch Reichardt zu Rathe gezogen. Bei einer feſtlichen Veranlaſſung ſollte von einigen Sängern des großen Theaters „Erwin und Elwire" dargeſtellt werden. Reichardt hatte die Leitung übernommen, und ſelbſt einen auf die Tagesfeier bezüglichen Prolog gedichtet. Sein Stiefſohn ſollte ihn ſprechen, und die Vorſtellung mit maleriſchen Gruppirungen ſchließen, welche von ſeinen jüngern Kindern ausgeführt werden ſollten. Das Ganze ſollte den Charakter eines Familienfeſtes tragen.

Hensler wies indeß die ihm zugetheilte Rolle mit Entrüſtung zurück, er ſtimmte dem Urtheil der öffentlichen Meinung über die Feſtgeberin vollkommen bei, und betheuerte, er werde ſich niemals dazu hergeben, vor ihr, in ihrem Hauſe als Declamator und Lobredner aufzutreten. Der Stiefvater war in nicht geringer Verlegenheit. Endlich aber wurde der Widerſtrebende dennoch durch Nützlichkeitsgründe beſtimmt, ſich der verhaßten Aufgabe zu unterziehen. Die jungen Schauſpieler hofften nämlich durch Reichardt's Vermittelung die zu dieſer Vorſtellung angefertigten glänzenden Gewänder für ihre eigene Garderobe erwerben zu können.

Wirklich kam das Feſtſpiel, wie es Reichardt beabſichtigt hatte, zu Stande. Hensler ſprach ſeinen Prolog vor dem Könige und deſſen Umgebung. Die trockene, gezwungene Weiſe, in der es geſchah, wurde ihm entſchuldigend als jugendliche Befangenheit und Ungeſchick des Anfängers ausgelegt, und er war zufrieden, nicht weiter in Anſpruch genommen zu werden. Dagegen gingen die Gruppirungen am Schluſſe unter allgemeinem Beifall von Statten. Der König ſprach ſeine Zufriedenheit aus, ließ ſich die Kinder vorführen, und lobte ihre Geſchicklichkeit und Anſtelligkeit. Auch Ludwig hatte zu dieſer Vorſtellung Zutritt erhalten. Er hatte ſeinem Freunde hinter den Couliſſen mit Spannung zugehört, und

hier seinen Standpunkt so gewählt, daß er den Blick auf den Zuschauerraum, den König und den Hofkreis frei hatte. Nach dem Schlusse betrat er den Saal, und wurde der mächtigen Frau als hoffnungsvoller junger Mensch vorgestellt.

Spiele, welche mit so großem Ernst betrieben wurden und zu solchen Folgen führten, waren allerdings den Studien nicht eben förderlich. Wie gern vergaßen die tragischen Helden die demüthigere Rolle, welche sie den Tag über auf der Schulbank spielten! Auf solche Erregungen der Phantasie und Anspannung aller Kräfte folgte die Ermattung, die in den Lehrstunden übel vermerkt wurde. Endlich wurden diese Spiele selbst bei Gedike verdächtigt.

Zu untergeordneten Rollen hatte man hin und wieder einen Schulgefährten, Namens Schmohl, den Sohn eines wohlhabenden Bauern, herangezogen, der nun an den Freunden zum Verräther wurde, und nicht ohne Scheinheiligkeit Gedike auf den übeln Einfluß solcher Theaterliebhaberei aufmerksam machte. In der nächsten Lehrstunde blieben Verhör und Strafrede nicht aus. Es sei stadtkundig geworden, daß man Schauspielerei treibe, wie es damit stehe. Man versäume darüber seine Schulpflichten, und komme auf unnütze Gedanken und üble Angewohnheiten. Dagegen trat Ludwig als Vertheidiger seiner Liebhaberei und seiner Freunde auf. Er könne dem Herrn Rath die Versicherung geben, Alles sei in bester Ordnung. Es hätten sich zu diesen Uebungen eine Anzahl seiner Schüler verbunden, welche er selbst zu den besten zu rechnen pflege. Auch sei weder ihm noch seinen Freunden eine grobe Pflichtverletzung nachgewiesen worden. Endlich fänden diese Aufführungen in dem Hause und unter den Augen eines angesehenen und geachteten Mannes, des Herrn Kapellmeisters Reichardt, statt, der seinen Kindern und deren Freunden dieses Vergnügen erlaubt habe, darin eine nützliche

Uebung erkenne, und alle Zeit nach dem Rechten geſehen habe. Durch dieſe altkluge Rede ſchien der Herr Rath zufriedengeſtellt, und ſo war denn der Sturm für diesmal glücklich abgeſchlagen.

Zu den einſtudirten Schauſpielen geſellten ſich endlich improviſirte Aufführungen, die bei Schauſpielern und Zuſchauern faſt noch mehr Beifall fanden, weil man ſich hier freier bewegen konnte. Es waren dramatiſche Darſtellungen von Sprüchwörtern. Der Gang der Handlung wurde dem Thema gemäß gemeinſchaftlich verabredet, dann überließ man es dem Einzelnen, die Andeutungen auszufüllen und zu lebendiger Wirkung zu bringen. Hier konnte ſich nicht nur ein gewandtes Spiel, ſondern ein ſchlagfertiger Witz, Erfindungskraft und Phantaſie, Fluß der Rede, überhaupt Geiſtesgegenwart auf das glänzendſte zeigen. Dichter und Schauſpieler traten in unmittelbarer, urſprünglicher Verbindung hervor. Eben das war Ludwig's Stärke. Faſt leidenſchaftlich liebte er dieſe Spiele, zu denen er auch in ſpätern Jahren gern zurückkehrte.

Reichardt's Haus war für ihn zur Kunſtſchule geworden. Nicht nur ſein Talent für Poeſie und Schauſpiel war ihm ſelbſt bewußter geworden und zu einer gewiſſen allgemeinen Anerkennung gekommen, ſein Sinn und Geſchmack für die Künſte, für Kunſt überhaupt, wurden angeregt, geweckt, geläutert. In einem Kreiſe, wo man nur Muſik athmete, mußte ſich endlich auch ſein bisher noch geſchloſſenes Gefühl öffnen. Wie oft hörte er nicht muſikaliſche Aufführungen, Geſpräche über Muſik, Urtheile über Werth oder Unwerth einzelner Compoſitionen. Gewann er auch jetzt keine Neigung, ſelbſt ausführend theilzunehmen, ſo fing er doch an, in den claſſiſchen Werken die Geheimniſſe der Muſik zu ahnen. Auch hier hatte er, durch Eingebung geleitet, im Gegenſatz zum Modegeſchmack ſich zu Mozart's großen Tondichtungen hin-

gewandt, ohne ſich durch die Tageskritiken, und ſelbſt ſo gewichtige Stimmen wie Reichardt's, irre machen zu laſſen. Mozart's ſiegreicher Gegner war Dittersdorf, deſſen komiſche Opern auch in Berlin unter großem Andrange des Publicums gegeben wurden. Man zog den „Doctor und Apotheker" dem „Figaro" und „Don Juan" war, und „Die Liebe im Narrenhauſe" konnte in öffentlichen Anzeigen als das erſte muſikaliſche Kunſtwerk angeprieſen werden.

In überraſchender Weiſe ſollte Ludwig's Anerkennung Mozart's belohnt werden. Als er eines Abends, es war im Jahre 1789, ſeiner Gewohnheit nach lange vor dem Anfange der Vorſtellung die halbdunkeln, noch leeren Räume des Theaters betrat, erblickte er im Orcheſter einen ihm unbekannten Mann. Er war klein, raſch, beweglich und blöden Auges, eine unanſehnliche Figur in grauem Ueberrock. Er ging von einem Notenpult zum andern, und ſchien die aufgelegten Muſikalien eifrig durchzuſehen. Ludwig begann ſogleich ein Geſpräch anzuknüpfen. Man unterhielt ſich vom Orcheſter, vom Theater, der Oper, dem Geſchmacke des Publicums. Unbefangen ſprach er ſeine Anſichten aus, aber mit der höchſten Bewunderung von den Opern Mozart's. „Sie hören alſo Mozart's Opern oft und lieben ſie?" fragte der Unbekannte. „Das iſt ja recht ſchön von Ihnen, junger Mann." Man ſetzte die Unterhaltung noch eine Zeit lang fort; der Zuſchauerraum füllte ſich allmälig, endlich wurde der Fremde von der Bühne her abgerufen. Seine Reden hatten Ludwig eigenthümlich berührt, er forſchte nach. Es war Mozart ſelbſt geweſen, der große Meiſter, der mit ihm geſprochen, ihm ſeine Anerkennung ausgedrückt hatte.

Hatte die Neigung zu muſikaliſcher Bildung in Berlin, durch manche Umſtände begünſtigt, in dieſer Zeit offenbar zugenommen, ſo ließ ſich vom Geſchmacke für die bildenden

Künſte umſoweniger ſagen. Es fehlte an bedeutenden Anregungen, an Gelegenheit, durch häufigen Anblick von Gemälden und Bildwerken Auge und Sinn zu üben und zu bilden. Zwar hatte man die Akademie der Künſte, auch war Schadow bereits hervorgetreten, und außerdem gab es noch manchen Künſtler; doch hatte man des Nothwendigen und Unentbehrlichen noch zu viel zu thun, um einen großen Luxus mit den Künſten treiben zu können. Die einzige Sammlung, welche es gab, die aber weder an Meiſterwerken erſten Ranges reich war, noch einen unbedingten Zutritt geſtattete, war die des königlichen Schloſſes. Die Möglichkeit, Gemälde nebeneinander zu ſehen und zu vergleichen, gewährte nur die Kunſtausſtellung, welche die Akademie veranſtaltete. Die Sehnſucht nach einem tiefen Blick in die Kunſtwelt der Farben war indeß bei Ludwig erwacht, und zu faſt ſchmerzlicher Höhe ſtieg ſie bei ſeinem Freunde Wackenroder. Mit ihrem Durſt nach Kunſt und Kunſterkenntniß ſchienen ſie in dieſer Dürre faſt allein zu ſtehen, als ſie die Einwirkungen eines Mannes erfuhren, der für künſtleriſche Bildung in weitern Kreiſen eifrig zu wirken ſuchte, nämlich von Karl Philipp Moritz.

Der Hofrath Moritz war als ein ſonderbarer, launenhafter, aber geiſtvoller Mann bekannt. Er galt für einen Archäologen und Kunſtkenner, für einen Kritiker und Sprachforſcher, für einen vielſeitigen, thätigen Schriftſteller und feinen Stiliſten. Gelegentlich wollte er auch wol Dichter ſein, in allen künſtleriſchen Dingen erkannte man ihn als Autorität an. Auch war er ein Stimmführer der kleinen Gemeinde, welche in Berlin eine unbedingte Anerkennung Goethe's forderte. Mit dieſem ſelbſt hatte er in Rom in freundſchaftlichem Verkehr geſtanden. Seine kühnen Reiſen nach England und Italien, und manche andere theils unbewußte, theils gemachte Sonderbarkeit hatte ihn in den Ruf

eines Originals gebracht, den er ſich nicht ohne Eitelkeit gefallen ließ. Man erzählte manche komiſche Geſchichte von ihm, und konnte deren alle Tage erleben.

Auch die Verbindung mit dieſem Manne verdankte Ludwig Reichardt, welcher mit ihm in freundſchaftlichem und literariſchem Verkehr ſtand. In Reichardt's Auftrage hatte er Moritz beſuchen müſſen. Er traf den kränklichen Mann, der ſtets fröſtelte und ſich nach dem Sonnenhimmel Italiens ſehnte, an einem warmen Tage im geheizten Zimmer. Im dicken Pelze ſaß er unmittelbar am glühenden Ofen. Auch auf der Straße war er eine ſonderbare Erſcheinung. Er behauptete, nicht mehr zu Fuß gehen zu können, und hatte ſich, obgleich ſeine äußere Lage nicht glänzend war, einen Wagen und mindeſtens ein Pferd angeſchafft. Einſt ſah Ludwig dieſen Einſpänner mitten auf dem Straßendamme halten; der Kutſcher war abgeſtiegen und ſaß auf einer ſteinernen Bank vor einem nahegelegenen Hauſe. Auf die Frage, was vorgefallen ſei, antwortete der Kutſcher, der Herr Hofrath habe ihm befohlen, hier anzuhalten, weil er im Wagen etwas ſchlafen wolle.

Ein anderes Mal hörte Ludwig ihn predigen. Denn bisweilen ließ ſich Moritz beikommen, die Kanzel zu beſteigen. Angſtvoll hatte er in ſeiner Jugend zwiſchen Theater und Kanzel geſchwankt. Jetzt ſchmeichelte es ihm, ſich auch auf dieſer Stelle zu zeigen. Die Predigt war ihm eine Gelegenheit, ſeine Rednergabe und Herrſchaft über die Sprache wirken zu laſſen. In dieſem Sinne behandelte er ſie mit dramatiſchem Ausdruck, er begleitete ſie mit lebhaften, abſichtlichen Bewegungen. Er ſprach mit untergeſchlagenen Armen, trat einen Schritt zurück, dann wiederum vor, dann plötzlich wie hingeriſſen vom Feuer der Rede, ſtreckte er die Arme heftig nach vorn aus, und traf die vor ihm liegende

Bibel, daß ſie über den Rand der Kanzel in das Schiff der Kirche hinabfiel. Auch ſagte man ihm nach, daß er in der Regel eine oder die andere Bitte des „Vaterunſer“ auslaſſe.

Trotz aller Sonderbarkeiten war Moritz eine ſehr anregende Perſönlichkeit. Seine Vorleſungen, welche er als Profeſſor an der Akademie der Künſte über Alterthümer und Kunſtgeſchichte hielt, wurden von Liebhabern viel beſucht und waren nicht ohne Einfluß und Bedeutung. Auch Ludwig und Wackenroder hatten ſich Zutritt verſchafft, und wenn ſie auch nicht überall fanden, was ſie ſuchten, ſo wurde doch Manches in ihnen erweckt, was in ſpäterer Zeit zur Klarheit kommen ſollte.

8. Ein Weltereigniß.

Das Leben, welches Ludwig im Hauſe des Kapellmeiſters Reichardt kennen lernte, waren die Gedanken, Gefühle und Neigungen, welche die jüngere gebildete Mittelclaſſe Berlins beherrſchten und leiteten. Es war ein künſtleriſches Stillleben voll Sicherheit, Genuß und Selbſtzufriedenheit. Der Gedanke einer allgemeinen, humanen Bildung, welche in der Literatur einen ſo ſiegreichen Ausdruck gewonnen hatte, erfüllte die Gemüther. Dieſe Bildung zu erwerben, war die vornehmſte Pflicht.

Aber um ſich zu bilden, ſich weiterzuentwickeln, mußte man ſich kennen und das eigene Herz ergründen, in dem die Geheimniſſe der Menſchheit verſchloſſen ruhten. So wurde man auf Selbſtbeobachtung hingeführt. Gewiß hatte man Recht, die Selbſterkenntniß und die aufrichtige Arbeit an ſich

ſelbſt als die ſchwierigſte und wichtigſte aller Aufgaben zu bezeichnen; aber wie ſchmeichelte es nicht der Eigenliebe, als der Gegenſtand tiefer und merkwürdiger Forſchungen zu erſcheinen! Die bedeutendſten Bildungsmittel fand man weniger in einzelnen Fachwiſſenſchaften, als in einer populären Philoſophie, in dem Gangbarſten, was man ſich aus Kant's Lehren anzueignen ſuchte, in der Poeſie und Literatur, in der Kunſt und beſonders in dem Theater. Das Kunſtwerk ſtudirte man, an ihm bildete man ſich. Man mußte ſich Rechenſchaft geben von ſeinen Bedingungen, von ſeinem Weſen, ſeinen Einwirkungen auf die Bildung. Man mußte ein äſthetiſch-philoſophiſches Urtheil haben, das war unerläßlich. Und was konnte zugleich angenehmer ſein als ein Studium, welches die Genüſſe der Kunſt zur Pflicht machte? Aber indem man ſich ihnen eifrig ergab, geſchah es, daß man ſich die Mühen des Studiums immer leichter machte, bis zuletzt der ſelbſtgenugſame Genuß ausſchließlich an ſeine Stelle getreten war. Die Gebildeten gewöhnten ſich, auf dieſen einen Punkt Alles zu beziehen, von ihm aus die Welt zu betrachten, und ſo verwandelte ſich Alles in einen verfeinert idealiſirten oder auch mehr ſinnlichen Genuß, der ſich und Andere mit dem Namen von Wiſſenſchaft und Bildung in gefährlicher Weiſe täuſchte.

Bei ſolchen Anſichten mußte die Außenwelt an Wichtigkeit und Bedeutung verlieren. Sie ſchien nichts zur Löſung der Räthſel, welche im Bereiche des Herzens lagen, beitragen zu können, und wo ſie mit rauher Hand eingriff, war ſie ſtörend und unbequem, am liebſten bekümmerte man ſich gar nicht um ſie. Und lebte man nicht in ſeinem Staate in vollſter Sicherheit nach innen und außen? War man nicht im Beſitze der Erbſchaft Friedrich's des Großen und hatte ſeinen Ruhm, ſeine Verwaltung, ſein Heer? Die Staats-

maſchine, wie er ſie hinterlaſſen hatte, ſchien unverbeſſerlich; mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks lief ſie ab. Der Gedanke an Kriegsgefahr war, wie die Erinnerung an den Krieg, in weite Ferne zurückgetreten.

So machte der Eintritt eines gewaltigen, weltgeſchichtlichen Ereigniſſes auf dieſe Gemüther keinen mächtigen Eindruck. In die eigenen Gefühle zu ſehr verſenkt, empfand man den Stoß der ausbrechenden Franzöſiſchen Revolution auf das alte Europa nicht als drohende Ankündigung einer tiefen Umwälzung. Man meinte nichts weniger, als daß hier ein Brand ſich entzündet habe, der im nächſten Augenblicke auch das eigene Haus ergreifen könne, in dem man ſich ſo bequem eingerichtet hatte. Manchem mochte es ſcheinen, als könne man dieſen Kämpfen mit derſelben Gemächlichkeit zuſehen, mit welcher man Ritterſtücke und Familiendramen auf dem Nationaltheater ſich vorſpielen ließ.

Freilich fehlte es auch nicht an ſolchen, und es waren oft gerade die bedeutendſten Perſönlichkeiten, welche den neufränkiſchen Ideen entgegenjubelten, und in ihnen den Anbruch eines neuen Zeitalters in Proſa und Verſen begrüßten. Es war dies nur eine andere Art des Idealismus. Unbefangen revolutionirten ſie auf dem Papiere. Eine politiſche Bedeutung hatte es kaum, wenn man ſich für Menſchenrechte und Freiheit begeiſterte, ſich in Demokraten und Ariſtokraten theilte, die „Marſeillaiſe" ſang, auf die Tyrannen ſchalt und die Jakobiner pries.

An die möglichen Folgen dachten gewiß die Wenigſten. Die Meiſten kehrten am Ende doch wieder zu ihren Neigungen des Herzens und der Kunſt zurück. Aber mit innerſter Befriedigung erkannten ſie die freimüthige Derbheit an, mit welcher der wackere deutſche Biedermann in einem Iffland'ſchen Familiendrama dem tyranniſchen Miniſter die

Wahrheit ſagte, ränkevollen Kammerjunkern und blutſaugeriſchen Steuerbeamten die Larve abriß, und den wohlwollenden, aber getäuſchten Fürſten unſanft aus ſeinem Nachmittagsſchlafe aufrüttelte.

Daß die jüngere Welt von dieſen neuen Vorſtellungen zumeiſt und am lebhafteſten ergriffen wurde, daß es hier an überſchlagender Stimmung nicht fehlte, war natürlich. Auch Ludwig wurde vorübergehend davon berührt. Schon vor dem Ausbruche der Revolution hatte eine eigenthümliche Gunſt des Geſchicks ihm einen Helden der künftigen Tragödie im voraus gezeigt.

Eines Nachmittags war er mit einem Lieblingsbuche in der Taſche zum Halleſchen Thore hinausgewandert. Sein Weg führte ihn nach einem etwas abgelegenen Vergnügungsorte, welcher in der berliner Volksſprache der duſtere Keller heißt. In einem Winkel des kleinen Gartens warf er ſich mit ſeinem Buche bei einem Glaſe Milch ins Gras. Um einen benachbarten Tiſch war eine Geſellſchaft von Stammgäſten verſammelt, die ſich lebhaft in franzöſiſcher Sprache unterhielten. Sie gehörten der Franzöſiſchen Colonie an, und höflich wie ſie waren, forderten ſie ihn auf, unter ihnen Platz zu nehmen. Er folgte der Einladung und hörte ihren Geſprächen zu, die politiſchen Inhalts waren.

Vom erſten Augenblicke an hatte ein Mann ſeine Aufmerkſamkeit erregt, welcher der Wortführer der Geſellſchaft zu ſein ſchien. Er ſprach mit einer Stentorſtimme und flutenden Beredtſamkeit, der gegenüber Alles verſtummen mußte. Was er ſagte, begleitete er mit dem ausdrucksvollſten Mienenſpiele und gewaltſamen Geberden. Einen ſolchen Menſchen, ein ſolches Geſicht meinte Ludwig noch niemals geſehen zu haben. Es war eine ſtarke, ſtämmige Figur, aus der ein eigenthümlicher Trotz ſprach. Aus dem Kopfe blitzten ein

paar Augen mit einem ſtechenden, kaum zu ertragenden Blicke Im Ausdrucke des Geſichts, das von Blatternarben zerriſſen war, herrſchte ein ſonderbarer Widerſpruch. Von vorn geſehen, hatte es etwas Abſchreckendes, Rohes, ja Gemeines, während es von der Seite edle Umriſſe darbot, welche an einen antik geſchnittenen Kopf erinnerten. Mit großer Zuverſicht verkündete der Redner die Nothwendigkeit und den baldigen Beginn einer politiſchen Umgeſtaltung.

Dieſe Zuſammenkünfte und Unterhaltungen wiederholten ſich mehrere Male, und Ludwig, angezogen durch die Neuheit ſolcher Eindrücke, verfehlte nicht, daran theilzunehmen. Eines Tages fehlte die Hauptperſon. „Wo bleibt denn heute unſer Demokrät?“ hieß es. Ludwig wagte endlich die Frage, wer dieſer gewaltige Redner ſei. „Wie, junger Mann“, entgegnete man, „ſo kennen Sie den Mann nicht? Es iſt der Graf Mirabeau.“ Für Ludwig war die Sache mit dieſer Entdeckung vorbei. Er ſah den Mann nicht wieder, und bald darauf hieß es, Mirabeau habe die Stadt verlaſſen. Erſt ſpäter hörte er den verhängnißvollen Namen wieder und erinnerte ſich jener Begegnung.

In dieſer Zeit fing es auch an, in den Köpfen der Schüler zu gähren. Man eiferte gegen den Adel und die Tyrannen, wie man dieſe etwa aus dem Plutarch kannte. Unterhaltungen, Reden und Aufſätze hallten nun von dieſem Tone wider. In einer der üblichen Reden hatte ſich ein Schüler, welcher ſelbſt dem Adel angehörte, ſehr beſtimmt gegen denſelben erklärt. Auf Gedike's Bemerkung, daß das Worte ſeien; ob er ſich den Entſchluß zutraue, den Adel in der That abzulegen, betheuerte jener feierlich, daß er dazu mit Freuden bereit ſei.

Auch Ludwig wurde von dieſen Gedanken ergriffen. Als er ſich indeß zu Hauſe in der Weiſe neufränkiſcher Begeiſte-

rung vernehmen ließ, wurde er von dem Vater nicht eben glimpflich zurechtgewieſen. Dergleichen weltreformirende Reden mochten dieſen im Munde des kecken Sohnes doppelt verdrießen. Er war ein zu guter Bürger und zu ſehr Freund ſtrenger Herrſchaft, um ſich mit dem Umſturze bürgerlicher Ordnung befreunden zu können. Er ahnte das Zerſtörende ſolcher gewaltſamen Bewegungen, und pflegte dieſe politiſchen Erörterungen mit den Worten zu enden: „Dabei kann nur Verkehrtes und Thörichtes herauskommen. Das ganze Volk taugt zu ſolchen Dingen nicht. Der Erfolg wird es lehren!“

Der Erfolg lehrte es in der That. Als die Zeiten des Schreckens kamen, wurden auch die kühnen Sprecher ſtumm; und als der Vater voll Genugthuung fragte: „Nun, habe ich es nicht geſagt? Wer hat nun Recht?“ hatte Ludwig dem nichts entgegenzuſetzen. Vor dieſen Gräueln ſchauderte ſeine innerſte Natur zurück. Die Erregung für Revolution und Politik erloſch, und er wandte ſich wieder den Kreiſen des innern Lebens zu, die er eigentlich nie verlaſſen hatte.

9. Verluſt und Verſuchung.

Doch auch jenes künſtleriſche Stillleben ſollte ein Ende nehmen. Hier zuerſt hatte ſich den Freunden eine Welt erſchloſſen, in welcher ſie ſich dem Alltäglichen entrückt fühlten. Innig verbunden durch Talent und Freundſchaft, im Bewußtſein der erſten friſchen Kraft, getragen von überſchwellender Begeiſterung für Dichtung und Kunſt, hatten ſie Augenblicke

reinen Glücks und jugendlicher Seligkeit genoſſen. Aber es war nur ein Augenblick, in dem die Strahlen zum vollen Farbenſpiele ſich verbanden, und dieſer Augenblick war entflohen, als man ihn am ſehnlichſten zu halten gewünſcht hätte. Langſam und allmälig hatte dieſer Freundeskreis ſich zuſammengefunden, raſch löſte er ſich wieder. Schon hatte der Tod ſeine Hand über ihn ausgeſtreckt, und ſchmerzliche Erfahrungen kamen an die Reihe.

Viering, der Freund, deſſen Witz und Laune die Gefährten ſo oft erheitert hatten, ſchied zuerſt aus. Er wurde das Opfer eines knabenhaften Vorwitzes, deſſen Verſuchungen er mitten im künſtleriſchen Aufſchwunge nicht widerſtehen konnte. An einem Winternachmittage hatte Ludwig ſeine Freunde Viering und Hensler auf einem Spaziergange vor das Kottbuſer Thor begleitet. Scherzend und lachend kam man an einen Graben, den bereits eine leichte Eisrinde deckte. Voll Uebermuth rief Viering, ob man ſich wol entſchließen würde, in das eiſige Waſſer zu ſpringen. Hensler antwortete zweifelnd; man ereiferte ſich, und ſobald Ehrgeiz und Eitelkeit ſich einmal verletzt fühlten, überboten ſich Beide in knabenhafter Weiſe. Jeder wollte den Andern überführen, er beſitze männliche Entſchloſſenheit genug, um dieſes Probeſtück des Muthes und der Abhärtung auf der Stelle zu wagen. Ludwig ſtellte ihnen das Kindiſche, das Lächerliche eines ſolchen Ehrgeizes vor, er bat, ermahnte, ſchalt. Ohne daß er es hindern konnte, warfen ſich Beide in das Waſſer. Durchnäßt, erſtarrt eilten ſie dann nach Hauſe. Viering erkrankte gleich darauf heftig; er verfiel in ein hitziges Fieber, in acht Tagen war er todt. Hensler kam ohne erheblichen Nachtheil für ſeine Geſundheit davon.

Aber auch andere Lücken traten ein. Schon früher war Bieſker nach Wittenberg gegangen, um dort die Rechte zu

ſtudiren. Zu gleichem Zwecke hatte ſich Toll Oſtern 1790 nach Frankfurt begeben.

Mit angeſtrengtem Fleiße hatte er auf der Schule gearbeitet, und da er auch an den künſtleriſchen Spielen lebhaften Antheil nahm, manche Nacht geopfert. Durch ſtarke körperliche Uebungen ſuchte er dann das Gleichgewicht der Kräfte wiederherzuſtellen. Schon damals war ſein Geſicht von einer unheilkündenden Bläſſe überzogen. Als Student ſetzte er dieſe Lebensart fort. Aber noch etwas Anderes zehrte an ihm. Er hatte eine heftige Neigung zu Reichardt's älterer Schwägerin, Marie Alberti, gefaßt. Zwar blieb ſie nicht unerwidert, aber für jetzt hatte ſie wenig Ausſicht auf Erfüllung. Die Trennung ſteigerte ſeine Leidenſchaft, die Sehnſucht trieb ihn nach Berlin zurück. Seine Geſundheit wankte. Darauf wurde er in Frankfurt von einem Nervenfieber ergriffen und erkrankte tödtlich. Seine Freunde eilten Ludwig von dem drohenden Verluſte zu benachrichtigen; zugleich baten ſie ihn, bei Reichardt zu vermitteln, daß er ſeiner Schwägerin nach Frankfurt zu reiſen erlauben möge. Von ihrem Erſcheinen hoffte man eine günſtige Wendung für den Kranken.

Ludwig that, was man gewünſcht hatte. Für ihn ſelbſt war dieſe Nachricht ein Donnerſchlag. Wie hatte er gerade dieſen Freund geliebt, ſich an ihn gelehnt, in dem ſich Geiſt und Anmuth der Form mit einem feſten, männlichen Charakter verband! Mit jeder Stunde ſtieg die bange quälende Erwartung. Er trug es nicht länger. Wie er ging und ſtand, zu Fuß, machte er ſich auf den Weg nach Frankfurt. Er dachte nicht an die Folgen dieſes eigenmächtigen Entſchluſſes, nicht an die Anſtrengung des Weges. Er wollte Gewißheit haben, womöglich den Freund noch einmal ſehen.

Es war im Herbſt des Jahres 1790. Trübe und kalte Wolken bedeckten den Himmel, es regnete. In athemloſer Eile

trieb ihn der Gedanke an den ſterbenden Freund unaufhaltſam vorwärts. Nicht genug konnte er ſeine Schritte beſchleunigen; zuweilen brach er in lautes Weinen aus. Erſt ſpät in der Nacht gönnte er ſich Ruhe in einer gewöhnlichen Herberge. Kaum graute der Tag, ſo eilte er weiter. Es gab für ihn keinen Schlaf, er fühlte keine Ermattung, keinen Durſt oder Hunger. Bei Madlitz, dem Schloſſe des Grafen Finkenſtein, kam er vorüber. Er warf einen halben Blick auf den Park, der in Nebelregen gehüllt, trüb und entblättert vor ihm lag. Ahnte er, daß ihm dieſes Haus einſt eine heimatliche Stätte ſein werde? Abgemattet von Anſtrengung und innerer Angſt, durchnäßt von dem ſtrömenden Regen, mit beſchmuzten Kleidern kam er endlich in Frankfurt an. Er eilte nach Toll's Wohnung. Da fand er den Freund bereits auf der Bahre. Man hatte die Leiche ausgeſtellt; eine feierliche Beſtattung ward vorbereitet. Marſchälle mit Stäben umgaben den Sarg. Ludwig trat hinzu, ſie wehrten ihn ab. Wild und wüſt, wie er ausſah, hielt man ihn für einen unbefugten Eindringling. Voll Schmerz zog er ſich zurück. Verwandte ſeines verſtorbenen Freundes nahmen ihn für die nächſten Tage auf.

Das Begräbniß erfolgte mit allem ſtudentiſchen Prunke. Ludwig wohnte ihm als Leidtragender bei. Am Grabe ſprach ein Student einige Worte der Erinnerung, Heinrich Zſchokke aus Magdeburg. Früher Theaterdichter bei der Schauſpielertruppe in Landsberg, hatte dieſer ſich erſt ſpät entſchloſſen, zu ſtudiren. Seine mannichfachen Erfahrungen, ſein männlich ausgebildetes Weſen und Derbheit hatten ihm unter den Studenten bedeutendes Anſehen erworben. Ludwig machte ſeine perſönliche Bekanntſchaft, doch weder die Stimmung noch der Augenblick waren zu weiterer Annäherung geeignet. In trauriger Leere des Herzens kehrte er nach Berlin zurück.

Es war der ſchwerſte Verluſt, welchen er noch erlitten hatte, und lange Zeit dauerte es, ehe dieſe Wunde ſich ſchloß.

Die Erfahrungen der letzten Zeit hatten überhaupt einen erſchütternden Eindruck auf ihn gemacht; ſie gewannen einen tiefen, bleibenden Einfluß, der ſein Weſen umzugeſtalten ſchien. Oder vielmehr eine andere dunklere Seite deſſelben, die bisher von manchen glücklichen Erfolgen bedeckt worden war, fing an hervorzutreten. In der Stille war mit der Luſt auch der Schmerz, mit dem Uebermuthe auch die Schwermuth gewachſen. Mit immer düſteren Blicken begann er das Leben zu betrachten. Seit jene ernſte, heftig freundſchaftliche Neigung abgewieſen worden, waren trübe Stimmungen und raſcher Wechſel von ausgelaſſener Laune und finſterer Selbſtpeinigung bei ihm häufig geworden. Seitdem hatte er jenen unglücklichen Soldaten einer Grauſamkeit erliegen ſehen, welche in der Geſtalt des Rechts auftrat; einen Freund hatte er als Opfer kindiſcher Thorheit, den andern in der Fülle der Kraft und Hoffnung verloren. Warf er einen Blick auf das, was man Bildung und Aufklärung nannte, auf das Glauben und Wiſſen der Zeit, wie armſelig erſchien ihm beides! Er ſah, wie Dünkel und Hochmuth ſich blähten, wie die Unwiſſenheit Orakel ertheilte, welche man gläubig aufnahm, während man die wirklich Einſichtigen verhöhnte; wie man zu wiſſen wähnte oder vorgab, wo man wie die Menge im Dunkeln tappte. Auch ihn hatte man misverſtanden, verkannt, ſeine tiefſten Ueberzeugungen gebieteriſch abgewieſen. Und was wußte er am Ende von dieſen ſelbſt zu ſagen? Wie oft trat nicht der Zweifel an die Stelle der Zuverſicht! Wenn in einem Augenblicke die Welt zu ſeinen Füßen zu liegen ſchien, wie ſchwach, ohnmächtig, vernichtet fühlte er ſich oft nicht im nächſten! Ueberall, wohin er blickte, ein Jagen und Rennen, ein Kämpfen und Ringen, ein Jauchzen und Klagen, unauf-

hörlich, immer wieder von neuem beginnend! Was wollte das Alles? Wo war der Mittelpunkt, um welchen dieſer dunkle und wirre Knäuel von Arbeit und Mühſal, Kampf und Schmerz, Wahn und Thorheit ſich drehte?

Es gab Zeiten, wo das Gefühl alles Jammers und Elends ſeine Seele mit furchtbarer Gewalt ergriff, wo ein dumpfer Schmerz ſich ſeiner bemächtigte, durch welchen immer wieder die Frage hindurchhallte, auf die er keine Antwort hatte, Wozu? Warum? Iſt es ein ewig in ſich wiederkehrender Kreislauf, oder gibt es ein Ziel für dieſe verſchlungenen Wege? Und wenn das, wo liegt es? Wo gibt es Aufſchluß und Gewißheit? So ſtand er vor den Grundfragen des Daſeins, und mühte ſich vergebens ſie auszudenken.

Aber Gott, Gott lebte doch! Zeugte nicht ſein eigenes Herz von ihm? In ſich fühlte er eine tiefe Bewegung, das Bedürfniß, den Gedanken Gottes ſich näher zu bringen, ihn zu faſſen, feſtzuhalten. Aber wie ſollte er ihn bewältigen? Mit niederſchmetternder Gewalt, mit unendlicher Furchtbarkeit ſtand er vor ihm; das Gefühl der tiefſten Schwäche, der vollſtändigſten Unzulänglichkeit warf ihn zu Boden. Je mehr er ſich in den Gedanken des einen, ewigen, unendlichen Gottes zu verſenken ſtrebte, deſto unergründlicher zeigte er ſich; je mehr er ihn mit tödtlicher Angſt ſuchte, deſto tiefer ſchien er in eine ungewiſſe und nebelhafte Ferne zu entweichen. Es war ihm, als ſtehe er am Rande eines unabſehbaren, ſchwarzen Abgrundes, in den er hineinſtürzen müſſe. Dann wieder, als blicke er zu der ſchwindelnden Höhe eines unerreichbar ſteilen Gipfels empor, bis er ſelbſt von jähem Schwindel ergriffen niederfalle. Dieſe Angſt ſteigerte ſich bis zum wirklichen Schwindel, zum körperlichen Schmerz. Wenn ſeine Seele, Zeit und Raum vergeſſend, lange über dieſen Abgründen geſchwebt hatte, fühlte er es plötzlich wie einen ner-

venzerreißenden Stoß durch das Gehirn dröhnen. Unter den Schauern tiefſten Grauſens fuhr er aus ſeinen Träumereien empor; er war erſchöpft, ohnmächtig. Auf dieſem Wege lag der Wahnſinn!

Konnte denn der Menſch die Fülle und Tiefe der göttlichen Gedanken überhaupt in ſich aufnehmen? Mußte der unfaßbare Inhalt nicht das ſchwache Gefäß zerſprengen? Die Kluft war ſo unermeßlich tief, ſo unausfüllbar; es ſchien ſo unmöglich, von der menſchlichen Seite nach der Gottes hinüberzureichen, daß ſchon darum die göttliche Liebe eine Vermittelung geben mußte, um ihr Geſchöpf nicht der vernichtenden Verzweiflung zum Raube werden zu laſſen. Aber nur ſelten gelang es ihm, dieſe tröſtliche Ueberzeugung feſtzuhalten, und immer wieder von neuem fühlte er ſich in jene tödtliche Angſt hineingeſchreckt.

So ergriff ihn denn zu Zeiten die vollſte Troſtloſigkeit, ja Verzweiflung. Er wurde ſich ſelbſt ein unlösbares Räthſel, ein Gegenſtand des Schreckens, des Entſetzens. Fremd, unkenntlich, als ein Anderer ſtand er ſich ſelbſt gegenüber. Mit dieſen ſchwindelnden Gedanken verbanden ſich die entſetzlichen Bilder ſeiner Phantaſie. Sie warf ihre finſtern, grauenhaften Schatten vor ihm her. Geſpenſtiſch ſah er von außen die Geſtalten auf ſich zuſchreiten, welche aus der Tiefe ſeines Innern aufſtiegen. Dann packte es ihn mit der Fiebergewalt des Wahnſinns, gleichviel wo er war, ob allein oder unter Menſchen. Die Balken ſchienen über ihm zuſammenzubrechen, es jagte ihn hinaus auf die Straßen, ins Freie. Da erſt ſchöpfte er Athem.

Als er einmal im Begriff war, in das Theater zu gehen, um den „Macbeth“ zu ſehen, überfiel ihn plötzlich jenes Grauen. Er konnte es nicht über ſich gewinnen, einen Schritt weiterzugehen; er kehrte um. Athemlos lief er belebtern

Straßen zu, um ſich ſelbſt zu entfliehen. Auch das helle, nüchterne Schulzimmer war keine Freiſtatt, die ihn vor ſeinen Furien ſchützte. Freunde und Mitſchüler erſchienen ihm plötzlich fremd und verwandelt, ihre Geſichter verzerrten ſich zu grinſenden Larven. Mit jedem Augenblicke ſtieg ſeine Angſt; ſie umringten ihn, ſie ſchienen ſich ſeiner zu bemächtigen. Er ſtürzte hinaus; in gewaltſam hervorbrechenden, unaufhaltſamen Thränen machte er ſeinem, von ſtarrem Entſetzen zuſammengepreßten Herzen Luft. Erſt nach einer halben Stunde oder ſpäter vermochte er zu ſeinen Mitſchülern zurückzukehren.

Nach ſolchen Anfällen verſank er ſtets in tiefere Hoffnungsloſigkeit. Er verzweifelte an ſeinem Leben, am Daſein, an jeder höhern ordnenden und leitenden Macht. Alles ſchien ihm gleich nichtig, gleich widerſinnig, der Menſch gehetzt wie ein ſcheues Wild, eine Beute qualvoller Widerſprüche, endloſer Plagen, geiſtigen und körperlichen Elends. Nur der Tod war ein ſicheres Heilmittel. Die Verſuchung des Selbſtmords ſtieg in ihm auf.

Oder andere verzweiflungsvolle Gedanken umdrängten ihn. Nicht das Gute, das Böſe beherrſcht die Welt! Ein Ausfluß dieſer herrſchenden Macht ſind die Qualen, denen der Menſch unterworfen iſt. Wie, wenn es möglich wäre, ſich mit dieſer Macht in irgendeine unmittelbare Verbindung zu ſetzen? Sollte es ihr nicht möglich ſein, ſich in ſinnlicher Erſcheinung zu zeigen? Gibt es einen böſen Dämon, einen Teufel, einen ſinnlich wahrnehmbaren Vertreter des Böſen, ſollte es dann kein Mittel geben, welches ihn zwänge, aus ſeiner Verborgenheit hervorzutreten? Mit ſeinen gräßlichen Phantaſien verband ſich nun das zur fixen Idee ſteigende Verlangen, den Teufel mit eigenen Augen zu ſehen. Eine wahnwitzige Tollkühnheit ergriff ihn.

Schon früher hatte er angefangen, auf einſamen, nächtlichen Spaziergängen umherzuirren. In den entlegenen Theilen der Stadt, vor den Thoren ſuchte er die Kirchhöfe auf. Bis in die Nacht hinein ſaß er dumpf brütend auf den Gräbern, bis ihm die Glieder erſtarrten. Gibt es einen böſen Dämon, dachte er, ſo muß er dem Rufe einer Seele folgen, die mit voller, innerſter Willenskraft ſeine Erſcheinung fordert. In ſteigendem Wahnwitze rief er dann durch die Nacht, der Teufel ſolle ihm erſcheinen. Aber Alles blieb ſtill, nur ſein eigener Ruf hallte geſpenſtiſch zu ihm zurück. Er erwachte voll Entſetzen und eilte nach Hauſe. So führte er Tage und Nächte lang ein angſtvolles Traumleben, und nachtwandleriſch ſtreifte er hin am Abgrunde des Wahnſinns.

Aus dieſen wiederkehrenden Anfällen entwickelte ſich endlich ein Zuſtand innerer Verſunkenheit, dauernder Schwermuth, welche auch die freien Augenblicke mit einer ihm wohlthuenden Dumpfheit umſpann, aus der er gewaltſam aufgerüttelt werden mußte. Sein Weſen war verändert. Er war zerſtreut, vergeßlich, er ſah und hörte nicht, von einem Gedanken war alles Andere verſchlungen. Seinen Gefährten erſchien er ſonderbar, unerklärlich. Zuweilen nahmen ſie zu komiſchen Mitteln ihre Zuflucht, um ihn ins Leben zurückzurufen. Wenn er in ihrem Kreiſe in ſich verſank, ſeine Umgebung, Zeit und Ort vergaß, dann ließen ſie eine Weckeruhr ſchlagen, deren unaufhörlich gellendes Hämmern ihn endlich wieder zu ſich brachte.

Solche Augenblicke der Bewußtloſigkeit bereiteten ihm auch nicht ſelten halb lächerliche, halb grauenhafte Verlegenheiten. Als ihn einſt ſein Weg durch die Markgrafenſtraße führte, fiel es wieder wie ein Schleier auf ihn. Er wußte nicht, wo er war. Mit voller Deutlichkeit ſah er die Menſchen an ſich vorübergehen, er wußte, daß ihm dieſe Häuſer, dieſe Stra-

ßenecken bekannt ſeien, dennoch konnte er ſich nicht ſagen, wo er eigentlich ſei. War er in Frankfurt, in Brandenburg oder in Potsdam? Dies waren die bedeutendſten Städte, die er außer Berlin geſehen hatte. In welcher von dieſen war er? Dieſes Gefühl der Unſicherheit, der Bewußtloſigkeit ſteigerte ſich bis zur quälenden Angſt. Er mußte ihr ein Ende machen. Es durchzuckte ihn der Gedanke, daß er ſich dem Verdachte des Irrſeins ausſetze, dennoch beſchloß er, irgendeinen der Vorübergehenden anzureden, um ſich aus dieſem Zuſtande zu retten. Aber nicht Jedem durfte er mit ſeiner Frage kommen. Schüchtern trat er auf einen ältlichen Mann zu, deſſen Mienen ihm Zutrauen einflößten. „Sie ſind in der Markgrafenſtraße", lautete die Antwort. Seine Verlegenheit ſtieg; das hatte er auch gewußt. Stammelnd, unter manchen Entſchuldigungen brachte er endlich heraus, er wiſſe nicht, in welcher Stadt er ſei. Der Angeredete maß ihn mit großen Augen und rief dann unwillig: „Das geht zu weit, ſich ſolchen Spaß zu erlauben!" Ludwig wollte reden; jener ließ ihn nicht zu Worte kommen. „An Ihrer Sprache höre ich, Sie ſind ein berliner Kind, und Sie ſind dreiſt genug, mir einbilden zu wollen, Sie wüßten nicht, daß Sie in Berlin ſelbſt ſind?" Als Ludwig zu betheuern fortfuhr, nichts habe ihm ferner gelegen, als ein ſchaler Spaß dieſer Art; in einer augenblicklichen Zerſtreutheit habe er ſich in der That nicht zurechtfinden können, ſagte der Andere: „Schämen Sie ſich, junger Mann! Wie kommen Sie in Ihrem Alter zu einer ſo unleidlichen Affectation? Verſuchen Sie dergleichen nicht wieder, Sie könnten zum zweiten Male ſchlimmer ankommen!"

Tief beſchämt blieb er ſtehen. Er kam ſich in dieſem Augenblicke unendlich abgeſchmackt vor. Jener hielt ihn für einen muthwilligen Poſſenreißer oder einen eiteln Thoren.

Das Bedenkliche ſeines Gemüthszuſtandes trat ihm klar entgegen; er erkannte, wohin ſolche Abirrungen führen müßten. Er legte ſich das Gelübde ab, ihnen, wie den Stimmungen, aus welchen ſie hervorgingen, mit aller Kraft entgegenzuarbeiten. Freilich durch einen einfachen Act des Willens allein ließ ſich ſeine ſchwere Seelenkrankheit nicht heben.

Aber öffnete ſich denn aus dieſen grauenhaften Irrgängen kein Weg der Rettung? Gab es kein Heilmittel, welches ihn ſeinen Leiden entriſſen hätte? Wie tief ſehnte er ſich nicht in freien Augenblicken nach Ruhe, nach der Stille innern Friedens! Was konnten ihm in ſolchen Zuſtänden die gewöhnlichen ſogenannten Zerſtreuungen ſein, oder auch das oberflächliche Zureden der meiſten ſeiner Gefährten, die ſeine Stimmung nicht begriffen, und kaum eine Ahnung davon hatten, worum es ſich hier handle! Die Feſſeln der geregelten Thätigkeit hatte er abgeworfen. Der Vater, ſo ſtreng er früher geweſen, ließ ihn jetzt ſeines Weges gehen. Bei einem ſo ſeltſamen, unberechenbaren Weſen mochte er oft rathlos ſein.

Unter ſeinen Lehrern hatte vor andern der Conrector Weißer ſein Vertrauen erweckt. Dieſer verſuchte es, in ſeine Stimmungen einzugehen und ſie zu leiten. So waren Beide miteinander bekannter geworden, und Ludwig ſprach bisweilen dem ältern Manne gegenüber ſeine Gefühle rückſichtlos aus.

„Seit einiger Zeit“, klagte er einmal zu Weißer, „fühle ich mich tief in innerſter Seele bewegt. Tauſend verſchiedenartige Gedanken erfüllen mich. Wechſelnde Gefühle und Leidenſchaften ſtürmen auf mich ein, neue bedeutende Eindrücke machen ſich geltend, deren ich vergeblich Herr zu werden ſuche. Von alle dem fühle ich mich ſo betäubt, ich bin ſo unruhevoll, ſo friedlos! Es war doch eine ſchöne Einrichtung des Mittelalters, daß man dem verwirrenden Lärm der Welt

entfliehen konnte! Man ging in ein Kloſter und war von allen Sorgen der Welt befreit. Welche tiefe Ruhe muß es geben, einem großen Gedanken das ganze Leben zu widmen, in ihn alle andern, die uns tauſendfach quälen, verſenken zu können! Ich wünſchte, auch wir hätten unſere Klöſter!" So ſchloß er ſeine Rede voll tiefer Bewegung. Mit ſtummem Erſtaunen hatte ihn Weißer angehört. Endlich platzte er heraus: „Tieck, für dieſes eine Wort verdienten Sie gehängt zu werden!" Soweit er ſich auch mit der Empfindungsweiſe ſeines Schülers vertraut gemacht hatte, dieſe katholiſirende Verſündigung am geſunden Menſchenverſtande war ihm doch zu ſtark. Sein ganzer Aufklärungseifer erhob ſich dagegen; nicht entſchieden genug glaubte er dergleichen Grillen abweiſen zu können.

Abermals war Ludwig wie vernichtet. Das Wort erſtarb ihm auf der Zunge. Im überwallenden Gefühle hatte er ſich geäußert, und ſo roh und verletzend konnte ihm der Mann entgegentreten, der ihn ſonſt noch am meiſten zu verſtehen pflegte. Solche Erfahrungen ſcheuchten ihn immer mehr in ſich ſelbſt zurück, und allmälig bildete ſich in jener finſtern Verſunkenheit eine gewiſſe überlegene Ironie gegen ſeine Umgebung aus, welche ſich mit ſo großer Sicherheit und Behaglichkeit in ihren Grenzen bewegte.

Natürlich wäre es geweſen, eine ſo in Verzweiflung ringende und kämpfende Seele auf Religion und Glauben zu verweiſen, und gerade jetzt in dieſer Zeit, wo Ludwig als ſelbſtändiges Mitglied in die Gemeinde eintreten ſollte. Aber was er hier zu erwarten hatte, ſah er an ſeinem Lehrer, der ſelbſt ein Theolog war, und in das Predigtamt überzugehen gedachte. Was hatte dieſer auf jenen Ausdruck einer tiefen Sehnſucht nach Frieden zu erwidern gewußt? Er hatte ihm ſtatt des Brotes einen Stein gereicht!

Der Unterricht des Geiſtlichen, der ihn auf die Einſegnung vorbereiten ſollte, des Predigers Lüdecke an der Petrikirche, ging ſpurlos an ihm vorüber. Dieſer, ein wohlwollender, freundlicher, aufgeklärter Mann, hatte von den Seelenzuſtänden ſeines Schülers keine Ahnung. Er trug die Glaubenslehre nach ſeinen Grundſätzen vor und ließ es damit genug ſein. Ludwig ſah in dem ganzen Verfahren nur eine herkömmliche Form, die einmal innegehalten werden mußte. Im Unterrichte ſelbſt half ihm ſeine leichte Auffaſſung und die Bibelfeſtigkeit, welche er ſich als Kind erworben hatte. Niemand wußte beſſer Beſcheid in der Bibel als er, und konnte die verlangten Sprüche geläufiger herſagen. Wurde er nicht in dieſer Weiſe in Thätigkeit geſetzt, ſo hing er ſeinen Gedanken nach.

Aber in dieſer Verzweiflung ward ihm doch ein Troſt zu Theil, der gerade in den ſchmerzlichſten Augenblicken wie ein milder Thau auf die Glut niederfiel, die ihn verzehrte. Er fand ihn in der Natur. Es war ein nicht minder tiefer Zug ſeiner Seele, der ihn zur Natur, in die geheimnißvolle Stille ihres Lebens führte. Auch hier fühlte er ſich einem mächtigen und dunkeln Zauber hingegeben, der alle ſeine Sinne bewältigte, und ihn mit unwiderſtehlicher Kraft in Buſch und Wald und in die Mondnacht hinaustrieb. Wie hätte er widerſtreben können, da hier eine geheime Gewalt den Bann, welcher auf ihm laſtete, zu löſen ſchien!

Stunden lang konnte er auf einſamen Wegen in den wildern Gegenden des Thiergartens umherirren. So einfach dieſes Naturleben auch war, dennoch konnte er bis zur Selbſtvergeſſenheit darin verſinken. Hier, in der Abgeſchiedenheit des Waldes, unter rauſchenden Bäumen, wenn im dämmernden Zwielichte zerriſſene Wolkengeſtalten durch die Wipfel herniederblickten, wo nur der Ruf eines einſamen Vogels die

tiefe Stille unterbrach, hier war er freier, er lauſchte auf den Athemzug der Natur, er fühlte in ihr ein verwandtes Herz ſchlagen. Allein mit den erſten reinſten Kräften des Lebens vergaß er ſich ſelbſt und der Larven, welche ihn ängſtigten. Träumeriſch lag er im Graſe, die Sonne ging hinter den Bäumen unter, und er konnte unter dem Nachthimmel den Morgen heranwachen, bis der feuchte Thau ſeine Kleider überzog, ihm erſtarrend in die Glieder drang und kalte Schauer ihn erweckten. Dieſe einſamen Spaziergänge wurden allmälig zu kleinen Fußreiſen. Allein durchſtrich er die Flächen, in denen Berlin liegt. Die Einförmigkeit, welche die Natur hier zeigt, ſtörte ihn nicht; er lebte doch in ihr. Er wanderte nach den benachbarten Dörfern, er raſtete in den ungaſtlichen märkiſchen Krügen, er fühlte keine Entbehrungen. Tage lang ſtreifte er allein, in Wind und Regen, in den öden Kiefernhaiden umher.

Tröſtend geſellte ſich zur Natur die Poeſie. Abermals griff Goethe in Ludwig's Leben ein. Diesmal war es der „Fauſt". In Reichardt's Bibliothek hatte er das 1790 erſchienene Fragment des „Fauſt" gefunden. Er wohnte damals auf einige Zeit bei Reichardt. Es war ſpät Abends, als er im Bette liegend zu leſen begann. Mit Jubel rief er ſeinem Freunde Hensler zu, er müſſe ihm eine Dichtung Goethe's vorleſen, welche in aller Literatur ihres Gleichen nicht habe. Er begann, doch bald hörte er den Freund laut ſchnarchen. Mit geſpannteſter Erwartung, mit ſtockendem Athem las er weiter. Die erſten Monologe, die Erſcheinung des Erdgeiſtes, wie groß, wie übermächtig war das Alles! Und doch wieder wie rein menſchlich! Waren nicht ähnliche Gedanken und Zweifel auch durch ſeine Seele gegangen? Es zuckte ihm durch alle Fibern und Nerven. Ein voller Mondſtrahl fiel durch das Fenſter. Sah er nicht auch

auf ſeine Pein? Eine unendliche Sehnſucht ergriff ihn, das Zimmer wurde ihm zu eng. Er ſprang aus dem Bette, er ſtürzte hinaus in den Garten. Im hellen Mondenlichte ſtreifte er ruhelos zwiſchen Bäumen und Hecken umher. Vergeblich rang er danach, dieſer Eindrücke Herr zu werden. Da graute der Morgen. Ermattet, in traumhaftem Zuſtande kehrte er zu dem ſchlafenden Freunde zurück.

Auch ſchien der böſe Geiſt vor den Klängen der Dichtung zurückzuweichen. Wenn er zu irgendeinem Gedichte griff, welches ſonſt Eindruck auf ihn gemacht hatte, ſo fühlte er, wie die dumpfe Bewegung in ſeinem Innern ſich legte, und Ruhe und Gleichgewicht der Kräfte kehrten ihm auf einige Zeit wieder. Nicht anders, wenn er Selbſtbeherrſchung genug gewann, um ſich ſelbſt dichteriſch auszuſprechen. Dann war er wieder mit ſich eins. Hier war es, wo die Wurzeln ſeines Lebens lagen.

Wie ein mildes, verſöhnendes Licht war auch der Strahl der erſten Liebe in ſein Herz gefallen. Sie zog ihn in das Leben zurück. Schon früher hatte er ſich mit der vollen Leidenſchaft eines jugendlichen Dichters Reichardt's jüngerer Schwägerin, Amalie, zugewendet. Bald war die aufkeimende Neigung kein Geheimniß mehr. Reichardt ſah und billigte ſie, und der Bund der Herzen wurde geſchloſſen.

10. Dichter und Schriftſteller.

Ein wichtiges Ereigniß für die kunſtliebenden Freunde war es, als Reichardt's Haus aufhörte, ihr Sammelplatz zu ſein. Zuerſt waren einzelne Glieder des Kreiſes ausgeſchie-

den, jetzt löſte er ſich vollends auf, da er ſeinen Mittelpunkt verlor. Reichardt hatte in der letzten Zeit manche unangenehme Erfahrung gemacht. Er kam in den Verdacht revolutionärer Geſinnung, und das gute Einverſtändniß mit dem Hofe hörte auf. Verſtimmt und ſeines Amts überdrüſſig hatte er endlich den Abſchied nachgeſucht. Ohne ihn indeß förmlich erhalten zu haben, zog er ſich auf ſeinen Landſitz in Giebichenſtein bei Halle zurück, den er damals angekauft hatte. Sein Stiefſohn, Hensler, hatte ſich Oſtern 1791 ebenfalls dorthin begeben, um das juriſtiſche Studium zu beginnen.

Durch Reichardt's Abgang von Berlin verlor unter den Freunden keiner mehr als Ludwig. Für ihn ſchloß damit ein kurzer, aber inhaltsſchwerer Abſchnitt, in welchem ſich ſein Leben umgeſtaltet hatte. Reichardt hatte er Vieles zu danken. Durch ihn hatte er mittelbar oder unmittelbar eine vielſeitige künſtleriſche Anregung erhalten in Poeſie, Muſik und dramatiſcher Darſtellung, ſein Geſchmack hatte ſich geläutert, an Urtheil hatte er gewonnen. Er begann die Künſte und künſtleriſches Leben zu überblicken, und mit Sicherheit auf dieſem Gebiete ſich zu bewegen.

Im Vergleiche mit dem Reichthume des Lebens, den er in jenem befreundeten Hauſe gefunden, war jetzt eine fühlbare Leere eingetreten. Auch Amalie Alberti hatte Berlin verlaſſen, um zu ihren Verwandten nach Hamburg zurückzukehren. Die Zahl der Freunde, mit denen er früher lebte, war zuſammengeſchmolzen. Aber ſchon bereiteten ſich neue Verhältniſſe vor. Ein Jüngling, der ſich mit glänzenden Gaben über die Menge der Genoſſen erhob, mußte Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit werden, und eine reiche Natur, wie die ſeine, welche bei allen Anfechtungen das tiefſte Bedürfniß geiſtigen Verkehrs und der Mittheilung hatte, konnte ſich auf die engen Grenzen eines einſeitigen Umgangs nicht

beſchränken. Er ſuchte und wurde geſucht. Wichtig war es, daß er jetzt Freunde fand, welche ſeinen Beruf nicht nur anerkannten, ſondern ihn auch in die Literatur einführten. Er hörte auf, ein verſuchender Schüler zu ſein, als Dichter und Schriftſteller trat er auf.

Unter den Kämpfen, die er zu beſtehen hatte, war nicht nur der Menſch, auch der Dichter war in ihm gewachſen und gereift. Sein Dichten war der unbefangene Ausdruck der Natur; es war etwas Urſprüngliches, aus tiefſter Lebensquelle kam es herauf. Er war frei von jeder Abſicht, und ließ es mehr geſchehen, als daß er es gemacht hätte. Jetzt hatte er eine klare Einſicht in ſein Thun gewonnen, er begann die Poeſie als eine innere Nothwendigkeit zu erkennen, ſie ſchien ſich zur Lebensaufgabe zu geſtalten. Mit unendlicher Leichtigkeit dichtete er. Mit dem eigenen Triebe, der ihn nicht ruhen ließ, verbanden ſich äußere Aufforderungen. Raſch wuchſen ihm unter den Händen die verſchiedenſten Gebilde empor, ohne daß er ſelbſt ihnen einen beſondern Werth beilegte. In den Stunden tiefer Schwermuth hatte ihn dieſe Kraft vom Rande der Verzweiflung zurückgezogen. Die Poeſie war ihm nicht blos Luſt, ſondern auch Troſt, ſie hatte ihm Ruhe und Sammlung gegeben. Hatte er die innere Freiheit ſoweit errungen, ſeine Phantaſie zu beherrſchen, ſtatt ſich von ihren Larven angſtvoll aus einem Schrecken in den andern jagen zu laſſen, dann ſtrömten ihm Bild, Wort, Vers in reichſter Fülle zu. Alle Farben ließ er mit gleicher Leichtigkeit ſpielen. Er malte jenes Grauſen, in dem er ſelbſt erbebte, oder er eilte den muthwilligen Sprüngen ſeiner humoriſtiſchen Laune nach, oder willig und gern verlor er ſich in den Irrgängen des phantaſtiſchen Märchens.

Unter allen Formen, in denen er ſich verſuchte, blieb ihm die dramatiſche die anziehendſte und willkommenſte. Selbſt

die Stoffe, welche ihm die Schule darbot, kleidete er in dieſelbe ein. Manche Dichtung verdankte ihre Entſtehung dem unbeſcheidenen Drängen ſeiner Mitſchüler, die nicht müde wurden die Hülfe des gutmüthigen Genoſſen für die verzweifelten deutſchen Arbeiten in Anſpruch zu nehmen, und ſich kein Gewiſſen daraus machten, mit erbetteltem Ruhme zu prunken. Der Willigkeit ſeines Genius gewiß, überließ er ſich dann dem Zuge deſſelben getroſten Muthes. Oft ward ihm erſt während des Schreibens klar, wohin er geführt werde, und die eilende Feder vermochte den raſchfließenden Verſen kaum nachzukommen. Und keineswegs war es das Unbedeutendſte, was auf dieſe Weiſe entſtand. Wie es im erſten Entwurfe niedergeſchrieben war, blieb es in der Regel; ſpätere Veränderungen waren ſelten Verbeſſerungen.

Als er in der Zeit der politiſchen Aufregung Linguet's „Geſchichte der Baſtille" geleſen hatte, gab ihm dies Veranlaſſung zu einer kleinen dramatiſchen Dichtung, in welcher er die Erhebung des Volks, den Bruch der Feſſeln und den Sturz der tyranniſchen Mauern in begeiſterter Rede verkündigen ließ. In andern finſtern Gemälden ſtellte er ſeine Zweifel und Kämpfe dar, oder er verſuchte ſich auch, doch mit geringerer Neigung, in antiken Stoffen und Versmaßen. Am mächtigſten aber wirkte Shakſpeare ein, den er zu leſen und zu ſtudiren nicht müde wurde. Erſt unter dem Einfluſſe dieſer Sonnenſtrahlen ſchien ſich die eigene Kraft ganz zu entfalten. Shakſpeare war ihm Vorbild und Lehrer, Dichter und Gedicht zugleich. Ihn verherrlichte er ſchon im Jahre 1789 in einigen dramatiſchen Scenen, in denen er anknüpfend an den „Sommernachtstraum" die Weihe des Dichters ſchilderte, wie es ſelbſt nur der Dichter vermag.

Denn vornehmlich waren es die wunderbaren Zauberſpiele Shakſpeare's, die ſeine Phantaſie erfüllten. Der „Sturm"

mochte ihm bei einem dramatiſchen Feenmärchen: „Das Reh", vorgeſchwebt haben, welches er 1790 für ſeinen wenig zuverläſſigen und begabten Schulgefährten Schmohl mit gewohnter Gutmüthigkeit in kurzer Zeit geſchrieben hatte. Demſelben gab er 1791 die erſten Capitel des „Abdallah". Und gerade dieſe Dichtung gehörte ihm am eigenthümlichſten, denn ſie war ein Ausfluß ſeiner trüben und verzweiflungsvollen Stimmungen. Schon früher hatte er dieſe in mehr gemäßigter Weiſe in dem Idyll „Almanſur" darzuſtellen verſucht, und mit dem Ergebniß abgeſchloſſen, daß die Rettung vor dem Zweifel nur im Verzichten auf das Wiſſen liege. In beiden Erzählungen hatte er den Oſten zum Schauplatz ſeiner grauſigen Phantaſien gemacht. Dieſer galt einmal für das Land der Wunder und Märchen. Was die Aufklärung auf dem heimiſchen Boden als Trug verlachte, hörte ſie in den Wüſten und unter den Palmen des fernen Aſien gläubig an. In dieſer Welt einer vollen und üppigen Natur und uralten Weisheit verweilte er gern. Seine Beleſenheit hatte ihn hier heimiſch gemacht. Wie er ſich als Kind dem Zauber orientaliſcher Feenmärchen überlaſſen hatte, ſo waren ſpäter die Reiſebeſchreibungen von Mandelsloh und Olearius und Sadi's „Roſenthal" ſeine Lieblingsbücher geworden. Aus ihnen machte er ſich den bilderreichen Ton, die phantaſtiſchen Wunder des Orients zu eigen.

So entſtand in den erſten Grundzügen ſchon auf der Schule jenes ſchaurige Nachtgemälde „Abdallah", das ſeinen Dichterruf begründen ſollte. Eine eigenthümliche Ironie war es, daß gerade dieſe Dichtung, die in der Verwegenheit des Zweifels und im gewaltigen Schwunge der Phantaſie Schiller's „Räubern" ſich nähert, zuerſt den Namen eines phantaſieloſen Geſellen trug, der dadurch bei Lehrern und Mitſchülern den Ruf eines Genies und ſtarken Geiſtes erlangte.

Mit unverſchämter Einfalt prangte er unter Ludwig's Augen mit den Federn, welche er von ihm erborgt hatte. Gutmüthig ironiſch lachte dieſer der gelungenen Täuſchung, beſonders als er hörte, daß Rambach, für deſſen Stilſtunden dieſe Arbeit angefertigt war, ſich mit zuverſichtlicher Miene habe vernehmen laſſen: „Was wollen Tieck's Arbeiten im Vergleich mit denen von Schmohl ſagen! Gegen die kommen ſie gar nicht auf.“

Der Neigung, ſeine Gedanken und Empfindungen mitzutheilen, folgte er auch darin, daß er Andere zu dichteriſchen Verſuchen aufforderte. Geſelligkeit war für ihn Bedürfniß, ſobald ſeine Seele frei und unumwölkt war. Nichts war ihm lieber, als mit Andern gemeinſchaftlich zu arbeiten, eine Aufgabe zu haben, die er im Verein mit einem Freunde zu löſen ſuchte. Seine Dichterluſt ging dann auf dieſen über. Mittelmäßige Köpfe gewannen in ſeiner Nähe an Zuverſicht und Selbſtvertrauen; auch er glaubte an ihren Beruf, und konnte gutmüthig genug für urſprüngliches Feuer halten, was nichts als der Widerſchein ſeines eigenen war. So hatte er ſeinen trockenen und nüchternen Freund Biesker für den Plan, ein großes Trauerſpiel gemeinſchaftlich zu bearbeiten, mächtig begeiſtert. Dieſer, von dem Anſtoße des begeiſterten Freundes fortgeriſſen, mühte ſich redlich ab, dem guten Glauben Ehre zu machen. Als beide einſt auf dem Schloſſe Fredersdorf zuſammen waren, fanden ſie in der Hausbibliothek Rapin de Thoyras' „Geſchichte von England“. Wie glücklich waren ſie, als ſie hier die Geſchichte der Königin Anna Boleyn in breiter Ausführlichkeit leſen konnten! Gab es für ein Trauerſpiel in großem Stile eine beſſere Heldin als eine junge, ſchöne, tugendhafte Königin, welche als Opfer der Hinterliſt und tyranniſcher Eiferſucht fällt? Sogleich entwarf man den Plan der Tragödie, und theilte die Arbeit.

Ludwig ſollte die leidenſchaftlichen Scenen ausführen, Pieſker übernahm die Stellen, wo mehr kalte Berechnung hervortreten ſollte. Indeß verließ der Freund bald darauf Berlin, und ſo blieb das wunderliche Werk unvollendet.

Um dieſe Zeit ſchloß er ſich einigen jungen Männern reiferen Alters an, die bereits als Lehrer am Werderſchen Gymnaſium angeſtellt waren, und zu deren Schülern er ſelbſt gehörte. Der Unterſchied der Jahre und die Schranken der Schule verſchwanden vor der ausgleichenden Kraft des Genies, das im Augenblicke eroberte, was Andere mühſelig erwerben mußten. Dieſe jüngern Lehrer hatten ſich bereits unter den Einflüſſen der Literatur herangebildet, welche auch ſeine Richtung beſtimmte. An Goethe, an die neue Philoſophie ſchloſſen ſie ſich an. Die engen Schranken im Wiſſen und Leben ſollten fallen. Beides ſollte nicht mehr durch eine ſteife und ängſtliche Stubengelehrſamkeit getrennt werden, es ſollte ſich vielmehr durchdringen. Es war der Gegenſatz des jüngern Geſchlechts, das erobern will, gegen das ältere beſitzende, welcher Ludwig dieſen Männern zuführte.

Dagegen löſten ſich die nähern Verhältniſſe zu den frühern Lehrern auf. Der Subrector Stilke, deſſen Zucht Ludwig in den erſten Schuljahren erfahren hatte, war ſeit längerer Zeit Prediger in Ruhlsdorf bei Berlin. In alter Anhänglichkeit hatte er ihn mit einigen Gefährten bisweilen auf ſeiner Pfarre beſucht. Mit humoriſtiſchem Behagen fand er, daß er noch immer der Alte ſei. In weinerlich-näſelndem Tone klagte der wunderliche Mann über das Kreuz und die Plagen der Welt, die Verfolgungen ſchlechter Menſchen, die ihn ſeiner Frömmigkeit wegen träfen. Auf die Bemerkung, daß das Kreuz ihm wohl zu bekommen ſcheine, da er ja an Leibesfülle anſehnlich zugenommen habe, ant-

wortete er: „Ach, lieben Freunde, das thue ich allein meiner theuern Gemeinde wegen.“ Bei dieſen Worten zog er ein Polſterkiſſen hervor, welches er unter die Weſte zu knöpfen pflegte, um ſich ein ehrwürdiges Anſehen zu geben.

Zu den jüngern Lehrern, denen Ludwig ſchon früher nähergetreten war, gehörte der geiſtvolle Uhden, der eine Zeit lang den geſchichtlichen Unterricht in der oberſten Claſſe ertheilte, dann Rambach und Bernhardi. Beide waren im Laufe des Jahres 1791 Mitglieder des von Gedike geleiteten Seminars für gelehrte Schulen geworden, und hatten als ſolche eine Anzahl von Lehrſtunden am Werderſchen Gymnaſium übernommen.

Zunächſt wurde der Verkehr mit Rambach für ihn erfolgreich. Ohne gründliches Wiſſen zu beſitzen, hatte ſich dieſer der Literatur und den Alterthumswiſſenſchaften zugewendet, es aber bald anziehender gefunden, ſein Talent einer leichten und oberflächlichen Darſtellung in der Schriftſtellerei für die eben beliebte Unterhaltung geltend zu machen. Voll von Plänen und Entwürfen, beweglich, nicht ohne Phantaſie, aber innerlich ſeicht, ſchrieb er mit ſtets bereiter Feder, was man irgend verlangte, Romane, Dramen, Schauergeſchichten und Feſtſpiele. Auf dem Gymnaſium ertheilte er deutſchen Unterricht in der oberſten Claſſe in einer Weiſe, die ihm die bequemſte war, ihn aber den ältern Lehrern als einen dilettantiſchen Neologen verrieth. Er las nämlich die neueſten Gedichte vor. Als Gedike ihn einſt in der Lehrſtunde Schiller's „Künſtler“ vorleſen hörte, konnte er eine laute Aeußerung des Misfallens nicht unterdrücken; er hielt das für Allotrien. Aber gerade dies brachte Rambach ſeinen Schülern näher. Auch fand es großen Beifall, daß er ihnen in der Art der ſchriftlichen Arbeiten freie Hand ließ, und ihnen ſogar die Aufgabe ſtellte, dieſen oder jenen Stoff

dramatiſch zu behandeln. Das war ja das Feld, auf welchem man ſich am liebſten bewegte und am meiſten zutraute.

In einem Stücke des „Deutſchen Muſeum" las man damals mit vielem Antheil die Geſchichte eines Inſulanerhäuptlings von Manilla, der in die Hände ſpaniſcher Jeſuiten gefallen war. Rambach hielt dieſen Stoff für eine dramatiſche Bearbeitung ſehr geeignet. Ob der Schluß verſöhnend oder tragiſch gewendet werden ſolle, überließ er der dichteriſchen Erfindungskraft ſeiner Schüler. Der Gegenſatz natürlicher Unverdorbenheit und verfeinerter Bosheit und roher Glaubenswuth verfehlte ſeinen Eindruck nicht, und Ludwig brachte in kurzer Zeit ſein dreiactiges Schauſpiel „Allamoddin" zu Stande. Im Sinne der Zeit, welche in dem Naturzuſtande wilder Völker das Urbild der Unſchuld und Tugend fand, machte er den Häuptling zum Träger naturaliſtiſcher Anſichten in Religion und Politik, wie ſie in Berlin galten, und ließ das ferne Suhlu in der Südſee als eine Freiſtatt vor europäiſcher Verderbtheit erſcheinen. Rambach war durch die Sicherheit und Leichtigkeit der Behandlung überraſcht. Geſchmeichelt, unter ſeinen Schülern ſolche Talente zu haben, verſprach er das Schauſpiel an Schröder zu ſenden, und ihn für deſſen Darſtellung auf der Bühne zu gewinnen. Während dieſe Verſprechungen vergeſſen wurden, hatte indeß die beginnende Freundſchaft mit Rambach andere nicht unerhebliche Folgen.

Lehrer und Schüler verkehrten bald auf gleichem Fuße miteinander. Ohnehin war dieſer nur um fünf Jahre jünger als jener. Rambach erkannte Ludwig's Gewandtheit und Gutmüthigkeit, und machte ihn zu ſeinem literariſchen Vertrauten. Zunächſt leitete er ihn zu allerlei Dienſtleiſtungen an, die jenſeit der Grenzen der Schule lagen. Rambach's Schnellfertigkeit in ſchriftſtelleriſchen Darſtellunegn, die er unter eigenem Namen, einem angenommenen, oder auch namen-

los erſcheinen ließ, erregte das Erſtaunen ſeiner Bekannten. Auf die Frage, wie er es denn möglich mache, ſoviel zuſammenzuſchreiben, hatte er, wie man ſich erzählte, geantwortet: „Wenn ich einmal ſtecken bleibe, knirſche ich nur mit den Zähnen, und es geht wieder friſch weiter!“ Bei dieſen Arbeiten wurde Ludwig zuerſt als Schreiber angeſtellt. Er mußte die ſchnellaufſchießenden, oft dickleibigen Manuſcripte ins Reine bringen. Manche Stunde des Tages, ja der Nacht verwandte er darauf. Es machte ihm ſchon Vergnügen, ein zierlich geſchriebenes Heft dieſes Inhalts herzuſtellen. Bald ſah der Meiſter, daß er die Kräfte des Jüngers angemeſſener und vortheilhafter nutzen könne, wenn er ihn an ſeinen Arbeiten ſelbſtändig theilnehmen laſſe.

Derbe, handfeſte Stoffe liebte das große Publicum. Die Leſer mußten ſich gewaltig erregt, und ihre Nerven von Schrecken und Schauern aller Art durchbebt fühlen, wenn ſie mit dem Beifall freigebig ſein ſollten. Je abenteuerlicher das Gräßliche auftrat, deſto beſſer; nach dem Ganzen pflegte man nicht viel zu fragen. In dieſen Verzerrungen wirkten die misverſtandenen Vorbilder, der „Götz“, „Die Räuber“, „Der Geiſterſeher“ fort. Ritterromane verlangte man, die vom Sporngeklirr und dem Gepolter deutſcher Kraft und Biederkeit widerhallten, in denen der mannhafte Ritter, wenn er nüchtern iſt, in die Netze des Pfaffentrugs und der Weiberliſt mit eiſerner Fauſt hineinſchlägt. Nicht minder waren Räubergeſchichten beliebt, gleichviel ob erfunden, oder aus den Criminalacten entlehnt. Es erſchien irgendein heruntergekommener und ausgeſtoßener Held, der wie Karl Moor ſich berufen fühlte, die Menſchheit an der Menſchheit zu rächen. Hier gab es Beiträge zur Erfahrungsſeelenkunde. Als merkwürdige pſychologiſche Erſcheinungen wurden Gauner und Spitzbuben ſtudirt, und zu großen Männern ge-

ſtempelt, denen die Verkehrtheit der bürgerlichen Einrichtungen keinen freien Spielraum gönne, und ſie aus der Heldenbahn in die nah angrenzenden Diebeswege hinüberdränge. Nur wenig fehlte, und auch dieſer Räuber wäre ein Alexander, ein Cäſar geworden. Nicht an ihm lag es, wenn er es nicht ward. Eine ſeicht moraliſirende Pragmatik gefiel ſich darin, die welthiſtoriſchen Perſonen als Räuber im Großen, und wirkliche Räuber als Helden im Kleinen darzuſtellen.

Oder endlich Magier und Zauberer, geheime myſtiſche Orden, im Finſtern ſchleichende Mächte mußten ihr räthſelvolles Spiel entfalten. Je nach Umſtänden beſchützen ſie wie Saraſtro in der „Zauberflöte" die Tugend, und wirken in unterirdiſchen Kellern für Menſchenwohl, oder mit ſinnverwirrenden Spielen und trügeriſchen Künſten umgarnen ſie ihr ahnungsloſes Opfer von fernher. Hier ſpiegelten ſich die Einwirkungen der Freimaurer, der Roſenkreuzer, Goldmacher und Geiſterbeſchwörer mit ihrer Geheimnißkrämerei wider, der Caglioſtro, Schröpfer und Anderer, die mit kecker Stirn behaupteten, ihre Geheimlehren und Kräfte von den Pyramiden Aegyptens unmittelbar hergeholt zu haben. Hier, ſo träumte man, ſollte ſich eine uralte Myſtik erhalten haben. Man ſchien der geprieſenen Aufklärung müde zu ſein, und den Glauben abgethan zu haben, um ſich einem plumpen Aberglauben kopfüber in die Arme zu werfen. Die Phantaſie mußte aus einem Schrecken in den andern hineingehetzt werden, gleichviel ob durch Spuk oder Blut. Die zahmgewordenen Schrecken der Revolution ſchienen ſich in der deutſchen Unterhaltungsliteratur feſtgeſetzt zu haben. Aber wenn eiſige Schauer den Rücken des Leſers hinabglitten, dann fühlte er mit doppeltem Genuſſe das Glück bürgerlicher Ruhe und Sicherheit.

Außer Rambach arbeiteten in dieſem Fache noch viele Schriftſteller, und mit mehr Erfolg als er. Da gab es die

Rittergeſchichten von Spieß und Schlenkert, von Veit Weber, Cramer und Feßler; die Spuk- und Schauergeſchichten von Meißner und Große, der die grobe Täuſchung ſo weit trieb, vor dem Publicum als ſpaniſcher Marquis Vargas oder gar Marquis Große, ſelbſt den Geheimnißvollen zu ſpielen.

Auf dieſen Geſchmack war ein Buch berechnet, das 1790 im Himburg'ſchen Verlage unter dem Titel erſchien: „Thaten und Feinheiten renommirter Kraft- und Kniffgenies.“ Es enthielt eine Auswahl von Lebensbeſchreibungen bekannter Diebe und Räuber, zu der verſchiedene Verfaſſer beitrugen, es aber gerathen fanden, ſich nicht zu ihren Helden zu bekennen, und ihre Namen zu verſchweigen. Rambach hatte es übernommen, die Geſchichte des berüchtigten Wilddiebes und Räubers Matthias Kloſtermayer, genannt der Bairiſche Hieſel, zu bearbeiten. Dieſer hatte nach dem Siebenjährigen Kriege in Baiern und den angrenzenden reichs- und ſtiftsländiſchen Gebieten ein vollkommen eingerichtetes Raubhandwerk getrieben. Als Rächer und Schützer gegen drückende Forſtgeſetze war er ein Liebling des Landvolks geworden. Die Geſchichte ſeines Räuberlebens war als Volksbuch durch Deutſchland gewandert, und hatte einen beliebten Stoff für die Puppentheater geliefert. Nun ſollte für die Leſer von Fach ein ſchmackhaftes Gericht daraus bereitet werden. Das nächſte Vorbild, welches man hier hatte, war Schiller's „Sonnenwirth“.

Rambach unterließ auch nicht, den Hieſel zu einem Helden zu ſtempeln. Er nahm den Mund nicht wenig voll. Er erklärte ihn für einen Wilddieb aus Grundſätzen, einen Verbrecher durch die Einrichtung des Staates, und naſeweis hofmeiſterte er die Vorſehung, daß ſie aus dieſem Stoff, der zu einem Alexander ausreichend geweſen wäre, nur einen Straßenräuber gemacht habe. Doch er ſelbſt vermochte nur die erſten Capitel zu Stande zu bringen, die er Ludwig in

die Feder geſagt hatte. Dann ward er der Arbeit müde, und fand es bequemer, die Fortſetzung ſeinem Gehülfen auf eigene Gefahr zu überlaſſen.

Dieſer mußte nun dem weitſchweifigen Volksbuche, das aus endloſen Berichten ſtets wiederkehrender Diebereien und Raufereien beſtand, Schritt vor Schritt nachgehen, und lieferte eine Erzählung, welche die eintönige Weiſe des Vorbildes ziemlich getreu wiedergab. Da hier Geſchichte geſchrieben werden ſollte, ſo war eine freie Bewegung nicht erlaubt. Mit großem Ernſt hielt er bei dieſen rohen und widerwärtigen Auftritten die Miene des Menſchenkenners und pſychologiſirenden Geſchichtſchreibers feſt. An einer Stelle ſuchte er gar durch eine kühne Vermuthung wahrſcheinlich zu machen, daß Schiller's Sonnenwirth ſeine erſten Studien unter dem Bairiſchen Hieſel gemacht habe.

Mit Selbſtverleugnung führte er die läſtige Aufgabe glücklich durch. Nur auf der letzten Seite konnte er es ſich nicht verſagen, hinter der ſteifen Maske ironiſch lächelnd hervorzuſehen. Er ſchloß mit der Verſicherung, daß ihm mit der Beendigung dieſer Hieſeliade ein ſchwerer Stein vom Herzen falle, denn es ſei ihm ſauer genug geworden, dieſen Kerl als Helden darzuſtellen. „Warum? Weil er nichts mehr und nichts weniger war als ein Spitzbube!" Mit dieſem Epigramm ſtieß er die geſpreizten Reden Rambach's über den Haufen, und übte eine ſcharfe Kritik des ganzen Buchs aus. Rambach war mit der gelieferten Arbeit zufrieden, dachte aber nicht daran, ſeinem Zöglinge das Honorar zu überlaſſen. Dagegen hatte Ludwig die Genugthuung, in einem kritiſchen Blatte zu leſen, daß dieſer letzte Abſchnitt des Buchs (der zweite Theil war 1791 erſchienen) einen gewandten Schriftſteller verrathe.

Gleichzeitig ſchrieb Rambach einen Schauerroman: „Die eiſerne Maske", den er 1792 unter dem Namen Ottokar

Sturm herausgab. Hier benutzte er noch einmal die schon erkaltende Vorliebe für Ossian, und verlegte die moderner Schreckensscenen in die Felsenthäler und Nebel Hochschottlands. Die eiserne Maske, eine Art Panzer, in den die Menschen wie in einen Kasten hineingesteckt werden, trieb unter Ossian's Heldengestalten Toskar, Carno und Ullin ihr spukhaftes Wesen. Rambach's Schreckensmaschinerien spielten bis zum letzten Capitel. Hier ermüdete er und überließ es Ludwig, den Schluß hinzuzufügen. Er sagte ihm: „Ich habe mich in Erfindung und Darstellung des Gräßlichen so erschöpft, daß ich nichts weiter zu sagen weiß. Mögen Sie einmal Ihr Heil versuchen." Ludwig setzte eine Nacht daran und beendete den Roman. Es galt Ryno, den Bösewicht, in den Folterqualen des Gewissens, und seinen verzweifelten Untergang zu schildern. Wie überflügelte hier der Schüler den Lehrer! Während sich dieser nur auf die gewöhnliche Decorationsmalerei des Schreckens verstand, die auf den groben Eindruck berechnet war, entfaltete jener eine Welt des Grausens, in die er selbst hineingeschaut hatte. Dieselbe Ueberlegenheit zeigte sich auch in einigen eingeschalteten lyrischen Gedichten, in denen er bis zur vollen Wirkung den Ton Ossian's getroffen hatte.

In ähnlicher Weise suchte ein anderer jüngerer Lehrer, Seidel, sich Ludwig's Kräfte dienstbar zu machen. Dieser, der ebenfalls als Seminarist am Werderschen Gymnasium unterrichtete, war sein Lehrer im Englischen gewesen. Die Sprache Shakspeare's mußte Ludwig kennen lernen, das schien ihm Pflicht. Sobald als irgend thunlich, war man zum „Macbeth" übergegangen. Diesen wußte er nach Eschenburg's Uebersetzung fast auswendig, sodaß er zweifelhaft ward, ob er das Verständniß seinen Fortschritten, oder seinem Gedächtniß zu danken habe. Seidel übersetzte damals Middleton's „Leben des Cicero". Die beiden ersten Bände hatte er

bearbeitet. Auch er ermüdete und überließ ſeinem Schüler die Vollendung, ſobald er ihn ſicherer geworden ſah. Doch erſchienen die letzten Bände erſt 1793.

Aber wichtiger noch ward die Verbindung mit Bernhardi. Nur um drei Jahre älter als Ludwig, hatte er deſſen ausgezeichnetes Talent bald herausgefunden, und war raſch mit ihm vertraut geworden. Er war einer der eifrigſten Vorkämpfer des jüngern Geſchlechts. In Halle war er für die Philologie durch F. A. Wolf angeregt worden, er wandte ſich Fichte's neuer Philoſophie zu, und war ein begeiſterter Bewunderer Goethe's. Er beſaß Scharfſinn, den er in wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen und Kämpfen oft ſiegreich bewährte. Spott und treffender Witz ſtanden ihm zu Gebote, und machten ihn zu einem ebenſo gefürchteten Gegner als beliebten Unterhalter. Mit Leichtigkeit wußte er ſich auf den verſchiedenſten Gebieten des Wiſſens zurechtzufinden, und durch geſchickte Anwendung zu verdecken, was ihm an gelehrten Kenntniſſen abging. Er liebte Laune, Ironie und Myſtification, und konnte mit Nachdruck und Anſtrengung arbeiten, um hinterher eben das zu verſpotten, woran er ſeine ganze Kraft geſetzt, und nicht minder diejenigen, welche daran geglaubt hatten. Gewandt und überlegt wußte er ſich in die verſchiedenſten Stimmungen zu verſetzen; ſtets blieb er Herr der Form, auch in der Rede und Schrift, und wußte für ſich zu gewinnen und zu blenden.

Damals von Bernhardi aufgeſucht, durch die Hingebung an die neue Literatur mit ihm verbunden, ſah ihn Ludwig faſt täglich, und ſie theilten einander mit, was ſie im Augenblicke bewegte. War der Eine der Begabtere, ſo wurde das durch die größere Durchbildung und den ſchärfern Blick des Andern für jetzt aufgewogen, und beide fanden in dieſem Verkehr ihre Befriedigung.

11. Der Abſchied.

Ludwig gehörte kaum mehr der Schule an. Die Schranke, welche ihn von ſeinen Lehrern trennte, war zum Theil durch einen gleichſtellenden Umgang aufgehoben, er ſelbſt hatte ſich als Schriftſteller verſucht. Die Lehrjahre waren abgelaufen; er konnte freigeſprochen werden. Vier Jahre hatte er in der oberſten Claſſe der Lehranſtalt zugebracht. Es waren vielleicht an innerer Entwickelung die reichſten ſeines Lebens. Als Knabe war er eingetreten, jetzt war der Dichter des „Abdallah“ und „Lovell“ vollendet.

Die meiſten ſeiner Freunde hatten die Schule früher verlaſſen. Nur Wackenroder war ihm noch geblieben. Endlich ſchickten ſie ſich an, Oſtern 1792 als ſogenannte Abiturienten das Gymnaſium zu verlaſſen. Zu beſonderer Auszeichnung hatte Gedike die feierliche Abſchiedsrede, in welcher der ſcheidende Zögling ſeine Pietät gegen die Lehranſtalt auszuſprechen pflegte, Wackenroder übertragen. So natürlich ein ſolcher Dank war, ſo widrig erſchien der Ton perſönlicher Schmeichelei, der in dieſen Reden üblich geworden war. Ludwig hatte ſeinem Freunde geſagt, er werde es hoffentlich verſtehen, ſeine Dankbarkeit anders auszuſprechen. Es ſollte von den Verdienſten der Griechen um die Wiſſenſchaften geredet werden, und wirklich ſuchte Wackenroder in ſeinem Entwurfe einfachere und natürlichere Ausdrücke des Dankes zu gebrauchen. Wie aber erſtaunte er, als er ſah, daß Gedike, dem er die Rede zur Cenſur überreicht hatte, die herkömmlichen Wendungen und Lobpreiſungen mit eigener Hand eingeſchaltet hatte.

Dem Willen ſeines Vaters gemäß mußte Wackenroder einen Bildungsgang einſchlagen, der nicht der gewöhnliche

war. Er ſollte die Rechte ſtudiren, obwol ſeine volle Neigung der Kunſt gehörte. Alles, was mit dieſer zuſammenhing, ergriff er mit tiefſter, ſehnſüchtigſter Innigkeit, während er ſich den ſtrengeren Wiſſenſchaften gegenüber verſchloſſen zeigte. Darum mochte es dem Vater trotz Gedike's glänzender Abſchiedscenſur gerathen erſcheinen, ihn noch ein Jahr lang durch Privatunterricht für die Univerſität vorbereiten zu laſſen. Neben dem juriſtiſchen Fache blieben die allgemeinen Wiſſenſchaften nicht unberückſichtigt. Der Prediger Erduin Julius Koch, der gelehrte Kenner der altdeutſchen Literatur und Verfaſſer des bekannten „Compendiums", hielt Wackenroder Vorleſungen über deutſche Literatur, die für ſeine ſpätere Richtung von großer Bedeutung waren.

Wenige Wochen vor Ablauf des neunzehnten Lebensjahres verließ Ludwig Gedike's Schule. Das übliche Examen beſtand er zur Zufriedenheit, ohne daß man ihm gerade ein glänzendes Zeugniß auf den Weg gegeben hätte. In der Mathematik hatte er auf jeden Erfolg verzichten müſſen. Er hatte nicht einmal das Heft zu gebrauchen gewußt, mit welchem ihn ſeine Freunde, denen er ſo oft geholfen, ausgerüſtet hatten. Man ſtaunte über den höchſt ſonderbaren Weg, den er bei der Löſung der gegebenen Aufgabe einzuſchlagen verſucht hatte.

Sobald Phantaſie und Gefühl bei ihm hervortraten, war ihm die Mathematik ein läſtiger Gegenſtand des Unterrichts geworden. Dem allgemein Menſchlichen gegenüber ſchienen ihm ihre Lehrſätze höchſt gleichgültig und der innern Bedeutung zu entbehren. Dafür war er ſonſt um ſo vielſeitiger. Er überſchaute ein weiteres Feld des Wiſſens als ſeine Genoſſen. Die alte und neue Literatur hatte er durchſtreift, ſeine Kritik mannichfach geübt, und ſich ein ſicheres Urtheil gebildet. Wie er einen ſcharfen Blick für die Erkenntniß des Schiefen und Hohlen hatte, ſo einen nicht

minder tiefen für das wahrhaft Bedeutende und Große. Mit den Anfängen der Kunſt hatte er ſich vertraut gemacht und ſeine Kräfte in der verſchiedenſten Weiſe geübt.

Und reich war er an innerer Erfahrung. Schon hatte er die Grenzen berührt, vor denen der menſchliche Geiſt zurückweicht. Wie manchen Kelch des Schmerzes hatte er nicht geleert, wie oft zu ſterben gewünſcht! Auch darin war er als eine große Kraft ausgezeichnet worden. Früher und in vollerem Maße als viele Andere hatten ſchwere innere Leiden ihn betroffen, denn um einen nicht geringen Preis waren ihm die Gaben geworden, welche ihn vor Vielen erhoben.

Aber jetzt war er dem Leben zurückgegeben, wenn ihn die vernarbenden Wunden auch noch oft ſchmerzten. Die Luſt am Leben war am Ende doch mächtiger als die Bande finſtern Trübſinns, die ihn rückwärts zogen in die ſchwarze Höhle. Waren nicht Dichtung und Kunſt ſein? Breitete ihm nicht die Natur die Arme entgegen? Auch war er reich an wohlmeinenden Freunden. Der friſche, unverwüſtliche Muth der Jugend ſtieg in ihm empor.

Er konnte, er wollte leben, kämpfen, ſiegen. Jetzt verließ er das Vaterhaus, das ihn ſo lange treu geſchirmt hatte. Verheißungsvoll lag die Ferne vor ihm, ſie ſchien ihm zu winken, ihm glänzender als je zu zeigen, was er früher nur geahnt hatte. In ihr ſchien die Offenbarung des Geheimniſſes, die Erfüllung der Wünſche zu liegen! Ihr eilte er voll Hoffnung und Jugendmuth entgegen, und wol mochte er mit ſeinem ausziehenden Sternbald rufen: „O Jugend! Du lieber Frühling, der du ſo ſonnenbeſchienen vorn im Anfange des Lebens liegſt! wo mit zarten Aeuglein die Blumen umher, des Waldes neugrüne Blätter wie mit fröhlicher Stimme dir winken, dir zujauchzen! Du biſt das Paradies, das jeder der ſpätgeborenen Menſchen betritt, und — das für jeden immer wieder von neuem verloren geht!“

Zweites Buch.

Dichterleben.

1792 — 1800.

1. Halle. Katheder und Offenbarung.

Es war im Frühlinge des Jahres 1792, als ſich Ludwig Tieck auf dem Wege nach Halle befand. Mancher Kampf hatte noch beſtanden, mancher ſchwere Entſchluß gefaßt werden müſſen, bevor er zum Wanderſtabe greifen konnte. Endlich war auch das überwunden. Er fühlte ſich frei und leicht, und wie die Thürme der Vaterſtadt hinter ihm am Horizonte verſchwanden, ſchienen die letzten Wolken des Kummers zu verſinken. Friſch und wohlgemuth eilte er der Akademie und ihrer goldenen Freiheit in Leben und Wiſſen entgegen.

Aber auch um der Freiheit zu genießen waren Beſchränkung und Selbſtverleugnung nothwendig, und nicht ohne Opfer war ſie zu erkaufen geweſen. Um zu ſtudiren ging Ludwig nach Halle. Wollte er akademiſcher Bürger werden und deſſen Vorrechte ausüben, ſo mußte er ſich für einen Beruf, für ein gediegenes Fachſtudium entſcheiden, er mußte eine Facultät wählen. Aber welche von allen vieren ſollte es ſein? Das war eine ſchwere Frage für ihn, der jeder äußern Beſtimmung ſeiner geiſtigen Richtung widerſtrebte, und ſich ſtets ungehemmt, in eigenſter Weiſe bewegen wollte. Seine Natur, das Perſönliche wollte er frei ausbilden, und es nicht mit der Schere nach gewöhnlichem Maße zuſchneiden laſſen! Und nun ſollte er ſtudiren um des Brotes willen, um in

einer fernliegenden Zeit leben zu können, ſein Auskommen zu haben. Wußte er doch nicht einmal, ob er ſie erleben werde! Wie kläglich erſchien ihm ein ſolches Brotſtudium! Wie grau und farblos war das Leben, wenn er an die alternden und verſtaubten Candidaten dachte, die ihr kümmerliches Daſein durch das wiſſenſchaftliche Handwerk friſteten, und armſelig vom A-b-c lebten; oder an jene Geiſtlichen, die er kannte, welche ihr Amt wie eine Laſt trugen. Selbſt wie mancher ſeiner Lehrer wäre am Ende lieber alles Andere geweſen als Schulmeiſter!

Und wenn er ehrlich gegen ſich ſelbſt ſein wollte, ſtiegen nicht ganz andere Wünſche in ſeinem Herzen auf? Noch immer ſehnte er ſich nach jener bunten Welt der Bretter, welche ihn ſchon als Kind unwiderſtehlich anzog. Er hatte gewünſcht, allen Fachſtudien den Rücken für immer zu kehren, und dem Theater ausſchließlich zu leben. Oft glaubte er allein dafür Beruf zu haben, und in Augenblicken der Begeiſterung traute er ſich Kraft genug zu, als darſtellender Künſtler das Bühnenweſen umſchaffen zu können. Das waren keine leeren Träume, keine eiteln Einbildungen, wie ſie dem Alter der erwachenden Kunſtbegeiſterung leicht zu kommen pflegen. Er hatte, wenn auch nur in kleinen Kreiſen, manchen Erfolg für ſich aufzuzeigen. Reichardt hatte ihn ermuntert, vielleicht mit Abſicht auf die Bühne hingeleitet. Endlich hatte er es gewagt, dem Vater ſeine Wünſche anzudeuten. Soviel Theilnahme dieſer aber dem Theater zuwendete, ſo ſträubte ſich doch der Stolz des Bürgers dagegen, ſeinen Sohn unter den unmoraliſchen Komödianten zu wiſſen, oder gar ſeinen Namen auf dem Theaterzettel an den Straßenecken zu leſen. Es kam zu heftigen Erörterungen, und je mehr der Vater widerſtrebte, deſto klarer ſchien es dem Sohne zu werden, daß ihn ſein Beruf allein auf das Theater führen könne. End-

lich ſprach der Vater ein entſcheidendes Wort. „Wenn du unter die Komödianten gehſt, ſo gebe ich dir meinen Fluch!“

Alſo Ausſtoßung aus der Familie war der Preis, um welchen er ſeine Wünſche erfüllt ſehen konnte. Doch vor dieſem letzten Schritte bebte er zurück. Er ſuchte ſeiner leidenſchaftlichen Neigung Herr zu werden, und beſchloß bei den Studien zu bleiben. Da man ſo viel von ihm erlangt hatte, ließ man ihm in ihrer Wahl und Art volle Freiheit. Auch war ſeine äußeres Leben durch ein ſtädtiſches Stipendium, welches man für ihn ausgewirkt hatte, hinreichend geſichert.

Für Halle, als die bedeutendſte Landesuniverſität, hatte er ſich entſchieden. Damals hatte es einen neuen Aufſchwung genommen, den es der genialen Perſönlichkeit F. A. Wolf's verdankte. Mit Kühnheit führte er die Philologie ihre eigene Bahn, und ſeine Vorleſungen über den Homer hatten bereits Ruf gewonnen. Auch fand Tieck Reichardt auf ſeinem Landſitze in Giebichenſtein wieder, und konnte das Haus betreten, welches ihm ſchon in Berlin eine heimiſche Stätte geweſen war.

Auf der Reiſe nach Halle begleitete ihn ſein Schulgefährte Schmohl, der dort ebenfalls ſeine Studien beginnen wollte. In Belzig, wo der Vater deſſelben als begüterter Bauer wohnte, verlebten ſie einige Tage ländlicher Idyllen. Dann gingen ſie nach Coswig, wohin ſie an den Amtmann Caletzki empfohlen worden waren. Dieſer war ein braver, einfacher, wohldenkender Mann, der die jungen Studenten auf das gaſtlichſte empfing. Als er hörte, ſie ſeien auf dem Wege nach Halle, hielt er es für Pflicht, ſie eindringlich zu ermahnen. Er zitterte für ihr Seelenheil, wenn er daran dachte, daß ſie in die Hände Bahrdt's gerathen, und zu Anhängern ſeiner gottloſen Lehren werden könnten. Er ſchloß ſich mit den beiden fahrenden Schülern in ein abgelegenes Zimmer ein,

und beſchwur ſie unter Thränen, auf ihrer Hut zu ſein vor den Netzen der Verführer und falſchen Propheten. Er endete ſeine Ermahnung mit einem Gebete voll Eifer und Salbung.

Auf Tieck machte dieſe wohlgemeinte Warnung einen rührenden und doch komiſchen Eindruck. Für ihn hätte es ihrer nicht bedurft, denn er wußte von Bahrdt's bisheriger Laufbahn genug, um ihn zu verachten. Die plumpe Gemeinheit, mit welcher er in ſeinen letzten Schriften aufgetreten war, hatte ihm moraliſchen Ekel erregt. Das Böſe konnte keine abſchreckendere Geſtalt annehmen, als dieſe der ſchmuzigen Roheit. Auch war Bahrdt ſelbſt in den letzten Abſchnitten ſeiner Irrfahrten. Er hauſte auf ſeinem Weinberge bei Halle, wo auch Tieck den kaffeeſchenkenden Profeſſor ſpäter aus Neugier beſuchte. Die ganze Erſcheinung deſſelben beſtärkte ihn im Widerwillen. Er hörte ſeine platten Prahlereien an, konnte ſich aber nicht entſchließen, mit ihm auch nur ein Wort zu wechſeln.

Ein viel wichtigeres Ereigniß war es für ihn, in Coswig die Mutter Matthiſſon's kennen zu lernen. Wer las und feierte nicht Matthiſſon, den zarten und gefühlvollen Dichter der Natur? Auch er war ſeiner Bewunderung voll; nun konnte er aus dem zuverläſſigſten Munde hören, wie jener ſich gebildet, wie er geworden, was er war. Die geſprächige alte Frau wurde nicht müde, allen Fragen Rede zu ſtehen. Stunden lang konnte ſie von ihrem Sohne erzählen, von ſeiner Kindheit, ſeinen Gedichten, ſeiner Schwermuth. Weinend bat ſie Tieck, er möge ſich doch ja bewaffnen, daß er nicht in eine ähnliche Melancholie verfalle, offenbar habe er mit ihrem Sohne eine große Aehnlichkeit. Eine ſolche Anerkennung hatte er nicht erwartet, er war dadurch ebenſo gerührt als gehoben. Einen Schattenriß Matthiſſon's, den er geſchenkt erhielt, hütete er ſo lange als einen theuern Schatz, bis er Ge-

legenheit hatte, ihn mit dem Original zu vergleichen und zu erkennen, daß dieſes hinter dem Bilde, welches er ſich gemacht hatte, zurückbleibe.

So traf Tieck mit einem doppelten Segen in Halle ein. Ueblicherweiſe ließ er ſich in die theologiſche Facultät einſchreiben, obgleich ihm die Theologie ſelbſt ſehr fern lag. Fürs erſte wollte er Literatur und Alterthumswiſſenſchaften ſtudiren. Sobald er mit den Perſönlichkeiten und Wirkungskreiſen der Profeſſoren vertrauter geworden war, fühlte er, nur F. A. Wolf mit ſeiner lebensvollen Auffaſſung der alten Welt habe für ihn Bedeutung und Anziehungskraft. Hier fand er, was er ſchon auf der Schule als wahre Bildung erkannt hatte. Wolf's Anſichten über das Alterthum waren ſein innerſtes Eigenthum, er hatte es in ſich durchlebt, und darum wirkte es auf das Leben.

Auch mit der Philoſophie konnte ſich Tieck nicht befreunden. Voll Gefühl und Leidenſchaft, überwiegend in der Welt der Phantaſie lebend, und einem geheimen Zuge zum Unerklärlichen, Myſtiſchen folgend, war ihm das ſtrenge Urtheilen und Abſchließen, das weitläufige Deduciren, die zuverſichtliche Syſtematik gleich ſehr zuwider. Nichts hatte ihn tiefer erſchüttert, als jene Lebensfragen, welche die Philoſophie behandelte, aber er fühlte, dieſe Weiſe ſei geeignet, ihm den Gegenſtand zu verleiden. Was die eifrigen Jünger der Wiſſenſchaft als tiefen Aufſchluß und Erklärung räthſelvoller Fragen verkündeten, ſchien ihm höchſtens nur eine andere Art ſie auszuſprechen, ohne ſie dadurch der Löſung näherzubringen. Dieſe Lehrbegriffe waren ihm nur eine Beſchränkung der Freiheit, ein Gefangennehmen des eigenen Denkens und Seins unter ein fremdes Geſetz. Es wurde bei ihm Ueberzeugung, wer ſich der Dichtung, der Kunſt mit ganzer Seele ergeben habe, müſſe auch in ihren Offenbarungen die vollſte

Befriedigung finden, und könne dann der philoſophiſchen Hülfen und Stützen gar wohl entbehren.

Schon in Berlin waren ihm Reichardt's Verſuche, die Muſik mit dem Studium der Philoſophie zu verbinden, bedenklich erſchienen. „Welch ein großer Mann iſt Kant!“ hatte dieſer einſt in ſeiner Gegenwart ausgerufen; „es gibt keinen Gegenſtand, über den er uns in ſeinen Schriften nicht den Kopf zurechtſetzte!“ Tieck hatte dagegen eingewandt, ein Muſiker, der von ſeiner Kunſt ganz erfüllt ſei, müſſe an ihr vollſtändig genug haben, er werde die Zurechtweiſungen der Philoſophie weder vermiſſen noch aufſuchen.

Auch wollten ihm die Männer vom Fach, die Kantianer in Halle, gar nicht behagen. Ein philoſophiſches Collegium, welches er in der früheſten Morgenſtunde bei Jacob zu hören anfing, ließ er bald im Stiche. Das Opfer an Schlaf, welches er bringen mußte, die Unbequemlichkeit, in aller Frühe mit einem wohlgewickelten Zopf in dem Philoſophicum erſcheinen zu müſſen, wurde nicht aufgewogen durch den Gewinn, der ihm hier an Erkenntniß und Lebensweisheit verſprochen wurde. Seine Genoſſen, die faſt alle Kantiſch philoſophirten, fanden die Hartnäckigkeit, mit welcher er ſich dieſen Lehren verſchloß, unverzeihlich, und ließen es an manchen Angriffen und Verſpottungen nicht fehlen. Auch mit Eberhard, dem Apologeten des Sokrates, war er abgefunden, als er ihn in der Aeſthetik auseinanderſetzen hörte, Engel's „Eid und Pflicht“ ſei das vollendetſte neue Drama, weil darin die drei Einheiten auf das genaueſte beobachtet ſeien. Noch weniger zog ihn Knapp's Exegeſe an; und ſo blieben denn ſchließlich Wolf's Vorleſungen über die römiſchen Antiquitäten allein übrig, die einigen Erſatz gewährten.

In Reichardt's gaſtfreiem Hauſe erhielt er Gelegenheit,

in das Innere der gelehrten Welt Halles zu blicken. Wie in Berlin war es auch hier ein geiſtiger Mittelpunkt geworden. Er lernte die berühmteſten der Profeſſoren kennen, und mancher von ihnen zeigte ſich hier, wo er ſich ungezwungen gehen laſſen konnte, anziehender oder mindeſtens eigenthümlicher, als wenn er auf dem Lehrſtuhle ſaß. Jedoch traten auch Härten, Eiferſüchteleien und Feindſchaften unverhohlener hervor, die dem angehenden Studenten dieſe erſten Größen der Wiſſenſchaft bisweilen in zweifelhaftem Lichte erſcheinen ließen. Namentlich ſah er Reinhold Forſter, Niemeyer und Matthias Sprengel.

Die beiden Letzten lebten fortwährend in offener Fehde, und gaben durch den Widerwillen, welchen ſie bei jeder Gelegenheit laut gegeneinander ausſprachen, zu manchen komiſchen Vorfällen Veranlaſſung. Niemeyer war würdig, gemeſſen und ſalbungsvoll, nicht ohne Süßlichkeit; ſtets wollte er der durchgebildete, der feine und humane Mann ſein. Sprengel dagegen war kurz und ſonderbar, ſchneidend, voll Spott, und häufig durchfahrend grob. Niemeyer's wohlredneriſcher Ton war ihm geradezu verhaßt. Einſt war in einer Profeſſorengeſellſchaft bei Reichardt von den Romanen des angeblichen Marquis Große die Rede, der behauptet hatte, in Spanien gebe es keine Windmühlen. Scherzend meinte Jemand, es ſcheine dem Don Quixote gelungen zu ſein, ſie auszurotten, als Sprengel dazwiſchenfuhr: „Es iſt elendes, dummes Zeug!“ Niemeyer, deſſen Humanität ſolche ſcharfe Urtheile nicht vertragen konnte, entgegnete einlenkend: „Aber, Herr College, ſollte denn nicht etwas Gutes daran ſein können?“ „Bewahre! Nichts, gar nichts, ſage ich!“ ſchrie jener; „wenn Sie ſich ein Jahr lang Mühe geben, können Sie auch dergleichen dummes Zeug ſchreiben!“

Ein anderes Mal traf Tieck mit den beiden Streitern in ei-

ner Tiſchgeſellſchaft zuſammen. Sprengel nahm ſogleich ſeinen Platz zwiſchen ihm und einem andern jungen Manne ein. Dieſer, durch ſolchen Vorzug geſchmeichelt, konnte als Mann von Welt einige höfliche Worte über die Ehre nicht unterdrücken, welche ihm widerfahre, neben einem ſo berühmten Gelehrten zu ſitzen. „Ach was! dummes Zeug!“ unterbrach ihn Sprengel, „iſt mir ganz gleich, neben welchem Narren ich ſitze, wenn ich nur nicht neben dem Racker da ſitzen ſoll!“ Bei dieſen Worten zeigte er auf Niemeyer, der am andern Ende des Tiſches ſeinen Platz hatte.

Auch war Tieck Zeuge jener bekannten Geſchichte, die zwiſchen Sprengel und Ebert vorfiel. Dieſer bewunderte Sprengel's umfaſſende Beleſenheit. „Wie Vieles müſſen Sie nicht für Ihre gelehrten Werke leſen!“ ſagte er. „Man gewinnt Methode!“ antwortete Sprengel. „Wenn ich z. B. ein Journal vor mir habe, ſo leſe ich was mich intereſſirt. Kommt etwa mal eine Ode von Klopſtock dazwiſchen, werden einige Seiten überſchlagen. Fort mit dem Racker, heißt es da!“ Ebert erſtarb vor Entſetzen das Wort im Munde. Endlich ſtammelte er zwiſchen Zorn und angeborener Höflichkeit ſchwankend: „Ach, Sie liebenswürdiger Barbar!“

Weder die Entdeckungen, welche Tieck in der gelehrten Welt machte, noch ſeine Erfahrungen in den geſelligen Kreiſen, waren geeignet ihn zu befriedigen. Auch Reichardt's Haus wollte nicht ganz das wieder werden, was es ihm in Berlin geweſen war. Hatte ſich doch ſo Manches ſeit jener Zeit geändert! Er fand in Halle Gelehrſamkeit, Reichthum an Kenntniſſen, Lehrſätze und auch Wichtigthuerei. Vieles hörte er, was er in Gedike's Schule bereits für immer abgethan zu haben meinte; aber vergebens ſuchte er nach dem, was ſeinem Herzen Befriedigung gegeben hätte. Abermals begann er mitten in dieſer ſelbſtzufriedenen und behag-

lichen Welt der Meiſter und Jünger der Wiſſenſchaft ſich unendlich einſam zu fühlen.

Zwar fand er unter den Studiengenoſſen einen alten Bekannten, ſelbſt einen Freund wieder, aber keinen, der ſeinem Herzen ſo nahe geſtanden hätte wie Wackenroder, nach deſſen Anblick und Rede ihn oft eine heiße Sehnſucht ergriff. Es gab keinen, dem er ſich ſo rückſichtlos hätte hingeben können, der ihn ſo ganz verſtanden hätte. Ein zweideutiger Charakter, wie ſein Stubengefährte Schmohl, hatte von dem, was ſein Herz bewegte, keine Ahnung, und war offenbar unzuverläſſig. Ein älterer Genoſſe, mit dem das frühere, freundſchaftliche Verhältniß wieder angeknüpft wurde, war Wilhelm von Burgsdorff, der ſeit einem Jahre in Halle ſtudirte. Soviel Anlagen, gewinnende Friſche und Gutmüthigkeit dieſer auch beſaß, ſo traten doch manche Gegenſätze hervor. Im geſelligen Verkehr wie in wiſſenſchaftlichen Fragen ſchlug er gern einen hohen und vornehmen Ton an, und reizte dadurch ſeine Freunde, die nur zu gut wußten, wie es im Grunde mit ihm ſtehe. Er hatte ſich einem wilden Studentenleben ergeben, in dem er Genialität und den Ausdruck innerer Kraft ſah, und gerieth in Verbindungen, in welche Tieck ihm nicht folgen mochte.

Schon früher hatte Burgsdorff eine Vorſchule in dieſem Sinne durchgemacht. Er war als Schüler in Berlin ſich ſelbſt überlaſſen geweſen, und in ſchlimme Hände gerathen. Ein älterer Gefährte, Namens Wieſel, der auf den erſten Blick anziehend und gewinnend erſchien, hatte ſich ihm angeſchloſſen. Mit Leichtigkeit bewegte ſich dieſer in den verſchiedenſten Lebensformen, er war heiter, entgegenkommend, witzig und ſicher überall Beifall und Anhänger zu finden. Hinter dieſer gefälligen Außenſeite lauerte Herzloſigkeit, kalte Berechnung und ein ſchneidender Hohn, mit welchem ſich in wahrhaft Me-

phiſtopheliſcher Weiſe eine ſinnlich verzehrende Glut verband. Er war ein jugendlicher Anhänger jener ſinnlichen Starkgeiſterei, welche in der Literatur in Heinſe und Goltz ihre Vertreter fand.

Dieſes Treiben ward um ſo widerlicher, als Wieſel daraus eine Art von dämoniſcher Philoſophie der Sinnlichkeit entwickelte, die von beſchränkten Genoſſen als Tiefſinn angeſtaunt wurde. Zuweilen ließ er ſich in orakelhaftem Tone vernehmen, welcher tiefe Sinn in dieſen Orgien ſei, in der ſinnlichen Hingebung ſollte die Offenbarung einer göttlichen Kraft liegen. Seiner falſchen Weisheit gelang es, ſie mit dem Schimmer einer myſtiſchen Geheimlehre zu umgeben, die ſchwache Köpfe vollends in Verwirrung brachte. Hatten ſich dann die Jünger im ſinnlichen Taumel vollſtändig ſelbſt verloren, ſo rüttelte der Meiſter ſie ſchonungslos auf, und konnte ihnen mit ſchneidendem Spott ihre Schwäche und den Mangel an Selbſtbeherrſchung vorrücken. Wer dagegen bedenklich ward, dem ſchloß er den Mund mit bitterm Hohn über ſolche Engherzigkeit; nichts pflegte er mit ſeinen geifernden Reden zu verſchonen.

Für Tieck hatte Wieſel's Erſcheinung etwas Feindſeliges, Abſchreckendes, ja Grauſenhaftes; nicht ohne Schauder verweilte er in ſeiner Nähe. Ja vielleicht war dieſer der Einzige, auf den er einen wahrhaften Haß geworfen hatte. Dennoch verſuchte er es, dieſe Geſellſchaft für höhere Dinge zu gewinnen, und hatte die Gutmüthigkeit, ihnen die Größe Shakſpeare's anzupreiſen, ja fühlbar machen zu wollen. Er wagte es eines Abends, den „Sturm" vorzuleſen, und da das bunte Zauberſpiel Beifall gefunden hatte, ließ er, dadurch ermuthigt, den „Sommernachtstraum" folgen. Doch das war zu viel. Kaum hatte er die erſten Scenen geleſen, als man ihn dringend bat aufzuhören, das ſei nicht zu ertragen. Wieſel meinte,

er begreife nicht, wie ein vernünftiger Menſch, wie Tieck doch ſonſt ſei, an dieſen abgeſchmackten Poſſen Gefallen finden könne. Seit dieſer Erfahrung gab er dergleichen Bekehrungsverſuche auf.

Außer Burgsdorff fand er auch ſeinen alten Schulgefährten Bothe in Halle wieder, deſſen Starrſinn ihm früher ſo viel Thränen gekoſtet hatte. Aber nach jenen erſten ſchmerzlichen Erfahrungen erſchien er ihm auch jetzt kalt und ſteif, und ein freundſchaftlicher Verkehr ließ ſich auch hier nicht erwarten. Es ward ihm klar, er werde wiederum ſeines Wegs allein gehen müſſen, mochte er immerhin den Altverſtändigen für einen Träumer und Sonderling gelten, und mochten die Klugen ſelbſtgefällig über ihn die Köpfe ſchütteln.

In dieſer Vereinſamung kehrte er zur Natur zurück, die ja in den ſchwerſten Augenblicken ihre heilende Kraft an ihm bewährt hatte. Ganz anders, voller, freundlicher trat ſie ihm in dem grünen Saalthale entgegen, als in den flachen Haiden um Berlin. Mit doppelter Gewalt ergriff ihn jenes Gefühl unendlicher Sehnſucht, das bis zur ſchmerzlichſten Erregung ſein Herz erfüllte, wenn er im Frühlinge durch den Wald ſtreifte. Dann kehrte ihm jene Naturtrunkenheit wieder, eine geheimnißvolle Macht ſchien ihn vorwärtszutreiben. Nirgends weilte er lieber als auf der ſogenannten Höltybank in der Nähe des Giebichenſteins. Hier überblickte er Fluß und Thal. Wie oft ſah er die Sonne hinter den Abendwolken verſinken, den Mond in tauſend goldenen Strahlen in den ſanft bewegten Wellen ſich widerſpiegeln oder träumeriſch durch Buſch und Zweige blicken! Hier hatte er in verzückter Selbſtvergeſſenheit in mancher Sommernacht geſeſſen und Natur getrunken in vollen Zügen. Er hörte es nicht, wie die Glocken der Stadt eine Stunde nach der andern anſchlugen, er ſah nicht, wie

Alles um ihn her in tiefere Nacht verſank. Endlich erhob er ſich, durch dunkle Büſche, an einſamen Häuſern vorüberſtreifend, überließ er es dem Zufall, welcher Weg ihn nach der Stadt führen werde. Sah er ein Licht durch die Nacht blitzen, hallte der Laut einer menſchlichen Stimme aus der Ferne zu ihm herüber, ſo erregte es wunderbar ſein Gefühl. Wie fern, wie räthſelhaft, wie unverſtanden lag die Welt vor ihm, wie einſam fühlte er ſich in ihr, und doch wieder wie nah und verwandt! Ihre Leiden und Freuden, waren ſie nicht auch die ſeinen?

Die Gefährten wollten dieſe nächtlichen Fahrten, auf denen er bisweilen Einen und den Andern durch Naß und Trocken mit ſich zog, nicht ſonderlich rühmen. Einſt hatte er mit Bothe bis nach Mitternacht auf der Höltybank geſeſſen, als ein ferner Donner Beide aus ihren Träumen weckte. Ein Gewitter war im Anzuge. Eilig, in tiefer Finſterniß, drängten ſie ſich durch Buſch und Strauch, und retteten ſich endlich in den Garten von Giebichenſtein, wo ſie einen Zufluchtsort vor dem ſtrömenden Regen zu finden hofften. Sie tappten nach dem Wege ſuchend umher, als plötzlich der Boden unter ihnen ſchwand, und ſie in eine Tiefe von mehrern Fußen hinunterſtürzten. Nicht ohne Gefahr, aber doch auf dem kürzeſten Wege erreichten ſie eine ſchützende Stelle. Es war eine ihnen ſonſt wohlbekannte künſtliche Grotte, die ſie aber ſo nahe nicht vermuthet hatten. Bothe ſchalt und zürnte über ſolche Thorheiten. Aber was war zu thun? Man mußte froh ſein, ein Obdach gefunden zu haben, und ausharren, bis das Gewitter ausgetobt hatte und der Morgen anbrach.

Bei ſolchen Stimmungen ſtiegen auch jene finſtern Bilder und Gedanken wieder auf, die ihn mehr als einmal bis zum Abgrunde des Wahnſinns hinzureißen gedroht hatten. Nicht gebannt waren die Furien, ſie ſchliefen nur, jetzt erwachten

ſie, und jagten ihn von neuem in Angſt und Entſetzen. Es ſteigerten ſich dieſe Anfälle zu einer Höhe, daß ſeine Gefährten von Grauſen erfüllt meinten, er ſei wirklich wahnſinnig geworden.

Eifrig hatte er ſich eine Zeit lang mit dem ſoeben erſchienenen Spukromane von Große: „Der Genius", beſchäftigt. Mit ſeinem Stubengefährten Schmohl und einem andern Bekannten verabredete er daher, ihnen jenes Nachtſtück vorzuleſen. Um vier Uhr Nachmittags begann die Sitzung. Ohne ſich einen Augenblick Erholung zu gönnen, las er das ganze Buch in einem Zuge durch. Es war zwei Uhr Morgens, als er es beendete. Längſt waren ſeine Zuhörer eingeſchlafen, während er mit ſteigendem Antheil las. Jetzt warfen ſie ſich in der anſtoßenden Kammer auf das Bett.

Tieck konnte nicht ſchlafen. Er war überwacht, geiſtig und körperlich erſchöpft. Er vergaß ſich und ſeine Umgebung, ſeine Seele weilte noch in jener Welt, von der er geleſen hatte. Wunderliche Bilder wogten in ihm auf und ab, Traum und Wirklichkeit begannen ineinander zu verſchwimmen. Plötzlich rüttelte ihn ein jäher Schrecken aus dieſer Betäubung auf. Abgründe ſchienen ſich zu öffnen, rieſige Geſtalten drohend auf ihn loszuſchreiten, von der Decke des Zimmers, von den Wänden her ſtreckte es grauenhaft die Arme nach ihm aus. Mit einem furchtbaren Schrei ſtürzte er auf die Kammer zu, in der die Gefährten ſchliefen. Er tobte, er ſchien von Sinnen. Mit dem Ausrufe: „Ich werde raſend!" ſank er faſt ohnmächtig zu Boden. Voll Schreck fuhren die Schlafenden empor, mit Mühe bewältigten ſie ihn, und legten ihn aufs Bett. Er verfiel in das heftigſte Phantaſiren. Er glaubte ſich bereits geſtorben, ſein eigener Körper ward ihm fremd, er meinte eine Leiche zu berühren, wenn die eine Hand auf die andere traf. Dieſer Zuſtand hielt mehrere

Stunden an, man befürchtete ein Nervenfieber. Endlich kam er wieder zu ſich, er fühlte ſich matt an Leib und Seele. Von allen Schreckbildern aber blieb ihm eins, das furchtbarſte, zurück, der Gedanke, daß er wahnſinnig werden könne, ja werden müſſe, wenn ſich ſolche Anfälle wiederholen ſollten.

Lichtpunkte waren Wackenroder's Briefe und die Erinnerung an ſeine Freundſchaft. In den zärtlichſten Ausdrücken bat und flehte dieſer, der Freund möge ſich ermannen, er möge ſich den finſtern Mächten entwinden, und Herr ſeiner Kräfte werden. Es war ein Feſt der Freundſchaft, als er endlich auf einige Tage nach Halle kam, und ſie auf einer gemeinſamen Reiſe nach Leipzig und Wörlitz ſich aneinander ſtärken konnten. Auch durch andere kleine Ausflüge ſuchte ſich Tieck zu zerſtreuen. Er ſah in Lauchſtädt die weimariſche Schauſpielergeſellſchaft, oder er ging nach Coswig, wo man in dem Hauſe des befreundeten Amtmanns in Augenblicken der Heiterkeit das Theaterſpiel hervorſuchte, für das er kleine Stücke und dramatiſche Scherze entwarf.

Dieſer vorüberrauſchenden Luſt folgten um ſo trübere Stimmungen. Aber dieſe Gährung, dieſe erregten Zuſtände führten endlich zu einem entſcheidenden Wendepunkte.

Es war im Juli des Jahres 1792, als er eine Reiſe nach dem Harze unternahm. Zum erſten Male wollte er das Gebirge betreten, um eine langgefühlte Sehnſucht zu ſtillen. Der reinſte, herrlichſte Sommerhimmel war über ihm, als er die Stadt verließ. Kaum hatte er ſich jemals leichter und glücklicher gefühlt als in dieſem Augenblicke; Sonne, Feld, Wald, Alles wirkte erfriſchend. Er ſchlug den Weg nach Eisleben ein. In den Dörfern, durch die er kam, herrſchte freudige Bewegung. Es war Johannistag, und Mädchen und Burſchen banden den durchziehenden Wanderer unter

üblichen Sprüchen an, der ſich dann loskaufen mußte. Unfern Eisleben begegnete ihm ein Leichenzug. Ein Bergmann wurde zur Ruhe beſtattet. Eine tiefe Rührung ergriff ihn; in ſeinen erſten und einfachſten Formen trat ihm das Leben entgegen. In vollem Mondenſchein legte er den letzten Theil des Weges zurück.

In der Schenke, wo er übernachten wollte, ging es laut und fröhlich zu. Mit Spiel und Tanz wurde das Johannisfeſt gefeiert. Auf dem Hausflur, vor ſeinem Zimmer, lärmte und wogte es durcheinander. Halb träumend blickte er von ſeiner Lagerſtätte auf das bunte Gewirr. Endlich ward es ſtill, aber er fand keinen Schlaf. Alle Lebensgeiſter pulſirten, die Sehnſucht nach der Natur ließ ihm keine Ruhe. Im Morgengrauen wanderte er weiter. Noch war die Sonne nicht aufgegangen. Fahl und bleifarben, eine eben erglühende Kugel, ſtieg ſie am Rande des Himmels empor. Da durchbrach ſie den Dunſtkreis, und plötzlich mit ſtechendem Glanze ſchoſſen die erſten einzelnen Strahlen über die Ebene daher. Sie trafen ihn unmittelbar; ihm war, als hätten ſie bis in ſein tiefſtes Herz hineingeblitzt. In ihm zerriß es wie ein Schleier; eine innere Erleuchtung war es, die ihn erfüllte; Himmel und Erde ſah er in nie geahntem Glanze verklärt. Ihm war, als träte Gott ſelbſt auf ihn zu, als ſchaue er in ſein Angeſicht. „Das iſt Gottes Erſcheinung!“ ſo durchbebte es ſein ganzes Weſen. Die Gewißheit Gottes, die höchſte Seligkeit, ein himmliſcher Schmerz durchſtrömte ihn. Aus ſeinem Herzen quoll das Gefühl unendlicher Gottesliebe. Ja, der ewige Gott liebte auch ihn! Er brach in lautes Weinen aus; es waren Thränen der Seligkeit, die unaufhaltſam floſſen. „Ich habe keine Worte für dieſen einzigen Zuſtand“, ſo erzählte der Greis Tieck voll tiefer Bewegung im hohen Alter. „Weder vorher noch nachher habe ich je Aehnliches er-

lebt; es war die unmittelbarste Gewißheit Gottes, das Gefühl, mit ihm eins zu sein; an meinem Herzen fühlte ich ihn. Es war eine Stätte der Offenbarung. Ein Patriarch des alten Testaments würde hier einen Denkstein errichtet haben!"

Nur einen Augenblick dauerte diese Entzückung. Aber die Gewißheit, Gottes Geist habe ihn durchschauert, blieb ihm, und wie ein Nachhall jener Seligkeit erfüllte der reinste Friede sein Herz. Lange noch flossen seine Thränen, er konnte ihrer nicht Meister werden. Nach mehrern Stunden warf er sich auf die Bank vor der Thür einer Dorfschenke. Der Wirth brachte ihm Frühstück, wies aber, als er ihn weinen sah, jede Bezahlung zurück. „Ich sehe ja", meinte er, „Sie sind ohnehin unglücklich genug." Es war der Humor, der ihn wieder in das alltägliche Leben zurückrief. Halb lachend, halb weinend zog er weiter.

Als er um Mittag bei einem Wirthshause anlangte, schallte ihm wüster Lärm aus demselben entgegen. Eine Schar hallescher Studenten, die auch nach dem Harze wanderte, hatte sich einquartiert. In ihrer Mitte traf er den Mephistophelischen Wiesel. Er hatte das Gefühl der Entweihung, als er den rohen Kreis betrat. Auf die höchste Entzückung folgte die gemeine Ernüchterung. Er legte sich das Gelübde ab, die Offenbarung, die er heute erfahren, als sein heiligstes Geheimniß im Herzen zu verschließen, und Jahre sind vergangen, ehe er davon zu sprechen wagte.

Unter den Nachklängen jener Verzückung durchzog er das Gebirge. Er fühlte sich der Natur noch näher als sonst, und auf einsamen Pfaden emporklimmend, verlor er sich gern in jene Nebelwolken, die an den Felsenspitzen hingen.

2. Göttingen. Studien.

Halle, das hatte Tieck in dem erſten halben Jahre erkannt, vermochte ihm nicht zu gewähren, was er ſuchte. Weder im Allgemeinen noch im Einzelnen war er gefördert. Für die Kenntniſſe, in denen er ſich nach ſeiner Neigung hätte weiter bilden mögen, gab es kaum Lehrer und wiſſenſchaftliche Hülfsmittel; der Ton, welcher bei Profeſſoren und Studenten herrſchte, misfiel ihm höchlich. Er wollte es mit einer andern Univerſität verſuchen. Burgsdorff hatte ihm Göttingen vorgeſchlagen, und bald ſtand der Entſchluß feſt, ſich für den kommenden Winter dorthin zu überſiedeln.

Göttingen hatte neben dem ältern Halle und dem neu aufſtrebenden Jena den glänzenden Ruf einer ebenſo gelehrten als eleganten Univerſität behauptet. Die Namen Heyne's und Spittler's, Schlözer's, Pütter's und Lichtenberg's ſtrahlten als erſte Sterne. Es war Ausſicht, Bürger's Bekanntſchaft zu machen, deſſen Balladen Tieck ſchon als Knabe auswendig gewußt hatte, und die er wegen des einfachen, echt volksthümlichen Tons bewunderte. Und eine andere Ausbeute für ſeine beginnende Bücherliebhaberei verſprach die reiche göttinger Bibliothek.

Im September 1792 verließ er Halle, und nachdem er Aeltern, Geſchwiſter und Freunde in Berlin wiedergeſehen hatte, zog er in freier Studentenweiſe durch Sachſen und Thüringen nach Nordhauſen. Wo es irgend thunlich war, beſuchte er das Schauſpiel; auch in den kleinſten Landſtädten verſchmähte er die Vorſtellungen herumziehender Truppen nicht. Er ſah die Kunſt in ihrer demüthigſten Geſtalt, und ergötzte ſich an dieſen Poſſen in heiterſter Laune. Von

Nordhausen machte er sich nach Göttingen auf, und Anfangs November zog er hier als echter Musensohn stattlich zu Roß ein.

In Göttingen fühlte er sich heimisch. Die feinere Sitte der Georgia Augusta, das wissenschaftliche Leben behagten ihm mehr, als die hallesche Renommisterei. Bei den Professoren fand er freundliche Aufnahme, namentlich zeigte sich Heyne entgegenkommend. Dieser erkannte sogleich, es sei kein Student gewöhnlichen Schlags, der sich ihm vorgestellt habe; auch mochte ihm Tieck's literarischer Eifer gefallen. Heyne's freundlicher und feiner Ton machte einen gewinnenden Eindruck, wenngleich seine Vorlesungen ihm nicht genügen wollten. Er fand, daß die alten Dichter auch hier zu sehr in der Schulweise behandelt würden. Heyne dagegen machte den Versuch, ihn für das Studium des classischen Alterthums zu gewinnen. Er veranlaßte ihn, seinem philologischen Seminar beizuwohnen, in dem die Jünger in das innerste Heiligthum eingeführt wurden. Er entfaltete den ganzen Vorrath seiner umfassenden Gelehrsamkeit, und Tieck mußte sich gestehen, daß seine philologische Vorbereitung nicht überall ausreichend sei, um gleichen Schritt halten zu können. Freilich ging es Andern ebenso, und schlimmer.

An die Erklärungen des Textes sollten sich Disputirübungen anschließen. Heyne wünschte, daß man Fragen, auch wol Einwürfe versuche. Einst glaubte er von einer hintern Bank des Hörsaals einige Worte gehört zu haben. „Ich bitte Sie, deutlicher zu sprechen", sagte er; „ich habe Ihre Bemerkung nicht verstanden." Als Entgegnung erfolgte derselbe dumpfe, schnarrende Ton. Empfindlich wiederholte der Professor seine Aufforderung, mindestens deutlich zu sprechen, wenn man etwas zu sagen habe. Da auch dies fruchtlos blieb, näherte er sich unwillig der Stelle, wo der hartnäckige Gegner saß; da fand er einen Alterthumsforscher, der fest

eingeſchlafen war, und deſſen auf- und abrollendes Schnarchen er für Widerſpruch gehalten hatte. „Ach ſo!“ ſagte er, „darauf habe ich freilich keine Antwort.“

Auch in das Studium der alten Kunſt wurde Tieck durch Heyne eingeführt. Er übergab ihm die unlängſt erſchienenen Vaſenbilder von Tiſchbein und wünſchte, er ſolle deutſche Erklärungen derſelben ſchreiben. Eine Aufgabe, welche Tieck indeß ablehnte.

Auch Pütter war eine eigenthümliche Erſcheinung. In dem feinen, zierlichen, kleinen Manne hätte Niemand den grundgelehrten Reichs- und Rechtshiſtoriker vermuthet. Stets erſchien er im ſauberſten Anzuge, ſchneeweiß gepudert, in ſammetnen Hoſen mit goldbrocatenen Bändern, und ſeidenen Strümpfen. Er war ein echter Vertreter des gelehrten und eleganten Göttingen. An einem beſtimmten Tage in der Woche veranſtaltete er mit Hülfe einiger Liebhaber und Stadtmuſiker in ſeinem Vorſaale kleine Concerte. Er ſelbſt ließ ſich dann als Violinſpieler hören. Er führte ſeine Sache auch hier im feinen Stile, und ſpielte für einen Reichs- und Rechtshiſtoriker geſchmackvoll genug.

Mit dem Philoſophen Buhle kam Tieck in nähere Berührung, deſſen Vorleſungen über Geſchichte der Philoſophie er nicht ohne Theilnahme hörte. Es war eine Theilnahme, für welche ihm jener wenig Dank wiſſen mochte. Er folgte ihnen mit einer Art von Ironie, denn er fand eine Beſtätigung ſeiner Anſicht von aller ſyſtematiſchen Philoſophie in dem ſchattenſpielartigen Wechſel der verſchiedenſten Schulen, die ſich gegenſeitig verdrängten, und von denen jede allein Recht haben wollte. Noch mehr beſtärkte ihn in ſeinen Zweifeln die Bemerkung, daß er nicht umhin könne, einer jeden, deren Grundſätze er darlegen hörte, Recht zu geben. Aber eben, weil ſie alle bis auf einen gewiſſen

Punkt Recht zu haben ſchienen, hatten alle in demſelben Maße Unrecht. Er fühlte es von neuem, ſeine innerſte Natur widerſtrebte dem Syſtem; es misfiel ihm, weil es Syſtem war.

Bei Buhle hatte Tieck die Freude, den geliebten Matthiſſon perſönlich kennen zu lernen. Dieſer war kürzlich aus Frankreich zurückgekehrt, und hielt ſich einige Zeit in Göttingen auf. Philoſoph und Dichter ſtanden im Verhältniſſe gegenſeitiger Bewunderung. Jener hatte die Gedichte dieſes, ſo behauptete er, auf ſeinem Arbeitstiſche ſtets aufgeſchlagen vor ſich, und ward nicht müde, zu verſichern, daß er Matthiſſon für den erſten Dichter halte. Der Dichter war höflich genug, die Gegenverſicherung zu geben, nur Buhle's Philoſophie könne er verſtändlich finden. Als Tieck dem Dichter voll Bewegung erzählte, er habe ſeine Mutter in Coswig kennen gelernt, wie rührend ihm der Ausdruck ihrer Liebe zu dem berühmten Sohne geweſen ſei, nahm Matthiſſon das ziemlich kalt und gleichgültig hin, und der gefühlvolle und empfindſame Dichter erſchien ihm in dieſem Augenblicke herzlos, ja beinahe roh.

Lichtenberg's beißender Spott und ſein dennoch leichter und gefälliger Umgangston waren für ihn ſehr anziehend. Sie machten ihn kühn genug, offen heraus zu ſagen, wie wenig er von Hogarth und deſſen Charakterbildern halte, deren Erklärungen Lichtenberg ſchon ſeit längerer Zeit alljährlich in dem „Göttingenſchen Taſchenkalender" zu geben pflegte. Für Tieck's eben erwachenden Kunſtſinn waren dieſe Bilder abſtoßend und grauenhaft. Lichtenberg mochte auf die kühne Kritik des jungen Studenten nicht viel geben; er begnügte ſich mit der Gegenbemerkung, daß er die Sache anders anſehe.

Bürger, der gefeierte, volksthümliche Dichter, war kaum

noch ein Schattenbild deſſen, was er einſt geweſen. An Geiſt und Körper durch Kummer und Leiden aller Art abgemattet und erſchöpft, ſiechte er einem frühen Tode entgegen. Immer noch hatte ſein Name neben dem Goethe's und Schiller's einen guten Klang. Wie hätte man ſeine „Lenore" vergeſſen können? Noch kamen manche Studenten nach Göttingen, um den berühmten Dichter zu ſehen, der als Lehrer wenig wirkte und wirken konnte. Der Katheder war nicht für den leidenſchaftlichen Mann, und die ſtrenggeregelte Thätigkeit, die er mit Mühe ſeinem Genius abgewann, konnte ihn nicht einmal von den drückendſten Nahrungsſorgen befreien. Dazu nagte der verzehrende Gram häuslichen Elends am letzten Reſte ſeiner Lebenskraft.

Als Tieck ihn kennen lernte, hatte er ſich vor einiger Zeit von ſeiner dritten Frau getrennt. Er war hager, bleich, zuſammengefallen, der Kummer ſprach aus ſeinen Zügen. Die Stimme hatte den Klang verloren, er konnte nicht mehr auslauten und ſich nur mit Anſtrengung verſtändlich machen; und doch ſollte und mußte er ſprechen. Hin und wieder pflegte er auszureiten. Es hatte etwas Geſpenſtiſches, den bleichen Mann zu ſehen, wenn er auf ſeinem ſteifen, magern Schimmel durch die Straßen von Göttingen trabte. Man mochte dabei an den Todtenritt denken, von dem er ſo ergreifend gedichtet hatte. Hin und wieder fiel ein Sonnenſtrahl in ſein umdüſtertes Gemüth, wenn es gelang, ihn wider ſeinen Willen in den alten Kreis guter Freunde hineinzuziehen, den er jetzt, wie allen Umgang mit Menſchen, faſt ängſtlich vermied. Hier hatte auch Tieck Zutritt gewonnen. In günſtigen Augenblicken konnte dann Bürger ungezwungen, theilnehmend, ja heiter erſcheinen. Er hatte etwas gemüthlich Liebenswürdiges, Kindliches. Die Formen, in denen er ſich am liebſten bewegte, waren rückſichtlos und gewöhnlich. Es lag in ih-

nen eine derbe Einfachheit; ein Mann der feinen Welt war er nicht. Eine zuſammenhängende, ſcharfe Durchführung eines Gedankens war auch nicht ſeine Sache. Selten gingen ſeine Urtheile über Poeſie und Literatur von höheren Geſichtspunkten aus; ſie waren meiſtens hausbacken. Doch liebte ihn Tieck darum nicht weniger. Ihn gewann die Treuherzigkeit und Aufrichtigkeit, die aus ſeinem Weſen ſprach.

Auch Bürger's Arzt und ſpätern Lebensbeſchreiber, den Profeſſor Althoff, lernte er in dieſen Kreiſen kennen, einen gebildeten und liebenswürdigen Mann, der ihm ſelbſt in viel ſpäterer Zeit in Dresden als Freund und ärztlicher Rathgeber zur Seite ſtehen ſollte.

An Verkehr mit Studenten fehlte es ebenſo wenig. Seiner eigenen feinen Bildung ſagte ihr geſelliges Leben bei weitem mehr zu, als der halleſche Burſchencomment. Es war mehr wiſſenſchaftliches Leben und Eifer für allgemeine Durchbildung, der gelehrte Handwerksſinn trat minder unangenehm hervor. Bald wurde eine literariſche Geſellſchaft geſtiftet, an der außer Tieck und Burgsdorff eine Anzahl anderer Studenten Theil nahmen. Man las Abhandlungen, äſthetiſirte, ſtritt und übte die jugendliche Kraft an Allem, was vorkam.

Nicht nur Menſchen, auch Bücher lernte er kennen, und das war ihm mindeſtens ebenſo viel werth. Die Bibliothek öffnete ſich ihm und ward ſein Lieblingsaufenthalt. Mit Vergnügen hatte der gelehrte Bibliothekar Schönemann ſeinen literariſchen Eifer bemerkt. Freundlich beantwortete er ſeine vielfältigen Fragen, unterſtützte ſeine beginnenden Studien, und gab ihm endlich die Erlaubniß, die Bücherſäle ſelbſt zu betreten, und die Gebiete der Gelehrſamkeit nach Herzensluſt zu durchſtreifen, und ſich in ihnen zu verirren.

Beſonders zog ihn die engliſche Literatur an, für deren Kenntniß er die trefflichſten Hülfsmittel fand. In ihr war

das ältere Drama der Mittelpunkt ſeiner Studien, und als letztes, höchſtes Ziel ſtand Shakſpeare da. Ihn zu erforſchen, ganz zu kennen, in den Dichter aller Dichter ſich zu verſenken, war der Arbeit eines Lebens werth. Hier verband ſich die innerſte Neigung mit den gelehrten Studien; auf dieſem Felde, das fühlte er, konnte er mit ungetheilter Kraft arbeiten. Schon war er der allgemeinen Entwickelung um einen Schritt voraus, denn jetzt erſt begann man in Deutſchland Shakſpeare's Größe zu ahnen, die für ihn hell und klar leuchtete, wie die Sonne am Himmel. Wollte er ſeinen Dichter erkennen, ſo mußte er in der Geſchichte der Zeit und der gleichzeitigen Literatur heimiſch werden. Vor Andern war Ben Johnſon merkwürdig wegen ſeines vollendeten Gegenſatzes gegen Shakſpeare. Ben Johnſon hatte nichts von Allem, was dieſen groß machte, und dennoch waren ſeine Dichtungen ſehr achtungswerth. Vornehmlich erregte der „Volpone" ſeine Aufmerkſamkeit, den er noch in Göttingen unter dem Titel „Die Fuchsprelle" überſetzte. Auf manchen andern bedeutenden Stoff ſah er ſich hingewieſen. Durch Webſter's Drama lernte er die Geſchichte der Vittoria Accorombona kennen, und faßte den Gedanken, ſie dichteriſch zu bearbeiten.

In das Spaniſche führte ihn Tychſen ein, der eine Vorleſung über dieſe in Deutſchland wenig gekannte Literatur hielt. Außer ihm und Burgsdorff, der durch ihn beſtimmt worden war, fanden ſich dazu nur wenig lernbegierige Jünger. Tieck ſelbſt wollte den Cervantes, den „Don Quixote" in der Urſprache leſen. Sobald es ſeine Kräfte irgend erlaubten, machte er ſich an dieſen, und lange Zeit war er ſein täglicher Begleiter.

Eine mehr nach außen gewandte, geordnete Thätigkeit dieſer Art mußte läuternd und regelnd auf ſein Inneres und

ſeine dichteriſchen Verſuche zurückwirken. In Halle hatte er noch unter Rambach's Einfluß geſtanden, und auf deſſen Betrieb Manches zu bearbeiten unternommen. Sogar den knabenhaften Plan, eine Tragödie „Anna Boleyn" im Verein mit ſeinem Freunde Biesker zu ſchreiben, hatte er wieder hervorgeſucht. Unleugbar hatte er ſeitdem an Durchbildung, an innerer Freiheit und Selbſtändigkeit, an Gleichgewicht der Kräfte gewonnen. Jene dämoniſchen Anwandlungen, wie er ſie in Halle gehabt, kamen ſeltener und in minderer Stärke. Verſtummten gleich die Zweifel und das Entſetzen, das ſie mit ſich führten, keineswegs ganz, ſo war er doch ſeiner Phantaſien und ſchmerzlichen Bewegungen ſo weit Herr geworden, um auf einzelne Punkte derſelben ruhigen Auges zurückblicken und ihre Darſtellung verſuchen zu können.

Zum „Abdallah" war er ſchon in Halle zurückgekehrt. Manches, was er dort erlebte, wirkte darauf ein. Die materialiſtiſche Philoſophie des Genuſſes und der Sinnlichkeit, in der ſich jener Wieſel gefiel, deſſen frecher Hohn hatten einen ſo grauenvollen Eindruck zurückgelaſſen, daß es nicht zu verwundern war, wenn einzelne Anklänge in Omar's teufliſcher Weisheit wiederkehrten, mit der er das jugendlich unbefangene Opfer, welches er der Hölle bringen will, umgarnt. Im Spätherbſt 1792 nahm er die Bearbeitung wieder auf. Das Ganze geſtaltete ſich jetzt anders; nun wollte er es zu Ende bringen. Es war kurz vor Weihnachten, als er ſeine grauſige Erzählung ſchloß. Er hatte die Nacht hindurch gearbeitet, und das letzte Capitel, in dem alles früher geahnte Entſetzen zu gräßlicher Erfüllung kommt, vollendet. In ſteigender Erregung hatte er geſchrieben. Als er die Feder niederlegte, dämmerte der Tag. Er trat an das Fenſter. Ein Streif hellen, winterlichen Morgenlichtes leuchtete über die niedrigen Dächer herüber. Langſam und ſchläfrig

begann ſich das Alltagsleben auf der Straße zu regen. Bewegt blickte er in den Morgen hinaus. Dennoch fühlte er ſich ſtill und beruhigt, ja friedlich. Eine ſchwere Laſt war von ſeinem Herzen genommen. Im „Abdallah" hatte er ausgeſprochen, was ihn ängſtigte. Nirgends vielleicht haben Schiller's „Räuber" einen furchtbareren Nachklang gefunden, als in dieſer Dichtung. Mit dem ſchreiendſten Mislaute ſchloß ſie ab. Die hölliſche Lügenkunſt hatte geſiegt, mit furchtbarem Hohne wird jede beſſere Kraft zu Boden getreten; der Menſch ſcheint nur geboren, um das Opfer dunkler Gewalten zu werden.

Aber in dieſem Nachtſtücke ſchienen ſich nur die ſchwerſten Wetterwolken entladen zu haben. Noch grollte der Donner in der Ferne. Kaum war der „Abdallah" abgeſchloſſen, als die erſten Geſtalten des „Lovell", welche ihm ſchon länger ungewiß vor der Seele ſchwebten, ſich feſtzuſtellen anfingen.

Nebenher waren einige minder bedeutende Kleinigkeiten entſtanden. Auf Bernhardi's Verlangen ſchrieb er ein Trauerſpiel in zwei Acten „Der Abſchied" in kürzeſter Zeit nieder. Mit den geringſten Mitteln ſollte eine tragiſche Wirkung erreicht werden. Im Kreiſe der berliner Freunde wollte man das Stück darſtellen, und mit Selbſtverleugnung ließ er es geſchehen, daß Bernhardi es für ſein Werk ausgab. Minder glimpflich nahmen die berliner Kritiker, Tieck's Schweſter und Wackenroder, eine kleine Erzählung auf, in welcher er den Sagenton Veit Weber's anſtimmte, „Das grüne Band", oder wie es zuerſt hieß „Adalbert und Emma", eine leicht hingeworfene Arbeit. Dagegen hatten ſie ſich mit dem erſten Theile des „Abdallah", den er ihnen zu Anfang des Jahres 1793 zuſandte, einverſtanden erklärt.

3. Erlangen. Abenteuer.

Oſtern des Jahres 1793 war herangekommen. Es eröffnete für Tieck einen hellen Blick in die Zukunft. Das war nach manchen Entſagungen die Ausſicht auf den lebensfriſchen Genuß eines Sommers im Wald und Gebirge, in Natur und Kunſt, an der Seite des Freundes, dem ſein ganzes Herz gehörte. Wie oft hatte er ſeinen Wackenroder herbeigewünſcht, um alle Zweifel und düſtere Gedanken in ſeine treue Bruſt ausſchütten zu können, neue Anſchauungen und Entdeckungen unmittelbar mit ihm zu theilen. Ihr fortgeſetzter Briefwechſel war für das Alles nur ein geringer Erſatz geweſen. Jetzt endlich ſollte er den Freund zur Fortſetzung ſeiner Studien nach Erlangen begleiten.

Schon lange vorher hatten ſie dieſen herrlichen Plan in ihren Briefen ausführlich beſprochen, und in jugendlicher Ueberſchwänglichkeit mit der Hoffnung einen Theil der Wonne vorweggenommen. Das Leben, welches ſie in Berlin miteinander geführt hatten, ſollte nicht nur fortgeſetzt, es ſollte ein innigeres, und doch freieres, weiteres werden. Hier ſollte endlich alles Große und Schöne in Erfüllung gehen, wovon ſie in den Augenblicken kühnſter Begeiſterung geträumt hatten. Jetzt erſt ſollten ſich die Schranken des Lebens öffnen.

Beſonders Wackenroder ſeufzte nach dieſer ſchönen Zeit; ſie ſchien alles Glück, alle Freiheit einzuſchließen. Noch immer hatte der ſorgſame und ſtrenge Vater an ihm gebildet und erzogen; vielleicht nur zu viel. In der Sorge für den einzigen Sohn konnte er ſich nicht genug thun; ſie ging am Ende in einen geiſtigen Druck über, der dieſem die Freiheit eigener Bewegung raubte und ihn noch mehr einſchüchterte.

Nicht ohne den geheimen Wunsch der Selbständigkeit hatte Wackenroder es bisher getragen; umsomehr, da der Vater in der Strenge seiner Anforderungen schwer zufriedenzustellen war, und Alles auf seine Weise aufgefaßt wissen wollte. Ein volles Jahr später als Tieck beendete er seine Vorbereitung. Nun erst meinte der Vater ihn freigeben zu können, nun erst habe der Sohn die erforderliche Reife erlangt, um die Universität beziehen zu können. Nach Erlangen sollte er gehen, der neuerworbenen Landesuniversität, die mit den fränkischen Fürstenthümern an Preußen gefallen war, und sich dem Studium der Rechte widmen.

Als Sitz der Studien wollte Erlangen nicht viel bedeuten, doch wünschte es die neue Regierung zu heben. Unter den ältern Professoren waren Harleß und Meusel die namhaftesten, jener für Philologie, dieser für Geschichte und Literaturgeschichte. Für Aesthetik hatte Hardenberg, der Statthalter der neuen Provinzen, seinen ehemaligen Hofmeister Mehmel angestellt. Tieck konnte daher kaum in Versuchung kommen, das reiche Göttingen mit dem ärmlichen Erlangen zu vertauschen. Aber es lockte ihn die Natur des fränkischen Landes, der Name jener alten, ehrwürdigen Stätten deutscher Kunst und Art. Eine Fülle des Lebens versprach sich hier dem Norddeutschen zu eröffnen, der an eine karge und eintönige Natur, an das künstlich gemachte Wesen einer neuen, durchsichtigen und aufgeklärten Stadt gewöhnt war, und doch innerlich nach Natur und Kunst dürstete.

Zunächst wandte er sich nach Berlin, um den Freund zur frohen Fahrt abzuholen. Zum zweiten Male seit der ersten Trennung sah er die Seinen wieder. Vielleicht hatte Niemand seine Abwesenheit schmerzlicher empfunden, als seine Schwester. Der geistige Verkehr mit dem geliebten Bruder war ihr zum unentbehrlichen Bedürfniß geworden. Er hatte

ihren Geiſt geweckt, durch Rath und Beiſpiel ihre Bildung geleitet, ihren Blick für Poeſie und Literatur erſchloſſen. Manche Genüſſe hatten ſie in der Beſchränkung ihres Lebens neben den Schmerzen deſſelben miteinander getheilt. Raſch, kühn, nicht ohne Eigenthümlichkeit war ſie auf die Lehren des Bruders eingegangen. Schon übte ſie nicht nur eine ſcharfe Kritik aus, die ſich auch gegen ihn und ſeine Dichtungen wandte, ſie fing ſelbſt an zu dichten. Sie war über die Schranken der Bildung hinausgegangen, die ihr das väterliche Haus ſetzte. Sie fühlte ſich gehemmt, beengt, und hatte mit der ganzen Kraft eines glühenden und liebebedürftigen Herzens den Bruder umfaßt, der ihr Alles erſetzen ſollte, was ihr in dieſem engen Kreiſe fehlte. Er war ihr Eins und Alles, mit Eiferſucht hätte ſie ihn für ſich allein bewahren mögen. Sie lebte wieder auf, als ſie jetzt in alter Weiſe einige Zeit mit ihm zuſammen ſein konnte.

Endlich brachen die Freunde von Berlin auf. Wackenroder, der Sohn des wohlhabenden und angeſehenen Bürgermeiſters, wohlausgerüſtet mit allen Reiſemitteln, und trefflichen Empfehlungen an gelehrte und ungelehrte Autoritäten des obern Deutſchland. Minder günſtig war Tieck verſorgt, aber er durfte ſich unter allen Umſtänden auf ſich und ſeine Kraft, ſchnell und glücklich zu arbeiten, verlaſſen. Drakendorf bei Jena, wo der junge Prediger Schuderoff lebte, ein vertrauter Freund der Wackenroder'ſchen Familie, war das nächſte Ziel. In ihm lernte Tieck einen eifrigen Kantianer kennen, und was ihm lieber war, einen freundlichen Mann, der ſich bemühte, den Reiſegefährten den Aufenthalt ſo angenehm als möglich zu machen. Dann ging es nach Jena. Hier wurde Schiller aufgeſucht. Die Freunde waren in hohem Grade beſtürzt, als ſie ihn nicht fanden, und keine Zeit hatten, ihren Beſuch zu wiederholen. Eine Entſchädigung

war es, daß ſie die Bekanntſchaft von Reinhold machten. Dann reiſten ſie nach Weimar und Erfurt, wo ſie das erſte Kloſter betraten. Ueber Gotha und Koburg erreichten ſie Erlangen.

Das Städtchen machte einen freundlichen Eindruck, und bald hatten ſie ſich in den vorſorglich von Berlin aus gemietheten Zimmern häuslich eingerichtet. Bei Harleß und Meuſel fanden ſie die beſte Aufnahme. Die beiden gelehrten alten Herren ſuchten den jungen Aeſthetikern gegenüber den tiefſten Ton der Leutſeligkeit anzuſchlagen. Man bat um ihren Beſuch, machte einen Spaziergang mit ihnen, ließ ſich über dies und jenes in ein Geſpräch ein, und ſuchte ihnen in gelehrten Dingen gelegentlich auf den Zahn zu fühlen.

Harleß war ein freundlicher alter Herr, der trocken und zuſammengeſchrumpft, voll ſteifer Würde, in ſeinem gelben Sommerrock mit geblümtem Muſter eine eigenthümliche Figur ſpielte. In ſeinen Vorleſungen wie im gewöhnlichen Leben war er der gelehrte Originalmann der ältern Zeit, deſſen Worte und Bewegungen den Stempel wiſſenſchaftlicher Hoheit an ſich trugen. Eine Einführung in den Geiſt der alten Poeſie vermochte auch dieſer Philolog nicht zu gewähren, weder in ſeinen Collegien noch in dem Seminar, wo er griechiſche Dichter erklären ließ. Vielmehr kamen Dinge vor, die den Geſchmack des Profeſſors zweifelhaft erſcheinen ließen. In einer Schilderung des Thales Tempe, die man las, war von den ſummenden Bienen das Wort συρίζειν gebraucht. Harleß legte darauf beſondern Nachdruck; hier könne man zeigen, ob man treffend zu überſetzen verſtehe. Die Studenten thaten ihr Beſtes, und ſchlugen dieſen und jenen Ausdruck vor. Der Eine meinte Summen. „Ei bewahre, das iſt nichts!“ ſchnarrte ihn der Profeſſor mit hartem fränkiſchem Accent an. Ein Anderer glaubte es mit

Brummen, ein Dritter mit Säuſeln zu treffen. „Warum nicht gar! Noch viel weniger!“ rief Harleß. Da der Vorrath endlich erſchöpft war, begann er: „Ich begreife nicht, wie Ihnen das rechte Wort entgehen kann; es liegt ja ſo nahe! Hat denn Keiner von Ihnen an unſer treffliches Schnürfeln gedacht?“

Hin und wieder begleitete Tieck den gelehrten Mann auf ſeinen Spaziergängen. Einſt führte ſie ihr Weg vor dem Thore bei einem Gartenhauſe vorbei, in welchem ein Mann wohnte, der mit der fixen Idee behaftet war, predigen zu müſſen. Dieſer ſtand in der Mitte des Gartens, und ließ ſich voller Eifer folgendermaßen vernehmen: „Wie wir das, andächtige Zuhörer, in den neueſten Komödien geſehen, und durch die neueſten Komödienzettel erfahren haben!“ Dieſe laut herausgeſchriene Anrede machte auf Tieck einen wunderlichen Eindruck, und ohne Umſtände wollte er den gelehrten Profeſſor im Stiche laſſen, um den Redner näher zu ſehen. Voll Schreck und Entrüſtung hielt ihn Harleß zurück. „Ei bewahre, mein Lieber“, rief er; „das ſchickt ſich nicht für Sie! Der Menſch dort iſt ja ein Narr; da können Sie nichts profitiren!“

Ein Gegenbild zu Harleß war Meuſel, das gelehrte Deutſchland in Perſon, der in altfränkiſcher Höflichkeit nie unterließ, das Sammetkäppchen zu lüften, und mit einer Verbeugung zu antworten, wenn man ihn mit ſeinem Amtstitel anredete. Auch den Profeſſor Breyer hatten die Freunde aufgeſucht, und durch einige andere Studenten unterſtützt, ihn in wohlgemeintem Eifer erſucht, eine beſondere Vorleſung über Pindar zu halten, den ſie nur aus Gedike's Lehrſtunden kannten. Nach den Verſicherungen, die ſie auf dem Gymnaſium gehört hatten, daß Pindar in der That ein großer Dichter ſei, hofften ſie, jetzt werde ihnen auf der Univer-

ſität das Verſtändniß eröffnet werden. Doch ſie täuſchten ſich, auch hier hörten ſie nur eine Wiederholung der alten Redensarten, die in der Regel mit dem näſelnden Schlußſatz endeten: „Wie das der Herr Conſiſtorialrath Gedike ſo trefflich geſagt hat!“ Was aber der zu ſagen pflegte, wußten ſie ſelbſt am beſten; daher löſte ſich das Collegium nach einigen Wochen auf.

Mehr als alle Vorleſungen verſprach das Fichtelgebirge, das Mainthal, dann die alten Städte, wie Bamberg, und vor allen das kunſtreiche Nürnberg. Hier ſtand man auf dem Boden des deutſchen Reichs, im geſegneten Frankenlande. Da gab es Ruinen und Ritterburgen, und auf dieſem Hintergrunde bewegten ſich jene kraftvollen Geſtalten des Götz und ſeiner Genoſſen, mit denen man ſeit den Kinderjahren vertraut war.

Nürnberg ward ein Hauptwallfahrtsort für die Freunde. Je öfter ſie es ſahen, mit um ſo größerer Theilnahme, ja Andacht kehrten ſie dahin zurück. In ſeiner ganzen Fülle trat ihnen das alte deutſche Kunſtleben entgegen. Was ſie früher dunkel geahnt hatten, war hier längſt zur lebendigen Wirklichkeit geworden. Wie reich an Denkmalen aller Künſte war nicht dieſe Stadt, mit ihren Kirchen von St.-Sebald und St.-Lorenz, mit ihren Werken von Albrecht Dürer, von Viſcher und Krafft! Hier war das Handwerk durch Kunſtſinn und ämſigen Fleiß zur Kunſt geadelt worden. Da war jedes Haus ein Denkmal der Vorzeit, jeder Brunnen, jede Bank ein Zeugniß für das ſtille, einfache und ſinnvolle Leben der Väter. Noch hatte die blaſſe Kalktünche die Häuſer nicht gleich gemacht. Stattlich prangten ſie mit bunten Bildern, die aus der Sage und Poeſie des Volkes entlehnt waren. Da ſah man Ottnit und Siegenot, Dietrich und andere Helden als Schützer und Hüter über den Thüren. Es ruhte

auf der alten, ehrenfesten Reichsstadt mit ihren Wundern und Wunderlichkeiten ein Duft der Poesie, den der Zugwind neuer Politik und Aufklärung an andern Orten längst verweht hatte.

In voller Kunsttrunkenheit durchsuchten die Freunde Kirchen und Kirchhöfe. Mit Rührung standen sie an den Gräbern Albrecht Dürer's und Hans Sachs', sie sahen die Burg, Bürgerhäuser und Sammlungen, was nur irgendeinen Namen hatte. Eine versunkene Welt stieg vor ihren Augen wieder empor, und unwillkürlich bevölkerten sie diese Straßen und Plätze mit den Gestalten ihrer Phantasie. Von selbst ward das Leben des alten Nürnberg zu einem Kunstroman. Da hätte man zugleich Gelegenheit gehabt, das Wesen der altdeutschen Kunst, die Vorzeit darzustellen, von deren Werth und tiefem Ernst die Gegenwart keine Ahnung hatte, und die Undankbarkeit eines spätgeborenen, klügelnden Geschlechts in ein helles Licht zu setzen. Hier tauchten die ersten Ideen zum „Sternbald" auf, und jene innigen Klänge, welche die Herzensergießungen des Klosterbruders und die Schilderungen der deutschen Kunst und des stillen Schaffens der alten Meister durchziehen.

Doch auch Nürnbergs Gegenwart, seine Gelehrsamkeit und Alterthumsforscher mußten sie kennen lernen; besonders Wackenroder durfte sie nicht versäumen. Da folgte auf die Begeisterung die Abkühlung. In ihren Forschern nahm sich die Vergangenheit keineswegs poetisch aus. Als sie respectvoll den grundgelehrten Panzer besuchten, sagte dieser mit steifem Ernste zu ihnen: „Als eifrige Scholaren werden Sie Ihre kleinen Ferienreisen gewiß nicht machen, ohne den Horatium in der Tasche zu führen." Darauf kam der berühmte Alterthumsforscher Murr an die Reihe, der gelehrte Theolog Strobel, Mannert der Geograph, manche Kunstkenner und

Händler, und Andere, darunter der junge Kant'ſche Arzt Erhardt. An alle war Wackenroder beſtens empfohlen. Dann ging es zu Pferde nach Pommersfelde, wo alle frühern künſtleriſchen Genüſſe zurücktraten, als ſie in der Gemäldegalerie zum erſten Male eine Madonna von Rafael, wie man damals glaubte, ſahen. Später erlebten ſie in Bamberg an einem Feſttage ein katholiſches Hochamt in vollem Glanze, Proceſſionen mit Fahnen und Lichtern. Es vollendete die wunderbaren Eindrücke, die ſie hier erhielten.

Wackenroder hatte nicht unterlaſſen, mit gläubigem Sinne die namhaften Gelehrten aufzuſuchen, jetzt mußte er auch die Natur, Land und Leute kennen lernen. Er wußte wol, daß ſein Vater mit der Strenge des Geſchäftsmannes ein nachweisbares Ergebniß dieſer Reiſen verlangen werde. Er ſollte als junger Mann, der ſich bilden will, die Welt kennen lernen und mit Nutzen reiſen, etwa wie Nicolai eine Anleitung dazu in ſeinen bekannten Reiſen gegeben hatte. Darum machten ſich die Freunde in den Pfingſtferien auf den Weg in das Baireuthſche. Sie ſahen Hüttenwerke und Zinngruben, fuhren in die Bergwerke, ſtreiften in das böhmiſche Gebiet hinein, und verloren ſich endlich auf den Waldpfaden des Fichtelgebirges.

Nie glaubten ſie einen herrlicheren Baumwuchs und friſcheres Grün geſehen zu haben. Da wanderten ſie hin durch die Gründe, wo aus dem maleriſchen Gewirr düſterer Tannen hellſchimmernd das junge Laubholz hervorblickte, und „dicht von Felſen eingeſchloſſen", unter Stein und Moos die Bäche ſtill und einſam gingen. Für einen der höchſten Punkte im Fichtelgebirge galt der Ochſenkopf; der ſollte erſtiegen werden. Kühn genug wollten die Freunde unter der Leitung eines Führers den ſchwierigen Weg zu Pferde machen. Anfangs ging Alles trefflich. Bald aber änderte ſich die Scene.

Man kam in den ſogenannten Fichtelſee, einen moraſtigen Grund, wo auch im Sommer das Waſſer in Lachen ſtand, von kriechenden Schlingpflanzen bedeckt, aus denen ſich Buſchwerk und niederes Baumgeſtrüpp erhob. Hervorragende Steine, Strauchwerk, hin und wieder ein Bret, bildeten den Weg, auf dem man ſich mühſelig und nicht ohne Gefahr fortarbeiten mußte. Es war kaum möglich, die Pferde ohne Schaden von der Stelle zu bringen, man mußte ſie am Zügel hinter ſich herziehen.

Als die Wanderer wieder feſten Boden unter ſich fühlten, hatten ſie die Richtung des Weges verloren. Da ſtanden ſie zwiſchen hohen Felſenwänden und rauſchenden Bäumen! Der Führer ward kleinlaut, dann ſtill. Jetzt brach er unter Flüchen aus: „Ich muß verhext ſein! Ich habe den Weg hundert mal gemacht und bin nie irregegangen. Ich muß verhext ſein! Das kommt oft vor hier im Fichtelgebirge.“ Endlich ſchlug er vor, einen höhern Punkt zu erſteigen, von wo ein heller Lichtſtreif durch den Wald blickte. Dort ſchien ſich das Dickicht zu öffnen; vielleicht konnte man einen freien Ueberblick gewinnen. Aber hier galt es, neue Schwierigkeiten zu überwinden. Man mußte mit den Pferden einen ſchmalen Felſenweg emporklimmen, den Gießbäche ausgehöhlt hatten. Endlich war man oben angelangt. Es war eine kleine Hochebene, mit kurzem Graſe bedeckt, von dunkeln Bäumen und engverwachſenem Geſtrüpp eingeſchloſſen. Nirgends eine Ausſicht ins Freie, nirgends ein Pfad; nur Bäume und Felſen, und über ihnen der Himmel. Fern ab ſchienen Welt und Menſchen zu liegen; hier verhallte jeder Laut in der tiefſten Waldeinſamkeit.

Zurück konnte man mit den Pferden nicht, ebenſo wenig vorwärts. Wieder begann der Führer ſeine Verwünſchungen, daß er behext ſei. Endlich verſuchte er es mit einem Handbeil, das er bei ſich trug, durch das Geſtrüpp einen

Weg zu bahnen. Auf gut Glück folgte man ihm. Zwiſchen krachenden Zweigen wanden ſich die Verirrten mit Mühe hindurch. Jetzt kam man wieder auf einen Pfad; aber welcher Weg war das! Schmal und ſteinig zog er ſich am Rand eines Bergrückens hinab. Ein falſcher Tritt, und die Pferde ſammt den zu Fuß wandernden Reitern ſtürzten in die Tiefe hinab. Mit ſteigender Angſt ſetzten ſie ihren unheimlichen Marſch fort. Zu ihrer nicht geringen Freude erreichten ſie eine Glashütte, wo man ihren Berichten kaum trauen wollte, als ſie erzählten, welchen halsbrechenden Weg ſie mit den Pferden zurückgelegt hätten. Zugleich erfuhren ſie, daß man erſt von dieſem Punkte aus den Ochſenkopf beſteigen könne. Trotz aller Kämpfe beſchloſſen ſie auch dieſes Abenteuer zu beſtehen, fanden aber nach ihren Erfahrungen das Erſteigen der Höhe weder ſo ſchwierig, noch ſo belohnend, als man es geſchildert hatte.

Nach ſo ſchweren Mühen des Tages waren ſie froh, am ſpäten Abend eine gaſtfreie Aufnahme auf dem Eiſenhammer des Commerzienraths Müller, an den ſie empfohlen waren, unfern des Dorfes Biſchofsgrün, zu finden. In einem Flügel des weitläufigen Fabrikgebäudes hatte man die ermatteten Reiſenden untergebracht. Wackenroder, der Anſtrengungen ungewohnt, warf ſich ſogleich auf das Bett. Tieck war zu bewegt, er konnte nach Allem, was er heut erlebt hatte, nicht ſchlafen. Die Naturgeiſter wachten auf. Er öffnete das Fenſter. Es war die laueſte, herrlichſte Sommernacht. Das Mondenlicht floß in vollen Strahlen auf ihn nieder. Da lag ſie vor ihm die mondbeglänzte Zaubernacht, die Natur mit ihren uralten und ewig jungen Märchen und Wundern! Wieder ſchwellte es ſein ganzes Herz. Zu welchem fernen, unbekannten Ziele zog es ihn mit unwiderſtehlicher Kraft? Mild und beruhigend klangen die ſchwebenden Töne eines

Waldhorns durch die Nacht herüber. Er fühlte ſich wehmüthig bewegt und doch unendlich glücklich.

So träumeriſch er in ſolchen Augenblicken verſinken konnte, ſo ſehr dann die tiefe Natureinſamkeit ſeine Seele füllte, ſo trieb ihn doch die eigene Art ſeines Weſens aus dieſer Stille hinaus, nach ganz entgegengeſetzten Seiten hin. Es regte ſich ſeine Theaterliebhaberei, die trotz ihrer kritiſchen Anſprüche, doch nicht ohne eine gewiſſe Selbſtironie auch mit ſehr Gewöhnlichem vorlieb nehmen konnte. Ihr zu Gefallen ließ er ſich in ein ſeltſames Abenteuer verlocken, das leicht den unerfreulichſten Ausgang hätte haben können.

In der Gegend von Fürth hatten Reichstruppen, die nach dem Rhein vorrücken ſollten, ein offenes Lager bezogen, welches von Nürnberg, Erlangen und andern benachbarten Städten von Neugierigen und Reiſeluſtigen beſucht wurde. Dies hatte den Director einer wandernden Schauſpielertruppe auf den Gedanken gebracht, es ſei ein gutes Geſchäft, im Lager ſelbſt eine theatraliſche Vorſtellung zu geben. Nachdem er die Erlaubniß des Generals erhalten hatte, glaubte er ganz ſeinem Vortheile und den Anforderungen des guten Geſchmacks gemäß zu handeln, wenn er in der Mitte der Soldaten eines jener Soldatenſtücke, welche ſeit „Minna von Barnhelm“ allgemein beliebt waren, zur Aufführung bringe. Er hatte dazu ein Hauptſpectakelſtück „Graf Waltron“ auserſehen. Der militäriſche Glanz des Lagers ſollte ihm dabei zu Hülfe kommen, Zelte und Bäume die natürliche Decoration bilden, die große Maſſe der Reichsſoldaten den belebten Hintergrund darſtellen, und zugleich einen Theil des Publicums abgeben.

Für Tieck war dieſes ſonderbar angekündigte Schauſpiel viel zu anziehend, als daß er nicht hätte nach Fürth hinüberreiten ſollen. Im Lager fand er einen Platz abgeſteckt, um

den ſich eilig zuſammengeſchlagene Bänke ſtufenweis erhoben. Die Zuſchauer fingen an die hintern Plätze zu füllen, die vordern ſollten für die noch zu erwartenden Honoratioren aufgeſpart werden. Einige Reichsſoldaten waren beordert, die Polizei in dieſem neuen Kunſttempel zu handhaben. Da indeß dieſes Amt der kriegeriſchen Ehre Eintrag zu thun ſchien, ſo hatte man die Uniformen der dienſtthuenden Soldaten an Kragen und Aermeln mit Streifen rothen Papiers beſetzt, und ſo eine Art von phantaſtiſcher Uniform geſchaffen. Tieck hatte ſeinen Sitz auf dem erſten Platze eingenommen, und ſah vertrauensvoll und heiter dem wunderlichen Schauſpiele entgegen, in dem in ungeſchickter Weiſe Natur und Kunſt verbunden werden ſollten. Dieſe gab ſich ſelbſt auf, indem ſie ſich in kläglich verzerrter Geſtalt unmittelbar neben jene ſtellte.

Inzwiſchen begann das Publicum voll Ungeduld und Erwartung ein eigenthümliches Vorſpiel aufzuführen. Man drängte und lärmte durcheinander. Die entfernter Sitzenden verſuchten es zuerſt mit Liſt, dann mit offenbarer Gewalt, ohne ſonderliche Achtung vor der ſoldatiſchen Polizei, in die vordern Reihen der Honoratioren einzudringen. Einige waren ſogar unverſchämt genug, im Bühnenraume ſelbſt ſich niederzulaſſen. Unter dieſen drohenden Anzeichen begann das Stück. Die Soldaten im Stücke, die den wirklichen gegenüber eine armſelige Figur ſpielten, fingen an ihre Rollen herzuſagen. Da aber bei der um ſich greifenden Unordnung jede Kunſttäuſchung vollends aufhörte, ſo wurden die Schauſpieler durch die Eindringlinge unterbrochen und verhöhnt, und mußten endlich unter dem Jubel der barbariſchen Kunſtfeinde beſchämt abziehen. Der Director rief in ſeiner Noth die bisher ziemlich unthätige Polizei zu Hülfe. Ein Reichsſoldat verſuchte unter Flüchen und Schimpfreden das Publi-

cum in die Schranken zurückzutreiben, und ſchwang dabei ſeinen eiſernen Ladeſtock, den er als Amtsſtab in der Hand hatte, rückſichtlos über den Häuptern der Aufrührer, von denen er den einen und den andern unſanft berührte.

Mit Verdruß hatte Tieck dieſe Scene angeſehen. Zuerſt ärgerte ihn die Unverſchämtheit des Publicums, das ſich ſelbſt den Spaß verdarb, dann die Fuchtel des Soldaten. Plötzlich fühlte auch er ſich von dem Zauberſtabe am Hute getroffen. Eine wahre Berſerkerwuth ergriff ihn. Blindlings ſtürzte er über die Schranken fort, auf den züchtigenden Soldaten los. Als die erſte Wuth von ihm gewichen war, ſah er nicht ohne Verwunderung, daß er auf der Bruſt des Soldaten kniee, der dem unerwarteten Angriffe erlegen und ſammt dem Angreifer zu Boden geſtürzt war. Jetzt erſt erfolgte der allgemeinſte Aufruhr; mit Mühe trennten die herbeieilenden Wachen die Kämpfer, und führten den Hauptübelthäter vor den commandirenden General. Dieſer empfing ihn mit zornigen Begrüßungen; er habe ſich meuteriſch an dem Reichsſoldaten vergriffen, das ſei ein Verbrechen gegen Kaiſer und Reich, eine exemplariſche Strafe und Satisfaction ſei nothwendig.

Während dieſes Unwetters hatte Tieck ſeine Beſonnenheit wiedergefunden. Nach einigen Gegenreden riß er dem dabei ſtehenden Soldaten ein Stück des papiernen Uniformbeſatzes ab mit der Frage, welcher Truppentheil denn eine ſolche Uniform trage, an der er ſich vergriffen haben ſolle. Dieſe unerwartete Wendung machte den General ſtutzig. Er hieß ihn ſeiner Wege gehen, und ergoß den Reſt der Zornesſchale über den unglücklichen Director, der nun ſeinerſeits Zuſchauer dieſes Schauſpiels geweſen war.

Beſchämt eilte Tieck, der plötzlich zum Haupthelden des Tages geworden war, durch die gaffende Menge nach Fürth

zurück, in den Gasthof, wo er sein Pferd eingestellt hatte. Er dachte sich nach diesem unangenehmen Handel durch ein Glas Wein zu stärken, bevor er nach Hause eilte. Aber neue Beschämungen warteten seiner. Als er in dem Saale Platz nahm, war die Unterhaltung über die Rolle, die er heute gespielt hatte, bereits in vollem Gange. Nur scheu wagte er umherzublicken, und bemerkte in einiger Entfernung einen ihm wohlbekannten Buchhändler aus Erlangen mit seiner jungen, hübschen Frau. Diese pflegte er zierlich und nicht ohne huldigenden Eifer zu grüßen, so oft er sie am Fenster sah, was eben nicht selten der Fall war. Der Mann in der Voraussetzung, daß Tieck ihn nicht verstehe, sagte auf Englisch zu seiner Frau: „Das ist der junge Mensch, der sich draußen auf dem Naturtheater in so sonderbarer Weise bemerklich zu machen suchte.“ Das war zu viel! In welch lächerlichem Lichte mußte er nicht vor der Schönen erscheinen! In verbissenem Ingrimm über seine Heftigkeit eilte er, unter dem kaum verhaltenen Lachen der Umhersitzenden, zur Thür hinaus. Er warf sich aufs Pferd, und jagte verhängten Zügels, ohne rechts und links zu sehen, in das Abenddunkel hinaus.

Doch das Abenteuer war noch nicht zu Ende. Er hatte gewähnt, auf dem Wege nach Erlangen zu sein; als er sich abzukühlen anfing, erkannte er, daß er in seinem Zorn die Richtung verloren hatte. Es war Nacht geworden; er befand sich in einem Gehölze, in dem er sich nicht erinnerte, gewesen zu sein. Umsonst suchte er in der Dunkelheit nach einem Wege. Es blieb nichts übrig, als über Stock und Stein auf gut Glück durch das Dickicht zu dringen. Da öffnete sich ihm unvermuthet eine malerische, aber doch besorgliche Scene. Um ein lustig loderndes Feuer hatte sich ein Zigeuner- und Kesselflickervölkchen gelagert, das unter dem

Schutze der milden Reichspolizei auf den ſich durchkreuzenden Gebieten ungeſtört ſein Weſen trieb. Schon hatte die unheimliche Geſellſchaft den Reiter bemerkt, und forderte ihn gaſtfrei auf, vorlieb zu nehmen und ſich wahrſagen zu laſſen. Es war ihm bei dieſer unerwarteten Einladung nicht wohl zu Muthe. Indeß mit unbefangener Miene ſuchte er ihr zu folgen, um nicht aus einem Ehrengaſte ein Gefangener zu werden. Man bot ihm zu eſſen; er mußte ſeine Hand hinreichen, und ſich große Dinge verkünden laſſen. Er war froh, als man ihn endlich ziehen ließ, ohne ſein Pferd zurückzubehalten, und ihn ſogar auf den rechten Weg geleitete. Doch hatte er die genoſſene Gaſtfreundſchaft reichlich bezahlen müſſen. Gegen Morgen kam er in Erlangen an.

So wechſelte in dieſer heitern und bewegten Zeit ſtudentiſcher Ungebundenheit ein wunderliches Abenteuer mit dem andern. Die bunteſten und ſonderbarſten Geſtalten drängten ſich an ihm vorüber, die verſchiedenſten Eindrücke machten ſich geltend. Wie oft hatte er nicht von ſolchen und ähnlichen Vorfällen geleſen, oder ſie beſchrieben. Bisweilen ſchienen ſeine Phantaſien zur Wirklichkeit zu werden, und in einer nüchternen Zeit ſtand er plötzlich mitten in Abenteuern, und ward gar zum Haupthelden. Kunſt, Natur und Menſchen zeigten ſich ihm in den verſchiedenſten und zum Theil grellſten Beleuchtungen. Es waren auch Studien, die er in Erlangen machte. Freilich ganz andere als in Göttingen.

Endlich ward er noch aus der Ferne Zuſchauer, und mittelbar auch Theilnehmer eines andern Abenteuers, das minder harmloſer Natur war, und einer rauhern Welt als der deutſcher Dichterträume angehörte.

Die Revolution jenſeit des Rheins hatte unterdeſſen ihren blutigen Gang vollendet. Das Haupt Ludwig's XVI. war gefallen. Es gab manche jugendliche Schwärmer, welche

meinten, mit dieſen dämoniſchen Mächten, deren zerſtörende Gewalt ſie nicht kannten, ſpielen zu können.

Schon in Göttingen hatte man ſich in Parteien getheilt. Man ſtritt, zankte und erhitzte ſich aneinander. Brandes' und Rehberg's Namen wurden faſt als Ekelnamen behandelt, die Siege der Franzoſen nicht ohne Theilnahme verfolgt. Auch Tieck hatte ſich wol einen Demokraten genannt, und von Freiheit und Menſchenrechten geſprochen, ohne zu ahnen, in welchem Gegenſatze das, was er hier zu vertheidigen ſchien, zu ſeinem Weſen ſtand. Bei den Meiſten ging die Neigung für die Revolution überhaupt nicht tief. Thatſächlich beſchränkte ſie ſich nur auf polizeiliche Plackereien und einige geſellige Unbequemlichkeiten in dem ſteifen Verkehr der Stände untereinander. Andere, heftiger und unbeſonnener, wurden freilich tiefer in den Strudel hineingezogen. Zu dieſen gehörte Burgsdorff.

Wie manche junge Edelleute jener Zeit, hatte er ſich für die Grundſätze der Freiheit und Gleichheit begeiſtert. Von ganzem Herzen meinte er die heimiſche Tyrannei zu haſſen, und mit lautem und herausforderndem Trotze gegen die eigenen Verhältniſſe pflegte er ſeine Anſichten auszuſprechen. Endlich ward es ihm zu eng in Göttingen. Im Frühjahre 1793, während Tieck ſich anſchickte, nach Berlin und Erlangen zu gehen, beſchloß er nach Strasburg zu eilen, um die großen Bewegungen, von denen er das Heil der Welt erwartete, in der Nähe zu ſtudiren. Doch hatte er nicht den günſtigſten Augenblick gewählt. Er traf das franzöſiſche Heer unter Cuſtine in vollem Rückzuge vor den Preußen begriffen, und ſchon in Speier bekam ſeine Reiſe eine unerwartete Wendung. Hier traf er eine Berlinerin, die an einen Deutſchen verheirathet war, der als Offizier bei den Franzoſen ſtand. Sie begrüßte den alten Bekannten,

und machte ſich ſogleich anheiſchig, ihm durch ihren Mann den gewünſchten Paß zu verſchaffen, ohne den es unmöglich war, die franzöſiſche Grenze zu überſchreiten. Doch als Burgsdorff ſich bei dem Landsmann meldete, ließ ihn dieſer, ſtatt ihm den Paß auszuſtellen, ohne weiteres verhaften. Er hielt den eifrigen Demokraten für einen preußiſchen Spion, und da er ſich in geläufigem Franzöſiſch zu vertheidigen begann, witterte man gar einen verkappten Emigranten in ihm. So ward der Freiheitsmann unvermuthet zum Gefangenen.

Mit andern wurde er darauf im Gefolge der zurückgehenden Armee nach Landau abgeführt. Hier verhörte ihn Cuſtine perſönlich, und ließ ihn ohne eine Entſcheidung zu treffen, einſtweilen zu weiterer Haft nach Strasburg bringen. Auf dem Wege ward er als Ariſtokrat verhöhnt, man drohte mit dem Laternenpfahl, der Guillotine und Abführung nach Paris. Das keck begonnene Abenteuer ſchien den ſchlimmſten Ausgang nehmen zu wollen. Da Burgsdorff, aus Rückſicht auf ſeine Familie, Namen und Abſicht verſchwieg, damit man nicht in Berlin auf irgendeinem Umwege erfahre, wo er ſei, ward ſeine Haltung immer verdächtiger, und ſeine Lage mit jedem Tage gefährlicher. Endlich beſchloß man ihn nach dem Fort Belfort bei Baſel abzuführen. Auch jetzt noch war er keck genug, mehrere Briefe, die man ihm heimlich für franzöſiſche Emigranten in der Schweiz zugeſteckt hatte, mitzunehmen. Er glaubte das einigen Leuten, deren Bekanntſchaft er in Strasburg gemacht hatte, ſchuldig zu ſein. Im Augenblicke des Abganges wickelte er unbefangen eine Anzahl von Butterſemmeln, mit denen er ſich verſah, in die gefährlichen Papiere, und brachte ſie ohne Verdacht zu erregen in Sicherheit.

Solange das Geld vorhielt, führte er auch in Belfort ein leidliches Leben. Unbekümmert um die Gefahr, in welcher

er ſchwebte, machte er leichten Blutes luſtige Geſellſchaft mit den übrigen Gefangenen, fand in den Schildwachen ganz andere Leute, als er ſie in der Heimat gekannt, und meinte ſelbſt im Gefängniſſe die Luft der Freiheit zu athmen. Doch die Verlegenheit wuchs, als das Geld ausging. An ſeine Familie konnte und wollte er ſich nicht wenden; er beſchloß die Hülfe ſeines Freundes Tieck in Anſpruch zu nehmen. Er entdeckte ihm brieflich ſeine Lage, forderte ihn auf Geld, ſoviel und ſo ſchnell als möglich, zu ſenden, und machte ihm das tiefſte Geheimniß in der ganzen Sache zur Pflicht. Da er in der Haft allein zurückgeblieben war, ſuchte er ſich die Zeit ſo gut als möglich zu kürzen, bis die Antwort aus Erlangen eingetroffen ſein würde. Er warf ſich aufs Leſen, und begann endlich ein Trauerſpiel zu ſchreiben, mit dem er ſich ſchon lange getragen hatte.

Aber auch für Tieck war guter Rath theuer. Woher ſollte er jene Summen nehmen, da er ſelbſt des Geldes bedurfte? Auf dieſem Wege würde kaum zu helfen geweſen ſein, wenn er nicht einen einflußreichen Freund Burgsdorff's auf deſſen Verlangen in das Geheimniß gezogen hätte, den Herrn von Bielfeld, der bei der preußiſchen Geſandtſchaft im Haag ſtand. Die Schritte, welche dieſer that, hatten endlich Burgsdorff's Freilaſſung zur Folge. Durch ſolche Widerwärtigkeiten in ſeiner neufränkiſchen Begeiſterung noch nicht abgekühlt, durchwanderte er ohne Geld einen Theil der Schweiz und Süddeutſchlands, und traf endlich in unerſchütterlich guter Laune Anfangs Auguſt in Erlangen ein.

Der Sommer ging zu Ende. Man kannte Natur und Land; die Ausſicht auf einen Winter in Erlangen war nicht gerade reizend, daher beſchloſſen die Freunde nach Göttingen zurückzukehren. Burgsdorff, der ſo Vieles von ſeinen Abenteuern zu erzählen wußte, hatte durch die Schilderungen

der herrlichen Rheinlande den Freunden Luſt erregt, auf dieſem Wege nach Göttingen zu gehen. Er, der Menſchen und Länder geſehen hatte, und es liebte, den dichteriſchen Freunden als der Mann des wirklichen Lebens entgegenzutreten, übernahm die Leitung der Reiſe. Kaum hatte man einen Tageweg zurückgelegt, als Tieck ſich überzeugte, daß man ſtillſchweigend die Richtung geändert habe. Offenbar ging es ſtatt dem Rheine zu, nach Göttingen. Als er den Reiſemarſchall eindringlich zur Rede ſtellte, mußte der kluge Führer eingeſtehen, er habe die gemeinſchaftliche Kaſſe theils verſpielt, theils ſonſt verausgabt, es ſei noch eben genug darin um nach Göttingen zu kommen. Was half es? Zürnend und lachend fügten ſich die Freunde in das Unabänderliche, ſuchten in Eilmärſchen Göttingen zu erreichen, und trafen daſelbſt im Herbſte ein, früher als ſie gehofft und gewünſcht hatten.

4. Lebensaufgaben und Pläne.

Nach manchen Erfahrungen waren die Freunde reicher an Kenntniſſen der Welt und Menſchen, in die Heimat zurückgekehrt. Jene wenigen aber inhaltvollen Monate in Erlangen hatten ſie weſentlich gefördert, und ſtatt der nüchternen Geſtalten des Nordens und der Schatten der Bücherwelt, hatten ſie ein reiches Leben kennen gelernt, das manchen dichteriſchen Gedanken erweckte. Ein ſolcher Stoff wollte verarbeitet ſein; dazu war das gelehrte und aufgeklärte Göttingen, das von dem Schauplatze der Weltbegebenheiten entfernt genug lag, mit ſeinen Vorleſungen, ſeiner

Bibliothek und ſeinem wohlgeordneten Leben der geeignete Ort. Die Lieblingsſtudien wurden wieder hervorgeſucht, und bald gewannen ſie die Geſtalt einer gelehrten Aufgabe, an deren Löſung man die Kraft des Lebens zu ſetzen bereit iſt.

Tieck kehrte zu ſeinem Helden Shakſpeare zurück. Allmälig ſtand der Gedanke eines größern Werkes über den Dichter und ſeine Zeit in allen Theilen abgeſchloſſen da. Es ſollte die Größe Shakſpeare's verkündigen, welche Deutſchland, trotz Wieland's Ueberſetzung und Leſſing's und Goethe's Hinweiſung, nur ſehr unvollkommen kannte, oder bezweifelte. Es war ihm zur Ueberzeugung geworden, der Weg, welchen man in Theater und Literatur zur Erkenntniß des Dichters eingeſchlagen hatte, konnte niemals zum Ziele führen. Allzu ſehr von dem Werthe der eigenen Bildung erfüllt, hofmeiſterte man ihn überklug, man ſchalt ihn einen Barbaren, ein wildes Waldgenie, das gereinigt und geputzt werden müſſe, um in der Geſellſchaft anſtändiger und aufgeklärter Männer erſcheinen zu können. Man verſtümmelte barbariſch die Werke, welche man ſchon aus hiſtoriſcher Rückſicht hätte achten ſollen, und auf deren Erkenntniß es eben ankam. Nicht minder flach erſchien die unaufhörlich wiederholte Meinung, Shakſpeare ſei, trotz ſeiner Wildheit und Regelloſigkeit, dennoch ein großes Genie. Worin anders aber hätte ſich dieſes zeigen ſollen, als in ſeiner innern wahren Kunſtvollendung?

Zu wiederholten Malen hatte er Shakſpeare's ſämmtliche Dichtungen durchſtudirt. Dann war er zu hiſtoriſch-kritiſchen Forſchungen über den Dichter, die Geſchichte ſeines Lebens, ſeiner Zeit und Werke übergegangen. Hier ließ ſich eine neue Wiſſenſchaft aufbauen. Was die Bibliothek an Ausgaben und Commentaren beſaß, war ihm bekannt und

geläufig. Doch wenn die deutſchen Kunſtrichter ihm nicht Genüge thaten, ſo gaben die engliſchen Kritiker und Erklärer durch ihre Dürre und die übermäßige Nüchternheit, mit der ſie nur bei dem Außenwerke ſtehen blieben, keinen geringern Anſtoß. Neben Ben Johnſon hatte er auch Beaumont und Fletcher, Maſſinger und Andere in den Kreis ſeiner Studien hineingezogen.

Unter Shakſpeare's Dramen zog ihn wegen ſeines phantaſtiſch-märchenhaften Charakters der „Sturm" beſonders an. Er vollendete um dieſe Zeit eine Bearbeitung, in welcher er noch die allgemein geltenden Geſichtspunkte feſthielt, weil er an die Möglichkeit einer Darſtellung auf der Bühne dachte. Zugleich ſollte ihm dieſes Stück Veranlaſſung geben, ſeine Anſichten über Shakſpeare in einer Reihe von Abhandlungen darzulegen, und eine richtigere Auffaſſung des Dichters vorzubereiten. Zuerſt beſchränkte er ſich auf die Behandlung des Wunderbaren und deſſen Darſtellung im „Sturm". Dieſe Arbeit ſandte er mit einer Probe ſeiner Ueberſetzung an Schiller mit dem Wunſche, daß beides in die „Thalia" aufgenommen werden möge. An das umfaſſende Werk über Shakſpeare ſollten ſich dann mehrere Dramen anderer Dichter aus jener Zeit anſchließen, namentlich der vier genannten. Die bedeutendſten dachte er zu überſetzen, die andern, um dem Publicum nicht zu viel zuzumuthen, im Auszuge oder in freier Bearbeitung zu geben; hiſtoriſche und kritiſche Anmerkungen ſollten das Ganze begleiten. Schon ſah er ſich nach einem Verleger um, dem er ſein kritiſches Erſtlingswerk übergeben könne. Wackenroder, der die Pläne des Freundes mit keinem geringern Eifer als die eigenen verfolgte, hatte ſich deshalb bereits an ſeinen Lehrer, den Prediger Koch in Berlin gewandt, mit dem er noch in wiſſenſchaftlichem Verkehre ſtand.

Hieran ſchloß ſich eine verwandte Arbeit, die unter Fiorillo's Augen entſtanden war, deſſen Vorleſungen über Malerei und Kunſtgeſchichte Tieck hörte. Es war eine Beurtheilung der in England herausgegebenen Sammlung von Kupferſtichen nach der „Shakſpeare-Galerie". Bereits 1794 erſchien ſie auf Heyne's Vermittelung in der „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften".

Zugleich eröffnete ſich ihm um dieſe Zeit ein Weg in die Literatur. Von Göttingen aus kam er mit dem alten Nicolai, dem er in Berlin fern geſtanden hatte, in nähere Berührung. Entſcheidend war eine Reiſe, die er mit Wackenroder um Oſtern 1794 nach Braunſchweig und Wolfenbüttel machte, um die dortigen Bibliotheken und Sammlungen kennen zu lernen. Er erneuerte die Bekanntſchaft Ebert's, welcher ein behagliches wiſſenſchaftliches Stillleben führte, und den jungen Dichter mit herzlichem, faſt väterlichem Wohlwollen empfing. Ebenſo entgegenkommend zeigte ſich Eſchenburg; er nahm beſonders an Tieck's Arbeiten über Shakſpeare Antheil. Die beiden ältern Freunde überzeugten ſich, daß hier eine Kraft ſich Bahn zu brechen ſuche, die jede Unterſtützung und Aufmunterung verdiene. Bei nächſter Gelegenheit wieſen ſie daher ihren Freund Nicolai auf ſeinen Landsmann hin. Nicolai war eine Macht in der deutſchen Buchhändlerwelt, und unterſtützte junge Talente gern in mäcenatiſcher Weiſe. Nachdem er ſich von Tieck's Arbeiten und literariſchen Plänen unterrichtet hatte, erklärte er ſich nicht nur bereit den „Abdallah" und Anderes in Verlag zu nehmen, ſondern er überſandte ihm ſogar eine Abſchlagsſumme des verabredeten Honorars.

Endlich begann ſich auch Anderes zu geſtalten. Schon 1793 war im erſten Entwurf eine Tragödie „Karl von Berneck" entſtanden. Unter den fränkiſchen Burgen hatte keine

einen tiefern Eindruck zurückgelaſſen als die Ruinen von Berneck, deren düſterer Anblick trefflich zu der Sage paßte, welche dort lebte. Ein Sohn ſollte die Mutter ermordet haben, um den durch ſie und ihren Verführer gefallenen Vater zu rächen. Es war ein deutſcher Oreſt, der ſich in die Mitte zwiſchen den griechiſchen Helden und den engliſchen Hamlet ſtellte. Der ſchon am Orte ſelbſt gefaßte Gedanke, einen tragiſchen Helden aus ihm zu bilden, kam jetzt zur Ausführung. Die Sage, der Schauplatz des deutſchen Mittelalters, Alles ſchien ſich zu vereinen, um dem Dichter einen Stoff zu geben, der ſeiner Eigenthümlichkeit ganz zuſagen mußte.

Inzwiſchen hatte auch Wackenroder einen nicht minder unbetretenen Pfad der Studien eingeſchlagen, den er mit Eifer verfolgte. Freilich wußte er nur zu gut, im Sinne ſeines Vaters war es ein Irrweg. Er hatte ſich der ältern deutſchen Literatur zugewendet, die ſich wie ein Wunderland in fernen dunkeln Umriſſen erhob, welches man in zaghaften Verſuchen wieder zu entdecken trachtet. Sein Aufenthalt in Erlangen und Nürnberg hatte gezeitigt, was ſein Lehrer Koch angeregt hatte. Die Maneſſe'ſche Sammlung der Minnelieder, die Müller'ſchen Ausgaben der Heldengedichte, die Anfänge des deutſchen Dramas, namentlich Hans Sachs, ſtudirte er mit Eifer, meiſtens nur auf ſich und ſeine Begeiſterung angewieſen. Zugleich übernahm er manchen gelehrten Auftrag für Koch, zu deſſen Compendium der deutſchen Literatur er auf den reichen Bibliotheken in Göttingen und Kaſſel Notizen über altdeutſche Handſchriften ſammelte. Dies gab Veranlaſſung, den Rath Caſperſon kennen zu lernen, der ebenfalls für die ältere deutſche Poeſie eine lebhafte Theilnahme hatte. Auch wurde er dem als Staatsmann und Forſcher bekannten heſſiſchen Miniſter von Schlieffen vorgeſtellt.

So gleichmäßig das Leben war, welches die beiden angehenden Gelehrten führten, so fehlte es doch nicht an lustigen Vorfällen und studentischen Abenteuern. Bei aller Freundschaft liebte man es sich gegenseitig durch übermüthige Neckereien zu stören oder zu hintergehen, um dann zu allgemeinem Jubel eine unerwartete Enttäuschung herbeizuführen. Zu solchen Komödien forderte zunächst Wackenroder's Gutmüthigkeit und Leichtgläubigkeit in den alltäglichen Dingen heraus. Leicht suchte und fand er Wunder und Geheimnisse, und seine Neigung für das Tiefsinnige, Mystische, Sonderbare ward oft genug Gegenstand des Spottes und Angriffs. Besonders Burgsdorff liebte es ihm in übermüthiger Keckheit schonungslos entgegenzutreten. Einmal ward Wackenroder das Opfer einer Täuschung, welche über die Grenzen des Erlaubten fast hinausging.

Burgsdorff besaß einen Hund Namens Stallmeister. Er war sein treuer Gefährte auf abenteuerlichen Fahrten gewesen, und zeigte sich in allen Dingen als der Studenten gelehrigen Scholar. Da man die Anstelligkeit des Thieres oft gepriesen und sein Genie scherzend anerkannt hatte, so beschloß man übermüthigerweise, Wackenroder einzubilden, der Hund habe es in der Stille bis zum Lesen und zur Theilnahme an den Studien seiner Herren gebracht.

Wackenroder war ein eifriger Collegiengänger. Nie hätte er eine Vorlesung ohne die dringendste Veranlassung versäumt, auf das eifrigste schrieb er nach. Minder gewissenhaft waren die beiden andern Freunde. Sie benutzten eine Stunde, in welcher er im Collegium war, um auf seinem Zimmer den Hund in die gehörige Verfassung zu setzen. In aufrechtsitzender Stellung banden sie ihn auf dem Stuhle vor Wackenroder's Arbeitstische an; die beiden Vorderpfoten ruhten auf einem mächtigen Folianten, welchen man vor ihm aufgeschlagen hatte.

Das gelehrige Thier, das ſolcher Kunſtſtücke gewohnt war, machte auf dem Seſſel des Gelehrten eine ganz überraſchende Figur. Die beiden Muthwilligen verbargen ſich darauf in der anſtoßenden Kammer, um den Erfolg ihrer Liſt abzuwarten. Früher als gewöhnlich kehrte Wackenroder zurück. Er benutzte eine Pauſe, um ein vergeſſenes Heft zu holen. Voll Ueberraſchung blieb er ſtehen; ſein Auge war auf den Hund und deſſen tiefſinnige Stellung gefallen. Er warf noch einen ſcheuen Blick auf das Thier, und ſteckte dann die vergeſſenen Blätter geräuſchlos zu ſich. Die Furcht ſeine Pflicht zu verſäumen, und die Beſorgniß die wunderbare Erſcheinung durch längeres Verweilen zu ſtören, trieben ihn fort. Eilig und leiſe verließ er das Zimmer. Die lauſchenden Freunde erkannten, er ſei mit der Ueberzeugung, den Hund in Studien vertieft geſehen zu haben, gegangen. Sie erlöſten den unfreiwilligen Gelehrten aus ſeiner peinlichen Lage, und warteten den Erfolg ab.

Als ſie Wackenroder wiederſahen, war er ungewöhnlich ſtill und in ſich gekehrt. Sie hielten es nicht gerathen ihn mit Fragen zu beunruhigen, ſondern ehrten rückſichtvoll ſein Schweigen. Endlich, als ſie Abends in gewöhnlicher Weiſe beiſammenſaßen, und kein Geſpräch in Gang kommen wollte, brach er das Schweigen, und begann mit vielſagender tiefſinniger Miene: „Freunde, ich muß euch eine geheimnißvolle Begebenheit mittheilen, deren Zeuge ich heute geweſen bin. Ich ſage euch, es gibt mehr Dinge zwiſchen Himmel und Erde, als ſich eure Schulweisheit träumen läßt. Unſer Stallmeiſter kann leſen!“ Er erzählte darauf im Tone der vollſten Ueberzeugung die Scene, welche die Freunde ihm aufgeführt hatten. Anfangs hörten ſie ihm mit kaum unterdrücktem Spotte zu, doch bald machte dieſer einer ernſtern Stimmung Platz. Daß ihr Scherz ſo vollſtändig gelingen könne, hat-

ten ſie ſelbſt nicht erwartet. Sie erſchraken, ihn jene außerordentliche Erſcheinung ſo glaubensvoll beſchreiben zu hören. Faſt ſchien er in das Gebiet der phantaſtiſchen Viſionen hinüberzuſchweifen. Endlich machte man der Sache ein Ende, und bat ihn die Geſchichte jener Erſcheinung aufmerkſam anzuhören. Die Auflöſung des Räthſels war zu ſchlagend, um etwas dagegen einzuwenden, aber Wackenroder konnte ſeine Empfindlichkeit nicht ganz unterdrücken, daß man ihm ſo ſchonungslos mitgeſpielt.

Aber auch an Tieck kam die Reihe, durch äußere Zufälligkeiten und kleine Erlebniſſe, die ſeine Phantaſie erregten, in die Welt der Schauer zurückgezogen zu werden, aus welcher er ſich gerettet zu haben meinte. Wenn er zu Zeiten Tage und Nächte hindurch von ſeinen Stoffen erfüllt bis zur höchſten Aufregung arbeitete, dann bewährte ſich Wackenroder's beſonnene Freundſchaft. Bei einer ſolchen Gelegenheit ſagte ihm dieſer einſt: „Wie kann man ſein Talent ſo leichtſinnig verſchwenden! Das heißt ſich ruiniren, ſich geiſtig an den Bettelſtab bringen! Wer ſo ohne Sammlung arbeitet und auf ſich einſtürmt, kann nur mit Geiſteszerrüttung enden!"

Wie es öfter geſchah, war einſt beim Studium des Shakſpeare Mitternacht herangekommen. Er las den „Macbeth", und folgte mit ſteigender Bewegung der erſchütternden Scene, in welcher der eben vollführte Mord geſchildert wird. Er glaubte Zeuge der blutigen That zu ſein. Mit angehaltenem Athem hörte er den Rächer an das Thor des Schloſſes pochen. Und klopfte es nicht in dieſem Augenblicke wirklich? „Es iſt Wackenroder!" dachte er, deſſen Rückkehr aus einer Geſellſchaft er erwartete. Unwillig über die Störung, die er für einen unzeitigen Scherz hielt, rief er „Herein!" Plötzlich traf ihn ein kalter Luftſtrom von hinten her. Die Thür mußte ſich leiſe geöffnet haben. Er fühlte eine eiſige Hand

über ſein Geſicht gleiten. Voll Entſetzen fuhr er in die Höhe. Neben ſeinem Stuhle ſtand ein runzelvolles, gnomenhaftes altes Weib, das ihn grinſend anblickte, und ihm die geöffnete Hand murmelnd entgegenſtreckte. Faſt ſchien es, eine der Hexen Macbeth's ſei plötzlich in ſeinem Zimmer wie eine Erdblaſe aufgeſtiegen, und komme auch ihn zu verwirren. Zwiſchen Täuſchung und Wirklichkeit angſtvoll ſchwebend, rief er dem Weibe zu, wer ſie ſei, was ſie wolle. Sie gehörte, wie ſich ſpäter zeigte, zu einem Haufen Bettelvolkes, das man Nachts durch die Stadt geführt hatte. Sie war den Hütern entkommen, und hatte durch die für Wackenroder geöffneten Thüren den Weg in Tieck's Zimmer gefunden. Mit einem Almoſen kaufte er ſich los; aber er mußte ſich geſtehen, einen tiefern Schreck hatte er ſeit langer Zeit nicht empfunden.

Beſonders aber öffnete ſich die Welt der Abenteuer, ſobald die Freunde die Mauern des gelehrten Göttingen verließen. Auch jene Reiſe nach Braunſchweig war nicht frei davon. Als Tieck durch die Straßen der Stadt ging, erblickte er an einem Fenſter ein ſchönes junges Mädchen, welches ihn durch Zeichen als einen alten Bekannten zu grüßen ſchien. Einem neugierigen Zuge folgend, betrat er das Haus. Bereits auf der Treppe kam ſie ihm in höchſter Aufregung entgegen. „Gut, daß Sie kommen", rief ſie ihm zu, „ich habe Sie lange erwartet! Ich komme ſogleich zurück, ich will nur meinen Schmuck anlegen." Betroffen über dieſen ſeltſamen Empfang, blieb er nicht ohne Spannung zurück, wie das enden werde. Die Schöne kehrte nach einigen Augenblicken zurück, aber wie verändert! Ophelia! hätte er ausrufen mögen. Phantaſtiſch mit einem Kranze geſchmückt, ſtatt des Gürtels und über den Schultern Gewinde von Stroh und Blumen, trat ſie ihm mit irrem Lächeln entgegen. „Da bin

ich!" ſagte ſie. „Und nun fort! Meine Verwandten verfolgen mich!" Staunend blickte er die Unglückliche an. Jene wunderbare und räthſelhafte Geſtalt ſeines Dichters ſchien aus der Welt der Phantaſie in die ſinnliche Wirklichkeit getreten zu ſein. Da vernahm er ein Geräuſch. Eilig kamen mehrere Perſonen aus dem Innern des Hauſes, ſie bemächtigten ſich der Unglücklichen, und führten ſie ohne auf ihr erſchütterndes Geſchrei zu achten, zurück. Es war eine Irrſinnige, die ſich ihren Wächtern entzogen hatte. Voll Entſetzen eilte er aus dem Hauſe. Jenes grauenhafte und doch rührende Bild, wie jene ſchrecklichen Töne verfolgten ihn noch lange.

Ein anderes Mal war es in der Abenddämmerung, als er allein über Land fuhr. Bald bemerkte er, daß ein wandernder Handwerksgeſelle mit dem Wagen gleichen Schritt halte. Gutmüthig bot er ihm einen Platz in demſelben an, und dankbar wurde der Vorſchlag angenommen. Schüchtern ſaß der Reiſegefährte eine Zeit lang neben ihm. Endlich brach er das Schweigen. Soviel Urſach er habe zu danken, ſei es doch auch ein Glück mit ihm zuſammenzutreffen. „Denn Sie werden es nicht glauben", fuhr er fort, „aber doch iſt es ſo. Ich bin der Sohn Friedrich's des Großen." Unwillkürlich rückte Tieck von der Seite ſeines Begleiters fort; ihm wurde unheimlich zu Muthe. So unbefangen als möglich ſuchte er auf dieſe fixe Idee einzugehen. Er bemerkte, er habe immer geglaubt, Friedrich habe keine Kinder hinterlaſſen. „Das iſt es eben, was meine Gegner verbreiten", erwiderte der Andere, „um mich und meine gerechten Anſprüche zu unterdrücken. Sie können ihre Bosheit erkennen, wenn ich Ihnen ſage, daß man mich erſt in Spandau eingeſperrt, und dann noch obenein unter die Juden geſteckt hat! Wer glaubt nun an meine hohe Abkunft? Ueberall lacht

man und ruft: das iſt ja ein Jude!" Tieck betrachtete jetzt ſeinen Begleiter genauer, und entdeckte allerdings an ihm jüdiſche Geſichtszüge. Er unterhielt ſich noch eine Zeit lang mit ihm in gleichgültigem Tone, und war froh, den unheimlichen Gefährten auf dem nächſten Haltpunkte abzuſetzen.

Heiterer Art war das Abenteuer, welches die Freunde auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel zu beſtehen hatten. Der Bibliothekar Langer ſtand im Rufe, die Beſuchenden nicht zu allen Zeiten glimpflich zu empfangen. Vorſorglich hatten ſie ſich daher ankündigen laſſen; außerdem vertrauten ſie auf Heyne's Empfehlung, die wol für einen Freipaß in der gelehrten Welt gelten konnte. Sie hatten ſich an Ort und Stelle eingefunden, als nach längerm Zögern der Bibliothekar in feierlicher Amtswürde erſchien, in Schuhen und Strümpfen und dem beſten gelehrten Putze. Mochte er nun die Meldung falſch verſtanden, oder beſſere Leute erwartet haben, als er ſah, daß die angekündigten Fremden nichts mehr und nichts weniger waren, als ein paar göttinger Studenten, trat er ihnen barſch mit der Frage entgegen, was ihr Begehren ſei. Wackenroder, der es übernommen hatte mit dem borſtigen Gelehrten zu ſprechen, wurde durch dieſen Empfang in nicht geringe Verlegenheit geſetzt. Schüchtern brachte er endlich heraus, der Herr Hofrath Heyne habe die Güte gehabt, ihnen eine Empfehlung an den Herrn Bibliothekar aufzutragen. „Ich weiß gar nicht", fuhr Langer ärgerlich dazwiſchen, „was mir der Herr Hofrath Heyne für Empfehlungen ſchickt, bei denen niemals etwas herauskommt." Tieck hatte unterdeſſen einen alten Druck auf einem der Bücherbreter ins Auge gefaßt, und da der Zorn des Bibliothekars ſich noch weiter ergießen wollte, trat er reſpectvoll mit der Bemerkung vor, man habe um die Erlaubniß bitten wollen, jenen alten Druck auf kurze Zeit außer der Bibliothek zu

benutzen. Dies wurde nach einigem Widerſtreben gewährt, und die Freunde waren froh, der gelehrten Löwenhöhle zu entkommen.

Es näherte ſich nun die Zeit, wo ein Entſchluß gefaßt werden mußte. Zwei und ein halbes Jahr war Tieck von Hauſe entfernt. Die akademiſche Freiheit ging dem Ende entgegen, und hatte er auch ein entſchiedenes Studium gefunden, ſo wollten ihm doch die regelrechten Formen des Lebens jetzt faſt noch weniger zuſagen als damals, wo er die Vaterſtadt verließ. Er konnte zu keinem andern Ergebniß kommen, als ſich unabhängig in ſeiner Weiſe ausbilden zu wollen. Aber wie war es möglich, ſich von den gewöhnlichen Lebensbedingungen frei zu machen?

Mit nicht geringern Sorgen ſah Wackenroder in die Zukunft. Sobald er nach Hauſe zurückgekehrt war, ſtand ihm der Eintritt in den Juſtizdienſt, in das Amt unausbleiblich bevor. Nach allen Studien, denen er ſich mit Fleiß und voll moraliſchen Entſchluſſes unterzogen hatte, ſtand es in der That feſt, für die Rechtswiſſenſchaft hatte er keinen Beruf. Er konnte ſich dieſen trockenen Stoff nicht aneignen, manche Verhältniſſe und Lehrſätze blieben ihm trotz wiederholter angeſtrengter Verſuche, ſie aufzufaſſen, vollkommen unbegreiflich. Dagegen verſenkte er ſich immer mehr in Betrachtung und Studium der Kunſt, ja er verſuchte ihre Ausübung. Farbe und Ton waren ſein Element. Er war ausübender Muſiker. Reichardt hatte ſein Talent erkannt, und ihm Leitung und Anweiſung gegeben; unter ſeinen Augen hatte er ſich gebildet, und ſich in eigenen Compoſitionen verſucht. In der Zeit der Unabhängigkeit war er noch feſter und entſchiedener geworden.

Indem für beide Freunde die Zukunft zweifelhaft erſchien, entſtand bei ihnen ein abenteuerlicher Plan, welchen der dritte

Freund, Burgsdorff, der ſchon einmal eine ähnliche Fahrt durchgemacht hatte, mit Vorliebe weiter ausſpann. Sie wollten in der Stille Göttingen verlaſſen, und nach Italien, dem Lande der Kunſt und der dichteriſchen Sehnſucht gehen, um dort ein neues Leben anzufangen. In Rom ſollte Wackenroder frei von allen Feſſeln Muſik ſtudiren, und dereinſt, ſo träumten ſie, dem Vater als Meiſter von Ruf und Namen ſelbſtändig entgegentreten. Tieck ſollte als Dichter und Schriftſteller wirken. Freilich wie man ſich durchſchlagen wollte, bis man das gelobte Land erreicht habe, welche Kämpfe es auch dort noch koſten werde, daran hatte man kaum gedacht. Endlich, als die Freunde anfingen, ſich ernſtlich mit dieſem Gedanken vertraut zu machen, ſprang Burgsdorff zuerſt wieder ab, weil er ſich inzwiſchen in Verhältniſſe eingelaſſen hatte, die ſeine Rückkehr nach Berlin forderten. Auch die beiden Andern ließen den Plan fallen, und ſo blieb nichts übrig, als nach Ablauf des Sommers ruhig nach Hauſe zurückzukehren, und abzuwarten was ſich weiter begeben werde.

Aber wenigſtens nicht auf geradem Wege wollten ſie zurückkehren. Noch einen Hauptpunkt des Nordens beſchloſſen ſie zu beſuchen, Hamburg. Wenn es auch die Sehnſucht ſein mochte, nach langer Zeit die Alberti'ſche Familie wiederzuſehen, welche Tieck dorthin führte, ſo hatte doch die Stadt auch manches andere Anziehende. Der Ruf des hamburger Theaters war allgemein verbreitet. Schröder war als darſtellender Künſtler, wie als leitendes Talent und dramatiſcher Schriftſteller für ihn eine der merkwürdigſten Erſcheinungen. Ohne Zweifel war Schröder neben Fleck der größte Mann der deutſchen Bühnenwelt.

Nicht ohne Beſorgniß hatte Wackenroder Tieck's Abſicht vernommen, in Hamburg auch Schröder beſuchen zu wollen. Er hatte den Verdacht, der Freund verbinde mit dieſem Be-

ſuche den Plan, jetzt endlich die Bühne wirklich zu betreten. Die Lage, in welcher Tieck ſich befand, gab dieſer Vermuthung viel Wahrſcheinlichkeit. So ſehr Wackenroder die Theaterliebhaberei des Freundes theilte, hatte doch der Gedanke, ihn auf den Bretern unter den Schauſpielern zu ſehen, für ihn etwas Widerwärtiges, ja Schmerzliches. In dem Augenblicke, als Tieck ſich zu ſeinem Beſuche anſchickte, eilte ihm Wackenroder voran und verſchloß die Thür des Zimmers. „Ich weiß, was du jetzt beabſichtigſt!“ rief er ihm voll Erregung zu. „Du willſt zu Schröder gehen, um dich bei ihm für das Theater zu melden. Ich bitte, ich beſchwöre dich“, fuhr er fort, indem er ihn unter ausbrechenden Thränen umarmte, „bedenke, was du thuſt, welche Folgen dein unbeſonnener Schritt nothwendig haben muß!“ Voll Staunen über dieſen faſt leidenſchaftlichen Ausbruch der Freundesliebe, bat ihn Tieck ſich zu beruhigen. Er habe dem Gedanken, die Bühne zu betreten, längſt entſagt; er gebe ihm ſein Wort, daß er nur die Abſicht habe, Schröder perſönlich kennen zu lernen. Wie dem auch ſein mochte, es hatte mindeſtens die Folge, daß der Beſuch entweder ganz unterblieb, oder doch kein weiteres Ergebniß hatte.

Dagegen wünſchte Wackenroder lebhaft, Klopſtock, den Patriarchen der deutſchen Poeſie, zu ſehen. Zurückgezogen lebte dieſer in dem abgeſchloſſenen Kreiſe ſeiner Bewunderer, und ſchon ſeit langer Zeit betrachtete er die ſpätere deutſche Dichtung aus mistrauiſcher Ferne. Glänzendere Namen hatten ſeinen einſt gefeierten in den Hintergrund gedrängt. Wackenroder war zu pietätsvoll, als daß er ſich einer ſolchen Größe nicht hätte nahen ſollen, auch wenn er nicht überall im Einverſtändniß mit ihr war. Tieck ging nur mit Widerſtreben auf den Wunſch des Freundes ein. Er fühlte ſich dem alten Dichter viel zu fremd, um in der That die Miene des Be-

wunderers annehmen zu können. Klopſtock's hochgeſpannte Oden widerſprachen zu ſehr dem einfachen Volkstone, den er zu ſuchen begann. Dieſe fremdartigen verſchlungenen Versmaße, die dem Ohre kaum noch verſtändlich waren, die jüdiſche und die germaniſche Urwelt, alles das ſchien für eine volksthümliche Auffaſſung in viel zu weiter Ferne zu liegen.

Schon der erſte Eindruck war kein günſtiger. Es war kein Barde der Telyn, noch weniger ein altteſtamentariſcher Prophet, der ihnen entgegentrat, ſondern ein deutſcher Gelehrter im Schlafrock, mit der Tabackspfeife in der Hand. Ein kleiner zuſammengetrockneter Mann mit ſchneeweißem Haar, doch mit hellen lebhaften Augen, der in kurzen und haſtigen Bewegungen im Zimmer hin- und herſchoß. Er ſprach laut und raſch im höchſten Tone, faſt ſchneidend. Im Geſpräche ſprang er ungeduldig von einem Gegenſtande zum andern über. Man kam auf den gegenwärtigen Zuſtand der deutſchen Literatur, und auf Goethe. „Nun", fragte Klopſtock ſpottend, „hat ſich denn Goethe immer noch nicht todtgeſchoſſen?" Er war noch auf dem Standpunkte der Wertherperiode, und hielt die damals ausgeſprochene Meinung feſt, Goethe müſſe ſeiner Anſicht gemäß wie ſein Held enden, und ſich eine Kugel vor den Kopf ſchießen. Auch von der franzöſiſchen Revolution war die Rede. „Sehen Sie hier!" ſagte er indem er auf eine Büſte der Charlotte Corday hindeutete, „das iſt meine Heilige!" Eine danebenſtehende wunderliche Büſte mit drei Köpfen erklärte er für das Sinnbild der Unparteilichkeit. Er betrachte ſie häufig, um ſich ſtets die Nothwendigkeit eines freien und unabhängigen Urtheils zu vergegenwärtigen. Im Verlaufe des Geſpräches äußerte er, die franzöſiſche Revolution habe doch ein Gutes gehabt, die „Meſſiade" ſei in das Franzöſiſche überſetzt worden, das wäre

ohne ſie nimmer geſchehen. Die zur „Meſſiade" gegebenen Kupfer ſeien elend; namentlich ſei es den Künſtlern nicht gelungen, die himmliſchen Geſtalten ſo darzuſtellen, daß auch zugleich ihre Unſichtbarkeit angedeutet werde.

Als die Freunde ſich entfernten, mußten ſie ſich geſtehen, der Sänger der „Meſſiade" habe eher einen komiſchen als erhabenen Eindruck gemacht. Er ſchien nicht frei von Eitelkeit, und ſeine Bedeutung für die Literatur zu überſchätzen. Faſt hätten ſie es bereuen mögen, ihn aufgeſucht zu haben.

5. Die Vaterſtadt.

Im Herbſte 1794 war Tieck wieder in Berlin. Er ſah das väterliche Haus, die Freunde, die Kreiſe wieder, in denen er ſeine erſte Bildung erhalten hatte. Es war noch der alte, ihm wohlbekannte Zuſchnitt der Dinge; nur wenig hatte ſich geändert. Aber er war ein anderer geworden. Als Schüler war er gegangen, als durchgebildeter Mann kehrte er zurück, mit dem vollen Entſchluſſe ſelbſtändig, nach eigener Ueberzeugung einzugreifen. Seine Anſichten waren feſter, ſein Urtheil ſicherer, ſein Blick ſchärfer geworden; Muth und Zuverſicht, der Glaube an ſeinen Beruf waren gewachſen. Im Gefühle der vollſten Jugendkraft war er wenig geneigt zu ſchonen oder ſanft aufzutreten. Der Abgeſchmacktheit und Albernheit erklärte er offen den Krieg, und war entſchloſſen ihn ſchonungslos zu führen, wo er ſie auch finden mochte.

Auf dem Gebiete der Dichtung, der Kritik und Literatur begegnete er ihr ſo häufig! Der Ton der kritiſchen Zuverſicht, Unfehlbarkeit und Kunſtrichterei war in Berlin zu

Hauſe; er mochte ſich eher geſteigert als gemildert haben. Die alten Kunſtrichter ſchienen ihr Amt hier um ſo entſchiedener behaupten zu wollen, je mehr ſie auf andern Punkten allmälig aus ihrer frühern Stellung hinausgedrängt worden waren.

Die meiſten angeſehenen und namhaften Männer Berlins, welche bisher die öffentliche Meinung geleitet hatten, inſofern von einer ſolchen überhaupt die Rede ſein konnte, waren in den Zeiten Friedrich's des Großen gebildet. Die Anſichten, welche in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die herrſchenden waren, hatten ſie in ſich aufgenommen, ſie waren in Fleiſch und Blut übergegangen. Es waren moraliſche, pflichttreue Männer in allen Fächern des Wiſſens und der Verwaltung, die mit ernſtem und hingebendem Amtseifer und oft mit eiſerner Kraft arbeiteten. Sie waren klar, ſcharf, nüchtern und doch nicht frei von idealer Täuſchung. Wie ſie an ſich ſelbſt arbeiteten, wollten ſie auch die moraliſche Verbeſſerung der Menſchen. Durch ein äußerliches Machen und Eingreifen glaubten ſie dies zu erreichen, durch Maßregeln und Verordnungen die Menſchheit erziehen zu können. Sie hatten die Zuverſicht, nur in den Formen, wie ſie ſich in dem Zeitalter Friedrich's entwickelt hatten, ſei eine heilſame Wirkſamkeit möglich.

In dieſen Anſichten begegneten ſich die Richter und Räthe der Collegien, die Theologen der ſächſiſchen Schule, welche bis dahin die Kanzeln faſt allein beherrſcht hatten, und deren Predigt das Chriſtenthum nützlich zu machen ſuchte, die Schulmänner, welche die Bildung in dem Gemeinverſtändlichen fanden, die Kritiker, Popularphiloſophen und ſogenannten Dichter, welche das Theater leiteten, die wenig zahlreichen öffentlichen Blätter herausgaben, und die Literatur in Händen hatten. Der Gedanke, von dem alle dieſe Männer

beſeelt waren, ließ ſich in dem einen Worte „Aufklärung“ zuſammenfaſſen.

Gewiß war es ein edles und anerkennenswerthes Streben, die höchſten Güter des Geiſtes allen Menſchen zugänglich machen zu wollen, und die Schranken einer anmaßenden und ſelbſtſüchtigen Ausſchließlichkeit aufzuheben. Aber indem dieſe Männer danach trachteten, Allen mitzutheilen, was nur nach dem verſchiedenen Maße der Kräfte von den Einzelnen aufgefaßt werden kann, entging es ihnen, daß nothwendig eine Verflachung eintreten mußte. Ein gewiſſes durchſchnittliches Maß des allgemein Verſtändlichen mußte geſucht werden, das für Viele gerecht und paſſend ſein konnte, aber darum nur die Mittelmäßigkeit ſelbſt war. Dieſe aber iſt die geborene Gegnerin alles Höhern, und ſie mußte eine doppelt widerliche Haltung annehmen, wenn ſie ſich mit Dünkelhaftigkeit paarte, die ſich entweder in innerſtem Selbſtbehagen, oder in dem Glauben an halbverſtandene Autoritäten ſicher und unangreifbar fühlte. So mangelte es denn auch hier an Widerſprüchen nicht, und im Namen des Wohles und der Aufklärung der Menſchen hörte man nicht ſelten mit derſelben Unduldſamkeit und demſelben rückſichtloſen Eifer reden, welchen die Aufklärer ſonſt zum erſten Klageartikel gegen die Altgläubigen machten.

Und was war am Ende das Ergebniß aller dieſer Kenntniſſe, dieſer Aufklärung und Abklärung? Ein gewiſſer einförmig bürgerlicher Wandel, ein äußerlich geſetzmäßiges Verhalten, von dem man nicht mit Unrecht ſagen konnte, es ſei nur eine neue, eine aufgeklärte Art der verrufenen Werkheiligkeit. Denn der Inhalt des überlieferten hiſtoriſchen Wiſſens und Glaubens mußte unter dieſen Händen zuſammenſchrumpfen. Im Gegenſatze zum religiöſen Glauben gingen dieſe Männer zuverſichtlich von der Vorausſetzung

aus, dieſer ſelbſt ſei weit entfernt, eine geiſtige Kraft zu ſein, vielmehr nur ein Mangel an Kraft und moraliſchem Muthe, eine Ungeſchicklichkeit, wo nicht eine Unfähigkeit des Denkens und der Anwendung des Verſtandes. So ward es ihnen leicht, eine ganze Reihe eigenthümlicher Lebenserſcheinungen zu beſeitigen, weil ſie die Grundlage, auf der ſie ruhten, in Abrede ſtellten, und gerade das Tiefſinnigſte wurde zum Oberflächlichſten gemacht.

Die Vertreter dieſer aufgeklärten Nützlichkeitslehre und verwandter Richtungen waren auf kirchlichem Gebiete Männer wie Teller, Zöllner, Irwing, in der Schule Gedike, in der Wiſſenſchaft Bieſter, in der Kritik und Poeſie Nicolai, Engel, Ramler, denen ſich eine Anzahl kleinerer Geiſter anſchloß. In der That beherrſchten ſie noch in Berlin die öffentliche Anſicht in Literatur und Kunſt, ſie ſtanden in mannichfachen Verbindungen, hatten bedeutende und vielgeltende Namen aufzuweiſen, und meinten vor allen Dingen die Ueberlieferungen Leſſing's für ſich zu haben.

Um Leſſing hatten ſie ſich bei ſeinen Lebzeiten geſchart, ſie rühmten ſich ſeiner Freundſchaft, und wurden nicht müde, auf ihn als höchſtes Vorbild hinzudeuten. Die unbeſtechliche Nüchternheit und Schärfe ſeines Urtheils, ſeine Verſtändlichkeit, die Knappheit ſeines Stils hatten ſie zunächſt aufgefaßt. Sein Beſtreben, Alles auf die reinſten und einfachſten Linien zurückzuführen, wodurch jede überfließende Empfindung ſtreng ausgeſchloſſen, jeder Auswuchs der Phantaſie abgeſchnitten wurde, war bei ihm der Ausdruck eines männlichen und ſtarken Geiſtes, der dieſe Selbſtzucht an ſich ausübte. Seine Freunde und Anhänger fanden dieſe Form als eine abgeſchloſſene vor, und eigneten ſie ſich an, weil es bequem war, ſie nachzuahmen, weil die natürliche Mittelmäßigkeit und geiſtige Armuth ſich mit ihrer Hülfe leicht den Schein der Selbſtbeherr-

ſchung und künſtleriſchen Beſchränkung geben konnte. Dieſe Formen ſollten die höchſten in der Kunſt ſein. Dies zu bezweifeln galt für Impietät gegen Leſſing, für einen Frevel an ſeinen Manen. Seine Freunde leiteten von ihm ein Anſehen her, und ſuchten es in einer Weiſe zur Geltung zu bringen, die ſicher nicht in ſeinem Geiſte war, und gegen die er zuerſt die Waffen ſeiner Kritik gewendet hätte.

Die Zuverſicht dieſer Kunſtrichter war zuerſt durch die Anerkennung erſchüttert worden, welche Goethe's Poeſie zu Theil geworden war. Jetzt ward dieſe auch in Berlin zum unterſcheidenden Kennzeichen einer literariſchen Gegenpartei, die zwar noch keinen bedeutenden Umfang hatte, aber bald unerwartete Kräfte entwickelte. Die Aufnahme, welche die erſten Dichtungen Goethe's bei den Wortführern der Kritik gefunden hatten, war nur eine kühle und bedingte geweſen. Mit dem kleinen Zollſtocke, welchen ſie ſich gemacht hatten, ließ ſich dieſe großartige Erſcheinung, die alles Frühere überragte, nicht meſſen. Dieſes tiefe, leidenſchaftliche Fühlen, dieſe Dichtertrunkenheit, dieſe Größe und Kühnheit der Auffaſſung und Darſtellung, die unbekümmert um alles Andere ihre Welt von neuem aufbaute, mußte jener nüchternen und wohlgezogenen Poetik unbegreiflich erſcheinen. Wie unbändig trat nicht dieſes Genie mitten hinein in die wohlabgezirkelten, gepflegten Sandwege und Heerſtraßen, welche die Kunſtrichter zu eigenem und Anderer Nutzen auf dem Gebiete der Poeſie angelegt hatten! Unter ſeinen Füßen öffneten ſich neue Springquellen, die Alles fortzureißen drohten, was jene mühſelig aufgebaut hatten. Am liebſten hätten ſie Goethe wie Shakſpeare für ein wildes Waldgenie erklärt.

Die Urtheile mancher Kritiker kamen darauf hinaus, Goethe's Größe beſtehe nur darin, daß er ſage, was ihm gerade in den Mund komme, daß er rückſichtlos jeder Laune

den Zügel ſchießen laſſe, und es verſchmähe, die kritiſche Feile anzuwenden, von der ſie doch einen ſo ſorgfältigen und erfolgreichen Gebrauch machten. So ins Blaue hinein könne leicht ein Jeder dichten. In dieſem Sinne hatte ſich Nicolai geäußert, als der „Egmont" erſchien; dergleichen zu machen ſei keine Kunſt; er werde es auch können, wenn er ſich verſtatten wolle niederzuſchreiben, was ihm eben durch den Kopf gehe. Auch Engel, der unter den damaligen berliner Freunden Leſſing's der bedeutendſte war, und von deſſen kritiſchen Studien man ein beſſeres Urtheil hätte erwarten ſollen, hatte ſich in ſeiner „Mimik" faſt nur auf ältere, mittelmäßige Dramen geſtützt. Ueber die Bruchſtücke des „Fauſt" ließ er ſich ähnlich vernehmen, wie Nicolai über den „Egmont", und als der „Wilhelm Meiſter" erſchien, wunderte er ſich darüber, was denn nach Scarron's Roman über das Komödiantenleben noch zu ſagen ſein könne. Manche hatten, wie Klopſtock, voll moraliſchen Abſcheus ihre Goethe-Kenntniß mit dem „Werther" ein für alle Mal abgeſchloſſen. Zu dieſen gehörte Eliſe von der Recke, der man nachſagte, daß ſie aus Entrüſtung über Werther's Lotte ihren erſten, bis dahin gewöhnlich gebrauchten Vornamen Charlotte mit dem zweiten, Eliſe, vertauſcht habe.

Dieſen gegenüber ſammelten ſich diejenigen, denen Goethe der Anfänger und Begründer einer neuen Poeſie war, die einen innern Unterſchied zwiſchen ſeinen Dichtungen und allen frühern behaupteten, und immer lauter und entſchiedener die Anerkennung derſelben verlangten. Schon Moritz hatte ſich ſeit ſeiner Rückkehr aus Italien ſo ausgeſprochen, doch gerade um dieſe Zeit (1793) war er geſtorben. Auch fehlte es an kleinern ſtillen Kreiſen nicht, in denen man dieſe Anſichten theilte. War doch ſelbſt Tieck's Vater, ein einfacher Handwerker, noch viel früher ein eifriger Verehrer Goethe's

geweſen. Aber einige geiſtvolle und gebildete Frauen waren es, welche auf die ſiegreiche Durchführung der neuen Kritik in ihren geſellſchaftlichen Kreiſen einen bedeutenden Einfluß ausübten.

Zu dieſen gehörte Rahel Levin. Sie war ein höchſt eigenthümlicher Geiſt; ſie beſaß einen durchdringenden Blick, tiefen Wahrheitſinn und die Kraft, ihre Anſichten mit rückſichtloſer Schärfe auszuſprechen. War ſie ſelbſt auch keine Dichterin, ſo hatte ſie doch Verſtändniß für Poeſie und Alles, was dem Gebiete geiſtigen Lebens angehörte. Ohne ſchön zu ſein, hatte ſie einen glänzenden Kreis um ſich geſammelt, in dem ſie durch ſchlagenden Witz, Schnellkraft und Freiheit des Tons herrſchte.

Neben ihr ſtand eine andere, welche ſich ebenfalls der neuen Poeſie zugewendet hatte, die Frau des Bankiers Veit, die Tochter eines der Meiſter der berliner Aufklärung, Moſes Mendelsſohn's. Auch ſie war ein eigenthümlicher Charakter. Die Aehnlichkeit mit ihrem Vater gab ihrem Geſichte einen keineswegs ſchönen, aber auffallenden, faſt männlichen Ausdruck. Sie hatte etwas ſcharf Ausgeprägtes, nahm an den Fragen der Literatur eifrig Antheil, und war eine Verehrerin Goethe's. Ebenſo Henriette Herz, die Frau des jüdiſchen Arztes Marcus Herz, eines Kantianers und eifrigen Anhängers der alten Schule. Sie war eine gefeierte Schönheit, aber weniger originell; doch war ſie geſcheit und wußte ſich raſch und leicht anzueignen, was ſie hörte. Sie beſaß das Talent des Lernens, und war kenntnißreich, ja gelehrt zu nennen.

Mit allen dieſen trat jetzt auch Tieck in geſelligen Verkehr oder in literariſche Beziehungen. In Rahel's Hauſe hatte er Zutritt, ohne gerade zu ihren nähern Freunden zu gehören. Es war nicht allein Goethe's Poeſie,

in der ſie ſich begegneten, ſondern auch in der gemeinſamen Anerkennung der künſtleriſchen Größe Fleck's. Bei ihnen ſtellte ſich die Anſicht feſt, das berliner Publicum wiſſe dieſen merkwürdigen Mann nicht nach dem ganzen Umfange ſeines Talents zu ſchätzen.

Eine beſondere Gunſt des Glücks war es, als er Fleck's perſönliche Bekanntſchaft machte. Die Veranlaſſung dazu war heiter genug. In der Gegend des Invalidenhauſes gab es eine öffentliche Speiſeanſtalt, welche den Ruhm behauptete, das beliebte berliner Nationaleſſen, Erbſen, in einer Vollkommenheit herzuſtellen, die auch den Kenner befriedigte. Hier fand ſich jeden Donnerſtag Mittag eine ausgewählte Geſellſchaft zuſammen, Schadow der Bildhauer, Zelter der Muſiker, Fleck der Schauſpieler, und der Jüngſte unter dieſen, Tieck der Dichter. Wo ſo entſchiedene Geiſter aufeinandertrafen, konnte es an freier, anregender Unterhaltung nicht fehlen. Für Tieck aber war Fleck die anziehendſte Erſcheinung.

Fleck war eine großartig zugeſchnittene Natur. Seine Haltung, jede Bewegung, jede Miene hatte etwas Edles, Würdevolles. Natürliche, angeborene Grazie und Hoheit ſprachen ſich darin aus. Alles Gemachte und Geſpreizte lag ihm ebenſo fern wie alles Unedle. Selbſt wenn er es gewollt hätte, er würde nicht unedel oder gemein haben erſcheinen können. Auch ohne Schwert und Mantel erkannte man den geborenen Heldendarſteller in ihm. Hatte er am Abend eine hochtragiſche Rolle zu ſpielen, ſo beherrſchte ihn dieſes Bild ſchon lange vorher. Man durfte ihn nur über die Straße gehen ſehen, um anzuerkennen, ſo könne nur ein König ſchreiten. Er war in ſeinem Kreiſe ein Genie, ein echter Künſtler aus tiefem geiſtigen Inſtinct, aber darum nicht ohne Bewußtſein ſeines Werthes und künſtleriſchen Stolz.

Nichts hatte Tieck mehr gewünſcht, als mit ihm über ſeine Hauptrollen zu ſprechen. Von Fleck's Anſichten glaubte er bedeutende Aufſchlüſſe erwarten zu dürfen. Hier aber trat die Künſtlernatur hervor. Wohlwollend hörte Fleck an, was der junge Kritiker ihm zu ſagen hatte. Dagegen war dieſer nicht wenig überraſcht, Fleck's eigene Auseinanderſetzungen über ſeine Rollen nicht anders als geringfügig zu finden. Hätte ihn allein die Einſicht geleitet, welche er entwickelte, ſo konnte er nur ein mittelmäßiger Schauſpieler ſein. Hier ſtand hinter dem Bewußtſein eine höhere Kraft, die im Augenblicke der begeiſterten Darſtellung ſiegreich hervortrat und alle Mängel der Erkenntniß zudeckte, indem ſie ſich ſelbſt derſelben entzog. Es war eine Wahrnehmung, welche dazu diente, Tieck in ſeinen urſprünglichen Anſichten über Geiſtesleben und Wirken zu befeſtigen.

Ungefähr um dieſelbe Zeit, es war im Jahre 1796, lernte er im Hauſe des Bankiers Veit Friedrich Schlegel kennen, und ein Verhältniß begann ſich zu bilden, welches für beide die größte Bedeutung gewann. Friedrich Schlegel gehörte zu denen, welche ſich voll Jugendkraft und Selbſtvertrauen den alten beſchränkten Theorien entgegenſtellten. Seine Studien galten damals noch der alten Literatur. Er beſchäftigte ſich mit ſeiner „Geſchichte der Literatur der Griechen und Römer", und hatte den Plan gefaßt, in Verbindung mit ſeinem Freunde Schleiermacher den Plato zu überſetzen. Er war als Talent und Charakter ein räthſelhaftes Gemiſch der entgegengeſetzteſten Eigenſchaften, und ſchon dadurch anziehend. Wenn er im Kreiſe der Freunde ſich unbefangen hingab, konnte er eine gewinnende Liebenswürdigkeit entwickeln, in der er mit naiver Offenheit aus ſeinen Schwächen kein Hehl machte. So vieles Tieck auch anerkennen mußte, entging ihm doch nicht, daß er von

Selbsttäuschung und Eitelkeit nicht frei sei. Dies äußerte sich in fast komischer Weise. Auf einem Spaziergange durch den Thiergarten setzte Schlegel eines Tages alles Ernstes auseinander, daß er sein Leben für ein verfehltes halten müsse, weil er sein wahres und eigenthümliches Talent nicht ausbilden könne. Eigentlich sei er zum Feldherrn berufen, und wenn es ihm an Gelegenheit fehle, dies zu zeigen, so verliere die Welt dabei nicht wenig.

Durch Schlegel kam Tieck mit Schleiermacher in Berührung, der damals Prediger an der Charitékirche war. Auch er war ein entschiedener Gegner der alten Schule, und Tieck lernte in ihm bald den tiefsinnigen Theologen anerkennen.

Unter den ältern Freunden blieb ihm dagegen Rambach fern, dessen Oberflächlichkeit und unbefriedigende Vielthätigkeit ihm immer klarer ward. Die Zeiten, wo er von diesem lernen konnte, waren vorüber. Einen letzten äußern Beziehungspunkt gab das berliner „Archiv der Zeit", welches seit 1795 bei Maurer erschien, und dessen Herausgeber Rambach war. Diese Monatsschrift, die Politik, Literatur und Kritik umfassen sollte, war ein Sammelplatz für die bedeutendsten und verschiedensten Kräfte Berlins. Es war ein neutrales Gebiet, auf dem alte und neue Literatur sich begegneten. Hier erschienen auf der einen Seite Nicolai, Gedike, Ramler, Zöllner, Bendavid, Jenisch; von der andern Bernhardi, Bothe, Hirt, dann Zschokke, Feßler, Veit Weber. Bernhardi führte eine Zeit lang das Fach der Theaterkritiken. Auch Tieck gab eine Beurtheilung der neuesten Musenalmanache, namentlich von Schmidt, Voß, Becker, Falk und Schiller, in der er sich entschiedener aussprach, als es dem Herausgeber lieb war, welcher es mit der ältern Schule keineswegs zu verderben wünschte.

Durch Bernhardi's Vermittelung erneuerte er vorübergehend Zſchokke's Bekanntſchaft, dem er früher in einem ſchmerzvollen Augenblicke begegnet war. Zſchokke hatte ſich in der Tagesliteratur einen Namen gemacht. Er war als Docent an der Univerſität Frankfurt aufgetreten, und bald darauf mit dem Wöllner'ſchen Miniſterium in einen verdrießlichen Zwiſt gerathen. Mit den heimiſchen Zuſtänden zerfallen, war er jetzt im Begriff, nach der Schweiz auszuwandern. Sein Weſen war hart, ſchroff, vierkantig. Er zeigte ſich als demokratiſchen Parteimann bis auf die ſchweren, mit eiſernen Nägeln beſchlagenen Schuhe, welche er trug. Auf Tieck machte er einen abſtoßenden Eindruck. Die demokratiſchen Grundſätze, welche er ſelbſt hin und wieder vertheidigt hatte, erſchienen ihm hier in unangenehmer Form. Er konnte ein völliges Aufgeben des Vaterlandes wegen augenblicklicher Uebelſtände und einiger perſönlicher Unbilden weder für politiſch noch patriotiſch halten. Nur im Vaterlande ſelbſt könne der Menſch auf eine volle Entwickelung ſeines Weſens rechnen, war ſeine Anſicht.

Zwiſchen dieſen anziehenden und abſtoßenden Kräften bildete ſich Tieck zunächſt ſeinen eigenen Kreis, dem Wackenroder, Bernhardi, der junge Arzt Bing, der Muſikdirector Weſſely und ſein Bruder Friedrich angehörten, welcher ſich inzwiſchen als Bildhauer ausgebildet hatte, und für eine Kunſtreiſe vorbereitete. In die Enge des väterlichen Hauſes konnte auch er nicht mehr zurückkehren. Er wie ſeine Geſchwiſter waren über dieſe beſchränkten Verhältniſſe hinausgewachſen. Das mußte der Vater ſelbſt erkennen, der in alter Weiſe fortſchaltete, wenngleich nicht ganz in alter Kraft und Friſche, und nicht frei von krankhaften Anwandlungen und Sorgen.

Beſonders drückend war dies für die Schweſter geworden, die mit ſteigender Leidenſchaft auf die endliche Rückkehr

des Bruders gehofft hatte. Als ein Ideal hatte ſie die Erinnerung des frühern Zuſammenlebens feſtgehalten. In der Zeit ſeiner Abweſenheit, als er ſich in den verſchiedenſten Studien und Verhältniſſen befand, glaubte ſie ſich vernachläſſigt und vergeſſen. Jetzt endlich ſollte ein lang gehegter Plan in Erfüllung gehen. Um ganz ſich ſelbſt zu leben, bezogen Bruder und Schweſter in den Jahren 1795 und 1796 eine Sommerwohnung auf dem ſogenannten Mollard'ſchen (nachher Wollank'ſchen) Weinberge vor dem Roſenthaler Thore. Da gab es freilich weder Wein noch Berge, wol aber verſammelte ſich auf einer zwiſchen Sandhügeln liegenden Oaſe von Kaſtanienbäumen die elegante Welt Berlins. Hier beſprachen die Geſchwiſter und Freunde in Scherz und Ernſt die gemeinſamen Intereſſen in Poeſie, Literatur und Kunſt; neue Entwürfe wurden gemacht, alte Pläne gediehen zur Reife, und tiefere Einwirkungen der Dichtungen Tieck's bereiteten ſich vor.

6. Der Altmeiſter und der junge Dichter.

Aber auch den Führern der alten Schule konnte Tieck nicht fern bleiben. Schon von Göttingen aus hatte er Verbindungen mit ihnen angeknüpft.

In dem Hauſe des alten Wackenroder lernte er Ramler kennen, der Hausfreund und literariſcher Rathgeber war. Ein feiner alter Herr, ſtets ſorgfältig gekleidet, in ſeiner Haltung elegant, nicht ohne ſcharfe, faſt ſpitze Züge. In geſelligen Kreiſen pflegte er als Vorleſer aufzutreten, und gern gehört zu werden. Man bewunderte die Kunſtfertigkeit, mit

welcher er auch proſaiſche Erzählungen zu dramatiſiren pflegte. In den dialogiſchen Partien trug er die Frauenrollen mit fiſtulirender Stimme vor, und plötzlich fiel er dann in den tiefſten Baß hinab. Tieck hörte ihn in dieſer Weiſe einige Capitel aus dem „Don Quixote" vorleſen. Doch ſchien ihm ſein Vortrag ebenſo wenig wie ſeine Gedichte lobenswerth.

Ramler ſtand noch an der Spitze des berliner Theaters. Tieck übergab ihm daher ſeine Bearbeitung des „Sturm" mit der Bitte, einen Verſuch damit auf der Bühne zu machen, wobei er den Wunſch nicht unterdrückte, ſie keinen Veränderungen zu unterwerfen. Er kannte und fürchtete die berühmte Ramler'ſche Feile. Der Dichter nahm dieſe Andeutung nicht ohne Empfindlichkeit auf, und der „Sturm" kam natürlich nicht zur Darſtellung. Engel hatte bereits Berlin verlaſſen; erſt ſpäter begegnete ihm Tieck im Hauſe des Buchhändlers Unger.

Am wichtigſten für ihn blieb Nicolai. Da ſich dieſer bereit erklärt hatte, ſeine Dichtungen in Verlag zu nehmen, ſo ſuchte er ihn bald nach ſeiner Rückkehr auf. Gleich der erſte Eintritt war ſonderbar. Nicolai, ein hagerer, trockener Mann, war im eifrigen Geſpräche mit ſeinem Sohne Karl und Bernhardi. Ihre Unterhaltung ſchien faſt unverſtändlich; ſie bewegte ſich in Schiller'ſchen Reminiscenzen, und endlich bemerkte Tieck, daß jeder in einem angenommenen Charakter ſpreche. Sie improviſirten eine Scene aus dem „Don Carlos". Der alte Nicolai ſtellte den König Philipp, ſein Sohn den Don Carlos dar, Bernhardi ſprach im Tone des Marquis Poſa. Es war überraſchend, den kühlen, nüchternen Kunſtrichter und Buchhändler in einem phantaſtiſchen Spiele dieſer Art zu finden. Die Luft der Zeit am Theater beherrſchte auch ihn.

Als man ſich nähergekommen war, erwarb Tieck uner-

wartet die Gunſt des ſonſt ſchwer zufriedenzuſtellenden Kritikers. Seit vierzig Jahren war Nicolai daran gewöhnt nicht allein zu verlegen, ſondern auch in allen Dingen der Literatur mitzureden, zu urtheilen und ſeine Stimme auch da abzugeben, wo man wenig Neigung hatte, darauf zu hören. Da er ſich eines aufrichtigen Strebens bewußt war, und Erfolge, und mehr noch Erfahrungen und praktiſche Kenntniſſe der Literatur für ſich hatte, die er in einem langen Geſchäftsleben ſammeln konnte, ſo hatte er keinen geringen Begriff von ſeiner Würde und Bedeutung. Es war ihm zum Bedürfniß geworden, Rath zu geben und den Mäcen zu ſpielen. Gern theilte er jungen ſtrebſamen Männern und Anfängern ſeine Erfahrungen und Lehren mit, ſie zu warnen, zu leiten und zu bilden. Auch in den Geſprächen mit Tieck legte er ſeine Meinungen ausführlich dar; er begann ihn zu belehren, und auf dieſen und jenen wichtigen Punkt aufmerkſam zu machen. Niemals hatte es Tieck für möglich gehalten, auf ſo abgeſchloſſene und feſtwurzelnde Anſichten Einfluß auszuüben. Ohnehin mehr zum Schweigen als zum Reden aufgelegt, hielt er jeden Widerſpruch für überflüſſig, und begnügte ſich, den Neſtor der Literatur ſchweigend anzuhören. Nicolai fand darin ein Zeichen der Anerkennung, der Ehrfurcht, welche ſeinem Alter und ſeiner Ueberlegenheit gebühre, und unterließ nicht, dem jungen vielverſprechenden Manne ſeine beſondere Gunſt zuzuwenden. Er glaubte einen Jüngling gefunden zu haben, den Eifer und Beſcheidenheit gleich ſehr auszeichne, und der ſich unter ſeiner Leitung zu einem nützlichen Schriftſteller heranbilden wolle.

Und gleich hatte er für ihn Arbeit bei der Hand. Er übertrug ihm die Fortſetzung der „Straußfedern". Seit 1787 war unter dieſem geſuchten, aber ironiſch gemeinten Titel eine

Sammlung von Erzählungen erſchienen, deren Verfaſſer der durch ſeine Volksmärchen beliebt gewordene Muſäus war. Als dieſer nach dem Abſchluſſe des erſten Bandes ſtarb, übernahm Johann Gottwert Müller die Fortſetzung, deſſen „Siegfried von Lindenberg", wie ſeine übrigen komiſchen Romane, nicht minder gern geleſen wurde. Er lieferte den zweiten und dritten Band, ward aber der Sache überdrüſſig. Seit 1791 ruhte das Unternehmen; jetzt war in Tieck eine friſche, fähige und bereitwillige Kraft gewonnen.

Dieſe Erzählungen ſollten unterhaltend und belehrend zugleich ſein; ſie ſollten die ſatiriſch-moraliſche Richtung verfolgen. Es waren theils Originale, theils Nachbildungen und Umarbeitungen. Im Ganzen gab Nicolai dieſen den Vorzug, da ſie eine größere Sicherheit darboten. Nach den erſten Verabredungen überſandte er Tieck das Material in ganzen Waſchkörben zur Verarbeitung und Zubereitung. Es beſtand aus bändereichen Sammlungen älterer franzöſiſcher Anekdoten und Erzählungen, wie die „Amusemens des eaux de Spa". Für Tieck hätte es keine verdrießlichere Aufgabe geben können, als aus dieſem Haufen Spreu die noch genießbaren Körner herauszuſuchen. Er fühlte Kraft und Bedürfniß, ſich frei und ſelbſtändig auszuſprechen, und jetzt wurden ihm Vorbilder und Stoffe gegeben, welche kaum der Betrachtung werth waren. Sogar der Ton der Erzählungen war ihm vorgeſchrieben; er ſollte ſich ſoviel als möglich der Art und Weiſe ſeiner Vorgänger anbequemen. So ſehr er auch Muſäus als feinen, gewandten Schriftſteller anerkannte, und es ihm als Verdienſt anrechnete, die alten Volksmärchen wieder aufgefriſcht zu haben, ſo wenig einverſtanden war er mit der Art, wie dies geſchehen war. Für dieſe einfachen und unbefangen natürlichen Erzeugniſſe des dichtenden Volksglaubens ſchien ihm der Ton der directen Ironie oder des

rationaliſtiſchen Spottes, in den ſeine anmuthige Erzählung überging, der unpaſſendſte. In den „Straußfedern" war dieſer Ton zur Manier geworden. Weniger noch als Muſäus' feine Weiſe wollten ihm die groben Holzſchnitte Müller's zuſagen, deſſen geprieſene Naturwahrheit am Ende nur ein Abſchreiben der Natur in niederländiſcher Art, in plumpen und rohen Strichen war.

Indeß, wollte er das Vertrauen ſeines literariſchen Mentors nicht verſcherzen, ſo mußte er ſich dem Geſchäft unterziehen. Er begann zu ſichten, zu leſen, auszuwählen. Mit Widerſtreben bearbeitete er einige dieſer franzöſiſchen Anekdoten für das deutſche Leſepublicum. Doch bald ward er der undankbaren Arbeit müde. Es war kürzer, für ihn ſelbſt fördernder, und im Erfolge mindeſtens ebenſo ſicher, eigene Erfindungen an die Stelle jener Trivialitäten zu ſetzen. Es entſtand die größere Erzählung „Die beiden merkwürdigſten Tage aus Siegmund's Leben", in welcher er ein ſatiriſches Bild gewiſſer geſellſchaftlicher Verhältniſſe nach eigenen Beobachtungen gab.

Als er ſeine Erzählung Nicolai zur Cenſur überreichte, war dieſer durch ihre Vorzüge vor den frühern nicht wenig überraſcht. Er lobte die Wahl, welche er getroffen habe, und wünſchte eine genaue Nachweiſung des Originals. Tieck's Antwort, er habe ſein Eigenthum gegeben, wies er mit ungläubigem Lächeln ab. Als ſpäter einmal beide allein waren, kam er auf dieſelbe Frage zurück, und begann im Tone väterlicher Ermahnung: „Jetzt, lieber junger Mann, ſind wir allein; nun können Sie es mir, dem älteren Freunde, offen geſtehen, woher Sie jene Geſchichte genommen haben. Wo ſteht das Original?" Auf Tieck's Verſicherung, daß er nichts zu geſtehen habe, die Geſchichte ſei Original und ſein Eigenthum, erwiderte er: „Für ſo eitel hätte ich Sie

doch nicht gehalten!“ und brach das Gespräch nicht ohne Empfindlichkeit ab.

Eine so große Genugthuung hatte Tieck kaum erwartet; er gab daher auch für die folgenden Bände statt der verlangten Bearbeitungen eigene Erzählungen. Es waren rasch und keck hingeworfene Skizzen des geselligen und literarischen Lebens der Gegenwart, die keinen Anspruch auf bedeutende Tiefe machten, in denen er aber mit steigender humoristischer Laune und offener Satire die Verkehrtheiten darstellte, an denen er sich schon als Schüler geärgert hatte. Er griff schonungslos die unwahre Empfindsamkeit an, die seit der Siegwartperiode immer noch ihr klägliches Gewinsel fortsetzte, die seichte und dünkelhafte philanthropische Erziehung, welche die Kinder mit Aufklärung und Philosophie auffüttern wollte, die falsche Naturempfindelei, den abgeschmackten Kunstenthusiasmus, die Starkgeisterei der Kraftmenschen und Genialen, die in den angeblich altdeutschen Ritterromanen, und in den Räuber- und Spukgeschichten ihr Wesen trieb. Manche Züge entnahm er aus seinen eigenen Kreisen. In einer Erzählung: „Die gelehrte Gesellschaft“, ironisirte er in flüchtigen aber scharfen Strichen sein und seiner Freunde literarisches Treiben. Einige Verse, die Wackenroder im pathetischen Tone der ältern Schiller'schen Gedichte 1795 auf Arkona gemacht hatte, fanden darin eine Stelle, um eine strenge Kritik zu erfahren. Er zeigte, daß er für die Schwächen seiner Freunde kein minder scharfes Auge habe.

In den Jahren 1795—98, wo die Sammlung abgeschlossen wurde, lieferte er sechzehn verschiedene Beiträge, die den größten Theil der fünf letzten Bände füllten. Da es darauf ankam, Stoff herbeizuschaffen, so begann auch seine Schwester an diesen Arbeiten übersetzend und erfindend Theil zu nehmen. Geschützt durch die Anonymität

des Buches, trat ſie hier zuerſt als Schriftſtellerin auf. Mit Ausnahme einer kleinen Erzählung, deren Verfaſſer Bernhardi war, gehörten die übrigen ihr.

Neben dieſen Arbeiten hatte Tieck noch Zeit und Laune gefunden, einen alltäglichen Stoff, den er jenen franzöſiſchen Sammlungen verdankte, frei zu geſtalten. Es war „Peter Lebrecht, eine Geſchichte ohne Abenteuerlichkeiten", die ihm ebenfalls unerwartet den höchſten Beifall ſeines kritiſchen und väterlichen Freundes erwarb. Nur hatte er auszuſetzen, daß Tieck dem Helden den Namen Friedrich gegeben habe, den er mit dem witziger ſcheinenden Peter vertauſchte. Der Ton der ſchärfern Ironie, welcher in den frühern Skizzen herrſchte, war um ein Bedeutendes herabgeſtimmt, eine gewiſſe gutmüthige Zahmheit war an die Stelle der Kühnheit getreten. Eine nüchterne, einfache Geſchichte wurde benutzt, um ebenſo nüchtern gewiſſe Anſichten auszuſprechen, die auf das Mittelmaß des Verſtändniſſes berechnet waren, mit welchem die Aufklärer ſich zu begnügen pflegten. Nur hin und wieder blitzte die ſatiriſche Laune auf, und ebenſo überraſchend klangen einzelne tiefe Töne der Volks- und Naturpoeſie durch, in denen der Dichter ſeinem gepreßten Herzen Luft machte. In der Freude, einmal ein Werk ganz nach ſeinem Geſchmack gefunden zu haben, ſchien ſie der alte Kritiker ganz zu überhören, ſonſt hätte er erkennen müſſen, daß er es hier mit einem andern Geiſte zu thun habe, als er meinte.

Sein Sohn theilte die Freude über den Fund, und da dieſer ſein eben eröffnetes buchhändleriſches Geſchäft durch einen bedeutenden Artikel empfehlen wollte, ſo überließ ihm der Vater den Verlag. Noch im Jahre 1795 erſchien die abenteuerliche Geſchichte des Herrn Peter Lebrecht im Druck. Früher ſchon hatte er den „Abdallah" übernommen, und zugleich alles, was Tieck ſonſt noch etwa unter der Feder haben mochte.

In dieſen zahlreichen kleinen Arbeiten hatte der Dichter zum erſten Male den humoriſtiſch-ſatiriſchen Ton mit Erfolg angeſchlagen. Er begann damit die Kehrſeite ſeines Weſens herauszuwenden, die bisher von den finſtern Schatten des „Abdallah" bedeckt worden war. Aber er konnte darum jenen ſchwermüthigen Gedanken nicht untreu werden, auf ihnen ruhte ſeine Natur. In dem größern Romane „William Lovell" vollendete er jetzt eine neue Geſtaltung derſelben.

Seit dem Sommer 1792 hatten ihn dieſe Charaktere und die pſychologiſchen Räthſel, deren Träger ſie ſein ſollten, beſchäftigt. Gleich nach dem Abſchluſſe des „Abdallah" war er an die Ausarbeitung gegangen, jetzt war ſie beendet, und noch 1795 erſchien der erſte Theil des neuen Romans. Er war minder phantaſtiſch als der frühere. Weder die übliche Maſchinerie der Feenmärchen war angewendet, noch ſollte der Leſer durch die ſinnlichen Farben des Orients beſtochen werden. Aber eben darum wirkte das Nachtgemälde, welches der Dichter aufrollte, um ſo erſchütternder. Unmittelbar aus der Gegenwart, aus ſeiner eigenen Erfahrung, aus den Stimmungen höchſter Verzweiflung, die ihn früher ſo oft ergriffen hatte, waren dieſe ſcharfen und düſtern Züge hergenommen. Ein Seelenleben und Leiden war geſchildert, wie es Jeder, der die Gegenſätze der Geiſteswelt nicht ganz oberflächlich anſah, an ſich ſelbſt erfahren konnte; Verhältniſſe und Charaktere gehörten unmittelbar der Zeitgeſchichte an. Die Folgen der prahleriſchen Starkgeiſterei und des falſchen Tugendprunks verfolgte er durch die ganze Reihe ihrer unheilvollen Wirkungen, bis zum letzten Punkte hin. Das unaufhörliche Betrachten und Studiren der Seele, das einem geiſtigen Selbſtverzehren gleichkam, das Großthun mit Kraft, Tiefe, Genie und Enthuſiasmus ſtellte er dar, dieſe moraliſche Gedunſenheit, welche nur die geiſtige Armuth

und Selbſtſucht verbirgt und mit dem Verbrechen endet. Er wollte die Nothwendigkeit einer nüchternen Selbſtbeſchränkung anſchaulich machen, einer Reſignation, ohne welche der Menſch nicht leben kann.

Niemals vielleicht hatte ein jugendlicher, kaum zwanzigjähriger Dichter, der ſelbſt von Enthuſiasmus erfüllt war, an ſeinem Helden ein furchtbareres Gericht vollzogen. Schonungslos riß er ihm ein Stück nach dem andern von jener moraliſchen Garderobe ab, mit welcher Anfänger ſo gern ihre idealen Tugendhelden prunken laſſen. Unbewußt übte er hier jene vielbeſprochene Ironie aus, welche er in ſpäteren Jahren als erſte Bedingung jeder darſtellenden Dichtung forderte. Es war zugleich eine Selbſtwarnung, die er ſeinen eigenen Abirrungen entgegenſtellte, eine ſcharfe Kritik, welcher er ſich und ſeine jüngern Genoſſen unterwarf, die ſich ſo gern genial, groß und kühn dünkten. Es war eine Auseinanderſetzung der wahren ſittlich-dichteriſchen Begeiſterung, und der falſchen, welche die Züge jener heuchleriſch nachbildet. Dieſer Roman war ein Zeugniß ſtaunenswerther Reife, aber ſie war auch mit ſchmerzlichen Erfahrungen erkauft.

Stellung und Gruppirung der Charaktere erinnerten an den „Abdallah". Lovell und Abdallah, Andrea und Omar entſprachen einander. War der „Lovell" in manchen Partien noch dunkel und ſchwerfällig, ſo war er doch das viel gereiftere Product. In einzelnen Zügen und Schilderungen hatte ſich auch der Einfluß des „Geiſterſehers" von Schiller geltend gemacht, deſſen Werth Tieck bei weitem höher anſchlug als der Dichter ſelbſt.

Ein ſolches Buch war weder eine leichte noch eine erfreuliche Lectüre; es konnte nur einen peinlichen, düſtern Eindruck machen. Er durfte ſich kaum wundern, wenn es die Einen ganz abwieſen, die Andern misverſtanden, und er es am

Ende weder Freund noch Feind recht gemacht hatte. Er nahm darin eine eigene, freie Stellung ein, und zeigte, daß er ſich der neuen Schule ebenſo wenig unbedingt zu ergeben geneigt ſei als der alten. Die kritiſchen Urtheile, welche das Buch öffentlich erfuhr, waren zum Theil ſonderbar. So wies ihm der überkluge Recenſent der „Jenaiſchen Literaturzeitung" aus einigen misverſtandenen Anglicismen, die er gefunden haben wollte, nach, der Roman ſei aus dem Engliſchen überſetzt, und er verſchweige den Namen des Verfaſſers abſichtlich. Ebenſo hatte ein anderer Kritiker in Folge der trefflichen Erzählungen im fünften Bande der „Straußfedern" dem Witz und der unerſchöpflichem Laune des Verfaſſers des „Siegfried von Lindenberg" ſeine volle Anerkennung zu Theil werden laſſen.

Der aufgeklärte Herr Peter Lebrecht hatte den wohlwollenden Leſern doch beſſer gefallen, und ſo ſollte denn ſein Name einigen andern Dichtungen zur Empfehlung dienen, mit deren phantaſtiſchem Inhalte ſeine biedere Verſtändigkeit wenig übereinſtimmte. Schon in dem zweiten Theile ſeiner Geſchichte, den der jüngere Nicolai ausdrücklich verlangt hatte, kündigte er die beabſichtigte Erneuerung einiger alten Volksmärchen an. Zugleich warnte er, man möge doch ja nicht jene Volksromane, die man auf der Straße für einen Groſchen von alten Weibern kaufe, verſpotten. „Siegfried" und die „Haimonskinder", „Herzog Ernſt" und „Genoveva" ſeien reiner und enthielten mehr Poeſie als die Misgeburten einer wahnwitzigen Phantaſie in den angeblichen Ritterromanen. Die Herausgabe von „Peter Lebrecht's Volksmärchen" wurde vorbereitet. Kaum hätte es einen glücklichern Stoff für Tieck geben können.

Sein Talent hatte um dieſe Zeit eine neue reichere Entfaltung erfahren. Er hatte Gelegenheit gehabt es auszu-

ſprechen, im Tone des ſpielenden Humors wie des tiefſten Ernſtes. Manches, was früher Gegenſtand trübſinniger Betrachtung geweſen war, erſchien ihm jetzt in hellerem Lichte, und war es auch nicht möglich, die Räthſel zu löſen, ſo waren doch Humor und ſcherzhafte Laune eine angenehmere und willkommenere Form dafür. Ueber Dichtung und Dichterwerke ging ihm eine neue Offenbarung auf. Entferntes trat ihm näher, Vereinzeltes ſtrebte zueinander hin und rundete ſich zum Ganzen ab, Verſchloſſenes eröffnete ſich. Ein nie geahnter wunderbarer Glanz ſchien über das Leben hinzugehen, überall ſah er es keimen und blühen, in anderm erhöhten Sinne kehrte ihm die Naturtrunkenheit der erſten Jünglingsjahre zurück. Zu Zeiten konnte er meinen er habe jetzt zuerſt das Auge aufgeſchlagen. Dies alles ſollte nun in ſeinen Dichtungen Geſtalt gewinnen. Wie hätten Tiefſinn und Leidenſchaft, Humor und Witz, die Begeiſterung für das einfach Volksthümliche, das echte Naturgefühl, und die ruhelos bildende Phantaſie einen beſſern Stoff finden können als in den alterthümlichen Volksmärchen? In dieſen halb tiefſinnigen, halb kindlichen Erzeugniſſen einer unbefangenen und phantaſtiſch-ſpielenden Volks- und Naturpoeſie, die ſich harmlos ihrem Witze wie ihrem Schmerze überließ, lagen alle jene Elemente beiſammen. Dieſe Schätze ſchienen nur des Dichters zu harren, der im Beſitze des Zauberwortes war, das ſie zu heben vermochte.

Dem aufgeklärten Leſepublicum lagen dieſe alten Volksgeſchichten ſehr fern. Längſt glaubte man über die Zeiten hinaus zu ſein, wo ſie um ihrer ſelbſt willen irgendeine Beachtung verdient hätten; man behandelte ſie als altes Weibergeſchwätz, dem höchſtens noch eine Stelle in den Spinnſtuben zu gönnen ſei. Muſäus' Erneuerung hatte zum Theil deshalb Beifall gefunden, weil ſie jene Dichtungen mit der

Ironie einer höherſtehenden Bildung betrachtete. In Tieck's Umdichtungen wandte ſich nun dieſe Ironie gegen die Beſſerwiſſenden, gegen die Aufgeklärten ſelbſt. Während ſie Alles wiſſen und erklären wollten, erſchien in dieſen Märchen, deren Entſtehung gar nicht nachzuweiſen war, das natürlich Ergreifende, das Tiefſinnige und Dichteriſche als ein Räthſelhaftes und Unerklärliches, das aller Definitionen ſpottet. Häufig iſt es die unbewußte Naturkraft, in deren geheimnißvollem Zuge allein Hülfe und Rettung liegt, während das überweiſe, ſelbſtzufriedene und vorwitzige Handeln und Machen der Menſchen hemmend und verneinend eingreift. So erſchien als Thorheit was für Weisheit gegolten hatte, und in dem kindiſchen ahnungsloſen Spiele der Thoren erſchloß ſich ein tiefer Sinn. Nicht ohne beißenden Spott nannte Tieck dieſe alten Bilder, welche er ſeinen klugen Zeitgenoſſen vorhielt, Ammen- und Kindermärchen. Eine verdoppelte Ironie war es, wenn ſeine kritiſchen Verleger, indem ſie ſich an einzelne ihnen zuſagende Züge hielten, dieſen Bearbeitungen der Volksmärchen Beifall ſchenkten, ohne zu ahnen, welche Satire auf ſie und ihre Meinungsgenoſſen darin liege.

Im Jahre 1796 entſtand die Dramatiſirung des alten Märchens vom Blaubart. Er hatte es faſt zu einer Tragödie erweitert, in der die Löſung von den Ahnungen ausgeht, welche von den Klugen als Thorheit verſpottet werden. In treuherziger Einfalt erſchien der alte Sagenton in den „Haimonskindern", während die „Geſchichte von den Schildbürgern" in dem Aberwitz der Ueberweisheit, die Alles ergründen will und ſchließlich den Wald vor Bäumen nicht ſieht, eine deutliche und derbe Satire der herrſchenden Richtung gab. Kühn griff er die Aufklärer faſt auf allen Punkten an. In der Charakteriſtik der ſchildaſchen Dichter waren Iffland und Kotzebue nicht zu verkennen; auch an eini-

gen Anſpielungen auf des alten Nicolai berühmte Beſchreibung ſeiner Reiſe durch Deutſchland fehlte es nicht. Bald darauf, 1797, entſtand die „Geſchichte von der ſchönen Magelone", und die dramatiſirte Sage von „Karl von Berneck", deren Herausgabe der jüngere Nicolai beſonders wünſchte, ſchloß ſich in umgearbeiteter Geſtalt dieſem Märchenkreiſe trefflich an.

Eine der anziehendſten dieſer volksthümlichen Erzählungen war Tieck's eigene Erfindung, „Der blonde Ekbert". Sie verdankte ihre Entſtehung einer augenblicklichen Inſpiration. Der jüngere Nicolai wünſchte nichts ſehnlicher, als das Erſcheinen der Märchen zu beſchleunigen. Häufig hatte er ungeduldig die Anfrage wiederholt, wie weit das Manuſcript vorgerückt ſei, oder was er unter der Feder habe. Um den Dränger zufriedenzuſtellen hatte Tieck einmal auf gut Glück geantwortet: „Der blonde Ekbert!" Es war ein Name, der ihm in den Mund gekommen war. Später fiel ihm die Leichtfertigkeit auf die Seele, mit welcher er eine Dichtung angekündigt hatte, für die er bisjetzt weder Fabel noch Idee habe. Er ſetzte ſich zum Schreiben nieder. Da fand ſich zu dem Namen ein Mann. Aus der Erinnerung an die Erzählungen ſeiner Mutter tauchte das Bild jenes alten unheimlichen Weibes auf, das mit dem Hunde in menſchenſcheuer Abgeſchiedenheit in der Hütte ſaß. Es verband ſich mit den Bildern der einſamen und ſchauerlichen Waldgründe, welche er oft durchſtrichen hatte, und eine ergreifende Erzählung erwuchs, die der volksthümlichen Sage irgendeines Waldgebirges anzugehören ſchien.

Als Tieck ſein Märchen im Kreiſe der Freunde aus den Correcturbogen vorlas, erfuhr das Wort, welches im Mittelpunkte deſſelben ſtand, Waldeinſamkeit, eine ſcharfe Kritik. Wackenroder erklärte es für unerhört und undeutſch, wenig-

ſtens müſſe es heißen Waldeseinſamkeit. Die Uebrigen ſtimmten bei. Umſonſt ſuchte Tieck ſein Wort, das er unbefangen gebraucht hatte, durch ähnliche Zuſammenſetzungen zu vertheidigen. Er mußte endlich ſchweigen, ohne überzeugt zu ſein, ſtrich es aber nicht aus, und gewann ihm das Bürgerrecht in der Literatur. Im Jahre 1797 ward der „Geſtiefelte Kater" vollendet. Es war ein genialer Wurf, und er gelang auf das glänzendſte. Freilich ſchloß ſich weder dieſer Stoff noch die Behandlung an die frühern treuherzigen Erzählungen unmittelbar an. Aus Perrault's Märchen war eine ſcharfe literariſche Satire geworden. Aber ſchon die Keckheit des Contraſtes mußte überraſchen, und mehr noch, daß ein junger Autor, der ſich erſt bilden ſollte, dieſes kindiſche Märchen, das in der That aus der Ammenſtube zu kommen ſchien, einem erleuchteten Publicum vorzuführen wagte.

Es war eine Kriegserklärung, nicht allein gegen das Theater, ſondern auch, was bedenklicher war, gegen die Autorität des Publicums. In dieſem phantaſtiſchen Luſtſpiel erſchienen Bühne und Publicum auf der Bühne, ſie ironiſirten ſich gegenſeitig, und das aufgeſtellte Bild beider war nicht eben ſchmeichelhaft. In die Philiſterwelt der zärtlichen Väter und unſchuldigen Landleute Iffland's und Kotzebue's trat dreiſt und zuverſichtlich, als könne es nicht anders ſein, der „geſtiefelte Kater", der allein ſchon dadurch die gutgemeinte, aber beſchränkte Ernſthaftigkeit jener Geſtalten verſpottete. In dem bürgerlichen Schauſpiele ſollte die gemeine alltägliche Wahrſcheinlichkeit für dichteriſche Wahrheit gelten; jetzt erſchien es in dem grellſten Lichte des Lächerlichen, indem es nicht nur das Unwahrſcheinliche, ſondern ſogar das Widerſinnige dulden mußte. Der einzige Witzige, ja Vernünftige in dieſer ehrbaren Geſellſchaft war der mit Schimpf und Schande vertriebene und geſchmähte Hanswurſt, deſſen gemeiner Name

allein ſchon dem gebildeten Publicum Ekel erregte, und der nun wieder zu Ehren gebracht werden ſollte. Und abgeſchmackt erſchien das Publicum ſelbſt, die Kunſtrichter von Fach, die privilegirten Hüter des guten Geſchmacks, die deſſenungeachtet gerührt, belehrt und gebeſſert ſein wollen, und in jedem Augenblick bereit ſind, ihre Anforderungen an Geſchmack und Wahrheit mit Hülfe der Füße durchzuſetzen. Hier gab es alle Arten der Thorheit und Anmaßung, von dem hochmüthigen Kunſtenthuſiasmus bis zur reinen Dummheit. Der Vertreter jenes war ein Mann, deſſen Lobrednerei Tieck vor allem verdroſſen hatte, Böttiger, welcher in ſeinem unlängſt erſchienenen Buche, „Entwickelung des Iffland'ſchen Spiels in vierzehn Rollen", dem Publicum in breiter Ausführung die Künſtlergröße Iffland's begreiflich machen wollte.

Dieſem verwegenen Spiele folgte 1797 ein zweites, vielleicht noch kühneres, welches er herausfordernd ein hiſtoriſches Schauſpiel nannte, „Die verkehrte Welt". Veranlaſſung und Namen hatte eine Poſſe in Weiſe's vergeſſenem „Zittauiſchen Schultheater" gegeben. Der Dichter ſelbſt lebte ja in einer ähnlich verkehrten Welt, wo die Thorheit ſich als Weisheit breit machte, um den Tiefſinn als Thorheit zu verſchreien, wo man die reinſte Proſa Poeſie nannte, um dieſe für immer zu exiliren. Apoll und der Poet ſind verbannt, während ein Nützlichkeitsregent auf dem Parnaß backen und brauen läßt, und die Muſen ſich bequemen müſſen, zu brauchbaren Perſonen zu werden, um die Hochachtung des guten Bürgers zu verdienen. Während endlich das Spiel mit dem Theater ſo weit ging, daß Zuſchauer und Schauſpieler ihre Plätze miteinander tauſchten, begleitete die in Worte überſetzte Muſik dieſe tolle Welt mit dem Adagio ihrer ſchwermüthigen Töne, und durch jenes betäubende Geſchrei des Unverſtandes klangen die vollen Accorde des tiefſten dichteri-

ſchen Ernſtes. Hier fand ſich auch die Andeutung, man ſolle die verkehrte Welt nur noch einmal umkehren, ſo werde ſchon die rechte zum Vorſchein kommen.

Nach ſolchen Ausbrüchen des Humors durfte der Dichter nicht mehr hoffen, mit ſeinen Beſchützern und Verlegern im Einverſtändniſſe zu bleiben; jetzt mußten ihnen die Augen aufgehen. Tieck hatte gewünſcht, mit dem letzten Luſtſpiel die „Straußfedern" abzuſchließen. Schon früher hatte er es gewagt, ein kleines, unbedeutendes Drama einzuſchwärzen. Jetzt überſandte er Nicolai die drei erſten Acte der „Verkehrten Welt", dann ließ er nach einiger Zeit die beiden letzten folgen. Doch die Geduld des kritiſirenden Verlegers war erſchöpft. In eine wohlgemeinte Sammlung moraliſcher Erzählungen, wie ſeine „Straußfedern", gehörten ſo excentriſche Ausgeburten der Phantaſie nicht hinein; und er ſollte nun gar noch zwei ſolche Stücke gutheißen! Auch war der beſcheidene junge Schriftſteller, der ſeinen Lehren ſo aufmerkſam zu folgen ſchien, offenbar nichts weniger als ſein Jünger, ſondern ein arger Ketzer, erfüllt von allen verpönten und gefährlichen Phantaſtereien. Doch zu des jungen Mannes eigenem Beſten beſchloß er, ihm diesmal ſeine Meinung gründlich zu ſagen. Er ſandte das Manuſcript mit einem Briefe zurück, in welchem er ihn vor den Irrwegen phantaſtiſcher Excentricität väterlich warnte, wie vor übermüthiger Verſpottung des Publicums, und ihm zu Gemüthe führte, daß Anlagen nur durch Fleiß und Strenge zu bilden ſeien. Aber der muthwillige Geiſt des Luſtſpiels hatte den gründlichen Kritiker gerade in dieſem Augenblicke der Belehrung arg geneckt. Er hatte in ſeinem Eifer völlig überſehen, daß es ſich hier um ein einziges Drama handle. Weil es ihm in zwei Sendungen zugegangen war, hatte er zwei verſchiedene Luſtſpiele daraus gemacht! Den Vermit-

telungsvorſchlag Nicolai's, eines davon diesmal noch paſſiren zu laſſen, konnte Tieck natürlich nicht annehmen; er eilte ihn über ſeinen Irrthum aufzuklären, und erbat ſich ſein Luſtſpiel zurück.

Die Verleger waren mistrauiſch geworden. Sie begannen ſeine Dichtungen zu durchmuſtern, und fanden bald genug in ihren eigenen Verlagsartikeln deutliche Spuren, daß ihr Schriftſteller ein Gegner der Aufklärung, wol gar der Moral ſei. Man hatte alſo im eigenen Heerlager einen Feind beherbergt. Nach ſolchen Erfahrungen war an eine Ausgleichung nicht mehr zu denken. Sie war auch nicht möglich. Die Zeitalter der vorgoethiſchen und nachgoethiſchen Poeſie waren in ihren entſchiedenſten Vertretern aufeinandergeſtoßen. Eine ganze Periode der deutſchen Literatur lag zwiſchen beiden, ſie konnten ſich nicht verſtehen.

Die Verbindung mit dem jüngern Nicolai ging ihrem Ende entgegen. Nicht zufrieden mit dem, was Tieck ihm geliefert hatte, wünſchte er voll unruhiger Vielthätigkeit bald dieſen bald jenen Plan ausgeführt zu ſehen, von dem er einen glücklichen Erfolg für ſein Geſchäft erwartete. Unter Anderm hatte er eine Anzahl von engliſchen Moderomanen zuſammengebracht, welche überſetzt werden ſollten. Da Tieck mit ſo ſchlechter Waare ſich nicht befaſſen mochte, ſo ruhte jener doch nicht eher, als bis er die leidlichſten ausgeſucht, und ihm einige Freunde nachgewieſen hatte, die bereit waren, ſich der Arbeit zu unterziehen. Wackenroder mußte das „Kloſter Netley", der Muſikdirector Weſſely „Schloß Montfort" überſetzen.

Gleich darauf kam er mit einem andern Plane zum Vorſchein. Eliſe von der Recke, die aus einer Anhängerin der Myſtik eine Freundin Nicolai's geworden war, ſtand in den geſelligen Kreiſen, welche ſich bei dieſem verſammelten,

in hohem Anſehen. Hier hatte ſie Tieck's „Blaubart" kennen gelernt, und den Gedanken hingeworfen, es müſſe eine treffliche Aufgabe für den Dichter ſein, die frühere Geſchichte des Blaubart und ſeiner ſechs Weiber zu ſchreiben. Er könne ſich als Menſchenkenner und Charakterdarſteller bewähren, es gelte Leidenſchaften zu zeichnen, das Ganze werde ein trefflicher Stoff zu feinen pſychologiſchen Gemälden ſein. Dieſe Aeußerung faßte der jüngere Nicolai auf, und Tieck ſollte auf der Stelle ans Werk gehen. Dieſem war indeß weder die Aufgabe, noch die Art, wie ſie gelöſt werden ſollte, genehm. Das pedantiſche Anatomiſiren aller Fibern und Faſern, wie es in den pſychologiſirenden und moraliſirenden Romanen an der Tagesordnung war, war ihm widerlich. Dennoch ging er auf den Vorſchlag ein, weil er einen Stoff gefunden zu haben meinte, der ihm Veranlaſſung gebe, ſeine Anſicht über die Beſchränktheit der Moralpoeſie noch einmal darzulegen.

Doch während der Arbeit erlahmte er; nur eine matte Geſchichte hatte er zu Stande gebracht. Ein Streit, in den er mit dem Cenſor gerieth, verdarb den Spaß vollends, da dieſer ihm vorwarf, in dem einleitenden Capitel die Moral lächerlich gemacht zu haben. In einem Geſpräche darüber kam man auf Voltaire's „Candide", und da Tieck dieſes Buch als wahrhaft unmoraliſch bezeichnete, zürnte jener noch mehr über die Anmaßlichkeit, mit welcher der junge Schriftſteller ein weltberühmtes Buch anzugreifen wage, das ihm doch zum Vorbilde gedient habe. Tieck mußte ſich bequemen, ſeine Einleitung zum Beſten der Moral umzuarbeiten. Dieſe Verzögerungen machten auch Nicolai ungehalten; er maß das Mislingen Tieck's Eigenſinn bei, und um die Sache zum Abſchluß zu bringen, gab er ſelbſt die Erzählung unter einem geſchmackloſen Titel heraus, der ſie witziger und

anziehender machen ſollte. Er nannte ſie: „Eine wahre Familiengeſchichte, herausgegeben von Gottlieb Färber, Iſtambul bei Heraklius Muruſi, Hofbuchhändler der hohen Pforte, im Jahre der Hedſchrah 1212.“

Allmälig war aus dem Verleger ein Kritiker geworden. Er lobte, tadelte, ſchalt, und war ſchon mit den frühern Dichtungen keineswegs zufrieden geweſen. Der „Kater“ und die „Schildbürger“ waren ihm zu übermüthig, ſie durchbrachen zu rückſichtlos die ſichern kritiſchen Gehege. Er fürchtete, man könne am Ende gar ihn ſelbſt für Peter Lebrecht halten; er hatte daher jede Verantwortlichkeit für dieſe excentriſchen Producte abgelehnt. Bedenklicherweiſe aber hatte er der „Geſchichte der Schildbürger“ die Erklärung angehängt, daß er nicht der Verfaſſer dieſes Buches ſei, vielmehr den Inhalt deſſelben erſt nach dem Abdrucke kennen gelernt habe. Auch hatte er aus ähnlichen Gründen die „Volksmärchen“ gegen den anfänglichen Plan bereits mit dem dritten Bande abgeſchloſſen.

Endlich kam es zu einem völligen Bruche. Wenngleich es den Volksmärchen nicht an Beifall fehlte, während der Verleger ſelbſt ihnen denſelben verſagte, ſo hatte er dennoch ungeduldig einen beſſern Erfolg erwartet, und griff nun in ſeinem Zorn über Dichter und Gedicht zu einer Maßregel, die ebenſo eigenmächtig als unberechtigt war. Er kündigte 1799 Tieck's ſämmtliche Werke an, in zwölf Bänden, zu einem bedeutend herabgeſetzten Preiſe, und ließ es dabei an ſpöttiſchen Bemerkungen nicht mangeln. Tieck's Freunde, denen dieſe Dichtungen inzwiſchen liebgeworden waren, hatten wol geſagt, ſie ſeien nicht für den gewöhnlichen Leſer, ſondern für den höhern Menſchen geſchrieben. Dieſe Wendung faßte Nicolai auf. Eben um dem höhern Menſchen den Ankauf zu erleichtern, habe er den Preis dieſer Bücher herabgeſetzt.

Aber dieſe erſte Geſammtausgabe war in keiner Hinſicht was ſie ſein wollte. Weder enthielt ſie alles, was Tieck geſchrieben hatte, noch war alles, was ſie enthielt in der That von ihm, noch war ſie endlich überhaupt eine neue Ausgabe. Hierin lag nicht allein eine doppelte Beeinträchtigung des Verfaſſers, ſondern auch eine Täuſchung des Publicums. Es fehlten die Erzählungen in den „Straußfedern", „Allamoddin", „Der Abſchied" und „Herr von Fuchs", drei dramatiſche Jugendverſuche, welche Wackenroder während Tieck's Abweſenheit 1797 hatte in Leipzig drucken laſſen, um den Freund zu überraſchen; es fehlte der „Sternbald" und die „Phantaſien über die Kunſt", die ſämmtlich in den Händen anderer Verleger waren. Dagegen mußte Tieck es ſich gefallen laſſen, als Ueberſetzer jener ſchlechten Romane zu erſcheinen, vor denen er gewarnt hatte. Endlich waren an dieſer ſogenannten neuen Ausgabe nur die Titelblätter neu, welche als lockendes Aushängeſchild den alten Drucken vorgeſetzt worden waren.

Nach ſolchem Verfahren blieb nur der Rechtsweg übrig. Es kam zur Klage beim Stadtgericht. Nicolai verlor den Proceß, und der fernere Verkauf dieſer unechten Ausgabe wurde ihm unterſagt. Noch in demſelben Jahre ſtarb er, nachdem ſein Geſchäft in der letzten Zeit mannichfach gelitten hatte. Mit den Reſten ſeiner Verlagsartikel gingen auch jene Titelblätter in den Beſitz einer leipziger Buchhandlung über, und noch ſpäter iſt dieſe erſte angebliche Geſammtausgabe von Tieck's Werken hin und wieder auf dem Büchermarkt aufgetaucht, um die Kunde von den Anfängen ſeiner dichteriſchen Laufbahn zu verdunkeln und zu verwirren.

7. Alte und neue Freunde.

Das Jahr 1798 war für Tieck ein entſcheidendes. Manches alte feſte Band ſollte ſich löſen, manches neue bedeutungsvoll geſchlungen werden.

Zuerſt wurde der treuſte und bewährteſte der Freunde von Tieck's Seite geriſſen, Wackenroder, mit dem er vom Knaben zum Jünglinge aufgewachſen war und jetzt das männliche Alter erreicht hatte. Gerade in dieſem Augenblicke entfaltete ſich Wackenroder's tiefer Sinn vollſtändig. Auch er hatte ſich in der Stille zum Dichter herangebildet. Seine Gedanken über die Kunſt waren zu einem Abſchluſſe gekommen, und geſtalteten ſich nun zu einer Reihe dichteriſcher Bilder. Schüchtern hatte er ſein Geheimniß bisher bewahrt, und ſelbſt ſeinem Freunde nicht mitzutheilen gewagt. Tieck war daher ſehr überraſcht, als er die erſten Blätter erhielt. Er mußte ſich eingeſtehen, bei aller Anerkennung des tiefen Gemüths und Talents hatte er Wackenroder ſo Bedeutendes nicht zugetraut. Seine frühern Verſuche waren nicht glücklich ausgefallen. Noch hatte er den Ton nicht finden können, der ſeinem eigenthümlichen Weſen entſprach. Er ſchwankte in ſeinen Gedichten zwiſchen dem Pathos Schiller's und dem nüchternen Tone der ältern Schule. Noch weniger wollte es mit dem Drama gelingen. Eine Tragödie ſchloß damit, daß die Geliebte ohnmächtig in die Arme des Geliebten ſinkt. Dieſer, um ſie ins Leben zurückzurufen, greift zu einigen Kräutern (die Scene iſt im Garten), er hält ſie ihr an den Mund, aber unglücklicherweiſe ſind ſie giftig, und er tödtet dadurch die Geliebte mit eigener Hand.

Die Kunſt war es, durch welche Wackenroder auch in

der Poeſie mündig werden ſollte. Eine Reiſe, welche die Freunde im Sommer des Jahres 1796 nach Dresden machten, führte zur Entdeckung des Geheimniſſes. Endlich wollten ſie die größten Werke der alten italieniſchen Meiſter ſehen. Es war eine Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande, das nur durch einen Zug durch die Wüſte zu erreichen war. Denn die Poſtſtraße nach Dresden war kaum minder beſchwerlich. Tage und Nächte lang ſchleppte ſich die Fahrpoſt mühſelig durch den Sand und die trübſeligen Haiden der Mark und der Lauſitz. Dieſe endloſen Nachtfahrten durch finſtere Kieferwaldungen waren geeignet Gedanken zu erwecken und mitzutheilen. So entſtanden auf dieſer Reiſe bei Tieck zwei Gedichte im erſten Entwurfe, welche den düſtern Charakter jener Einſamkeit widerſpiegelten. In der Nacht ſahen die Reiſenden weiße Steine zwiſchen den Bäumen hervorſchimmern, welche als Wegweiſer, als Zeichen im Walde, gelegt ſein mochten. Um ſie ſammelten ſich jene ſchaurigen Phantaſiegebilde, denen Tieck in dem bekannten Gedichte dieſes Namens Leben gab. Dieſe Steine verwandelten ſich ihm in rächende Zeichen, die einen ſchweren Frevel verbargen und zugleich verriethen. Mit dieſen Bildern wechſelten dann die Gefühle ſchmerzlicher Verlaſſenheit und Einſamkeit, die er in jenem Nachtliede des Wanderers ausſprach, der ſtill weinend ſeines Weges zieht und die Sterne anruft.

Auf dieſer Reiſe theilte auch Wackenroder ſein Geheimniß dem Freunde mit. Dieſe Darſtellungen waren die Frucht der künſtleriſchen Studien, des Aufenthaltes in Nürnberg, der Beſuche der Galerien zu Pommersfelde, Kaſſel und Salzthal. Alles was er geſehen, was ihn entzückt und begeiſtert hatte, drückte er in dem einen Gedanken aus, der für ihn die vollſte Wahrheit war, es ſei ihm die Kunſt eine andere Religion, zum Gegenſtande eines heiligen Glaubens

geworden. Niemals konnte ſich eine ſolche Ueberzeugung mit den Theorien der Kunſt und der Kritik verſöhnen, welche auf dem Boden der Aufklärung gewachſen war.

Wie Tieck in der Poeſie, forderte Wackenroder in der Kunſt das Einfache, Urſprüngliche. Nichts war ihm verhaßter als das hergebrachte Kunſtraiſonnement, mochte es nun auftreten als Zergliedern des Ganzen, als verſtändiges Herzählen von Einzelheiten, in denen die Kunſtrichter den Geiſt zu faſſen vermeinten, oder mit der Miene der Unfehlbarkeit, als Syſtem und Herleitung aus oberſten Grundſätzen. Die damals häufig genannten Schriften von Ramdohr, „Venus Urania" und andere hatten den Freunden manchen Anſtoß gegeben. Wie konnten dieſe Kunſtrichter ſo zuverſichtlich ſprechen, da ſie weder Kunſt noch Begeiſterung beſaßen? Dem allwiſſenden Syſtem ſtellte Wackenroder die Begeiſterung entgegen, als eine geheimnißvolle Offenbarung, von welcher der Künſtler ſelbſt nicht zu ſagen wiſſe, woher der Geiſt wehe. Zu der Quelle jener Gefühle führte ſie Wackenroder zurück, welche die Theoretiker aus der Seele wie aus ihren Lehrbüchern hinaus demonſtriren wollten. Aus dem geheimnißvoll Göttlichen im Menſchen ſtieg auch die Kunſt empor, und ihr Ausdruck war das Werk des Meiſters. Aber dieſe Offenbarung in der Kunſt iſt nicht zu faſſen wie der Paragraph eines Lehrbuchs, die Verſenkung in das Kunſtwerk muß zur religiöſen Erhebung werden. Den Machtſprüchen unduldſamer Syſtematiker, die das nicht verſtehen wollten, ſetzte er ein kühnes und entſchiedenes Wort entgegen, Aberglaube ſei beſſer als Syſtemglaube.

Solche Gedanken und Gefühle wollte Wackenroder anſchaulich machen in einer Reihe von Bildern, die er aus dem Leben und Wirken der alten großen Meiſter entlehnt hatte. Er wollte zeigen, wie jeder von ihnen dem Genius getreu,

kräftig und einfach gebildet, und das Göttliche in ſeiner Weiſe dargeſtellt habe, der große Rafael in ſeiner Herrlichkeit, der kunſtvolle Leonardo da Vinci, und vor allen Albrecht Dürer, der Vater der deutſchen Kunſt, ſtill und ämſig, rein und fromm; wie ihnen allen die Religion ein erklärendes Buch geweſen für das ganze Leben, und dieſes ſelbſt unter ihren Händen zum Kunſtwerke geworden ſei. Viele dieſer charakteriſtiſchen Züge hatte Wackenroder aus Vaſari's Malerchronik entlehnt.

Als Tieck jene Blätter durchgeleſen hatte, wollte es ihm trotz alles Beifalls in ſeiner damaligen kritiſchen Stimmung ſcheinen, Manches könne vielleicht noch wirkſamer geſagt werden. Er begann daher den erſten Abſchnitt „Rafael's Erſcheinung" umzuarbeiten, ein raſches Verfahren, welches er ſpäter als voreilig misbilligte, da die urſprüngliche Darſtellung ſeines Freundes ohne Zweifel beſſer geweſen ſei. Ebenſo machte er den Verſuch, das über Leonardo da Vinci Geſagte in Verſe umzuſetzen. Als er darauf von Dresden nach Halle ging, Reichardt zu beſuchen, theilte er ihm die Dichtungen des Freundes mit. Auch dieſer ſtimmte in den Beifall ein, und nahm ſogleich eine der Skizzen, „Das Ehrengedächtniß Albrecht Dürer's" in ſein Journal „Deutſchland" auf.

Reichardt fand auch den Titel, unter dem dieſe Bilder dem Publicum übergeben werden ſollten. Sie waren durchweht von dem Geiſte eines frommen Kunſtglaubens, der einer vergangenen Zeit angehörte, in welcher die Begeiſterung dem zerſetzenden Verſtande noch das Gleichgewicht hielt; eine ſolche Betrachtung des Kunſtwerkes ſchien in der Zeit geräuſchvoller und ſelbſtbewußter Thätigkeit kaum möglich. Sie wurde daher einem einfachen Mönche zugeſchrieben, der ſeine Jugend der Kunſt widmete, und in klöſterlicher Stille das Leben zu beſchließen gedenkt. Hinter ihm liegen Welt und Jugend,

aber die Begeiſterung für die Kunſt durchglüht ihn noch wie damals, ſie iſt ihm zu einem Theile ſeines Glaubens ſelbſt geworden. In kunſtloſen, aber ergreifenden Worten ſpricht er dieſen Glauben aus, mit jener Ruhe, welche den feſten Ankergrund gefunden hat, der nicht mehr entriſſen werden kann. Dieſe fromme Einfalt hatte an Leſſing's Kloſterbruder im „Nathan" erinnert, daher ſchlug Reichardt für dieſe Betrachtungen den treffenden Titel vor: „Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders." Tieck fügte die Vorrede und einige kleinere Aufſätze hinzu; dann erſchien das Buch 1797 in Unger's Verlag.

Mehr als einen Grund mochte Wackenroder haben, ſich nicht als Verfaſſer zu nennen. Manchen Kampf hatte er in dieſer Zeit zu beſtehen, davon gaben dieſe Herzensergießungen Zeugniß; ſie waren es für ihn in vollem Sinne des Wortes. Auch für die Muſik hatte er einen leitenden und rathenden Freund in Zelter gefunden. Doch je mehr ſich ſein Ohr der innern Harmonie öffnete, deſto verletzender wurden die Misklänge des äußern Lebens. Er war in die juriſtiſche Praxis eingetreten. Aber wenig war er für eine ſolche Thätigkeit geeignet. Er ſollte Acten leſen oder ſelbſt abfaſſen über geringfügige Dinge des Lebens, die er verachtete, die für ihn nicht da waren. Wie oft klagte er nicht dem Freunde ſeine Leiden, wenn der Augenblick drängte, und Actenſtöße abgearbeitet werden ſollten, und er weder Sammlung noch Ueberſicht finden konnte, um die verhaßte Arbeit zum Abſchluſſe zu bringen. Wie Tieck manches Mal in den Schülerjahren aus der Noth geholfen hatte, ſo bewährte er ſich auch jetzt. Schnell entſchloſſen ſetzte er ſich nieder, und brachte ſo gut er es vermochte das Referat zu Stande.

Es war klar, auf dieſem Wege mußte der Freund zu Grunde gehen. An den Wurzeln ſeines Lebens nagte der

geheime Gram, ſeinem wahren Berufe nicht folgen zu können. Auch nach Tieck's Meinung war dies die Kunſt. Da er bei dem alten Wackenroder etwas galt, ſo unternahm er mit mehr Zuverſicht als Erfolg das ſchwierige Werk ihn umzuſtimmen. Dieſer hatte von dem Freunde ſeines Sohnes eine günſtige Meinung, als von einem verſtändigen jungen Manne, an deſſen Unterhaltungen man wol Gefallen finden könne. Tieck ſuchte ihm begreiflich zu machen, wie es das Heil des Sohnes erfordere, daß er ſich für die Muſik ausbilde. Nicht ohne Staunen hörte der alte Wackenroder dieſe dreiſte Rede an. Von einem Muſiker hatte er die geringſten Begriffe, und ſeinen Sohn hatte er zu einem nützlichen Bürger erzogen. „Sie meinen wol gar, mein Sohn ſoll ſo ein Muſikant werden, der zu Hochzeiten aufſpielt?“ fragte er mit ſchneidender Schärfe dagegen. Bei ſolchen Anſichten hörte jede Hoffnung auf Verſtändigung auf.

So verzehrte ſich Wackenroder in innerm Widerſtreite. Während er von Muſik und Malerei träumte, zogen Pflichtgefühl und Kindesliebe ihn nach der andern Seite hin. Das Geſchäftsleben aufzugeben, war ohne ſeinen Vater tief zu kränken, nicht möglich. Aber er fühlte, trotz ſeines guten Willens werde er den Anforderungen, die gemacht wurden, nicht genügen können.

Dieſen ſchmerzlichen Seelenzuſtand hatte er in ſeinen Herzensergießungen in dem muſikaliſchen Leben Joſeph Berglinger's geſchildert. Er war jener Knabe, der mit ſeiner Muſikſehnſucht und Begeiſterung dem thätigen und verſtändigen Vater gegenüberſteht, der ihn nöthigen will ſich nützlich zu beſchäftigen wie er ſelbſt. Er war es, der jede Seite in ſeinen Lehrbüchern zehn mal überleſen mußte, ohne ſie zu faſſen, während die Seele ihre innerlichen Phantaſien fortſang. Es waren Erinnerungen an die Träume der Stu-

dentenzeit, wenn er den Leidenden aus dem Vaterhauſe entfliehen ließ, um ſich ſeiner Kunſt in die Arme zu werfen. Dann mochten ihn wol geheime Zweifel beſchleichen, ob er den höchſten ſchöpferiſchen Beruf habe, wenn er ſeinen Berglinger mit dem Gefühl bitterer Enttäuſchung geſtehen läßt, daß Sehnſucht und Phantaſie mehr verſprechen, als Talent und Leben gewähren, daß die Begeiſterung, die den Widerſtand des Lebens ſchöpferiſch überwinden ſoll, von ſtärkerem Metall ſein müſſe, daß ſein Beruf vielleicht mehr der Genuß als die Ausübung der Kunſt ſei. Seine Begeiſterung war eine ſtille Glut, die Alles durchzog, was er dachte und ſprach, aber auch ſeine Jugend und ſein Leben verzehrte.

Er war zerfallen mit ſich und ſeiner Art zu ſein, der Gegenwart überdrüſſig, ohne Hoffnung für die Zukunft. Leicht würde eine zarte Natur wie die ſeine Schwereres ertragen haben, wenn ſie mit ſich einig geworden wäre; an dieſem quälenden Widerſpruche ging ſie zu Grunde. Seine Geſundheit wankte; er kränkelte, es entwickelte ſich ein Nervenfieber. Am 13. Februar 1798 ſtarb er fünfundzwanzig Jahre alt. Es war ihm gegeben, unter Kampf und Streit die höchſten Entzückungen der Kunſt in ſich zu erleben, er hatte ſie ausgeſprochen, dann war er geſtorben. Sein Leben war ein kurzes, aber darum nicht ſchmerzenfreies; doch war es ſtill, rein und voll künſtleriſchen Glaubens geweſen, wie das jener alten Meiſter, von deren Bildern ſeine Seele erfüllt war.

Nächſt dem Vater traf dieſer Schlag Niemand härter als Tieck. Zehn Jahre der reichſten Entwickelung hatte er mit dieſem Freunde verlebt. Es gab nichts in Leben, Poeſie und Kunſt, was ſie nicht beſprochen hätten. Es war eine Freundſchaft hervorgegangen aus der Gleichheit der höchſten Seelenſtimmungen. In der letzten Zeit hatten ſie für eine

tiefere Auffaſſung der Poeſie und Kunſt gemeinſchaftlich gekämpft.

Und in dieſem Sinne wirkte Tieck weiter. Er ſetzte dem hingeſchiedenen Freunde ein Denkmal, das ein Zeugniß ihres gemeinſamen Lebens in der Kunſt ſein ſollte. In einer eigenen Dichtung führte er die Ideen des Kloſterbruders weiter aus. Dies war der „Sternbald". Schon in Nürnberg hatten die Freunde den Gedanken gefaßt die alte volksthümliche Kunſtwelt wieder zu beleben. Unter den verſchiedenartigſten Arbeiten hatte Tieck dieſen Plan feſtgehalten. Zu den „Herzensergießungen" hatte er einen Beitrag gegeben, in dem der Charakter des „Sternbald" bereits vollſtändig ausgebildet war. Es iſt der Brief des jungen deutſchen Malers, der aus der Schule ſeines Meiſters Albrecht Dürer nach Rom gegangen iſt, und unter den Werken Rafael's und der großen Italienen ein neues Leben in der Kunſt beginnt. In dem letzten Lebensjahre Wackenroder's hatte er dieſe Gedanken mit verdoppeltem Eifer wieder aufgenommen, und mit dem Freunde auf manchem Spaziergange im Thiergarten beſprochen. Er wünſchte lebhaft, auch dieſer möge an der Ausführung Theil nehmen. Zögernd willigte endlich Wackenroder ein, und übernahm die Bearbeitung gewiſſer Capitel. Auch dieſe altdeutſche Geſchichte ſollte dann unter dem Namen des Kloſterbruders erſcheinen. Doch gleich darauf erkrankte Wackenroder, bevor er noch an die Löſung ſeiner Aufgabe gehen konnte. Die Geſtalten der deutſchen Kunſtwelt und der Gedanke an die eben entworfene Dichtung erfüllte die Phantaſie ſeiner letzten Tage. Unterdeſſen hatte Tieck bereits begonnen, und unter den Schmerzen jenes herben Verluſtes vollendete er die erſten Bücher. Er konnte ſie nur mit der Klage abſchließen, daß er ohne den Beiſtand des Freundes habe ausführen müſſen, was in der Idee beiden gehörte.

Er führte in ſeiner Dichtung den Jünger durch die verſchiedenen Stufen der Kunſt bis nach Rom. Aus der Werkſtatt Albrecht Dürer's geht der einfache und ſchlichte Schüler hervor. Er ſieht die deutſchen und italieniſchen Kunſtſtätten in Leyden, Strasburg und Florenz; in Rom mit dem Anblick von Michel Angelo's jüngſtem Gericht ſchließt der erſte Theil ſeiner Lehrjahre. Tieck's Gedanken über deutſche Art und Kunſt, ſeine Erinnerungen an Nürnberg, ſeine Geſpräche mit dem Freunde, Alles hatte hier eine dichteriſche Geſtalt gewonnen. Der innige und warme Ton des Kloſterbruders klang auch durch dieſe Malergeſchichte.

Den Abſchluß dieſer Thätigkeit machte die Herausgabe von Wackenroder's Nachlaß, in dem ſich Manches fand, was für einen zweiten Theil der „Herzensergießungen" beſtimmt geweſen war. Es waren die Skizzen aus Dürer's Leben, und Einiges was unter Berglinger's Namen geſchrieben war. In Verbindung mit eigenen Aufſätzen ähnlichen Inhalts gab ſie Tieck 1799 als ein Vermächtniß Wackenroder's heraus unter dem Titel: „Phantaſien über die Kunſt." Das geiſtige Leben der Freunde hatte in drei verſchiedenen Werken einen dauernden Ausdruck gewonnen, welcher für die Poeſie wie für die Kunſt nicht ohne bedeutende Folgen blieb.

In der Zeit dieſes Verluſtes geſtaltete ſich auch das Verhältniß zu Bernhardi anders. An die Stelle der Offenheit, welche früher zwiſchen ihnen geherrſcht hatte, begann eine vorſichtige Zurückhaltung zu treten. Faſt hatte es den Anſchein, als wenn ſich Bernhardi in eben dem Maße von Tieck entfernte, als er ſich deſſen Schweſter Sophie näherte, mit der er ſich ſpäter verlobte. Auch Tieck hatte ſich 1796 mit der Schwägerin Reichardt's in Giebichenſtein verlobt. Es fehlte nicht an kleinen Neckereien und Angriffen, die den Charakter der Gereiztheit annahmen.

Bernhardi warf Tieck, dem Goethe-Enthuſiaſten, in den wiederkehrenden Kämpfen gegen die alte Schule Lauigkeit vor, oder wol gar, daß er ſeine Anſicht verleugne. Wie bei Nicolai hatte er ſich auch manchem andern Würdenträger der Aufklärung gegenüber ſchweigend und hörend verhalten; ſie waren nicht zu bekehren, und zu ſeiner Beruhigung eine Tirade über Goethe zu geben, erſchien ihm nutzlos und lächerlich. Niemand kannte und würdigte die Meinungen der Gegner beſſer als er, davon hatte er mannichfache Beweiſe gegeben; immerhin mochte er ihnen das Vergnügen laſſen ſich in breiter Ausführlichkeit Luft zu machen. Aber dieſe ruhige Sicherheit galt für Kälte, Zweideutigkeit und Mangel an Begeiſterung. Dies gab Bernhardi ſogar zu einigen ſatiriſchen Bildern Veranlaſſung, deren treffliche Ausführung Tieck bereitwillig anerkannte, wenngleich er einſah, man habe ihm damit einen Spiegel vorhalten wollen. Fink, aus deſſen Leben ſechs Stunden geſchildert wurden, war Niemand anders als er. Der enthuſiaſtiſche Anbeter Goethe's erſchien hier aus kluger, hinterhaltiger Berechnung vor dem mächtigen Gegner des Dichters als zweideutiger Kritiker. Und nichts lag Tieck's offenem Charakter ferner als dieſe berechnende Weltklugheit.

Man konnte nicht rückhaltloſer und uneigennütziger ſein, als er gegen Bernhardi geweſen war. Er hatte ihm früher das kleine Trauerſpiel „Der Abſchied" überlaſſen, für deſſen Verfaſſer jener zu gelten wünſchte. Dann hatte Bernhardi das Märchen „Die Verſöhnung" dem „Archiv der Zeit" als ſeine Arbeit überſchickt, und die Erzählung „Almanſor" nahm er in ein Buch auf, welches er „Neſſeln" nannte, und unter dem Namen Falkenhayn herausgab. Als er den „Abdallah" im Manuſcript geleſen hatte, ſchrieb er davon angeregt einen Ritterroman „Die Unſichtbaren", der 1794 in zwei Bänden

in Halle erſchien. Hier hatte er ſich Ernſt Winter genannt. Es war eine Nachbildung des „Abdallah", die um mehrere Monate früher durch den Druck bekannt ward als das Vorbild, freilich ohne einen irgend merklichen Eindruck zu machen. Ja auf den „Abdallah" ſelbſt erhob er eine Art von Anſpruch, indem er Tieck einmal andeutete, daß ohne große Opfer, welche er gebracht habe, und ohne ſeine Beihülfe dieſer Roman wol niemals zum Abſchluß gekommen ſein würde. Doch bei dieſer Behauptung riß Tieck's Geduld. Es war auf einem Spaziergange; ohne ein Wort erwidern zu können, wandte er Bernhardi den Rücken und ſchlug einen andern Weg ein. Endlich ließ dieſer es ſich gefallen, als der Verfaſſer der „Verkehrten Welt" aufzutreten.

Durch den „Kloſterbruder" und den „Sternbald" war Tieck mit dem Buchhändler Unger in nähere Verbindung gekommen. Dieſer Mann erfreute ſich eines nicht unbedeutenden Rufes unter Künſtlern und Gelehrten. Neben ſeinem buchhändleriſchen Geſchäfte, mit dem eine Druckerei verbunden war, übte er ſelbſt den Holzſchnitt und fand Anerkennung. Seine Frau war liebenswürdig, talentvoll, vielſeitig gebildet und als Schriftſtellerin aufgetreten. Manches hatte ſie aus fremden Literaturen überſetzt, ſich aber auch in eigenen Darſtellungen verſucht. Ihre Penſionsgeſchichte „Julchen Grünthal" wurde gern geleſen, und war von A. W. Schlegel günſtig beurtheilt worden. Unger's Haus war ein ſehr geſelliges; man traf ſtets die beſte Geſellſchaft, und Tieck hatte manche heitere und angenehme Stunde daſelbſt verlebt.

Unger wünſchte, eine von Tieck's neueſten Dichtungen in Verlag zu nehmen. Dieſer beſchloß ihm die von Nicolai zurückgewieſene „Verkehrte Welt" zu übergeben. Unger, ein heiterer Mann, verſprach ſich das Beſte davon, und hatte

eine kleine Geſellſchaft von Freunden eingeladen, vor denen das Luſtſpiel geleſen werden ſollte. Er ſelbſt kannte es noch nicht. Der Dichter begann zu leſen. Er hatte in voller Laune geſchrieben, und glaubte diesmal ſeines Erfolges ſicher zu ſein. Doch war es ſchon eine unangenehme Enttäuſchung, als bei den Stellen, wo er ein unauslöſchliches Gelächter erwartet hatte, ſich kein Mund öffnen wollte. Als er zu Ende geleſen hatte, ſah er nur ernſte, lange Geſichter. Ein froſtiges Schweigen herrſchte, Niemand wußte ein Wort zu finden. Endlich kam der verlegene Verleger ſchüchtern mit der Sprache heraus. Auch er fand dieſe Dichtung doch zu ſonderbar und abweichend vom Gewöhnlichen, um ſich zur Uebernahme derſelben entſchließen zu können.

Verdrießlich über dieſe zweite Abweiſung des Scherzes, warf Tieck das Manuſcript bei Seite, und ſchenkte es nach einiger Zeit Bernhardi. „Mache damit was du willſt!“ ſagte er. Dieſer gab ſoeben eine Sammlung ſatiriſcher Skizzen und Erzählungen heraus, „Die Bambocciaden“, deren erſter Theil 1797 anonym bei Maurer erſchienen war. 1799 folgte der zweite Theil, der außer einigen Erzählungen von Tieck's Schweſter auch die „Verkehrte Welt“ enthielt. Auf Bernhardi's Wunſch ſchrieb Tieck diesmal die Vorrede, unter die jener dann ſeinen Namen ſetzte. Er war gutmüthig genug zu verſichern, Bernhardi habe den Plan zu dieſem Luſtſpiel mit ihm gemeinſam entworfen, und daſſelbe zum Theil auch ausgearbeitet. Mit der Freigebigkeit des Reichen, die er ſchon in früher Jugend gezeigt hatte, gab er ſeine Schätze hin, und überließ es gern Andern, ſich ihrer zu rühmen. Nicht im ſtolzen Beſitze, ſondern in dem ununterbrochenen lebendigen Schaffen fand er ſeine Befriedigung.

Um dieſe Zeit entwarf er einen kecken Plan zu einem ſatiriſchen Feldzuge gegen die aberwitzigen Ritterromane, an

dem auch ſeine Schweſter und Bernhardi Theil nehmen wollten. Das Publicum ſollte auf die Probe geſtellt werden. Bei Maurer war ein grauſiges Machwerk dieſer Art unter dem abgeſchmackten Titel erſchienen: „Er nahm die Silberlocke des Enthaupteten und zerſtörte das Femgericht.“ Als Verfaſſer wurde Zſchokke genannt. Dieſe Albernheiten ſollten nicht nur fortgeſetzt, ſondern womöglich überboten werden. Ohne einen gemeinſamen Plan gemacht zu haben, begann jeder der drei Mitarbeiter für ſich zu ſchreiben; ſpäter wollte man die Theile aneinanderſetzen und irgendeinen Zuſammenhang hineinbringen. Tieck ſuchte den Tyrannen zu übertyrannen, und durch eine Reihe von Uebertreibungen die vermeintliche Heldengröße jener prahleriſchen Klopffechter in ihrer ganzen Lächerlichkeit zu zeigen. Der Held ſitzt eingekerkert in einem Thurme. Sein Freund klettert an demſelben hinauf, und da er ſonſt kein anderes Werkzeug bei ſich führt, zerbeißt er tapfer mit ſeinen gewaltigen Zähnen das eiſerne Gitterwerk vor dem Fenſter, und entführt den gefangenen Helden. Schon hatte ſich der Verleger bereit erklärt, die Fortſetzung des beliebten Romans zu übernehmen, als ihm noch zeitig genug der Muthwille, welcher dahinter ſteckte, durch Bernhardi verrathen wurde, und nun unterblieb die ganze Sache.

Endlich hatte Friedrich Tieck 1797 Berlin verlaſſen. Er hatte ſeine erſte Kunſtreiſe angetreten, und Wilhem von Humboldt und Burgsdorff nach Dresden begleitet, dann nach Wien. Die urſprüngliche Abſicht, nach Italien zu gehen, war bei den damaligen Verhältniſſen nicht durchzuführen; man war daher nach Paris gegangen, wo er ſeine künſtleriſchen Studien fortſetzte.

Doch gewann Tieck zwei neue Freunde, welche mit ihm für das Leben verbunden bleiben ſollten, A. W. Schlegel

und Steffens, deren Hinzutritt mit andern bedeutenden Momenten seines Lebens zusammenfällt.

Obwol er mit dem jüngern Schlegel seit einigen Jahren befreundet war, so hatte doch seine persönliche Verbindung mit dem ältern Bruder einen literarischen Ursprung. A. W. Schlegel hatte einen kritisch-genialen Blick für Alles, was der Kunst und Poesie angehörte, und ein nicht minder großes Talent für die vollendete Form. Witzig und schlagfertig, war er ein scharfer Gegner aller pedantischen Geschmacklosigkeit und Beschränktheit. Ein seltenes gelehrtes Wissen in den alten und neuen Sprachen, und ein klarer Ueberblick ihrer Literatur stand ihm zu Gebote. Er war ein Verkündiger Goethe's, und seine Kritiken in der „Jenaischen Literaturzeitung" hatten nicht wenig dazu beigetragen, deren wissenschaftliche Bedeutung zu heben; die ersten Bände seiner Uebersetzung Shakspeare's waren bereits 1797 in Unger's Verlag erschienen.

Er war auf Tieck's Dichtungen aufmerksam geworden. Die Bearbeitung des „Sturms" hatte er in der „Jenaischen Literaturzeitung" von 1797 beurtheilt, und wenngleich er an der jugendlichen Arbeit Manches auszusetzen fand, so schien sie doch zu bedeutenden Hoffnungen zu berechtigen. Liebe und Kenntniß seines Dichters konnte er dem Verfasser nicht absprechen. Gleich darauf hatte er in der Anzeige der Einzelausgabe des „Blaubart" und des „Gestiefelten Katers" den Dichter als einen solchen, als einen wirklich dichtenden, willkommen geheißen, und in den ernsten wie in den humoristischen Zügen bereits eine Meisterhand erkannt. Dies führte zu einem Briefwechsel. Tieck übersandte dem Kritiker die „Volksmärchen", und noch vor Ablauf des Jahres sprach Schlegel den Wunsch aus, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Zugleich fügte er eine kurze Kritik der „Volksmärchen"

ſelbſt hinzu. In dem „Blonden Ekbert" fand er Goethe's reizenden Ueberfluß wieder bei gleicher Klarheit und Mäßigung, ebenſo in einigen Liedern der „Magelone". Es ſchien ihm das nicht minder eine Folge urſprünglicher Verwandtſchaft der Geiſter als tiefen Studiums. Dieſelbe Anſicht ſprach er auch im „Athenäum" aus.

Anfang Sommers 1798 kam A. W. Schlegel auf einige Wochen nach Berlin. Man verſtändigte ſich nach allen Richtungen. Shakſpeare, das gemeinſame Studium der ältern engliſchen und ſpaniſchen Literatur, ward eine Quelle des fruchtbarſten Gedankenaustauſches. Schlegel trat ganz den Freunden bei, welche ſich um Tieck geſammelt hatten. Die hier herrſchenden Ideen gewannen in ihm einen gefürchteten Vertreter in der kritiſchen Welt.

Er wohnte bei ſeinem Verleger Unger, der in einem nahegelegenen Theile des Thiergartens, im ſogenannten Schulgarten, ein Haus bezogen hatte, wo man unter ſchattigen Bäumen den Staub und das Geräuſch der großen Stadt vergaß. Hier hatte auch Tieck ſeine Wohnung. Täglich ſah man ſich, im geiſtigen Verkehr wuchſen Kühnheit und Zuverſicht.

Indeß geſellten ſich dieſem Kreiſe auch andere Elemente bei, die zu demſelben nicht zu paſſen ſchienen. Schlegel ſtand in näherer Beziehung zu Iffland. Er wünſchte die Aufführung des „Hamlet" nach ſeiner Ueberſetzung, und konnte Iffland ſeine Bewunderung als Schauſpieler nicht verſagen. Auch Tieck ſuchte er für den gefeierten Künſtler zu gewinnen; doch dieſer vermochte jenen weder als dramatiſchen Schriftſteller anzuerkennen, noch konnte er in die Bewunderung ſeines Spiels einſtimmen; hatte er doch den Commentator deſſelben dieſe Bewunderung übel entgelten laſſen. Es war ihm unbegreiflich, wie man Iffland's großes, aber doch immer kleinlich berechnendes Talent der kühnen Genialität Fleck's

vorziehen konnte. So meiſterhaft er auch in mittlern, gemäßigten oder komiſchen Rollen ſein konnte, ſo war ſein Spiel doch ein aus vielen kleinen Strichen mühſam zuſammengeſetztes Bild, das überall Abſicht verrieth. Unter dieſen künſtlichen Einzelheiten ging die Natur verloren. Obgleich Iffland ſich freundlich und entgegenkommend zeigte, und auch ſeine Anerkennung des „Sternbald" glaubte ausſprechen zu müſſen, ſo konnte Tieck doch kein Zutrauen zu ihm faſſen. Er meinte auch hier Berechnung und Manier zu erkennen, und wiederholte ſeine Anſicht, ihn nicht in ihren Kreis hineinzuziehen, zu dem er nicht paſſe; er ſei eine doppelſeitige Natur, der es an innerer Wahrheit fehle.

Da indeß auch Reichardt von Halle aus in dauernder Verbindung mit Iffland geblieben und ihm nicht minder günſtig geſonnen war, ſo kam es zu einem gemeinſamen Plane, in welchen ſich auch Tieck hineinziehen ließ. Reichardt wünſchte eine neue Oper auf das berliner Theater zu bringen, und nicht minder angelegentlich, Tieck möge den Text dichten. Zuerſt hatte er Shakſpeare's „Was ihr wollt" vorgeſchlagen, ihm dann aber freie Hand gelaſſen. Die Märchenwelt, welche Tieck wieder aufgeſchloſſen hatte, ſeine phantaſtiſch-lyriſche Richtung, manche ſeiner ältern Lieder, die in ihrer rhythmiſchen Freiheit der Muſik entgegenzukommen ſchienen, alles mußte für einen ſolchen Verſuch ſprechen. Er ſelbſt war ſchon früher auf den Gedanken gekommen, in einem Schauſpiele die Recitation mit der Muſik zu verbinden.

Er nahm einen Plan aus früheſter Zeit wieder auf, welchen er in ähnlicher Weiſe in dem Luſtſpiel „Das Reh" zu bearbeiten verſucht hatte. Shakſpeare's „Sturm", Gozzi war dabei nicht ohne Einfluß geweſen. Jetzt geſtaltete ſich daraus das muſikaliſche Märchen, „Das Ungeheuer und der bezauberte Wald", in welchem ſich wiederum die All-

tagswelt und das Wunder, Proſa und Poeſie in dem Dialoge und im muſikaliſchen Theile entgegentraten. Componiſt und Schauſpieler waren damit einverſtanden, ſchon wurden Verabredungen im Einzelnen getroffen. Iffland und Fleck ſollten die beiden Hauptvertreter der proſaiſchen Welt, den König und ſeinen Miniſter ſpielen. Alles ſchien im beſten Gange zu ſein, als plötzlich von der eifrig gewünſchten Oper nicht mehr die Rede war. Man hatte Anſtände gefunden, welche man nicht ausſprechen wollte oder konnte. Nach längerer Zeit gab man Tieck das Manuſcript ſtillſchweigend zurück, und Reichardt componirte ſtatt deſſen ein gewöhnliches Zauberſtück von Kotzebue.

Nicht beſſer ging es ſpäter einmal mit dem Trauerſpiel „Karl von Berneck", welches ein beliebter Schauſpier zu ſeinem Benefiz auserſehen hatte, um es dann ebenfalls ohne Angabe eines Grundes fallen zu laſſen. Nicht minder ſcheiterten andere Pläne, an denen auch Schlegel Antheil genommen hatte, wie man auf die Bühne einwirken könne. Namentlich hatte man an die Einrichtung antiker Dramen, z. B. des „Oedipus", für die Darſtellung gedacht.

Ein Jahr ſpäter, 1799, kam Steffens nach Berlin. Schon in Jena hatte er Tieck's Namen gehört, und war mit ſeinen Dichtungen bekannt geworden. Jetzt wünſchte er ihn perſönlich kennen zu lernen. Eines Morgens ſuchte er ihn in ſeiner Wohnung auf, den Abend deſſelben Tages trafen ſie wiederum in einer Geſellſchaft zuſammen, welche Reichardt, der ſich vorübergehend in Berlin aufhielt, veranſtaltet hatte. Obgleich dieſe erſte Berührung zwiſchen Tieck und Steffens kaum mehr als ein äußerliches Begegnen war, ſo theilten ſie doch genug miteinander, um daraus ein dauerndes Verhältniß zu gewinnen. Denn auch Steffens, der begeiſterte Anhänger der neuen Naturphiloſophie, ſuchte

nur auf einem andern Wege das Einfache, das Urſprüngliche, die Natur.

Endlich noch in anderer Hinſicht war für Tieck das Jahr 1798 ein bedeutendes geworden. Eine lang gehegte Hoffnung ging in Erfüllung. Er heirathete Amalie Alberti, und trat ſomit in den Kreis der Verwandtſchaft Reichardt's ein. In welchem erregten, ja viſionären Zuſtande er in dieſer Zeit war, bewies ein ſonderbares Ereigniß, welches er erlebte. Voll Sehnſucht, ſeine Braut wiederzuſehen, ging er ihr auf der Poſtſtraße nach Hamburg, von wo ſie kommen ſollte, entgegen. In einer einſamen Waldſchenke hinter Tegel, einige Meilen von Berlin, beſchloß er ſie zu erwarten. Früher, als ſie in ihre Vaterſtadt zurückkehrte, hatte er ihr bis zu derſelben Stelle das Geleit gegeben. Er kannte das Haus, ſeine Umgebungen, den Weg dahin genau. Ungeduldig, in der Ahnung nahen Glückes, ſingend und Verſe herſagend, wie die Ueberſchwänglichkeit des Augenblicks ſie ihm eingab, eilte er vorwärts. Da erblickte er früher, als er erwartet hatte, die Schenke an dem Graben auf der rechten Seite des Weges. Er ſtutzte; das Haus lag hinter Tegel, und ſeiner Meinung nach hatte er dieſen Ort noch nicht erreicht; irrte er nicht, ſo lag es links, nicht rechts am Wege, und doch ſah er es deutlich vor ſich! Er ſah den Zaun, der es umgab, den wohlbekannten dicken Wirth in der Thür, die Hühner auf dem Hofe. Es konnte kein Irrthum ſein; nur ſuchte er vergeblich einen Weg über den Graben, der ihn von dem Hauſe trennte. Er entſchließt ſich zum Sprunge; aber er ſpringt zu kurz und fällt. Er blickt auf, ſieht ſich im Graben liegen, und weit umher nichts als Feld; das Haus ſammt Wirth und Hühnern war verſchwunden. Es war eine Viſion geweſen; ſeine Sehnſucht hatte die Wirklichkeit vorweggenommen. Bis zur

Waldſchenke ſelbſt mußte er noch eine bedeutende Strecke Weges zurücklegen.

8. Romantiſche Dichtungen.

Nach manchen Unterbrechungen war endlich auch der „Zerbino" zum Abſchluß gekommen; bei Frommann in Jena ſollte er erſcheinen. Die erſte Idee, der Entwurf und ein Theil der Ausführung gehörten einer frühern Zeit an. Dieſe Dichtung war vor dem „Geſtiefelten Kater" entſtanden und dann neben der „Verkehrten Welt" hergegangen; ſpäter als beide wurde ſie jetzt beendet. Schon 1796 hatte er die drei erſten Acte niedergeſchrieben, 1797 die beiden folgenden, im nächſten Jahre endlich den Schluß hinzugefügt.

Nach Form und Inhalt reihte ſie ſich den beiden andern ſatiriſchen Spielen an. Noch ſchärfer, noch kühner drückte ſie dieſelben Gedanken aus. Sie verbreitete ſich über einen größern Raum, und war faſt noch phantaſtiſcher. Urſprünglich für die „Volksmärchen" beſtimmt, bezeichnete er ſie als eine Art von Fortſetzung des „Geſtiefelten Katers". Die aufgeklärte Welt der Proſa erſcheint in dem Staate König Gottlieb's, welcher dem patriotiſchen Eifer des Katers den Thron verdankt, vollſtändig organiſirt. Auf allen Gebieten der Thätigkeit iſt hier die ſchildaiſche Ueberweisheit zu Hauſe, die Thorheit der Klugheit mit allen ihren Abgeſchmacktheiten. Der Dichter hatte den Kreis vollſtändig beſchrieben, aus welchem die früheren Luſtſpiele nur Einzelnes herausnehmen. Der Hof und der Staat mit ſeinem Mechanismus, das Theater und die Schule, die Gelehrten und die Schriftſteller, die Philoſo-

phie und die Poeſie waren als Träger einer eiteln, ſelbſtgenügſamen und beſchränkten Aufklärung hingeſtellt. Wiederum der Hanswurſt und der alte König, bei dem im kindiſchen Greiſenalter ſtatt der patentirten Bildung und Verſtändigkeit die Poeſie ſich eingefunden hat, ſind die Vertreter einer tiefern Anſicht, und gelten darum allen Aufgeklärten und den nützlichen Bürgern für unheilbare Narren. Sie ſind mit einem gefährlichen Weſen behaftet, welches als epidemiſche Krankheit um ſich zu greifen droht. Dieſem Staate der klappernden Betriebſamkeit, der fabrikartigen Thätigkeit, in welchem die Bildung producirt, und als Artikel des Handels vertrieben wird, tritt die ſtille idylliſche Welt der Poeſie gegenüber mit ihren natürlichen, urſprünglichen Klängen der Liebe und Unſchuld, des Schmerzes und der Leidenſchaft. Zu jenem Bilde des aufgeklärten Lebens hatten ſich einzelne Züge, Farben und Geſtalten in Fülle herzugedrängt. Manches hatte Tieck geſehen und gehört, was bezeichnender war, als die Erfindung es hätte geben können. So kam eine grelle Localfarbe hinein, obgleich bittere perſönliche Satire dem Charakter des Dichters fern lag, und er nur das Vorrecht des phantaſtiſchen Scherzes für die Poeſie in Anſpruch nahm.

Mit dieſem Luſtſpiele hatte jener jugendliche, ſtürmende Humor ſich geſättigt. Noch einmal ergoß er ſich in ſeinen muthwilligſten, ſonderbarſten Einfällen. In die reizende Wildniß dichteriſcher Begeiſterung, in den Garten der Poeſie führte er die irrenden Ritter des guten Geſchmacks, um ſie dann neckend und höhnend auf öde Steppen und Sandflächen hinauszutreiben, wo der Wind den klugen Hellſehern die wirbelnden Staubwolken in die Augen jagt und ſie mit Sandregen überſchüttet.

Aber dieſer jugendlich kühnen Behandlung des Lebens, der heitern Anſchauung und der phantaſtiſchen Luſt, welche

den Dichter aus den trübſten Stimmungen gerettet hatte, ſtand eine bedeutende Wendung bevor.

In den Stunden der Verſuchung hatte Tieck Troſt in ſeinem Talente, in dem Glauben an die Poeſie gefunden, in der innern Selbſtgewißheit, ohne welche ſie nicht denkbar iſt. Gerade da erkannte er ſie, wo die gebildeten Tonangeber ſie nicht ſehen wollten. Dieſer Gegenſatz hatte ſeinen Humor herausgefordert, und verwegen im Beſitze eines Schatzes, von deſſen Werthe jene keine Ahnung hatten, verſpottete er die leere und ſchale Weisheit der Welt. Er glaubte an die ſittliche Macht, die ſiegreiche Gewalt der reinen Begeiſterung, welche aus der Volkspoeſie, aus den Werken der großen Dichter, aus den Schöpfungen der alten Meiſter laut und vernehmlich ſprach. Er deutete auf die ewigen Grundgeſetze des Lebens, der Natur hin. Schon war in ſeinen wie in Wackenroder's Dichtungen die Kunſt zur Religion geworden. Was die Poeſie für die Kunſt forderte, mußte ſie in höherm Maße für ſich ſelbſt in Anſpruch nehmen; ſie konnte nicht zu allen Zeiten nur verneinend oder angreifend auftreten. Mit der Ueberzeugung dieſes dichteriſchen Glaubens wuchs das Bedürfniß zu glauben.

In der geltenden Faſſung des Chriſtenthums erzogen, hatte ſich Tieck, wie viele, gegen das Religiöſe, gegen die hergebrachten kirchlichen Formen gleichgültig verhalten. Das Bedürfniß des Troſtes hatte ihn wol nach dieſer Seite hingeführt. Aber die Stillung des Schmerzes, welche er ſuchte, hatte er nicht gewinnen können. Nur in der Poeſie hatte er göttliche Ahnungen gefunden, welche ihm weder die Schule, noch die theologiſchen Syſteme zu geben vermochten. Um ſo entſchiedener wandte er ſich nun von den ungenügenden Formen und Formeln ab, welche ſein Herz leer ließen und ſein Gefühl nicht befriedigten. Sein Dichten war ein unauf-

hörliches Suchen nach jenen tiefen Gedanken und ihrem entsprechenden Ausdrucke geweſen, welchen die herrſchenden Syſteme nicht kannten, oder für etwas Alltägliches erklären wollten.

In dieſer Stimmung kam ihm ein Buch in die Hände, das dieſe Bewegung vollendete. Es war Jakob Böhme's „Morgenröthe". Ihre glühenden Strahlen fielen auf dunkel Geahntes, als eine andere, neue erſchien in ihrem Glanze die Welt. Den Aufgeklärten galt Jakob Böhme's Name als eine allgemeine Bezeichnung religiöſer Schwärmerei, verbunden mit Abgeſchmacktheit, Barbarei und Aberwitz aller Art. Tieck hatte in dieſen Ton ſpottend eingeſtimmt, ohne daß er eines ſeiner Bücher geleſen hätte. Der Geiſt des Widerſpruchs wurde von neuem in ihm aufgeregt, als er jene Schrift in der Maurer'ſchen Buchhandlung fand. Er meinte darin eine reiche Fundgrube des Witzes und Scherzes entdeckt zu haben. Doch dieſer geheimnißvolle Geiſt ließ ſein nicht ſpotten, und ungeſtraft ſollte ihm Niemand nahen. Bald mußte er erkennen, daß er nicht der Herrſchende, ſondern der Beherrſchte ſei. Dieſe Gedankenkette ließ ihn nicht los, er mußte ihr folgen, auch wenn er nicht gewollt hätte. Er ſchloß mit der vollſten Verehrung und Hingebung an dieſen Tiefſinn, dieſe urſprüngliche Philoſophie, welche zugleich auch Poeſie war. Nie hatte er ſich mehr hingeriſſen und zugleich gedemüthigt gefühlt.

Auch dies war ein Syſtem, aber ein ganz anderes, als was man ſonſt ſo zu nennen pflegte. Es war kein künſtlich aufgeführtes Gebäude von Paragraphen, in denen zuletzt nur beſchränkte Geiſter zu Hauſe waren; es ſchien die Welt ſelbſt zu ſein. Hier verſchwanden alle Gegenſätze zwiſchen Glauben und Wiſſen, Verſtand und Phantaſie, es war alles in allem Eins, ein ungetheiltes Ganze, in dem Gottes Geiſt

lebte und athmete. Von hier aus glaubte er das Chriſtenthum, die Natur, die Philoſophie zu verſtehen. Sein Glaube war früher ein poetiſcher geweſen, jetzt ward er ein religiöſer. Sein Bewußtſein ruhte in dieſem Elemente; Wunder und Geheimniß wurden ihm deutlich, während ſich das, was der Welt als das Gewöhnliche galt, zum Wunder erhob. Nun erregten auch die philoſophiſchen Syſteme ſeine Theilnahme; er begann ſich mit der neuern Philoſophie bekannt zu machen, und las die Schriften Fichte's und Schelling's. Und auch die Poeſie mußte dieſer neue Strom befruchten.

Zu den deutſchen Philoſophen traten dann die ſpaniſchen Dichter. Vorzugsweiſe hatte er bisher den Cervantes geleſen, und ſeiner humoriſtiſchen Neigung folgend, ſich hier heimiſch zu machen geſucht. Er wünſchte das Meiſterwerk in der echten Geſtalt in der deutſchen Literatur herzuſtellen. Cervantes war es nicht viel beſſer ergangen als Shakſpeare. Man kannte ihn nicht in ſeiner Größe, und der „Don Quixote" wurde nur in Bertuch's Bearbeitung oder in Florian's Abſchwächung geleſen. Zwar dieſer Stoff war nicht zu verwüſten, aber der Duft der Poeſie, der darüber ſchwebte, mußte unter den Händen der Bearbeiter ſich verflüchtigen. Schon 1797 hatte A. W. Schlegel von Tieck's Vorhaben gehört, und ſich ſchriftlich aufmunternd ausgeſprochen. Auch Unger wünſchte einen Verlagsartikel dieſer Art zu übernehmen. So begann Tieck gutes Muths, oder wie er es ſpäter anſah, nicht ohne Leichtſinn, die Ueberſetzung. Zwar hatte er den „Don Quixote" viel geleſen, aber die Kenntniß der ſpaniſchen Sprache und Literatur war in Deutſchland höchſt dürftig. Als Literatur des Katholicismus und der Legende lag ſie der allgemeinen Theilnahme unendlich fern. Spaniſche Bücher waren eine große Selten-

heit; um ſie zu erlangen, bedurfte es der weitläufigſten Vermittelungen; auf Spanien ſelbſt mußte man zurückgehen. Ueberall fehlte es an zuverläſſigen Ausgaben, und an den gewöhnlichſten Hülfsmitteln. Dennoch hatte Tieck den erſten Band der Ueberſetzung 1798 im Manuſcript vollendet, und im folgenden Jahre erſchien er bereits im Drucke.

Doch wollte man Cervantes verſtehen, ſo war es nothwendig, nicht ihn allein, ſondern auch die frühere und ſpätere Poeſie kennen zu lernen. Eine Zeit mußte die andere erklären. Er ging daher zu den dramatiſchen Dichtern, zu Lope de Vega, Calderon und den Lyrikern über, und hier lebte eine Fülle dichtender und ſchaffender Phantaſie, welche nicht nur die Natur in ihrer ganzen ſinnlichen Pracht, ſondern auch die im höchſten Glanze ſtrahlende Welt des Glaubens in ihren Zauberkreis hineinzog. Hier, wo Sinnliches mit Ueberſinnlichem ſich in myſtiſcher Weiſe verband, floſſen die Wunder der Poeſie und des Glaubens in der Legende in Eins zuſammen, das Wunder war noch Wunder, noch Gegenſtand des Glaubens und der Anbetung. Dieſe Gedichte paßten ganz zu den religiöſen Bewegungen, welche den Dichter mehr als je ergriffen hatten. Früher war es die Naturkraft und Friſche, die Volksthümlichkeit und Unmittelbarkeit, welche in dem Mittelalter und ſeinen Sagen herrſcht, die ihn ahnungsvoll angeſprochen hatte; jetzt wandte er ſich in der Poeſie dem kirchlichen Glauben der Vergangenheit zu. Aber auch der Reichthum der Formen, die Fülle der verſchiedenartigſten Versmaße überraſchten ihn, in den mannichfaltigſten Strahlenbrechungen ließen ſie Gefühl und Leidenſchaft erſcheinen. Es erweiterte ſich die abgemeſſene dramatiſche Form durch epiſche und lyriſche Einſchaltungen; der volle Erguß der verſchiedenſten Gefühle durchbrach die engen Schranken des Dramas. Aehnliches fand ſich auch bei Shakſpeare, wenigſtens trat in

einigen Stücken die erzählende Episode als eine Art von Chor ein, wie im „Perikles von Tyrus", für welchen Tieck besondere Vorliebe hatte.

In diesen Augenblicken ward er auf einen Stoff aufmerksam, welcher geeignet war, alle diese Empfindungen zur Darstellung zu bringen, auf die Legende der Genoveva. In erster jugendlicher Kraft erschien hier das ritterliche, kämpfende Christenthum, aber in noch höherm Glanze strahlte der leidende, im Dulden siegende Glaube, der das Wunder vom Himmel herabruft. Das Heidenthum, die Wildheit der natürlichen Leidenschaft stehen auf der andern Seite. Die ganze Gewalt dieser streitenden Kräfte konnte sich entfalten.

Schon einmal war Tieck daran erinnert worden. Als er im Jahre 1797 Hamburg zum zweiten Male besuchte, theilte ihm der Maler Waagen ein Manuscript mit, eine Tragödie enthaltend, welche denselben Stoff behandelte. Sie gehörte dem Maler Müller, dessen Name in der Jugendzeit Goethe's häufig genannt worden war, und der einst Muth genug gehabt hatte, sich neben diesen zu stellen. Seitdem hatte er mit dem Vaterlande gebrochen; er war nach Italien gegangen und für Deutschland verschollen. Jenem Freunde hatte er während dessen Aufenthalt in Rom das Trauerspiel mit dem Wunsche übergeben, nach zwanzig Jahren sein Andenken in der deutschen Literaturwelt zu erneuern. Das Drama war jedoch nicht neu, sondern noch unter dem unmittelbaren Einflusse des „Götz" entstanden. Tieck hatte das Manuscript zu lesen versucht, aber andern Verhältnissen hingegeben, und durch die schwierige Beschaffenheit desselben abgeschreckt, war er über eine oberflächliche Durchsicht nicht hinausgekommen. Nur das schwermüthig und volksthümlich gehaltene Lied Golo's: „Mein Grab sei unter Weiden", hatte Eindruck auf ihn gemacht, und sich seinem Gedächtnisse um-

ſomehr eingeprägt, als der Verfaſſer dieſe Worte als Motto auf das Titelblatt geſetzt hatte. Ohne indeß dieſe Gedanken weiter zu verfolgen, gab Tieck das Drama dem Beſitzer zurück.

Ein Jahr ſpäter lernte er unter den Volksbüchern, denen er ſtets eifrig nachſpürte, die „Geſchichte vom Leben und Tode der heiligen Genoveva" kennen. Die Legende erweckte ſeine ganze dichteriſche Kraft. Schon am Ende des zweiten Theils des „Sternbald" führte er vorübergehend die Geſtalt der Heiligen ein. Nun ward ſie die leidende Heldin eines dramatiſch-religiöſen Gedichts. Der Stoff erfüllte und beherrſchte ihn, er trieb ihn vorwärts. Es entſtand ein epiſch gehaltenes Drama, dem es auch an reichen lyriſchen Elementen nicht fehlte, das von allen Anforderungen des Theaters abſah und nur die Stimmung des Moments zum Ausdrucke bringen wollte. Im Sommer des Jahres 1799 war Tieck nach Halle gegangen, um hier einige Wochen bei Reichardt zu verleben. In Giebichenſtein ſchrieb er den Prolog, in welchem er den heiligen Bonifacius die Klage ausſprechen ließ, daß Niemand mehr Gott vertraue, daß man ſeinen und der Apoſtel Namen mit Spott und Hohn nenne, weil ſie dem Rufe gefolgt ſeien, der ſie als Prediger in die Wüſte geſendet habe. Dann folgten die erſten Scenen. Noch vor Ablauf des Jahres wurde das Ganze in Jena vollendet.

Eine eigenthümliche Fügung war es, daß er in dieſer Zeit, wo er in den Wundern der romantiſchen Poeſie lebte, in Halle mit Voß zuſammentraf, der ſeiner Natur nach nur der entſchiedenſte Gegner derſelben ſein konnte. Er hatte einen Ausflug nach Weißenfels gemacht, um Novalis, den er bereits kannte, zu beſuchen, als Reichardt's alter Freund Voß, damals noch Rector in Eutin, auf einer Ferienreiſe in Giebichenſtein eintraf. Dieſer Zufall war für Reichardt nichts weniger als angenehm. Schon war die Feindſeligkeit zwi-

ſchen Voß und Schlegel bekannt. Dieſer hatte in der „Jenaiſchen Literaturzeitung" von 1796 und 1797 die Ueberſetzung des „Homer" und Voß' „Muſenalmanach" einer Kritik unterworfen, die jenen höchlich verletzte. Tieck war Schlegel's Freund, und hatte ſich im „Archiv der Zeit" über den Almanach ebenſo wenig unbedingt anerkennend ausgeſprochen. Voß war durch das claſſiſche Alterthum gebildet, er war in der Kenntniß deſſelben einer der erſten Meiſter, er lebte in den einfachen antiken Grundgedanken und Formen. In der deutſchen Literatur hatte er ſich beſonders an Klopſtock und Gleim angeſchloſſen. Seine Ueberſetzungen und Idyllen fanden bei Vielen Anklang; auch hier hatte er ſich eine ſtrenge Behandlung der Form zum Geſetz gemacht, während der Inhalt ſeiner Dichtungen nüchtern war. Es war eine tüchtige rationaliſtiſche niederdeutſche Natur. Wie Nicolai fürchtete er überall Katholicismus und Obſcurantismus. Für ihn gab es weder jene Myſtik der gläubigen Poeſie, noch den übermüthigen Humor, welcher in den romantiſchen Dichtungen herrſchte.

Reichardt wollte unangenehme perſönliche Beziehungen vermeiden, und ſchickte daher an Tieck eiligſt einen Boten ab, mit der Bitte, nicht nach Giebichenſtein zurückzukehren, bevor es Voß verlaſſen habe. Doch der Bote traf Tieck bereits auf dem Rückwege, und dieſer war nicht geſonnen, der Begegnung auszuweichen. In der Nähe von Giebichenſtein traf er gar auf Voß ſelbſt und Reichardt, der ſehr überraſcht war, ſeine wohlgemeinte Vorſicht vereitelt zu ſehen. Man wechſelte einige Worte, dann ging jeder Theil ſeines Weges. In der nächſten Unterredung mit Reichardt erklärte Tieck, er möge ſich beruhigen, er werde nicht nur Voß' Freundſchaft gewinnen, ſondern dieſen ſogar nöthigen, ihn aufzuſuchen, und ihm durch den ganzen Garten zu folgen.

Als darauf die beiden Gegner zuſammenkamen, zeigte ſich Voß zuerſt kalt und zurückhaltend. Tieck konnte ſich nicht verhehlen, dieſer hagere, trockene und ſteife Mann, der in dem ſcharf abſprechenden Tone des Gelehrten redete, mache keinen günſtigen Eindruck. Dennoch ließ er ſich nicht abſchrecken. Höflich und zuvorkommend, nicht ohne Ironie näherte er ſich ihm. Endlich überwand er ſein ſprödes Weſen. Bald war von Goethe die Rede. Voß konnte nicht unterlaſſen, die Hexameter in „Hermann und Dorothea“ zu tadeln. Tieck hörte dieſe Bemerkungen ruhig an, dann entgegnete er trocken, es finde ſich auch ein ſiebenfüßiger darunter. „Was?“ fuhr Voß auf, „das wäre! Da laſſen Sie uns gleich nachſehen.“ Das war der Augenblick, welchen Tieck erwartet hatte. Sie waren im Garten; indem er dem Hauſe zuging, um das Buch zu holen, folgte ihm Voß mit haſtigen, ungeduldigen Schritten. Der Beweis für die Behauptung ward in der That geführt, und Voß' gute Laune war völlig hergeſtellt. „Sie ſind ein vortrefflicher junger Mann!“ rief er aus. „Wie danke ich Ihnen das!“ In freundlichem Verkehr verlebten ſie darauf die folgenden Tage ihres gemeinſamen Aufenthalts in Giebichenſtein.

9. Jena und Weimar.

Seit einem Menſchenalter war Weimar der Mittelpunkt des geiſtigen Lebens in Deutſchland. Eine neue Zeit war von hier ausgegangen, ſeit Goethe es zu ſeinem Wohnſitze gewählt hatte. Wieland hatte er dort gefunden, Herder nach ſich gezogen, und Schiller war im Begriffe, ſich ebendahin

zu überſiedeln. Selten waren bedeutendere Kräfte auf einem engern Raume vereint geweſen; dem großen Talente ſchien ſich in der That das größere nachzudrängen. Welch ein reiches Leben war nicht in dieſem Zuſammenwirken! Reich an tiefen Gedanken, an dichteriſchen Schöpfungen, an umgeſtaltenden volksthümlichen Einwirkungen! Das kleine Weimar war zu einem claſſiſchen Boden geworden; von hier empfing die deutſche Poeſie ihre Geſetze.

Neben Weimar ſtand Jena. Die alte Univerſität hatte neue Jugendfriſche gewonnen. Hatte Weimar die Poeſie für ſich, ſo gehörte Jena die Wiſſenſchaft. Hier glänzten kaum weniger große Namen. Hier hatte die Kantiſche Philoſophie ihren Sitz aufgeſchlagen, dann war Fichte gefolgt, zuletzt hatte Schelling die neue Philoſophie der Natur verkündigt. Neben ihnen ſtand manche andere bedeutende Autorität. Griesbach der Theolog, Eichſtädt der Philolog, Woltmann der Hiſtoriker, A. W. Schlegel der Kritiker und Aeſthetiker. Und welche Kraft konnte eine größere Anziehung ausüben als der Geiſt? Kaum gab es ein hervorragendes Talent, welches von dieſer Welt nicht wäre angezogen worden, und wenigſtens für eine kurze Zeit in ihr geweilt hätte, ſo Jean Paul, Friedrich Schlegel, Novalis.

Jetzt geſellte ſich zu den großen deutſchen Dichtern der jüngſte in dieſer Reihe, Tieck. Man könnte ſagen, es lag eine Nothwendigkeit darin, wenn die Naturpoeſie der Naturphiloſophie begegnete. Was jene dichteriſch geſtaltend darſtellte, wollte dieſe wiſſend erkennen, das geheimnißvolle Leben, die innere Kraft der Natur, ihren Geiſt.

Schon vor ſeiner Begegnung mit Voß hatte Tieck von Halle aus eine Fahrt nach Jena unternommen. Es war ein erſter Blick in dieſe Welt; hier dachte er in dem kommenden Winter zu leben. Bereits erwartete ihn A. W. Schlegel, und führte

ihm einen neuen Freund zu, welcher auf dieſen Augenblick lange gehofft hatte. Ein Jahr früher ſchrieb F. Schlegel an Tieck, zwei neue Freunde ſeien ihm durch ſeine „Volksmärchen" gewonnen, Novalis und Schelling. Jetzt traten ihm beide entgegen.

Die Begegnung zwiſchen Tieck und Novalis war für beide entſcheidend. Zwei Geiſter trafen zuſammen, die nur aufeinander gewartet zu haben ſchienen. In der Zeit, wo er Jakob Böhme ergriffen hatte, fand Tieck auch Novalis. Dieſer ſagte ſpäter einmal, mit Tieck's Bekanntſchaft beginne ein neues Blatt in ſeinem Leben. Neigung, Studium, ſchmerzliche Erfahrungen hatten ihn von einer andern Seite her denſelben Weg geführt. Auf die Erforſchung der Natur leitete ihn äußerer Beruf, auf die Naturphiloſophie innerer Trieb. Auch war er in Schlegel's „Athenäum" als Schriftſteller aufgetreten; er hatte ſeine Ebenbürtigkeit erwieſen, und die Ausführung des „Ofterdingen", in dem er eine Verherrlichung der Poeſie geben wollte, begonnen. Eifrig hatte er den „Wilhelm Meiſter" ſtudirt, und Vieles daraus ſeinem Gedächtniſſe vollſtändig eingeprägt; er bewunderte ihn zuerſt ebenſo ſehr, als er ſich ſpäter davon abwandte. Dann hatte er mit nicht geringerem Eifer den „Sternbald" geleſen. Nach dem Tode ſeiner Braut verſenkte er ſich in eine ſtille befriedigte Myſtik, welche ihn aufrecht hielt, und zu dem religiöſen Glauben zurückführte, in dem er erzogen worden war. Er war um ein Jahr älter als Tieck.

Novalis war ein Erſatz für Wackenroder, an den er in mancher Beziehung erinnern konnte. Beide waren fein organiſirte Naturen, beide tief und eigenthümlich; glaubensvolles Hingeben war ihnen Bedürfniß. Doch war der ſpätere Freund dem früheren in vielen Punkten überlegen. Mit der myſtiſchen Richtung vereinte Novalis verſtandesmäßige

Schärfe und Klarheit, er war philoſophiſch geſchult, er beſaß Blick und Urtheil für die Welt, mit Gewandtheit bewegte er ſich in ihren Verhältniſſen. An ſeiner Stelle mußte er Jedes anerkennen, ohne dem Höchſten etwas zu vergeben. Er war freier, ſicherer, durchgebildeter als Wackenroder.

Es war ein ſchöner Abend, als die Freunde während des Beſuchs, den Tieck im Sommer 1799 in Jena machte, zum erſten Male vereint waren. Novalis war aus Weißenfels gekommen. A. W. Schlegel hatte den Vermittler gemacht. In bewegten Geſprächen hatten ſie die Herzen gegeneinander aufgeſchloſſen, geprüft und erkannt; die Schranken des alltäglichen Lebens fielen, und beim Klange der Gläſer tranken ſie Brüderſchaft. Mitternacht war herangekommen; die Freunde traten hinaus in die Sommernacht. Wieder ruhte der Vollmond, des Dichters alter Freund ſeit den Tagen der Kindheit, magiſch und glanzvoll auf den Höhen um Jena. Sie erſtiegen den Hausberg, und eilten weiter über die Hügel. Endlich begleiteten ſie Novalis nach Hauſe; der Morgen war nicht mehr fern. Als man Abſchied nahm, ſagte Tieck: „Jetzt werde ich den «Getreuen Eckart» vollenden.“ „Wenn du das kannſt nach dieſem Abende, nach dieſem Spaziergange“, erwiderte Schlegel, „dann will ich dich hoch in Ehren halten!“ Tieck löſte ſein Wort. In den Morgenſtunden vollendete er die Erzählung, und noch an demſelben Tage theilte er ſie den Freunden mit.

Sogleich wurde die Verabredung getroffen, Tieck ſolle nach ſeiner Rückkehr, von Halle aus den neuen Freund in Weißenfels beſuchen. Er verlebte hier einige Tage. Der Eintritt in dieſe Familie machte einen tiefen Eindruck. Ein ernſtes, ſtilles Leben, eine prunkloſe, aber wahre Frömmigkeit herrſchte hier. Die Familie war der Lehreder Herrnhuter zugethan, und lebte und wirkte in dieſem Sinne.

Der alte Hardenberg, früher ein rüſtiger Soldat, eine hohe, ehrwürdige Natur, ſtand wie ein Patriarch in der Mitte talentvoller Söhne und lieblicher Töchter, denen ſich Julie von Charpentier, Novalis zweite Braut, zugeſellte. Der neue Freund wurde von dem Vater herzlich willkommen geheißen, und bald fanden ſie mehr als einen Einigungspunkt. Neuerung und Aufklärung waren ihm in jeder Form verhaßt; die alte verkannte Zeit liebte und lobte er, und wenn die Gelegenheit es bot, konnte er derb und rückhaltlos ſeine Anſichten ausſprechen, oder in plötzlichem Jähzorn auflodern. Die komiſchen Gegenſätze, welche dabei bisweilen zum Vorſchein kamen, thaten ſeiner urſprünglichen Würde keinen Eintrag.

Einſt hörte Tieck den alten Herrn im Nebenzimmer in nicht eben glimpflicher Weiſe ſchelten und zürnen. „Was iſt vorgefallen?“ fragte er beſorgt einen eintretenden Bedienten. „Nichts“, erwiderte dieſer trocken. „Der Herr hält Religionsſtunde.“ Der alte Hardenberg pflegte Andachtsübungen zu leiten, und auch die jüngern Kinder in Dingen des Glaubens zu prüfen, wobei es mitunter ſtürmiſch herging.

Im October überſiedelte ſich Tieck mit ſeiner Frau und der eben geborenen Tochter Dorothea nach Jena. Er wohnte in dem Hauſe A. W. Schlegel's, welches für ihn und andere Freunde der Mittelpunkt des gemeinſamen Lebens ward. Er lernte Schlegel's Frau, Karoline, und deren Stieftochter, Auguſte Böhmer, kennen. Dieſe war ſiebzehn Jahre alt; unleugbar eine der anziehendſten Erſcheinungen in dieſem Kreiſe. Sie war raſch, lebhaft, geiſtvoll, durchaus originell. Man konnte ſie nicht ſchön nennen, denn ſie hatte einen etwas ſchielenden Blick; doch weit entfernt, ſtörend oder abſtoßend zu wirken, gab es ihren tiefen Augen einen eigenthümlichen Ausdruck. Es lag darin eine Gewalt, der man ſich kaum zu entziehen vermochte. Als Tieck in das Zimmer

trat, rief ſie ihm entgegen: „Sie kommen durch die Thür? Ich meinte, Sie müßten, wie Ihr Kater, über die Dächer einherſpazieren.“

Andere Freunde traten dieſem Kreiſe bei, Friedrich Schlegel und Dorothea Veit, dann Fichte, Schelling. Oft kam auch Novalis aus Weißenfels. Brentano, der in Jena ſtudirte, Gries, die Künſtler Bury und Genelli, und noch mancher Andere geſellte ſich vorübergehend zu ihnen. In heiterer Weiſe vereinte man ſich in dem Hauſe des ältern Schlegel zum gemeinſamen Mittagstiſch; Tieck wenigſtens und die Seinen regelmäßig. Hier fanden ſich jene geiſtig angeregten Geſellſchaften in Wirklichkeit, welche er in den ſpätern Novellen ſo meiſterhaft zu ſchildern verſtand. Daß ſie ſo reich waren, konnte zum großen Theil für ſein Werk gelten. Abends kam man wieder zuſammen, war es bei Schlegel, oder bei Frommann dem Buchhändler, der an Allem den lebhafteſten Antheil nahm. Tieck las etwas Dramatiſches, jeder theilte mit, was er eben vollendet hatte, oder worüber er den Rath, das Urtheil der Freunde zu vernehmen wünſchte. Poeſien, Studien und Entwürfe, Meinungen und Anſichten kamen zur Beſprechung. Hier las Tieck ſein damals niedergeſchriebenes Gedicht „Die Zeichen im Walde“. Er hatte es zuerſt in verſchlungenen Reimen, dann in durchgehender Aſſonanz bearbeitet, die als Probe gewandten Versbaus aufgegeben war. Treffend bemerkte einmal Schlegel, wem die größern Dichtungen Tieck's zu lang ſeien, dem müſſe man die Verſe von der Waldeinſamkeit im „Blonden Eckbert“ zu leſen geben; dieſe ſeien die Quinteſſenz ſeiner Poeſie und der wahre Inhalt ſeines Weſens.

Schlegel ſelbſt las ſein Gedicht auf die Schauſpielerin Bethmann. Ein anderes Mal hielt Novalis einen Vortrag, der einen eifrigen Streit hervorrief, weil man fand, daß er

ſich darin zum Katholicismus bekannt habe. Brentano trug ſeine „Naturgeſchichte des Philiſters" vor, als auch Fichte zugegen war. Nach beendigter Vorleſung erhob ſich dieſer mit den Worten: „Nun werde ich euch aus dieſer Geſchichte beweiſen, daß eben der Brentano hier der erſte und ärgſte unter allen Philiſtern iſt!" Worauf dann eine ſchlagende Kritik folgte. Der Erinnerung an dieſes Leben widmete Brentano einige bewegte Zeilen am Schluſſe ſeines verwilderten Romans „Godwi", den er unter dieſen Einwirkungen ſchrieb.

Vornehmlich war es die ſpaniſche Poeſie, mit deren Studium ſich Tieck und A. W. Schlegel eifrig beſchäftigten. Sie gedachten für deren Einführung in die deutſche Literatur miteinander zu wirken. Während Tieck den „Don Quixote" überſetzte, erwuchs daraus der Plan, mit Schlegel gemeinſchaftlich den Cervantes vollſtändig zu übertragen. Soeben hatte er auch den Band des Calderon erhalten, in welchem „Die Andacht zum Kreuze" ſtand, eine Tragödie, die ihm mehr als irgendeine zuſagte. Er erzählte von dem Eindrucke, welchen ſie auf ihn gemacht habe, und forderte Schlegel auf, ſie ebenfalls zu leſen. Dies geſchah; am andern Tage tauſchte man die Meinungen aus. Schlegel konnte dieſe Bewunderung nicht theilen. Manches fand er nicht hinreichend motivirt, die langen Reden unnatürlich, es war ihm zu katholiſch; erſt durch Abkürzungen und Umarbeitungen könne dergleichen für den deutſchen Geſchmack genießbar gemacht werden. Dagegen nahm Tieck das Gedicht in Schutz. Vor allem müſſe man ſich die Fähigkeit aneignen, an die Legende zu glauben; darum ſei es noch nicht nöthig, die Legende ſelbſt zu glauben, aber es ſei die Bedingung, unter der allein ein Verſtändniß ſolcher Dichtungen möglich ſei. Dieſe Anregung war für Schlegel bedeutend genug, ihn zur Ueberſetzung des Calderon zu veranlaſſen. Später ging er ſo vollſtändig

auf den eigenthümlichen Geiſt des Dichters ein, daß er Tieck's Anſichten zu den ſeinen machte, während dieſer ſie gegen eine kühlere Betrachtung des ſpaniſchen Dramas aufgab. Einige Jahre darauf war der Bewunderer zum Tadler geworden, und der ſtrenge Kritiker zum Lobredner. „Schreibe erſt ſolche Dramen", bemerkte Schlegel gegen Tieck, „dann will ich deinen Tadel gelten laſſen."

So arbeiteten in dichteriſchem Wetteifer die Freunde mit- und nebeneinander. Damals entſtand ein großer Theil jener Sonette, in denen Schlegel ältere Dichter und Meiſter der Kunſt feierte. In eigenthümlicher Laune wünſchte er ſeinen Gedichten auch eines von Tieck hinzuzufügen, und dieſer ſchrieb darauf das Sonett auf die „Galathea" des Cervantes, welches Schlegel mit den ſeinen herausgegeben hat. Auch Tieck's „Arion" war kurz vorher entſtanden. Mit gewohnter Schärfe hatte ſich Herder über Schlegel's „Arion" geäußert. Es ſchien ihm eine undankbare Arbeit, einen ſo oft behandelten Stoff nochmals zu bearbeiten, er bezweifelte die Möglichkeit, ihm eine neue Seite abzugewinnen. Durch dieſe Behauptungen wurde Tieck gereizt, ſich ebenfalls an der Dichterſage zu verſuchen. Schlegel's Gedicht war ihm ohnehin zu glatt, zu elegant. Er ſuchte ſeinem „Arion" eine mehr dramatiſche Farbe zu geben.

Auch als begeiſterter Verkündiger Jakob Böhme's trat er auf. Vollen Anklang fand er bei Novalis, welcher den deutſchen Philoſophen zuerſt durch ihn kennen lernte und mit gleicher Begeiſterung erfaßte. In ihm ſah er den wahren Mikrokosmus, den gewaltigen Frühling mit allen ſeinen quellenden, bildenden Kräften, der eine neue Welt aus ſich zu gebären ringt; Anſichten, die er bald darauf in einem an Tieck gerichteten Gedichte ausſprach.

Andere verhielten ſich zweifelhafter oder abweiſend; Niemand aber war weniger geeignet, ſich mit Böhme zu befreunden,

als Fichte. Dieſen hatte Tieck ſchon in Berlin zu Anfang des Jahres 1799 kennen gelernt. Dorthin hatte ſich Fichte begeben, als die Anklage auf Atheismus gegen ihn erhoben wurde, und war mit Friedrich Schlegel und Bernhardi in nähern Verkehr getreten. Als bald darauf Tieck Berlin verließ mit der Abſicht, über Halle nach Jena zu gehen, gab ihm Fichte einen Brief mit an ſeine zurückgebliebene Frau. Er ſelbſt war noch einmal nach Jena gekommen, um ſeine Verhältniſſe aufzulöſen, und verweilte dort in den Wintermonaten von 1799 auf 1800.

Kaum konnten zwei Naturen entgegengeſetzter ſein als die Fichte's und Tieck's. Es war der Gegenſatz der verſtandesmäßigen Conſequenz und der Phantaſie, der Philoſophie und der Poeſie. Fichte's ſcharf ausgeprägtes Weſen, die Strenge, die Rückſichtloſigkeit, mit der er zu urtheilen pflegte, wollte Tieck nicht überall zuſagen. Wenn auch Manches ſolchen Aeußerungen zu widerſprechen ſchien, namentlich Fichte's Kindererziehung, ſo konnte er dennoch dieſem feſten, männlichen Charakter ſeine Achtung nicht verſagen. Er nannte ihn ſpäter öfter den eiſernen Fichte.

Die Geſpräche über Jakob Böhme wollten zu keinem Frieden führen. Tieck blieb dabei ſtehen, daß er ein Prophet, Fichte, daß er ein verworrener Träumer ſei. Als jener wiederum auszuführen ſuchte, wie in Böhme philoſophiſches Denken mit dichteriſcher Anſchauung ſich unmittelbar verbinde, fiel Fichte mit den Worten ein: „Lieber Freund, Sie ſind ein Dichter, und wenn Sie mir die Verſicherung geben, Jakob Böhme ſei ein großer Dichter, ſo will ich Ihnen das aufs Wort glauben; dagegen aber müſſen Sie mir auch glauben, wenn ich Ihnen ſage, er iſt kein Philoſoph, ſondern ein großer Narr!“ „Dann machen Sie mir erſt deutlich“, erwiderte Tieck, „wie man ein großer Narr, und

zugleich ein großer Dichter ſein kann!“ Fichte meinte, das würde zu vieler Demonſtrationen bedürfen, und brach das Geſpräch ab.

Nicht immer war es möglich in ſchöpferiſcher Thätigkeit im dichteriſchen Genuſſe, im Austauſche der Gedanken ohne Widerſpruch zu leben. Es mußten Augenblicke der Abſpannung eintreten; der Duft der Poeſie konnte die Gegenſätze menſchlicher Schwäche wol verſchleiern, aber nicht aufheben.

Auch dieſer Welt des Geiſtes fehlte es weder in Jena noch in Weimar an Gegnern. Es war die Mittelmäßigkeit, welche ſich ſchon durch das Daſein derſelben unangenehm berührt, in ihrer Behaglichkeit geſtört fand, und darin einen Vorwurf für ſich ſelbſt ſah. Der Anerkennung ſetzte ſich der Neid und die Misgunſt entgegen; ſie ſcheute ſich nicht zu Klätſcherei und Ränken ihre Zuflucht zu nehmen. Feinde dieſer Art konnte man verachten, oder mit den Waffen des Geiſtes und Witzes bekämpfen, oder ſtillſchweigend dulden. Der Führer jener platten und niedrigen Oppoſition war Kotzebue, der Bühnenherrſcher, für den neben Goethe und Schiller auf dem claſſiſchen Boden Weimars noch Raum war. Mit ihm verbündet war der Publiciſt Garlieb Merkel. Dazu kam die Feindſchaft zwiſchen A. W. Schlegel und Schütz, dem Führer der „Jenaiſchen Literaturzeitung“, ſeit ſich ihr das „Athenäum“ als Ausdruck einer neuen Kritik entgegengeſtellt hatte. Schon im Herbſt 1799 hatte Schlegel von der fernern Mitwirkung an jener Zeitung ſich öffentlich losgeſagt. An ſolchen Gegnern übte er die ſchärfſten Waffen. Tieck nahm an dieſen Kämpfen keinen perſönlichen Antheil; er war der Meinung, Schlegel beachte dieſe Gegner und ihre Angriffe mehr als nöthig, und gebe ihnen dadurch einen Werth, den ſie nicht hätten.

Bedenklicher war es, daß in dem Freundeskreiſe ſelbſt

Misklänge und Irrungen nicht fehlten. Dies ging zunächst von den Frauen der beiden Schlegel aus, die sich miteinander nicht verständigen konnten. Dorothea überließ sich dem rücksichtlosen Zuge Friedrich Schlegel's, und rief dadurch manche Kritik ihrer gemessenern Schwägerin hervor. Tieck konnte sich nicht verhehlen, daß sie ihm in ihrer männlichen, oft unschönen Weise widerlich sei. An dem Romane „Florentin", mit dem sie sich beschäftigte, fand er ebenso wenig Gutes, als er die „Lucinde" seines Freundes, welche soeben erschienen war, anzuerkennen vermochte. Er konnte sich weder mit diesen Ansichten, noch mit der Art ihrer Ausführung befreunden. Das Buch wollte ihm fast abgeschmackt scheinen. Noch weniger begriff er Schleiermacher's Kritik in den vertrauten Briefen über diesen Roman. Geheim waren sie nach Jena geschickt worden, um gedruckt zu werden. Durch einen Zufall hatte er bald erfahren, wer der Verfasser sei.

Aber F. Schlegel selbst zeigte sich zu Zeiten abstoßend und unbillig. Seine Art sich zu äußern, wenn er einmal zu sprechen begann, war stets ein überfließender Erguß, seine Beredtsamkeit wandelte jedes Gespräch in einen Monolog um, der tiefsinnig sein konnte, aber doch schließlich ermüdete. Und Tieck liebte nichts mehr als den freien Austausch des Gebens und Nehmens im Gespräch. Ward Schlegel in einem solchen Monologe durch irgendeinen Einwand, einen leichten Zweifel unterbrochen, so konnte er ungerecht, ja leidenschaftlich werden. Wenn er nicht unbedingten, fast blinden Glauben fand, so sah er darin eine Verletzung der Freundschaft, zog sich beleidigt zurück, und war dann wochenlang kalt und mistrauisch.

Doch auch mit A. W. Schlegel war Tieck nicht überall eines Sinnes. Dies trat auch in ihren Ansichten über Schiller hervor. Bereits war das Verhältniß zwischen diesem und

den Schlegel ein geſpanntes, und gereizt wie er war, beurtheilte Schlegel die Dichtungen Schiller's ſchonungslos, ja ungerecht. In dieſen Ton konnte Tieck nicht einſtimmen, wenn freilich auch ſeine Anſichten und Beziehungen zu Schiller ſeit ſeiner Jugend andere geworden waren. Während man allgemein von der größern und reichern Entwickelung des Dichters in der ſpätern Zeit ſprach, erkannte er nur eine Beſchränkung, eine Verengerung, eine Furcht vor der Anwendung der vollen Kraft. Das Streben nach dem Idealen war ihm eine Verwiſchung des Individuellen, ein Hineinziehen des Eigenthümlichen in das Allgemeine, Unbeſtimmte. Er wollte in ſeiner Poeſie das Beſondere, das Nationale zum Ausdruck bringen, Schiller entwickelte dagegen ein grandioſes, aber allgemeines, tragiſches Pathos. Auch von der Fruchtbarkeit der philoſophiſchen Studien konnte er ſich nicht überzeugen. Weder mit ihren Ergebniſſen ſtimmte er überein, noch mit dem Eindringen der philoſophirenden Reflexion in die Poeſie. Dagegen erfüllte ihn immer noch die unbedingteſte Bewunderung vor Schiller's älteſter Dichtung, den „Räubern" Hier herrſchte ein gewaltiger, koloſſaler Geiſt, der mit einer Kühnheit, einem Trotze auftrat, wie er kaum ſeines Gleichen hatte. Er nahm den Dichter nicht nur gegen ſeine Gegner, ſondern auch gegen ihn ſelbſt und ſeine Kritik in Schutz. Die ſpätern Bearbeitungen galten ihm für Abſchwächungen, ja für eine Verleugnung der eigenen geiſtigen Gewalt.

Tieck hatte den Freunden viel von den „Räubern", und der ſchon damals ſeltenen erſten Ausgabe geſprochen; auf dieſe müſſe man zurückgehen, wenn man die wunderbare Dichtung ganz würdigen wolle. Zum guten Glücke fand man dieſe Ausgabe in einem unbedeutenden Bücherladen, und ſogleich begann Tieck ſie den Freunden vorzuleſen. Günſtig

ſchien es, daß der ältere Schlegel verhindert war zugegen zu ſein. Unerwartet indeß trat er während des Leſens ein, und fing an Tieck durch hingeworfene Bemerkungen, dann durch Angriffe auf das Stück zu unterbrechen. Er könne nicht begreifen, wie man an einem ſo rohen Producte Gefallen finden, wie man es nur leſen könne. Wie man es denn überhaupt nennen ſolle? Es ſei weder ein Drama noch ein Epos, noch gehöre es irgendeiner Kunſtgattung an. Voll Verdruß über dieſen Tadel ſchlug Tieck endlich das Buch nicht ohne Heftigkeit zu. „Das iſt das Beſte, was du thun kannſt", ſagte Schlegel ironiſch.

Auch an Tieck's Vorleſen fand er viel zu tadeln, obgleich dieſer mit entwickelter Virtuoſität und dem entſchiedenſten Erfolge las. Er ſprach ihm ſogar die Fähigkeit ab Tragiſches zu leſen, ſein natürlich einfacher Ton ſei für das Pathos der Tragödie viel zu ſchwach, nur für das Komiſche wollte er ihn gelten laſſen. Er ſelbſt pflegte Tragiſches in einem unangenehmen Gurgelton zu leſen, der von der Beſcheidenheit der Natur weit entfernt war, und eine Wirkung hervorbrachte, welche der beabſichtigten ganz entgegengeſetzt war.

In äußere Beziehung zu Schiller war Tieck bereits durch den „Muſenalmanach" von 1799 getreten, für welchen er durch Schlegel's Vermittelung einige Gedichte geliefert hatte. Bei dem erſten Aufenthalte in Jena im Juli hatte er ihn in ſeinem Gartenhauſe beſucht. Schiller kannte Tieck's nahe Verbindung mit den Schlegel, und mochte ihn vielleicht ſchon deshalb nicht ohne Zurückhaltung empfangen. Er war hager und groß, der Oberleib langgeſtreckt, die Geſichtsfarbe bleich; die graublauen Augen hatten für gewöhnlich einen kalten Ausdruck, der jedoch ſchwand, wenn er in der Unterhaltung warm wurde. Er ſprach nicht ohne Pathos. Von Shakſpeare und der ſpaniſchen Literatur war die Rede.

„Meinen Sie denn auch, daß Lope de Vega eine ſo große Aehnlichkeit mit Shakſpeare hat?“ war eine Frage, auf welche Schiller beſonders Antwort zu haben wünſchte, die aber Tieck nicht ſo kurzweg zu ertheilen wußte. Auch bei wiederholten Beſuchen blieben ihre Geſpräche auf der Oberfläche. Es ſchien etwas Fremdes zwiſchen ihnen zu ſtehen. Tieck fühlte ſich erkältet gegen Schiller, ihre Wege gingen zu ſehr auseinander.

Eine letzte Begegnung hatten ſie in Dresden 1801. Auch diesmal kamen ſie nicht weiter. Tieck machte aus der Gemäldegalerie ein Studium; auch Schiller hatte ſie beſucht. Sie kamen im Geſpräche auf Malerei. In ſeinen Kunſturtheilen war Schiller durch den Einfluß Goethe's und Meyer's beſtimmt. Von dieſen hatte er Manches angenommen, ſo die unbedingte Bewunderung der alten Kunſt und Plaſtik, welche ſeiner eigenen Natur fern ſtand. Er ſprach ſich daher gegen die Malerei aus. Er fand den Eindruck der Farbe unangenehm; er habe keine Dauer, es ſei unmöglich ihn feſtzuhalten und zu beſtimmen. „Sie ſehen z. B. dieſes Tuch“, ſagte er, indem er auf ein rothes Umſchlagetuch ſeiner Frau hinwies, das in der Nähe des Fenſters lag. „In dieſem Augenblicke erſcheint es roth, laſſen Sie das Licht wechſeln, und daſſelbe Roth wird ſich dann lila oder grau zeigen, und damit wird auch der Eindruck ein anderer werden müſſen. Dagegen wie viel ſicherer und entſchiedener iſt er nicht in der plaſtiſchen Kunſt. Am höchſten möchte das Basrelief ſtehen, das die Feſtigkeit der Plaſtik mit der Bewegung der Malerei verbindet.“ Tieck machte die Gegenfrage, ob ſich dieſe Beobachtungen über den Eindruck der Farbe auch vor Correggio's Bildern behaupteten. „Gerade hier finde ich ſie am meiſten beſtätigt!“ antwortete Schiller. Dagegen führte Tieck aus, wie in der Vertheilung von Licht und Schatten, in dem unend-

lichen Wechſel und Spiel der Farbe, in den Mitteln der Zeichnung, der nicht zu erſchöpfende Zauber der Malerei liege. Endlich ſchieden ſie voneinander, ohne ſich überzeugt zu haben.

Zugleich war eine andere Hoffnung im Sommer 1799 in Erfüllung gegangen. Tieck war dem Altmeiſter der Poeſie genaht, er hatte Goethe geſehen. Schlegel, der bei Goethe als metriſcher Rathgeber in Anſehen ſtand, und Novalis hatten es übernommen ihn einzuführen. Sicherer und unbefangener, als er ſelbſt geglaubt hatte, trat er nun endlich jenem Dichter entgegen, deſſen Geſtalten ihn ſeit den Tagen früheſter Kindheit begleitet hatten, der zu einer großen geiſtigen Macht in ſeinem Leben geworden war. Dieſen Augenblick hatte er als Knabe geahnt, und ihn mit heißer Sehnſucht als Jüngling herbeigewünſcht, darauf ſchien eine Seite ſeines Lebens angelegt. Jetzt endlich war er da! Goethe ſtand wirklich vor ihm. Das war er ſelbſt, Götz, Fauſt, Taſſo! Aber auch der Herrſcher im Reiche der Poeſie, in abgeſchloſſener Hoheit ſtand vor ihm. Ein gewaltiges, erſchütterndes Gefühl erfüllte ihn beim erſten Anblicke. „Das iſt ein großer, ein vollendeter Menſch, du könnteſt bewundernd vor ihm niederfallen!“ Zugleich erhob ſich aus dem Grunde ſeiner Seele wie ein Wolkenſchatten der leiſe aufſteigende Zweifel: „Könnteſt du ihn zu deinem Freunde, deinem Vertrauten machen?“ Und er mußte ſich antworten: „Nein, das könnteſt du nicht!“

Auf dieſe erſte Begegnung folgten mehrere Beſuche, bei denen man ſich etwas näher kam. Tieck erzählte von ſeinen Studien des Shakſpeare und deſſen Zeitgenoſſen. Dies führte auf Ben Johnſon. Er ſchilderte deſſen durchgehenden Gegenſatz gegen Shakſpeare, und endete mit der Frage, ob Goethe nicht einen Verſuch mit dem ſonderbaren Schriftſteller machen wolle. Da Goethe bereitwillig darauf einging, ſchlug

er ihm den „Volpone“ vor, und überbrachte ihm die Folioausgabe. Als er ihn nach einiger Zeit wieder beſuchte, hatte Goethe das empfohlene Drama ſoeben durchgeleſen. Das Buch lag noch vor ihm. „Hören Sie, verehrter Freund“, rief er ihm beſten Humors entgegen, indem er mit der Hand auf den Deckel des Buches ſchlug, „das iſt ja ein ganz verfluchter Kerl! ein wahrer Teufelskerl!“ Tieck ſprach ſeine Freude aus, daß ſeine Empfehlung ſich bewährt habe. „Ja, das iſt ein Schwerenothskerl!“ fuhr Goethe mit derſelben Handbewegung fort, „was hat der für Kniffe im Kopfe!“ Auf die Frage, ob er nicht noch einiges Andere leſen wolle, um ihn ganz kennen zu lernen, antwortete er abwehrend: „Nein, verehrter Freund, nun iſt es genug, nichts weiter. Ich kenne ihn jetzt, und das reicht hin!“

Im November kam darauf Goethe nach Jena. Tieck hatte die „Genoveva“ vollendet, und ſie den Freunden mitgetheilt, jetzt kam die Gelegenheit, das Gedicht auch ihm vorzuleſen. Goethe wohnte auf dem Schloſſe. Da der erſte Abend nicht ausreichte, ſo konnte die Vorleſung erſt am folgenden beendet werden. Aufmerkſam und theilnehmend war Goethe ihr gefolgt. Er ſprach ſich wohlwollend und anerkennend aus. Dann wandte er ſich zu ſeinem neunjährigen Sohne, der am zweiten Abend zugegen war. Indem er ihm mit der Hand über das Haar hinſtrich, ſagte er: „Nun, mein Söhnchen, was meinſt du denn zu allen den Farben, Blumen, Spiegeln und Zauberkünſten, von denen unſer Freund uns vorgeleſen hat? Iſt das nicht recht wunderbar?“ Einige Einwendungen, welche Goethe machte, wurden ſpäter berückſichtigt.

Auch den „Zerbino“ lernte er kennen. Er ſchenkte den ernſten Charakteren und den lyriſchen Partien vollen Beifall, und forderte Tieck auf, dieſe zuſammenzuziehen, und zu einem

Ganzen abzurunden, welches alsdann auf der weimariſchen Bühne dargeſtellt werden ſollte. Obgleich es Goethe war, von dem dieſer Vorſchlag ausging, konnte ſich Tieck doch nicht entſchließen darein zu willigen. Beide Theile, der ſatiriſche wie der dichteriſche, gehörten unmittelbar zuſammen, ſie gewannen erſt durcheinander ihre Bedeutung. Ein Streichen des einen Theils würde einem Zerſtören des Ganzen gleichgekommen ſein.

Vor allem wünſchte Tieck den Meiſter auch im Reiche der Bühne kennen zu lernen, auf einem Gebiete, welches er ſelbſt ſo allſeitig ſtudirt hatte, und dem noch immer ſeine Neigung angehörte. Konnte ihm doch ſelbſt damals noch der Gedanke kommen, Goethe um die Erlaubniß zu erſuchen die Bühne zu betreten. Wäre es auch nur einmal geweſen, er wünſchte wenigſtens den Verſuch eines öffentlichen Spiels gemacht zu haben. Indeß gab er dieſem Einfalle keine weitere Folge.

Die weimariſche Geſellſchaft hatte er früher in Lauchſtädt ſpielen ſehen, und in ihre unbedingte Anerkennung nicht einſtimmen können. Seiner Meinung nach verdienten manche Schauſpieler nicht den Ruf, in welchem ſie ſtanden. Graff's Pathos unterſchied ſich wenig von dem verrufenen tragiſchen Gurgelton. Jetzt wohnte er an Goethe's Seite einer Vorſtellung der „Maria Stuart" bei, die ſoeben auf die Bühne gebracht worden war. Auch diesmal konnte er nicht anderer Meinung ſein. Den künſtleriſchen Inſtinct, welchen er an Fleck bewunderte, fand er hier nicht wieder. Alles war auf ein gewiſſes durchſchnittliches Mittelmaß zurückgeführt. Ein ihm aus Berlin bekannter Schauſpieler gab den Leiceſter in ſo ungeſchickter Weiſe, daß er die Bemerkung nicht unterdrücken konnte, wie dieſer das Ganze entſchieden ſtöre. „Ich kann es nicht finden", antwortete Goethe trocken, „er thut ſeine Schuldigkeit gleich allen Andern."

Bei den wiederholten Beſuchen in Weimar lernte Tieck auch Herder kennen. Dieſer empfing ihn in freundlicher Weiſe, doch nicht ohne abgemeſſene Würde. Nach den erſten Wechſelreden trat der Kritiker aus dem „Geſtiefelten Kater" ein, Böttiger, den Tieck hier zum erſten Male ſah, und dem er ſpäter noch öfter begegnen ſollte. Böttiger ſtand mit Herder in gelehrter Verbindung, und pflegte ihn häufig zu beſuchen. Eingedenk der Rolle, welche Tieck ihn ſpielen ließ, hatte er Herder erzählt, wie man in Berlin jeden abgeſchmackten Einfall ſchlechtweg mit den Worten bezeichne: „Das iſt gerade ſo thöricht wie der «Geſtiefelte Kater»." Nicht ohne Ironie ſtellte Herder dem Eintretenden den jungen Dichter des „Geſtiefelten Katers" vor. Böttiger, welcher das Bedürfniß hatte Complimente zu machen, und ſtets einige in Bereitſchaft zu haben pflegte, gerieth in ſichtbare Verlegenheit. Mit einem komiſchen Auf- und Niederzucken der Augenbrauen, das ihm eigenthümlich war, beſchränkte er ſich darauf, mit ſauerſüßem Lächeln zu wiederholen: „Ei! Ei! das iſt ja recht ſchön!"

Weniger erfreulich war ein ſpäterer Beſuch. Herder litt ſeit längerer Zeit an tiefer Misſtimmung. Er ſtand nicht mehr mit Goethe in gutem Einvernehmen. Der ſcharfe kritiſche Ton der jüngern Schule hatte ihn verletzt, und die Kantiſche Philoſophie, die in ſeiner Nähe namhafte Verehrer hatte, regte ihn zu heftigem Widerſpruche auf. Seine „Metakritik" war bereits erſchienen, ein Buch, das ſelbſt ſeine Anhänger nicht gutheißen wollten. In muthwilligem Scherze hatte Tieck die Allegorie von Hugo und Hägeſa, welche die Metakritik einleitet, in den „Zerbino" hineingezogen, und ſie durch den Epilog als ein deutſches Nationalluſtſpiel ankündigen laſſen, das nächſtens zur Aufführung kommen ſolle. Herder war nicht der Mann, einen ſolchen Spaß durchſchlüpfen zu laſſen, oder ihn mit Humor aufzunehmen.

Tieck hatte genug von seiner Empfindlichkeit gehört, um zu wissen, wie er jetzt gegen ihn gesonnen sein werde. Ungern folgte er daher einer Aufforderung von Novalis, ihn zu Herder zu begleiten, der unmöglich einen leichten Scherz schwerer nehmen könne, als er gemeint sei.

Dennoch hatte Tieck Recht. Herder war gekränkt, und verfehlte nicht es merken zu lassen. Er erschien kalt und fremd, fast umgewandelt. Seine Frau, die eine unangenehme Schärfe besaß, zeigte sich noch abstoßender. Nur der Gegenwart des Freundes mochte es Tieck zu danken haben, daß eine Einladung, den Thee mit ihnen zu trinken, erfolgte. Eine peinlich verlegene Scene entstand, welche durch das trübselige Helldunkel des Zimmers für Tieck einen noch grausigern Charakter annahm. Kein freies offenes Gespräch wollte in Gang kommen, alle fühlten sich gedrückt. Eine Art Befreiung war es, als endlich ein neuer Gast, der Kunst-Meyer, eintrat. Dieser mußte nun die Kosten der Unterhaltung übernehmen. Er wußte Mancherlei zu erzählen. Dem jüngern Stolberg sei durch seine Freunde eine ganz absonderliche Weihnachtsbescherung bereitet worden. Man habe ihm eine Krippe mit einer Puppe darin aufgebaut, und diese habe er dann angebetet. Solchen und andern spöttischen Reden machte Herder durch ein entschiedenes Wort ein Ende, das auch in dieser peinlichen Stimmung auf Tieck Eindruck machte. „Lassen wir das, mein Freund", sagte er, „man muß einem Jeden seine Hausreligion lassen!" Da indeß der Einklang nicht wieder herzustellen war, so verabschiedeten sich Tieck und Novalis bald darauf.

Auch später zeigte sich Herder nicht versöhnlicher. Als er im Jahre 1803 auf der Bibliothek in Dresden seine Studien für den „Cid" machte, traf er wiederum mit Tieck zusammen, aber er blieb fremd wie zuvor. Ein schadenfroher Zufall

war es, daß ſie ſich noch einmal bei der Frau von Berg begegnen mußten, die in der Hoffnung einiger genußreicher Stunden die beiden Dichter allein zu Mittag eingeladen hatte. Herder ließ auch hier nichts von jener Liebenswürdigkeit ahnen, die ihm, wenn er wollte, zu Gebote ſtand. Er war einſylbig, verſchloſſen und mürriſch.

Eng verbunden mit ihm war Jean Paul, der ſich ebenfalls in Weimar aufhielt. Die Schriften des humoriſtiſchen und ſonderbaren Dichters hatte Tieck bereits vor Jahren kennen gelernt, als er mit Wackenroder einige Tage in Braunſchweig war. Zufällig fand er damals bei einem Bücherhändler die „Unſichtbare Lage". Der von allem Bekannten abweichende Ton beſtimmte ihn, das Buch mit ſich zu nehmen. Er begann Wackenroder daraus vorzuleſen, bei dem es aber nur eine kühle Aufnahme fand. Noch übler erging es Jean Paul's erſten Schriften bei den berliner Kunſtrichtern, denen ſolche humoriſtiſche Sprünge gar nicht behagen wollten. Auch für ihn hatte Tieck manche Lanze zu brechen, und die aufgeklärten Gegner unterließen nicht ihm auch die Anerkennung Jean Paul's zum Verbrechen zu machen. Indeß war dieſe Verehrung nicht ſo unbedingt, daß er die Schwächen, ja Unbegreiflichkeiten mancher Dichtungen hätte überſehen ſollen. Vieles erklärte ſich ihm jetzt erſt aus der Perſönlichkeit des Dichters. Mit tiefem Humor und Gefühl verbanden ſich Laune und grillenhaftes Weſen, das an eine Kindernatur erinnerte, und oft in den bizarrſten und ſonderbarſten Aeußerungen zum Vorſchein kam.

Merkwürdig wiederholte ſich mit Jean Paul eine Scene, wie ſie Tieck früher mit Nicolai gehabt hatte. Unter den Volksmärchen ſtellte er den „Blonden Eckbert" allen andern voran. Er ſprach ſeine volle Bewunderung aus, und ſchloß endlich mit der Frage: „Geſtehen Sie es nur, wo haben Sie die

Geſchichte her?" Auf Tieck's Verſicherung, er habe ſie erfunden, antwortete er: „Nein, nein! Sagen Sie was Sie wollen! Dergleichen erfindet ſich nicht! Das muß ſchon vorher dageweſen ſein!"

Unter ſo verſchiedenartigen Anregungen ſteigerte ſich Tieck's eigene Dichterluſt, und nach allen Seiten hin erwies er ſich thätig. „Zerbino" und „Genoveva" waren zum Abſchluß gekommen, der „Treue Eckart" und der „Tannhäuſer" wie „Meluſine" reihten ſich im Tone der Volksmärchen an. Dieſe Dichtungen erſchienen bei Frommann als „Romantiſche Dichtungen", ein Titel, der mit vollſter Unbefangenheit gewählt, bald allgemeine Bedeutung als literariſcher Parteiname erhalten ſollte. Eine neue oder gar höhere Art der Poeſie damit bezeichnen zu wollen, war ſeine Abſicht nicht im mindeſten. Höchſtens wollte er andeuten, daß der Leſer in die entgegengeſetzteſten Regionen des Gefühls, der Leidenſchaft, der Phantaſiewelt in raſchem Wechſel eingeführt werden ſolle. Daneben gab er ein poetiſches Journal heraus, deſſen Aufgabe ſein ſollte, in die ältere engliſche und ſpaniſche Literatur einzuführen. Dafür überſetzte er Ben Johnſon's „Epicöne", nahm in den Briefen über Shakſpeare die Kritik über den Dichter wieder auf, und gab eine Anzahl von kleinern Beiträgen.

Tieck ſtand in der Mitte geiſtvoller, ſtrebender und theilnehmender Freunde, der Schöpfer einer glänzenden Welt der Poeſie und Phantaſie, reich an Gedanken und Gefühlen, an Hoffnungen und Entwürfen. Siebenundzwanzig Jahre alt, war er bereits ein anerkannter Dichter. In die Reihe der edelſten Geiſter des Volkes war er eingetreten, und von ihnen als ebenbürtig anerkannt. Die kühnſten Träume ſeiner Jugend waren zur Wirklichkeit geworden, der Genius hatte den Jüngling bereits auf die Höhen des Lebens geführt. Er ſtand auf jenem Gipfel, zu dem er früher ſehnſüchtig hinaufge-

ſchaut hatte. Es war die Fülle geiſtiger und ſinnlicher Kraft, in der er lebte, noch wirkte Alles zuſammen, um ein Daſein zu ſchaffen, wie es dem Menſchen nur in erhöhten Augenblicken verſtattet iſt. Mit dieſem Gefühl blickte er ſpäter auf die ſchöne Zeit in Jena zurück. Aber ſchon gingen dieſe ſonnenhellen Tage vorüber; in den Frühling wehte ein rauher Herbſtwind hinein, und künftige lange und ſchwere Leiden kündeten ſich an.

Tieck war gewohnt auf ſeine Geſundheit und die volle Stärke ſeines Körpers ſich zu verlaſſen. Noch in Jena hatte er die alten ritterlichen Künſte geübt, und durch Gewandtheit und Unerſchrockenheit die Freunde zu Zeiten überraſcht. Als er einſt mit Schlegel und Schelling in der Nähe von Jena einen Spazierritt machte, führte er ſein Pferd über einen Balken, der als Steg über einen zwar trockenen, aber doch mehrere Fuß tiefen Graben gelegt war. Mitten auf dem ſchmalen Pfade ſcheute das Thier, und er ſtürzte mit demſelben bügellos in den Graben hinab. Seine Begleiter glaubten ihn verunglückt, aber lachend erhob er ſich, klopfte den Staub von den Kleidern, und ſaß im nächſten Augenblicke wieder im Sattel.

Raſtloſe geiſtige Arbeit und Nachtwachen wechſelten bei ihm mit ſtarken Körperanſtrengungen. Als Knabe und Jüngling hatte er ſich Stunden lang dem Sturm und Regen preisgegeben, und die Nächte unter freiem Himmel zugebracht; ſchon damals mochte ſeine Geſundheit gelitten haben. In der letzten Zeit begannen rheumatiſche Schmerzen ihn zu quälen. Da fühlte er ſich eines Tages heiterer und freier als je. So leicht, ſo aufgelegt zu Humor und Dichtung war er lange nicht geweſen. Es war als wenn Jugendkraft und Geſundheit mit dieſem letzten erfriſchenden Hauche hätten auf immer von ihm Abſchied nehmen wollen. Tages darauf erkrankte

er ernſtlich. Die rheumatiſchen Schmerzen zeigten ſich als ausgebildete Gicht im Knie. Eine langwierige Cur begann; er blieb auf ſein Zimmer beſchränkt, nur mit Mühe und Schmerzen vermochte er zu gehen. Schwäche und Abſpannung machten das Arbeiten auf längere Zeit unmöglich.

Als der Frühling kam, erholte er ſich allmälig. Er brachte ihm mit den warmen Lüften Schmerzensfreiheit und Arbeitsluſt wieder. Ein Ausdruck der wiederkehrenden Heiterkeit war die Tragödie „Rothkäppchen" und das Märchen „Meluſine". Neu belebt durch den erſten vollen Sonnenſchein ſchrieb er ſie, in einer blühenden Laube ſitzend, im Frühling des Jahres 1800.

Endlich ſchied er von den Freunden; es war zu Ende des Monats Juli. Er ging nach Hamburg, dann nach Berlin, die Angehörigen ſeiner Frau wie ſeine eigenen wiederzuſehen.

In Hamburg fand er Veranlaſſung zu einem letzten großen Gedichte, welches die Reihe myſtiſcher Poeſien abſchloß. Auf dem Wege nach einem Vergnügungsorte an der Elbe, wo ſich eine Geſellſchaft verſammeln ſollte, fand er in einem Bücherkram an der Straße das Volksbuch vom Kaiſer Octavianus. Er kannte es noch nicht, und die Freunde erwartend, las er es ſogleich durch im Angeſichte des heitern Fluſſes, in der herrlichſten Sommerluft. Es war ein reiner und voller Zug, den er that. Schon während des Leſens erhob ſich ihm der Gedanke, dieſen bunten Stoff dramatiſch zu bearbeiten; klar und deutlich traten ihm die einzelnen Geſtalten entgegen. Mit Vorliebe und planvoller Ueberlegung ging er an das Werk. Im Jahre 1801 hatte er den erſten Theil, gegen Ende des Jahres 1802 das Ganze beendet. Noch wirkten die Vorbilder der ſpaniſchen Poeſie. Sie zeigten ſich in dem Inhalte, wie in der freien Behandlung der

Form, die neben dem Dramatiſchen auch Lyriſches und Epiſches in reichem Maße enthielt. Wieder trat die chriſtliche Welt der heidniſchen entgegen. Das ſiegreich fromme Dulden und die Leidenſchaft, der Glaube und die Naturgewalt, das Wunder der Legende und der Zauber des Märchens ſtanden einander gegenüber. In dem allegoriſchen Vorſpiele erſchienen die Mächte, welche dieſe Welt bewegten. Der Glaube und die Liebe, der Scherz und die Tapferkeit, und in ihrer Mitte die Romanze.

Noch einmal erfüllte ſie das Herz ihres Dichters mit trunkener Begeiſterung, und eine verſunkene Welt beſchwor er herauf mit dem geheimnißvollen und mächtigen Rufe:

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wunderbare Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!

Drittes Buch.

Kampf und Leiden.

1800—1819.

1. Bewunderer und Gegner.

Fünf Jahre waren verfloſſen, ſeit der Name des Dichters durch die Nachtſtücke „Abdallah“ und „Lovell“ bekannt geworden war. In überraſchenden Wendungen war er dann zum Humor, zum volksthümlichen Märchen und den romantiſchen Dichtungen übergegangen. Hier hatte er die vergeſſene Sage des Mittelalters neu belebt, und der Sehnſucht nach dem dichteriſchen und religiöſen Glauben Worte gegeben.

Die dämoniſchen Romane fanden nicht die Theilnahme, welche er erwartet haben mochte. Es fehlte an ungünſtigen Beurtheilungen nicht. Das Publicum verhielt ſich dieſen Erſcheinungen gegenüber gleichgültig. Dann hatte der abweichende Ton der Volksmärchen überraſcht und gereizt. Wenn Manche bedenklich wurden oder ſich zu leidenſchaftlicher Kritik hinreißen ließen, ſo gab es doch auch Solche, deren Beifall um ſo entſchiedener war. Im Allgemeinen mußte man anerkennen, man habe es mit einem eigenthümlichen Dichtergeiſte zu thun, der Glauben genug an ſich ſelbſt beſitze, um ſeine eigenen Bahnen zu ſuchen und zu verfolgen. Die romantiſchen Dichtungen, die Verbindung mit den Schlegel und Novalis brachte Tieck's Stellung zum Abſchluſſe. Ein bedeutender Erfolg blieb dieſes Mal nicht aus, und die Poeſie, welche wechſelsweiſe den Humor und die Verherrlichung des

Wunders voranſtellte, fand auch in weitern Kreiſen ihr Echo. In der literariſchen Meinung des deutſchen Nordens, mindeſtens in der Berlins, bereitete ſich ein Umſchwung vor.

Das Anſehen der ältern Schule, ihrer Philoſophen und moraliſchen Dichter war in ein bedenkliches Schwanken gerathen. Aus Kritikern und Richtern wurden ſie Kritiſirte und Gerichtete. Schon ihr Gegenſatz gegen alle großen und glänzenden Erſcheinungen der letzten Jahrzehnde mußte ihre innere und urſprüngliche Dürftigkeit klar machen. Die neue Wendung der Philoſophie, Goethe's und Schiller's Siege, die ſchonungsloſen Urtheile der Schlegel, die Dichtungen Tieck's, Alles wirkte zuſammen.

Aber ſchon ward auch die Aufklärung zum Stichwort des Spottes, Bezeichnung des Seichten und Oberflächlichen. Die Angriffe auf ihre Vertheidiger wurden zahlreicher, und die Unberufenen fingen an, von dem Tiefſinnigen und Geheimnißvollen viel zu reden. Unverkennbar hatte die „Genoveva" großen Eindruck gemacht. Je glänzender die verklärenden Strahlen der Dichtung waren, in denen dieſes Heiligenbild ſich zeigte, um ſo ärmlicher erſchien die ältere nüchterne Poeſie. Das jüngere Geſchlecht ſah die Stellung der Parteien mit andern Augen an. Wie ganz anders wurden nicht Gefühl und Phantaſie durch die neuen Dichtungen angeregt! Zunächſt in Berlin bildeten ſich neben den Kreiſen der Freunde, der Anhänger und Bewunderer, auch die der Nachahmer und Nachſprecher.

Als Tieck im Herbſte des Jahres 1800 aus Hamburg zurückkehrte, mußte er bereits mehr, als ihm lieb war, von Myſtik und Wunder, von Mittelalter und Romantik reden hören. Es waren Wendungen und Formen, die man ihm und ſeinen Freunden abgelernt hatte. Andere, die keinen Beruf dazu hatten, ſtimmten in den abſchreckenden Ton

der neuen Kritik ein. Sie gebrauchten deren Stichworte fleißig, gleichviel ob sie passen mochten oder nicht. Eine Wendung der Schlegel vornehmlich ward zur beliebten und stehenden Redensart. Bis zur Religion sollte Alles getrieben werden, nicht allein Kunst und Poesie, sondern zuletzt auch jede Trivialität des gewöhnlichen Lebens. So entstand eine Parteisprache, die für Niemand verdrießlicher war als für Tieck selbst. Das jüngere Geschlecht, das genial und erhaben sein wollte, war um nichts besser als das ältere pedantische. Wieder waren es unwahre Gefühle, nachgesprochene Redensarten, angelernte Gedanken, denen er begegnete.

So ernst seine Stimmung damals war, so regte sich doch bei diesen Wahrnehmungen die humoristische Laune. Die freie Bewegung des Dichters hatte er gegen den alten Schul- und Parteizwang in Schutz genommen, jetzt wollte er auch des jüngern vorlauten und zudringlichen Geschlechts nicht schonen, dem er selbst die Waffen in die Hände gegeben hatte. In Jena hatte er für sein poetisches Journal eine Parodie: „Der neue Hercules am Scheidewege", geschrieben, in welcher er seinem Unwillen, seiner Verachtung der seichten und unmündigen Bewunderer Luft machte. Er war jener Autor, der am Scheidewege zwischen dem falschen und dem wahren Ruhme steht, und dem sich die verschiedensten Stimmen und Meinungen aus dem Publicum aufdrängen. Das Gegenbild zu den kindischen Huldigungen des Bewunderers gaben die platten Einwürfe des alten Mannes, der als eifriger Vorfechter der alten Schule den Dichter mit der Autorität Lessing's zu schrecken sucht.

Indessen erhoben sich auch die Gegner. Seit langer Zeit hatten sich infolge der kritischen Neckereien Verdruß und Aerger angesammelt, endlich mußte es zum Ausbruche kommen. Seit ihrem ersten Auftreten als Kritiker und Dichter hatten

die Schlegel eine Reihe neuer Anſichten und Behauptungen aufgeſtellt, die durch Schärfe und Paradoxie reizten. Perſönliche Angriffe, die ſich damit verbanden, hatten erbittert. Zwei Namen waren es, für deren unbedingte Anerkennung ſie kämpften, Goethe und Fichte. Die Beſchränktheit und Engherzigkeit der Gegner vermehrte die Misverſtändniſſe, die Furcht vor dem Neuen machte ſie um ihre Stellung beſorgt, das ſcharf Ausgeſprochene, das Eigenthümliche ward läſtig und unbequem.

Seit 1798 war das „Athenäum" der Träger dieſer neuen einſchüchternden Kritik. Nur auf eine geringe Zahl von Mitarbeitern beſchränkte man ſich. Außer den beiden Schlegel hatten Novalis, Schleiermacher, Bernhardi und Hülſen Beiträge gegeben, und ſie trafen ſchonungslos eine nicht unbedeutende Anzahl von Namen, die in der Literatur bisher gegolten hatten.

Am meiſten verletzten A. W. Schlegel's ſatiriſche Ausfälle in ſeinem literariſchen „Reichsanzeiger". Nicht nur Nicolai und Kotzebue, Jeniſch und Schmidt von Werneuchen wurden verſpottet, auch Käſtner, ſelbſt Wieland blieb nicht unangetaſtet, ebenſo wenig als Matthiſſon und Voß verſchont wurden. Wußte man doch, daß Schlegel auch mit Schiller nicht in gutem Vernehmen ſtehe. Wenn aber die Neuerer Männer, welche einen unleugbaren Einfluß auf die Literatur gehabt hatten, in dieſer Weiſe behandelten, wenn ſie Zweifel erhoben, wo man bisher nur zu bewundern gewohnt war, ſo lag darin für die kleinen Geiſter kein geringer Troſt, dergleichen Mishandlungen nicht allein erfahren zu haben. Nun konnten ſie die glänzenden, allgemein anerkannten Namen voranſchieben. Eine noch beſſere Waffe für die Gegner war die „Lucinde". Dieſer Roman machte durch ſeinen Cultus der Sinnlichkeit, durch die Zügelloſigkeit, welche

die ſittlichen Schranken durchbrach, auch die Freunde irre, er drohte praktiſch in das Leben einzugreifen. Jetzt appellirte man an den Richterſtuhl der öffentlichen Moral. Es handelte ſich nicht mehr um philoſophiſche oder äſthetiſche Kritiken und Lehrmeinungen. Auf dies Buch hin glaubte man alle dieſe jüngern Schriftſteller als eine Sekte gefährlicher Bilderſtürmer angreifen zu können.

Tieck hatte ſich von dem fachmäßigen Betriebe der literariſchen Kritik fern gehalten. Einige übernommene Aufträge für die „Jenaiſche Literaturzeitung" hatte er ſpäter abgelehnt, und ſich bei dem „Athenäum" nicht betheiligt. Nur in einigen Jahrgängen des berliniſchen „Archivs der Zeit" hatte er die neueſten Muſenalmanache beſprochen. Somit blieben allein die humoriſtiſchen Scherze und Angriffe in ſeinen Dichtungen übrig. Hier waren viele einzelne Züge von bekannten Perſönlichkeiten entlehnt, die meiſtens Berlin angehörten. Außer Kotzebue, Böttiger und manchem Modeſchriftſteller, fand man auch Nicolai, Iffland, Gedike, Bieſter und Engel wieder. In der Viſion „Das jüngſte Gericht", hatte Tieck eingeräumt, ſie verſpottet zu haben. Dennoch konnte er mit Recht ſagen, nicht das Perſönliche, ſondern das Allgemeine in dieſen Charakteren habe er dargeſtellt. Eine beſtimmte Richtung der Zeit hatte er in ihnen angegriffen, den unverbeſſerlichen Proſaismus geſchildert. Nicht als privilegirter Satiriker, nicht als ſchwerfälliger oder gallſüchtiger Moraliſt war er aufgetreten, als Dichter hatte er die Waffen des Spiels und der Phantaſie gebraucht. In ſeiner rein humoriſtiſchen Laune war er des Vorrechts der Poeſie, den Scherz um des Scherzes willen treiben zu können, ſo gewiß, daß er mit dem beſten Gewiſſen verſichern konnte, nichts habe ihm ferner gelegen als perſönliches Uebelwollen; die Schuld des Misverſtändniſſes liege zum Theil an dem

ſchwerfälligen Ernſte ſeiner Landsleute, die überall Räthſel ſuchen und löſen wollten, und nicht im Stande ſeien, den Scherz ohne irgendeine hinterhaltige Abſicht zu denken.

Wirklich war er über die Grenzen des literariſch Erlaubten nicht hinausgegangen. Er ſprach nicht von dem moraliſchen Charakter dieſes oder jenes bekannten Mannes, ſondern von Zuſtänden, von Anſichten, die in Büchern offen vor Aller Augen lagen. Wie harmlos ſeine Angriffe waren konnte ihre Vergleichung mit denen Schlegel's am beſten zeigen. Mit dem kälteſten Blute und der ruhigſten Ueberlegung waren dieſe ausgeführt und mitunter giftig zu nennen.

Ein komiſcher, aber entſchiedener Beweis der ſchlagenden Kraft ſeiner Dichtungen war es, wenn Perſonen ſich für angegriffen erklärten, an welche er nicht gedacht hatte, die er kaum kannte. Durch Einiges im „Geſtiefelten Kater" war ein fernſtehender Bekannter, der Maler Darbes, verletzt worden. Die eifrigſten und aufrichtigſten Verſicherungen des Gegentheils hatten den Zürnenden nicht zu beſänftigen vermocht. In ſchildaiſcher Weiſe wollten andere Ueberkluge in dem „Prinzen Zerbino" den Kriegsrath Zerboni wiedererkennen, der infolge ſeiner Händel mit dem Miniſter Hoym als des Jakobinismus verdächtig, zur Unterſuchung gezogen und auf die Feſtung abgeführt worden war. Freilich nur dunkle, aber für den Eingeweihten doch kenntliche Anſpielungen auf dieſe vielbeſprochene Tagesgeſchichte ſollten ſich in Tieck's romantiſcher Dichtung finden.

Aus dieſem Spähen nach einem verborgenen ſatiriſchen Sinne ergaben ſich nicht geringe perſönliche Beläſtigungen. Zudringliche ließen keine Gelegenheit vorübergehen, um ihm vertraulich näher zu rücken und ihn auszuforſchen, wen er wol mit dieſen Geſtalten gemeint haben könne. Inquiſitoriſche Examina hatte er zu beſtehen, die in der Regel mit

dem Vorwurfe der Verſchloſſenheit und des Mangels an freundſchaftlichem Vertrauen endeten. Nichts aber war ihm verhaßter als das plumpe und täppiſche Zufahren der Biedermänner, welche in ihrer treuherzigen Offenheit vertrauliche Mittheilungen und Geſtändniſſe als Pflicht der Freundſchaft in der erſten halben Stunde oberflächlicher Bekanntſchaft in Anſpruch nahmen.

Zu dieſen kleinen Quälereien kamen auch literariſche Angriffe, die einen ärgerlichen Charakter trugen. Zuerſt griff Johannes Falk der Satiriker zu den Waffen. Mit einem gewiſſen Geräuſch war dieſer Schriftſteller in die Literatur eingetreten. Wieland hatte ihn als neuen Ariſtophanes proclamirt; ſieben große ſatiriſche Geiſter der Vorzeit ſollten in ihm verſammelt ſein. Seit dem Jahre 1797 ſpeicherte er für die Freunde des Scherzes und der Satire ſeine Einfälle in jährlich wiederkehrenden Taſchenbüchern auf. Trotz Wieland's ſchützender Privilegien konnte Tieck in dieſen Satiren nichts von dem finden, was darin liegen ſollte. Er vermißte den pomphaft angekündigten Scherz. In ſeiner Kritik des „Taſchenbuchs für 1798" im „Archiv der Zeit" führte er aus, wie ſchwerfällig Falk die Satire als eine überlieferte literariſche Stilgattung, als ein nützliches Geſchäft moraliſcher Beſſerung nach der Definition älterer Lehrbücher betreibe; ſein breiter und ſelbſtgefälliger Witz beruhe nur auf einigen allbekannten und verbrauchten Kunſtgriffen, und ſei der Poeſie ebenſo fern, als er ſich dem Pasquillantiſchen nähere. Er greife mit ſeinem gewichtigen Apparate nur unweſentliche und gleichgültige Dinge auf von rein localer Bedeutung, während er den Charakter der Zeit im Ganzen weder aufzufaſſen noch darzuſtellen vermöge.

Dieſe Bemerkungen waren geeignet, Tieck's eigene Scherze im rechten Lichte erſcheinen zu laſſen, und ihr Verſtänd-

niß im Gegenſatze zu der abſichtsvollen ſogenannten moraliſchen Satire zu eröffnen. Falk indeß fühlte ſich durch dieſe ernſte Kritik, wie durch die ſcherzhafte im „Zerbino“ gleich ſehr verletzt. Es ſchien mit ſeiner Freundſchaft für Scherz und Satire kein rechter Ernſt zu ſein. Im „Taſchenbuch für 1799“ antwortete er in zornig-höhniſchen Angriffen auf Rambach, den Herausgeber des „Archivs der Zeit“, der an jenem Urtheile unſchuldig war. In den nächſten Jahrgängen wandte er ſich gegen die Schlegel, das „Athenäum“ und ihre Freunde. Auf einem beigegebenen Bilde hatte er ſogar Tieck, auf ſeinem „Geſtiefelten Kater“ reitend, darſtellen laſſen.

Auch Garlieb Merkel, der vorlaute und oberflächliche Publiciſt, ergoß ſich in ſeinen „Briefen an ein Frauenzimmer über die ſchöne Literatur“, dann ſpäter in ſeinem „Freimüthigen“ in den niedrigſten Schmähungen über Tieck. Zu der beliebten Anklage des Obſcurantismus, der Bänkelſänger- und Sachs-Poeſie kamen Verdächtigungen der gemeinſten Art.

Selbſt die Ueberſetzung des „Don Quixote“ wurde in dieſen Parteiſtreit hineingezogen. Gleichzeitig mit derſelben war auch die von Soltau erſchienen. Dieſer hatte in Schlegel's anerkennender Beurtheilung der Tieck'ſchen Arbeit in der „Literaturzeitung“ von 1799 eine Herabſetzung ſeiner eigenen Leiſtungen gefunden, und es nöthig gehalten, in dem Jahrgange von 1800 ſich dagegen zu verwahren. Es ſollte die keineswegs unbedingte Anerkennung, welche Tieck's Ueberſetzung zu Theil geworden, ein berechnetes Verfahren einer Partei ſein, deren Abſicht war, kein anderes Verdienſt als ihr eigenes gelten zu laſſen. Auch an ſonſtigen gelegentlichen Ausfällen ließ er es nicht fehlen. Im nächſten Stücke des „Athenäum“ erfolgte darauf eine Gegenkritik Schlegel's, welche nun die Schwächen der Soltau'ſchen Arbeit offen darlegte. Soltau war in Spanien geweſen, er

kannte die Sprache aus lebendigem Gebrauche, und hatte gewiß mit beſſern Mitteln gearbeitet als Tieck. Dennoch war auch er von Irrthümern nicht frei geblieben. Aber ſeine Ueberſetzung litt an proſaiſchem Unverſtändniß des Cervantes überhaupt. Wenn er Tieck in manchen Punkten übertraf, ſo hatte er doch ſicher nichts von dem nachdichtenden und umbildenden Geiſte, der für den Ueberſetzer des Cervantes unerläßlich iſt.

Unzweifelhaft war unter dieſen Händeln der ärgerlichſte der mit Iffland.

In Berlin hatten neben Tieck's Dichtungen und Schlegel's Kritiken Bernhardi's Theaterrecenſionen keinen geringen Anſtoß gegeben. Auch er war des ſcharfen, kritiſchen Stils vollkommen Meiſter, und hatte durch den beſtimmten, abſchreckenden Ton im „Archiv der Zeit" die Schauſpieler und den Führer der Bühne gegen ſich aufgebracht. Er erkannte Iffland's großes mimiſches Talent an, aber nicht unbedingt, nur innerhalb gewiſſer Grenzen; auch er wollte es nur für die mittlern und gemäßigten Rollen gelten laſſen. Als dramatiſchen Schriftſteller hatte er ihn in ſeiner Poſſe „Seebald, der edle Nachtwächter", die ein treffendes Abbild der rührenden Familiengeſchichten iſt, kritiſirt. Bernhardi's Verhältniß zu Tieck war bekannt, in ihrer Verbindung mit den Schlegel galten ſie als Partei, die es auf gegenſeitige Lobpreiſung und Erhebung, auf ein Tyranniſiren des Geſchmacks und der Literatur abgeſehen habe. Ein Vorwurf, der, ſoweit er Tieck betraf, vollkommen unbegründet war. Wiederholt war Iffland Gegenſtand kritiſcher Zweifel und ſatiriſcher Neckereien geworden. Er war gereizt, und dachte ſeinerſeits einen Schlag gegen die läſtigen Angreifer zu führen, der nicht ihn allein, ſondern zugleich alle, die überhaupt gekränkt worden waren, rächen ſollte.

Gegen Ende des Jahres 1800 ward ein Luſtſpiel, „Das Chamäleon", auf die Bühne gebracht, das ſich in veränderter Geſtalt bis in die ſpätern Zeiten auf den Bretern erhalten hat. Verfaſſer war der Schauſpieler Beck, ein ehemaliger College Iffland's. Dieſes ſchwache Machwerk, das urſprünglich harmlos gemeint ſein mochte, war zu einer perſönlichen Satire gegen Tieck und ſeine Freunde auserſehen. Es erſchien darin ein hungeriger Schriftſteller und Gelegenheitsdichter, der ſich durch trügliche Annahme des Adels in das Haus eines vornehmen Mannes einſchleicht, um ſich ſatt zu eſſen und womöglich Bezahlung ſeiner Schulden zu erlangen. Er ſpricht in myſtiſchen und ſonderbaren Redensarten, die an ähnliche Wendungen Friedrich Schlegel's erinnern; er iſt Verfaſſer eines ſchmuzigen Romans, betitelt „Lorraine"; er hat romantiſche Dichtungen herausgegeben, er hat unter dem Namen Peter Walter geſchrieben. Mit dieſen Producten hat er einen ehrbaren Buchhändler an den Bettelſtab gebracht. Er gehört einer Clique von Fünfen an, in welcher man ſich gegenſeitig in Sonetten preiſt, und in der ganzen deutſchen Literatur nur einen großen Dichter anerkennt, um alles Andere deſto rückſichtloſer in den Staub ziehen zu können. Dies geſchieht in einem Journal, das ſich durch ſeinen impertinenten Ton auszeichnet; es heißt der Wahrheitsrachen. Aber zum Troſte der Biedermänner und Freunde der ältern literariſchen Autoritäten erſcheint der hungerige Poet in der jammervollſten Verfaſſung. Er iſt die Zielſcheibe aller ſeichten Witze der Gebildeten und Ungebildeten. Willig läßt er ſich als Spielball der roheſten Neckereien und Verhöhnungen gebrauchen. Er ſtreift an der bedenklichen Grenze der Prügel hin; Nachts bringt er auf der Straße, in leeren Portechaiſen und Schilderhäuſern zu.

Es war nicht zu verkennen, die ganze neuere äſthetiſche

Kritik ſollte in dieſem elenden Sudler der Verhöhnung öffentlich preisgegeben werden. Nur aus literariſchen Anſpielungen war dieſe Figur zuſammengeſetzt. Bei der Clique von Fünfen hatte man an Tieck und Bernhardi, an die beiden Schlegel und etwa noch an Novalis gedacht, der ebenfalls Beiträge zum „Athenäum" geliefert hatte.

Soweit ſich dieſe plumpen Ausbrüche auf literariſchem Gebiete hielten, hätte Tieck ſie ruhig ertragen mögen; aber man ſuchte den bürgerlichen Charakter der Angegriffenen verdächtig zu machen, und ſie moraliſch vor dem Publicum an den Pranger zu ſtellen. Dieſer hungerige Poet war ein literariſcher Gauner. Tieck erkannte bald, daß Iffland's eigenes Spiel nicht frei von feindſeliger Abſicht war. Er gab den alten Grafen, der ein Bewunderer Gellert's iſt; deſſen „Leben der ſchwediſchen Gräfin" kann er nicht oft genug leſen. Die Behauptung des Poeten, Gellert ſei kein Genie, beantwortet er mit einem Wuthausbruche. „Aber er war ein ehrlicher Mann!" ſchreit er, indem er mit einer ausdrucksvollen Bewegung, in der Iffland Meiſter war, ſich auf die Taſchen klopft. Um Gellert's Manen zu rächen, will er am Ende den armſeligen Kritiker mit Hunden vom Hofe hetzen laſſen.

Bei dieſem Acte gemeiner Rache fiel ein großer Theil der Schuld auf Iffland, unter deſſen Leitung das Stück einſtudirt worden war. Er hätte alle Veranlaſſung gehabt, die roheſten und ſchreiendſten Farben zu mildern. Aber er war ein glücklicher Improviſator, und der Verfaſſer lebte fern von Berlin. Die Vermuthung war nicht abzuweiſen, manche von dieſen Zügen ſeien ihm erſt von hier aus an die Hand gegeben, oder während der Darſtellung von den Schauſpielern hineingelegt worden.

Bei einer ſo pasquillantiſchen Beleidigung glaubte Tieck

nicht ſchweigen zu dürfen, obgleich man bei ſpätern Wiederholungen des Stücks die anſtößigſten Stellen geſtrichen hatte. In einem Beſuche bei Iffland forderte er die Auslieferung des Manuſcripts, um ſich zu überzeugen, wieviel von dieſen Gemeinheiten auf Rechnung des Verfaſſers komme. Mit unerwarteter Bereitwilligkeit ging Iffland auf dies Verlangen ein. Er gab zu, Einiges könne vielleicht auf ihn und ſeine Freunde gedeutet werden; er bot ſogar die Unterdrückung des Stücks an, wenn er es wünſche, und lieferte ihm ſchließlich das Manuſcript zur Durchſicht aus. Doch als Tieck darauf ſchriftlich eine öffentliche Ehrenerklärung verlangte, zog Iffland nicht nur die gemachten Zugeſtändniſſe zurück, ſondern ſtellte auch in Abrede, daß man in dieſem Luſtſpiele auf ihn oder irgendeinen ſeiner Freunde habe zielen wollen.

Bisher hatte Tieck an keiner literariſchen Fehde Theil genommen, doch jetzt, von den verſchiedenſten Seiten angegriffen, verläſtert und roh geſchmäht, ſchien es ihm an der Zeit, ſeine Stimme zu erheben. Er ſchrieb einige polemiſche Blätter, die unter den unverſtändigen und böswilligen Gegnern von Falk bis Merkel aufräumen ſollten. Da man ſeine Sprache des dichteriſchen Humors nicht verſtand, ſo wollte er verſuchen, in der offenen und unumwundenen Sprache der kritiſchen Grobheit ſich deutlich zu machen. Auch er wollte zeigen, daß er Leſſing mit Erfolg ſtudirt und geleſen habe. Und dieſe Blätter bewieſen, er verſtehe das Schwert der Polemik zu führen. Schon näherte ſich die Schrift dem Abſchluſſe. Bernhardi verband in dem Decemberhefte des „Archivs der Zeit für 1800“ mit dem Abſchiede, den er vom Publicum als Theaterkritiker nahm, die Anzeige, daß im Namen derer, welche in dem Luſtſpiele „Das Chamäleon“ angegriffen worden, Tieck in einer beſondern Schrift nächſtens antworten werde. Den-

noch kam es anders. Es widerſtrebte ihm zu ſehr, in den wüſten Lärm der literariſchen Tageszänkereien einzuſtimmen, auch wenn ihn ſelbſt dieſe Schmähungen trafen. Der augenblickliche Zorn verrauchte, und machte der ſchweigenden Verachtung Platz. Jene Blätter blieben unvollendet liegen und wurden vergeſſen.

Gehäſſiger als dieſe öffentlichen Schmähungen waren die geheimen Verdächtigungen und Einflüſterungen Kotzebue's. Die einen waren darauf berechnet, Tieck in der öffentlichen Meinung zu verderben, ihn vor dem Publicum um Ehre und Anſehen zu bringen, die andern wollten den politiſchen Verdacht erregen, und den literariſchen Gegner durch die Gewalt der Polizei zu Boden ſchlagen.

Niemals hatte Tieck mit den Aeußerungen ſeiner ſittlichen und kritiſchen Abneigung gegen Kotzebue zurückgehalten. Auch im „Zerbino" kamen Hindeutungen dieſer Art vor. Dennoch hatte Kotzebue früher einen Verſuch der Annäherung gemacht. Im Gefühle ſeiner unvortheilhaften Stellung in Weimar, mit allen Größen in Feindſchaft zu ſtehen, hatte er den Wunſch, in dem Anſchluß an irgendeinen bedeutenden Namen Schutz zu ſuchen. Freilich galt ſein Lob für ein bedenklicheres Zeichen als ſein Tadel, und denen, welche davon betroffen wurden, mochte gar nicht wohl dabei zu Muthe ſein. Eine Zeit lang machte er Miene, auf Goethe's Koſten Schiller zu verherrlichen. Dann ſchien er Tieck huldigen zu wollen, und die frühern Verſpottungen großmüthig zu vergeſſen.

Als die „Genoveva" erſchienen war, ſchlug er ſich unerwartet auf die Seite der Bewunderer der Romantik, und er, der Rationale und Aufgeklärte, wollte den Heiligenſchein gelten laſſen. Er erklärte Schiller's Mortimer für das Abbild des Golo, und ließ durch einen Bekannten bei Tieck anfragen, ob er etwas dagegen habe, wenn man ſeine Tragödie in

Weimar zur Aufführung bringe. Er verſpreche nur ſolche Abkürzungen zu machen, die durch die Bühne geboten ſeien, im Uebrigen aber ſich jeder Aenderung zu enthalten. Dies war kein unpraktiſcher Vorſchlag, der vielleicht Tieck's dramatiſchen Dichtungen den Zugang zum Theater eröffnet hätte. Später, als dieſe Gegenſätze erloſchen waren, bedauerte er ſelbſt, ihn ſo entſchieden abgewieſen zu haben. Der Gedanke einer Verſtümmelung ſeines Gedichts, und zwar durch dieſe Hand, war ihm unerträglich. Hatte er doch einen ähnlichen Vorſchlag in Betreff des „Zerbino" abgelehnt, und der kam von Goethe! Er antwortete daher mit ſcharfer Betonung, ſein Gedicht ſei gedruckt und öffentliches Eigenthum, es könne ein Jeder damit thun was ihm gutdünke. Die Darſtellung unterblieb, und Kotzebue, der ſich hatte wohlwollend zeigen wollen, war doppelt gekränkt.

Im Jahre 1802 ging er auf einige Zeit nach Berlin. Er erlangte Zutritt bei Hofe, und bald ſchien ſich eine treffliche Gelegenheit der Rache darzubieten. Er erdreiſtete ſich, die Paradeſcene im „Zerbino" nicht ohne unverſchämte Andeutungen dem Könige vorzuleſen. Aber der unwürdige Verſuch mislang. Großartig überhörte der König die Inſinuation, und ſie blieb ohne weitere Folgen. Tieck hatte die Abſicht, welche ihm hier untergelegt werden ſollte, nicht einmal haben können. Denn jene Scene war bereits 1796 unter ganz andern Verhältniſſen geſchrieben. Es waren die Eindrücke ſeiner Jugend, die Gefühle, welche das ſtraffe Militärweſen ihm erregte, die er hatte darſtellen wollen.

Auf den unmittelbaren literariſchen Streit mit ſeinen zahlreichen Gegnern hatte er verzichtet, die Waffen, welche hier geführt wurden, waren zu plump. Umſomehr kam ihm die Luſt, die unverbeſſerlichen Philiſter mit dichteriſchem Scherze anzugreifen, der bisjetzt noch nie die Wirkung

versagt hatte. Im Sommer 1801 entstand der Plan eines umfassenden humoristischen Lustspiels, in welchem er noch manches Andere auszusprechen dachte, was er auf dem Herzen hatte. Die Fabel war aus Ben Johnson's „The devil is an ass" entlehnt. Es war die Geschichte eines dummen Teufels, welcher sich vermißt, der alterschwachen Hölle, die in Folge der Bildung ihren Einfluß vollständig verloren hat, die klug gewordene Welt wiederzugewinnen, aber die Probe mit Schimpf und Schanden besteht. Er nannte diese Dichtung „Anti-Faust". Da er sich und seine Werke nicht schonte, so konnte es für erlaubt gelten auch über Andere frei und offen zu sprechen. Und er durfte den Aristophanes selbst einführen, denn vielleicht nie hatte sich sein Witz zu dieser Aristophanischen Kraftfülle und Schlagfertigkeit erhoben. Leider verrieth er das Geheimniß zu früh. Er hatte einigen Buchhändlern von dem neuen Gedichte erzählt, doch als diese hörten, auch Herder's Humanitätsbriefe würden nicht verschont, erschraken sie, und wiesen einen so gefährlichen Verlagsartikel ab. Verstimmt und unlustig legte er das Begonnene für bessere Zeiten bei Seite; aber die glückliche Stimmung, welche es vollenden sollte, kehrte nicht wieder.

Durch die Kämpfe mit Iffland und andere unangenehme Erfahrungen war ihm der Aufenthalt in der Vaterstadt verleidet. Nach dem reichen Leben in Jena konnte sie überhaupt nichts gewähren, was ihm genügt hätte. Die Eintönigkeit der Natur erdrückte ihn, er hielt sich für einen Gefangenen, den man bei armseliger Kost eingeschlossen habe. Nach der Poesie der Berge, Bäche und Wälder sehnte er sich. Viel mehr schon gewährte Dresden. Dorthin übersiedelte er sich im Frühlinge des Jahres 1801.

Auf sein dichterisches Schaffen hatten die letzten Zeiten hemmend eingewirkt. Durch Misverständniß und Angriffe

gereizt, zwiſchen Zorn, Verachtung und ſatiriſcher Laune ſchwankend, von Zweifeln umdrängt und beunruhigt, vermochte er den Octavian, der das Erbtheil einer friſcheren Zeit war, nur langſam dem Abſchluſſe entgegenzuführen.

2. Zweifel und Verluſt.

Aber er hatte überhaupt das Behagen an ſeinen Schöpfungen verloren. Die lebensvollen Geſtalten des Humors begannen ihm kalt und matt zu erſcheinen, die Luſt am dichteriſchen Schaffen ſank, die heitere und unbefangene Freude der Jugend war von ihm gewichen. Zu Zeiten dünkte es ihm ein leeres unerquickliches Treiben, ein frevelhaftes Spiel mit dem Leben. Wenn die Schwermuth auf der Seele des Knaben und Jünglings laſtete, dann war es die ihrer ſelbſt bewußt werdende Kraft des Talentes, die Hoffnung auf die Erfolge der Zukunft, die Troſt gewährten und ihn aufrecht hielten. Jetzt war die Zukunft zur Gegenwart geworden, er hatte ausgeſprochen, was damals ſein Herz dunkel bewegte, und nach deſſen Geſtaltung Sinn und Phantaſie rangen; konnte er ſagen, er ſei darum glücklicher, mehr mit ſich ſelbſt eins und im Frieden? Bisweilen meinte er nur an bitteren Erfahrungen reicher, an ſchönen Hoffnungen ärmer geworden zu ſein. Zu den Anfeindungen kamen Verluſte, ſchmerzliche Todesfälle und unglückliche Verhältniſſe in ſeiner Familie.

Gleichzeitig hatte ſich die Myſtik ſeiner Seele ganz bemächtigt. Nie hatte ihn Jakob Böhme mehr erfüllt. Das Studium des deutſchen Philoſophen führte ihn zurück auf die Myſtiker des Mittelalters, auf Tauler, auf die Myſtiker an-

derer Völker, endlich auf die Kirchenväter. Mit Eifer las er die Schriften des Auguſtinus, ſeine Bekenntniſſe, ſein Buch vom Reiche Gottes. Unmerklich hatten ſich dieſe Kreiſe erweitert, immer mehr wurde er hinabgezogen in ihre Tiefen.

Wie anders zeigten ſich ihm Philoſophie und Religion, Welt und Leben, ſeit er ſich gewöhnt hatte ſie in dieſem Lichte zu ſehen! Schien ſich manches Räthſel zu löſen, ſo kamen dafür andere und vielleicht ſchwierigere hervor. Die Unbefangenheit, mit welcher er hineingetreten war in das grüne, jugendliche Leben, war vorüber. Was er von ſeinem Sternbald geſagt hatte, war auch ihm geſchehen; er hatte das Paradies der Jugend verloren. Was war er, ſein Leben in dieſem großen Zuſammenhange? War es nicht leichtſinnig ſich an einem Talente zu erfreuen, das die Kluft nicht auszufüllen, nur mit ſeinen Blüten zu verdecken wußte? Ja oft erſchien ihm dieſes Talent ſelbſt als das Böſe, als die Sünde. Er glaubte ſich von einer finſtern Magie umgarnt, die ihn ins Verderben reißen müſſe. Vor dieſer Macht ſank alle Poeſie unter, das Leben und Alles, was ſonſt als Schönheit, Glück und Liebe erſchienen war. Dann aber erhob ſich wieder die Frage, warum war ihm dieſes Talent geworden? War es nicht das ſeine? Gehörte es nicht zu ſeinem Weſen? So drehte er ſich im Kreiſe von Zweifeln und Fragen umher, die ihn wie Geſpenſter verfolgten. Er las, er ſtudirte, er ſuchte Geſellſchaft auf, um der innern Angſt zu entfliehen, dieſer fieberiſchen Erregung, die mit trüber Gleichgültigkeit wechſelte. Es war umſonſt. Wie in der Jugend wünſchte er in einem ſtillen Kloſter ſich verbergen zu können. Er ſehnte ſich, der Welt, ſich ſelbſt zu entfliehen, nach dem Frieden der Verſenkung in den ewigen Gedanken Gottes.

Und um dieſe Zeit trafen ihn neue, ſchwere Verluſte.

Zuerſt entriß ihm der Tod Novalis, den kaum noch gefundenen Freund. Seit dem Sommer 1800 kränkelte Novalis. Neue Erſchütterungen, der plötzliche Tod eines Bruders hatte ſeine wankende Geſundheit auf das tiefſte angegriffen. Ein Blutſturz folgte; immer mehr neigte ſich ſein Leben abwärts. Am Neujahrstage 1801 ſchrieb er im Gefühle unheilbarer Krankheit zum letzten Male an Tieck. Darauf verfiel er in ein abzehrendes Fieber. Am 25. März entſchlief er ſanft und ſchmerzlos in den Armen Friedrich Schlegel's, der gekommen war, um ihn noch einmal zu ſehen. Achtundzwanzig Jahre war er alt geworden.

Nicht ganz zwei Jahre waren verfloſſen, ſeit Tieck und Novalis ſich zum erſten Male begegnet waren. Sogleich verband ſie die innigſte Freundſchaft; ſie hatten das Gefühl, ſich vorausahnend ohne Worte zu verſtehen. Ueberraſchend ſprach einer oft die Gedanken des andern aus. Es war eine gemeinſchaftliche Wurzel, aus der ſie emporwuchſen. Vieles war bei Tieck erſt in dieſem Elemente lebendig geworden, er fühlte, Novalis ſei ſeinem Weſen nothwendig. Er klagte, es ſei ihm, als habe durch dieſen Tod die Liebe ſelbſt in ihm einen Riß bekommen.

In der Ahnung eines frühen Todes hatte Novalis gewiſſe Papiere bezeichnet, die von Tieck oder F. Schlegel eröffnet werden ſollten. Ihnen allein traute er das rechte Verſtändniß ſeiner Gedanken zu. Sie waren dadurch zu Vollziehern ſeines literariſchen Teſtamentes beſtimmt, das freilich nur zu zeigen vermochte, was der Dahingeſchiedene bei längerm Leben der deutſchen Dichtung hätte werden können. Von dem Roman „Heinrich von Ofterdingen" war der erſte Theil vollendet. Aus ſeinen Erinnerungen und den Geſprächen mit dem Freunde verſuchte Tieck ergänzend auszuführen, wie ungefähr der Dichter dieſes Buch abzuſchließen gedachte. Dazu

kamen ſeine nicht zahlreichen lyriſchen Gedichte, und einige zerſtreute Fragmente aus dem „Athenäum“ und andern Zeitſchriften. Im Jahre 1802 erſchien dieſer Nachlaß unter dem Namen, welchen ſich der Dichter nach einem Landgute, das ſeiner Familie gehörte, beigelegt hatte.

Um Oſtern deſſelben Jahres ſtarben Tieck's Aeltern, Vater und Mutter in einer Woche, an einer Krankheit. Zwei ihrer Kinder konnten ſie zu Grabe geleiten. Die Tochter Sophie, die ſeit zwei Jahren an Bernhardi verheirathet war, und Friedrich, der nach mehrjähriger Abweſenheit ſoeben zurückkehrte.

Friedrich Tieck hatte die künſtleriſchen Lehrjahre vollendet, und war auf dem Wege ſich zu einem Meiſter der Kunſt auszubilden. Das letzte Ziel jener Reiſe, welche er als Begleiter Wilhelm's von Humboldt und Burgsdorff's unternommen hatte, war Paris. Die großen Schätze alter und neuer Zeit, die ſich hier angeſammelt hatten, machten es zur Kunſtſchule. Zu Anfang 1798 trat er in die Akademie ein, um einen Lehrgang der Bildhauerei, dann der Malerei durchzumachen. Er arbeitete eine Zeit lang unter David's Leitung; doch fand er in dieſem Inſtitute Eifer, Kunſtſinn, Methode, ja ſelbſt die Einrichtungen weit hinter dem zurückſtehend, was er von der berliner Akademie kannte. Im Verkehre mit Humboldt und ſeiner Familie fehlte es ihm an bedeutender Anregung nicht. Auch lernte er manche intereſſante Perſönlichkeit kennen. Er lebte im Umgange mit Guſtav von Brinckmann, der bei der ſchwediſchen Geſandtſchaft ſtand, dem Baron Bielfeld, und Baggeſen, der bald darauf nach Paris kam. Auch die Bekanntſchaft der Stael machte er.

Dennoch hatte er mitten in dieſer reichen Welt Stunden und Tage des Kampfes, die an ähnliche Zuſtände ſeines

Bruders erinnerten. Ihn erfüllte wie eine höhere Macht die Begeiſterung für ſeine Kunſt. Aber ſie war zu ſtiller, zu friedlicher Natur, als daß ſie in dem Strome großer politiſcher Bewegungen, in der Welt eines raſtloſen Ehrgeizes ſich hätte entfalten können. Die Politik widerte ihn an; er fühlte ſich als einen Gegner deſſen, der ſie beherrſchte, Bonaparte's. Aber auch in ſich ſelbſt fand er keine Befriedigung. In das Studium der großen Meiſterwerke wünſchte er ſich ganz zu verſenken. Doch hier ergriffen ihn Muthloſigkeit, ja Verzweiflung. Er fühlte ſich von ihrer Größe überwältigt, vernichtet. Seine Studien ſchienen ihm leerer Tand und Spielerei, ein nutzloſes Ringen nach einem Ziele, das ſtets in weitere Ferne rückte. Er glaubte ſeinen Beruf verfehlt zu haben, und fühlte ſich unverſtanden und allein; das Heimweh ergriff ihn oft mit unwiderſtehlicher Gewalt. Er ſehnte ſich nach dem geiſtigen Austauſche, in dem er mit ſeinen Geſchwiſtern gelebt hatte, doch nur ſelten erhielt er Nachricht von Hauſe; er glaubte ſich vergeſſen. Seine Einſamkeit ward noch drückender, als Humboldt nach Spanien, Burgsdorff nach England reiſte. Er dachte daran, die Anerbietungen Alexander's von Humboldt anzunehmen, ihn nach Amerika zu begleiten. Sein ganzes Leben würde eine andere Wendung erhalten haben. Aber der Wunſch Italien, die Antiken auf dem claſſiſchen Boden ſelbſt zu ſehen, der Gedanke an ſeine Familie hielt ihn zurück.

Endlich 1801 kehrte er heim. Er ging nach Weimar und Jena, machte die Bekanntſchaft der Schlegel, und ſchloß mit dem ältern eine enge Freundſchaft. Er lernte Goethe kennen, begann deſſen Büſte zu modelliren, und wurde durch dieſe und andere Arbeiten für einige Zeit an Weimar gefeſſelt. Nun kam er nach Berlin zurück, um der Mutter, deren Liebling er geweſen war, die Augen zuzudrücken. Sie

ſtarb an einer entzündlichen Bruſtkrankheit, die zuletzt in ein Nervenfieber überging.

Der Tod der Mutter wirkte tödtlich auf den Vater. Er war in ſich gebrochen. Laut klagend ging er Tage und Nächte lang im Zimmer auf und nieder. Still und lautlos folgte er dem Sarge, dann ſtellten ſich ähnliche Krankheitszeichen bei ihm ein, bald war ſein Zuſtand hoffnungslos. Acht Tage nach dem Tode ſeiner Frau that auch er den letzten Athemzug. In Folge dieſes zwiefachen Todesfalls erkrankte die Tochter ſo heftig, daß man an ihrem Leben verzweifelte. Als Tieck in Dresden die erſte Nachricht von der ſchweren Erkrankung der Mutter erhielt, war ſie bereits geſtorben. Gleich darauf folgte die Trauerkunde von dem Tode des Vaters.

Der Lebensabend des alten Tieck war nicht ohne Leiden und Sorgen geweſen. Doch eine Genugthuung war ihm geworden. Er ſah das reiche Talent ſeiner Kinder, für deren Erziehung er gearbeitet hatte, in voller Entfaltung, und zu den berühmten Namen des Vaterlandes hörte er auch den ſeinen zählen. Aus den engen Schranken des Handwerks, wo man nur ängſtlich für das Heute arbeitete, waren ſie hinausgetreten in den weiten Kreis des geiſtigen Lebens, um die kleinen und ſtillen Freuden und Leiden mit größern zu vertauſchen.

Unter dieſen Eindrücken und Kämpfen ermattete bei Tieck die Kraft des dichteriſchen Schaffens. Auf die hochgehende Strömung der erſten zehn Jahre ſchien die Ebbe einzutreten. Zwar regten ihn Freunde und manche Ereigniſſe vorübergehend an. Aber meiſtens blieb es bei Entwürfen, es waren Anſätze und Verſuche ohne Abſchluß, ohne Luſt, ohne Vertrauen.

Im Jahre 1801 ſah er Steffens in Dresden wieder. In

lebhaftem Umgange bildete ſich erſt jetzt ein entſchiedenes Verhältniß zwiſchen ihnen aus. Steffens wohnte in Tharand, häufig kam er nach der Stadt Tieck zu beſuchen, in deſſen Hauſe er bald heimiſch ward. Auch bei dem Hofſecretär Ernſt, einem ſächſiſchen Beamten, der die Schweſter der Schlegel geheirathet hatte, ſahen ſie ſich oft. Steffens' naturphiloſophiſche Richtung kam ihm entgegen. Die Natur und ihre Geheimniſſe, Poeſie, Philoſophie und Religion waren Gegenſtände häufiger ſtundenlanger Unterhaltungen. Sie trafen zuſammen in Jakob Böhme und den Myſtikern. Aus dieſen Geſprächen bildete ſich jenes ſchauerliche Märchen „Der Runenberg", in dem die Natur als dunkle und unwiderſtehliche Macht erſcheint, die den freien ſittlichen Entſchluß des Menſchen vernichtet. Es war das Abbild der damaligen Stimmung Tieck's. Im Walde, in der Pflanzenwelt wehte ein verwandter Hauch, der ihn geheimnißvoll durchſchauerte. Er glaubte hineinzublicken in ferne, untergegangene Rieſenwelten, und ſie in ihren Erinnerungen wiederzuerkennen. In ſich erfuhr er die uralten Wandlungen der Natur, von der Sage und Mythos dunkel erzählten; ſie waren ihm nichts Vergangenes, ſondern ein Gegenwärtiges. Natur, Geſchichte, Poeſie floß in eins, und es blickte ihm entgegen mit einem Auge der Liebe und des Schreckens zugleich. Der „Runenberg" erſchien in einem Taſchenbuche für das Jahr 1802 im Druck.

Durch Steffens war er früher in Giebichenſtein mit einem jungen Landsmann deſſelben, Namens Möller, bekannt geworden, der ebenfalls, für deutſche Wiſſenſchaft und Literatur begeiſtert, nach dem Süden gekommen war. Erzogen und aufgewachſen in dem ſtrengſten Lutherthum, erfüllte ihn eine leidenſchaftliche Abneigung gegen die katholiſche Kirche, welche er nur aus Büchern und den im Vaterlande herrſchenden An-

ſichten kannte. In Geſprächen mit Tieck und Andern, ging er oft zur heftigſten Polemik über. Kaum ein chriſtliches Element wollte er in ihr anerkennen, er meinte ſie verhalte ſich zum proteſtantiſchen Bewußtſein nicht viel anders als der Mythos der Griechen. Gegen ſo einſeitige Angriffe vertheidigte Tieck die katholiſche Kirche von ſeinem Standpunkte aus. Auch ſie ſei eine Form des Chriſtenthums, und zwar eine nicht minder berechtigte, außerdem ſei ſie die ältere. In den einzelnen Theilen des katholiſchen Cultus liege ein Sinn, der hiſtoriſch wol anzuerkennen ſei. Uebrigens werde das wahre Weſen der Frömmigkeit dadurch kaum berührt, denn zu allen Zeiten, wie auch jetzt noch, habe es unter den Katholiken fromme und wahrhafte Chriſten gegeben. Der junge Norweger wies dieſe Entgegnungen hartnäckig ab; er behauptete ſogar, nur in ſeiner Heimat könne man das Abendmahl in voller Reinheit empfangen, und ſchickte ſich bereits an deswegen dahin zurückzukehren.

Plötzlich erkrankte er. Eine Umwandlung ging mit ihm vor. Alles was er über die Anerkennung der katholiſchen Kirche gehört und geleſen hatte, kam zu einem unerwarteten Durchbruch. Mit demſelben ausſchließlichen Eifer, mit welchem er vorher an dem Lutherthum gehangen hatte, umfaßte er nun den Katholicismus. Nur hier war die Wahrheit, nur im Schooſe dieſer Kirche Friede und Seligkeit. Bald darauf trat er über, und verbannte ſich dadurch aus ſeinem Vaterlande für immer. Er heirathete eine ältere Schwägerin Tieck's, und zog auch dieſe zu ſich herüber. Sein Bekehrungseifer war erwacht. Alles was er je aus Tieck's Munde gehört hatte, wandte er nun gegen ihn. Er ſah in ihm einen ſchwachen und unentſchiedenen Anhänger des Glaubens. Mündlich und ſchriftlich forderte er ihn auf wiederzukehren in den Schoos der wahren Kirche,

als berühmter Mann ein großes Beiſpiel der Bekehrung zu geben, das von den glänzendſten Folgen begleitet ſein werde. Nur mit Mühe erwehrte ſich Tieck dieſer Zumuthungen. Auf die Anerkennung des tiefen Sinnes, der in jeder echten Frömmigkeit ruht, welche Formen ſie haben möge, war es ihm angekommen. Seine Neigung zum Myſtiſchen, ein lebhaftes Gefühl der Gerechtigkeit hatten ihn getrieben, den alten Glauben der von den Aufgeklärten geſchmähten katholiſchen Kirche anzuerkennen. Aber weil er dies that, ſollte er darum ſeine Freiheit dem Syſtem, das jene Schätze bewahrte, aber in drückender Weiſe verwaltete, unterwerfen?

Aus dieſen Erfahrungen ging im Jahre 1802 der Entwurf einer Dichtung hervor, welche einen ähnlichen Bildungsgang darſtellen ſollte. Ein Jüngling begegnet den Verkündigungen des Wunders und der Heiligkeit der Religion, die er aus dem Munde eines Greiſes vernimmt, mit Spott und Zweifel. Niemals ſind ihm ähnliche Gedanken gekommen. Aber ſeine Augen öffnen ſich, die neue Offenbarung erfüllt bald ſein Herz. Als ein Umgewandelter kehrt er zu dem Greiſe zurück, und verlangt die Aufnahme in die Kirche, welche er jetzt erſt hat ſchätzen lernen. Aber nun eröffnet ihm der Greis zum zweiten Male ein neues Verſtändniß. Er klärt ihn darüber auf, wie er im Begriffe ſei ſtatt des Ewigen eine andere endliche, dem Mangel und Irrthum unterworfene Form zu ergreifen; er heißt ihn heimgehen und den gefundenen Schatz in ſeinem Innern bewahren.

Um dieſe Zeit machte Tieck auch die Bekanntſchaft einiger Maler, die eine ähnliche Richtung hatten; es waren Hartmann, Fridrich, und Philipp Otto Runge. Die beiden letzten, aus Schwediſch-Pommern gebürtig, in der Malerei vornehmlich der Landſchaft zugewendet, machten dieſe zum Träger einer myſtiſchen Symbolik. Beſonders Runge hatte einen

eigenthümlichen Myſticismus der Farben ausgebildet, in dem Kunſt, Religions- und Naturphiloſophie ineinander verſchwammen. Er war tiefſinnig, ſtreng gläubig, doch fern von aller Kopfhängerei, jugendlich kräftig, witzig und heiter. Schon früher hatte der „Sternbald" einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht; er ſchätzte ſich glücklich, jetzt mit dem Dichter ſelbſt befreundet zu ſein, denn ſo geſtaltete ſich bald das Verhältniß beider. Tieck bewunderte ebenſo ſehr ſeinen Tiefſinn wie ſein Talent, und nahm lebhaften Antheil an den berühmten ſymboliſchen Kupferſtichen, die vier Tageszeiten, die damals eben im Entſtehen waren. Später ſagte er von ihm, er habe die ſpielende Arabeske zu einem philoſophiſch-religiöſen Kunſtausdruck erziehen wollen.

Auch Lafontaine, den er zur Zielſcheibe ſeiner literariſchen Satire gemacht hatte, lernte er während eines kurzen Aufenthaltes in Leipzig kennen. Eines Abends war er bei Mahlmann, dem Buchhändler und Schriftſteller, der auch zu den Gegnern Kotzebue's gehörte. Hier traf er, außer F. Schlegel und einigen andern Bekannten, einen Mann, den nur der Zufall in dieſe Geſellſchaft geführt haben konnte, da er mit den Wortführern unter den Anweſenden offenbar unbekannt, ſich mit großer Unbefangenheit über ſeine eigenen ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen ausſprach. In dieſem fetten, rothen Manne hätte Niemand Lafontaine, den Verfaſſer ſo vieler thränenreicher Romane vermuthet. Endlich mußte ihm klar geworden ſein, in welche bedenkliche Geſellſchaft er gerathen ſei, denn er entfernte ſich ſtillſchweigend. Kaum war er gegangen, als eine Flut des Gelächters und der Spottreden hinter ihm losbrach, über ſeine Romane, ſeine Perſönlichkeit und Autoreitelkeit. Plötzlich aber wurde dieſer Muthwille durch eine wohlbekannte Stimme mit den Worten unterbrochen: „Lieber Mahlmann, ich kann aus Ihrem Hauſe

nicht hinausfinden!" Es war Lafontaine, der unerwartet wie der ſteinerne Gaſt in der luſtigen Geſellſchaft wieder erſchien. Da er die Hausthür verſchloſſen gefunden hatte, war er zurückgekehrt, und hatte, unbemerkt hinter den Kritikern ſtehend, ihre ſchonungsloſen Reden eine Zeit lang ſchweigend angehört. Schnell unterbrach Schlegel die augenblickliche Beſtürzung mit den Worten: „Da geht es Ihnen hier gerade ſo wie in Ihren Romanen, da können Sie ſich auch nicht hinausfinden." Und nun fand Lafontaine den Weg aus dem Hauſe um ſo raſcher.

Es war ſtets eine Erholung für Tieck, wenn er dem ſteifen Ernſte der großen Bühne, die er in Dresden nicht beſſer fand als in Berlin, entfliehen und ſich an den harmlos volksthümlichen, oft auch wahrhaft albernen Spielen der Bretertheater in den Vorſtädten erheitern konnte. In Dresden erwies ihm das Sommertheater auf dem Linke'ſchen Bade, wo eine wandernde Truppe ſpielte, dieſen Dienſt. Hier ſah er das in ſeiner hohen Abgeſchmacktheit kindiſch unbefangene Liederſpiel „Das Donauweibchen", welches zu den beliebteſten Stücken des Tages gehörte. Einige von dieſen Geſtalten faßte er auf, und ſuchte ſie zu Trägern eines phantaſtiſchen Märchens umzubilden. Auch entwarf er den Plan zu einer dramatiſchen Bearbeitung der „Magelone", die zwiſchen „Octavian" und „Genoveva" in die Mitte treten ſollte, und eine Tragödie „Niobe" wollte er im Wettkampfe mit den Schlegel, die dieſen Stoff ebenfalls zu behandeln dachten, ſchreiben. Zugleich trug er ſich ſeit 1797 mit dem Gedanken eines Romans „Alma", in dem er die Liebe, wie im „Sternbald" die Kunſt, verherrlichen wollte. Raſch, wie wechſelnde Bilder, gingen dieſe Pläne durch ſeine Seele.

Endlich kam ein anderer Gedanke zur Ausführung, den er ſchon 1800 mit A. W. Schlegel gemeinſchaftlich gefaßt

hatte, die Herausgabe eines Muſenalmanachs. Daß dieſer für das Jahr 1802 wirklich zu Stande gebracht wurde, war die Folge von Schlegel's Thätigkeit und gewandter Geſchäftsführung. Schiller's „Muſenalmanach", der dem Werthe nach bei weitem die erſte Stelle eingenommen hatte, war 1800 zum letzten Male erſchienen. Hier hatten auch die Freunde Manches beigetragen. An den andern zahlreichen Almanachen fand ſich Vieles auszuſetzen. Bei der Art, wie man ſie beurtheilt hatte, bei den hohen Anforderungen, die man machte, war es unmöglich, ſich irgendeinem anzuſchließen. Es entſtand daher der Wunſch, einen eigenen Muſenalmanach herauszugeben, zu dem nur die beſten Freunde das Beſte beiſteuern ſollten. Es lieferten außer den Herausgebern Friedrich Schlegel, Schelling unter dem Namen Bonaventura, Tieck's Schweſter und Bernhardi die hervorragendſten Beiträge. Was außer einigen Gedichten von Novalis von Andern herrühren mochte, war von geringerer Bedeutung. Zugleich ward dieſe Sammlung zu einem zwiefachen dichteriſchen Todtenopfer. Es galt nicht allein der Erinnerung an Novalis, den geſchiedenen Dichter und Freund, ſondern auch an Auguſte Böhmer, jenes geiſtvolle junge Mädchen, das in hoffnungsvollſter Jugend im Jahre 1800 dem Tode verfallen war. Zur Herſtellung ihrer Geſundheit hatte Schlegel ſeine Stieftochter nach Boclet ins Bad begleitet, wo ſie ſtatt der Geſundheit den Tod fand. Ihrem Andenken widmete er unter dem Namen „Todtenopfer" eine Reihe von Sonetten, die den Haupttheil des Muſenalmanachs bildeten.

Durch das Studium der Myſtiker war Tieck mit den allgemeinen Gedanken des Mittelalters vertrauter geworden, es lag daher der Uebergang zur altdeutſchen Poeſie in ihrer urſprünglichen Geſtalt nahe. Er hatte ſie von ſeinem Freunde

Wackenroder gewiſſermaßen geerbt; jetzt nahm er ſie, etwa 1801, ſelbſtändig auf. Es war ein Seitenweg des dichteriſchen Lebens, den er einſchlug. In dieſen Werken fand ſeine Richtung auf das Tiefſinnige und Eigenthümliche, die Vorliebe für das Althiſtoriſche und für literariſche Gelehrſamkeit ihre Befriedigung. Bald kam es zu Verſuchen der Ueberſetzung, Nachbildung und Umdichtung. Die fremde Dichterkraft beſchäftigte ihn, während die eigene ruhte.

Zunächſt zog ihn das ſchwäbiſche Zeitalter an. In der Vergeſſenheit alter Drucke und Handſchriften, von deren Daſein nur wenige Gelehrte Kunde hatten, und deren noch wenigere ſie werthachteten, erkannte er die Schöpfungen einer volksthümlichen Dichtung, die aus dem Staube hervorgezogen, dem Verſtändniſſe der Gegenwart wieder zugänglich gemacht werden müſſe. Es kam darauf an, dem Volke die Denkmale ſeines Geiſtes, ſeine eigene Sprache zu deuten. Ein ſolches Unternehmen war damals, wo die Herbeiſchaffung der unentbehrlichſten Hülfsmittel mit großen Schwierigkeiten verbunden war, wo man nicht ahnte, daß ſich auch hier eine Wiſſenſchaft aufbauen könne, doppelt kühn und anerkennenswerth. Seine Begeiſterung gehörte dazu, dieſes Leben aus langem Schlafe wiederzuerwecken. An ihr haben ſich dann jüngere Kräfte entzündet. Wie auch eine ſpätere, klüger gewordene Kritik über dieſe Verſuche urtheilen möge, Tieck's großes Verdienſt iſt es, den erſten einladenden Pfad durch die romantiſche Wildniß, durch den grünen, rauſchenden Wald der ältern deutſchen Poeſie gebahnt zu haben, durch welchen jetzt manche befahrene Heerſtraße führt. Die erſte Frucht dieſer Thätigkeit war die Ueberſetzung der Minnelieder, die er 1803 dem Publicum übergab.

3. Ein alter Freund.

Seit er Berlin verlaſſen hatte, dachte er daran, eine neue Heimat zu ſuchen. Aber wie lange dauerte es, ehe er ſie fand! Während die Schwierigkeiten des Lebens wuchſen, Leiden und körperliches Ungemach zunahmen, fehlte es ihm an einem feſten Herde. Und doch wollte er ſich nicht binden.

Einen Augenblick eröffnete ſich die Ausſicht auf eine dauernde Stellung und einen Wirkungskreis, der ſeinen Neigungen entſprach. Bei dem Stadttheater in Frankfurt a. M. ſuchte man 1801 einen Regiſſeur, der nicht Schauſpieler, ſondern dramaturgiſch gebildeter Kenner des Theaters ſein ſollte. Brentano, ſeit den Zeiten in Jena ein warmer Freund Tieck's, faßte den Gedanken, ihm dieſe Stelle zu verſchaffen. Auch Frommann, der in Frankfurt Verbindungen hatte, nahm ſich der Sache an. Durch ihn kam ſie an Goethe, deſſen Rath man ſchon bei ähnlichen Gelegenheiten eingeholt hatte. Doch wollte dieſer in einem an Tieck gerichteten Briefe keineswegs zureden, die ſchwierige und ſchwankende Stellung anzunehmen. Während der Verhandlungen aber eilte eine Gegenpartei, das Amt in ihrem Sinne zu beſetzen.

Bald darauf kam ihm ſein alter Freund Burgsdorff wieder nahe. Seit längerer Zeit hatten ſie einander aus den Augen verloren; jeder war ſeines Weges gegangen. Während Tieck dichtete und mit ſich kämpfte, hatte Burgsdorff die innere Unruhe, die Luſt am vollen Leben und ſeinem Genuſſe in die Welt hinausgetrieben; er hatte das weſtliche Europa durchkreuzt. Nicht auf die gewöhnlichen Gebiete des Ehrgeizes führte ihn ſeine Neigung, nicht Aemter oder Stellen zo-

gen ihn an. Auch er wollte frei und unabhängig ſein, Erfahrung und Studium, Bildung und Genuß miteinander vereinen, das Leben in ſeinen wechſelnden Geſtalten an den Quellen kennen lernen. Sein abenteuerndes Reiſeleben erinnerte an jene deutſchen Edelleute des ſiebzehnten Jahrhunderts, die erſt dann, wenn ſie den reichern Süden und Weſten kennen gelernt hatten, in dem eintönigen Vaterlande, auf ihren abgelegenen Landſitzen Ruhe fanden.

Nach der Rückkehr aus Göttingen hatte er abwechſelnd in Berlin und Dresden gelebt. Er gehörte zu den geiſtreichen und eleganten jungen Männern, die ſich um Rahel ſammelten. Dann begleitete er Wilhelm von Humboldt mit Friedrich Tieck nach Wien und Paris. Hier lebte er mitten im Strudel der gewaltigſten Weltbegebenheiten als ſtiller und genießender Beobachter. Der Verlauf der Revolution hatte ſeinen frühern Enthuſiasmus abgekühlt. Im Jahre 1799 ging er nach Spanien, im Spätherbſte nach London, wo er den Winter und den Sommer des folgenden Jahres in angenehmen Verhältniſſen verlebte. Die Empfehlungen, die er mitbrachte, die Verbindungen, welche er in der Heimat hatte, eröffneten ihm die höhern Kreiſe. Mit Engländern, mit Deutſchen und Franzoſen verkehrte er. Im Hauſe des preußiſchen Geſandten Jakobi fanden ſich die in London lebenden Preußen zuſammen, zu denen ſich auch andere Deutſche geſellten. Hier ſah er den Grafen Neal, der mit den Verhältniſſen des preußiſchen Hofes wohl bekannt war, die Grafen Degenfeld und Einſiedel und den däniſchen Geſandten Wedell.

Ein anderer Sammelplatz der Preußen war der kleine Hof, welchen der Markgraf Karl Alexander von Ansbach und Baireuth in ſeiner Zurückgezogenheit hielt. Nachdem er die Regierung ſeiner Stammlande niedergelegt, und als der Letzte

der markgräflichen Linie an Preußen abgetreten hatte, heirathete er die Witwe des Lord Craven, und ſchlug ſeinen Wohnſitz in England auf. Brandenburgh-House, in Benham in Berkſhire an der Themſe, war als Fürſtenſitz von Geſchmack und Eleganz auch bei den Engländern bekannt; man rühmte den Park, die Galerien, die trefflichen Pferdeſtälle. Der Markgraf führte ſeinen Hof mit dem üblichen Glanze kleiner deutſcher Fürſten, aber ohne Sorge und Anſpruch in einem Lande, wo man eben nicht geneigt war, Rückſicht auf ihn zu nehmen.

Hier wurde auch Burgsdorff eingeführt. Der erſte Empfang geſchah am Spieltiſche. Der Ton war frei und ungezwungen, und gern verweilte er einige Tage in dieſem gaſtlichen Hauſe. Der Markgraf war bequem, geſprächig, doch nicht ohne fürſtliche Haltung. Nach dem erſten Diner zog er Burgsdorff in ein Geſpräch über Deutſchland und die Revolution. Mit Heftigkeit äußerte er ſich über die deutſchen Univerſitäten; er nannte den Geiſt ihrer Gelehrten einen revolutionären, beſonders ſchalt er auf Schlözer und deſſen Staatsanzeigen. Die Markgräfin hielt die Mitte zwiſchen der engliſchen Lady und der emporgekommenen deutſchen Prinzeſſin. Sie ſprach ſich im Sinne ariſtokratiſcher Oppoſition aus. Sie klagte über den ſteigenden Druck der Taxen, über das damit verbundene Herabkommen der Gentry, von dem auch ihre Familie betroffen werde. Auch mit ihrem Sohne erſter Ehe, Mr. Keppel, und einigen andern ihrer Verwandten ward Burgsdorff bekannt. Ein alter Kammerherr, ein Freund des Markgrafen, deſſen Reſident er lange Zeit in Italien geweſen war, das Abbild eines deutſchen Hofbeamten des vorigen Jahrhunderts, geleitete ihn durch Schloß und Park. Alles war reich, bequem, faſt verſchwenderiſch eingerichtet. Ein kleines Theater gab es, das

nach dem Muſter von Drurylane erbaut war. Auch an einer Jagdpartie fehlte es nicht, an welcher der Gaſt Theil nahm.

Später wurde Burgsdorff durch den preußiſchen Geſandten dem Herzoge von York, dann dem Könige Georg vorgeſtellt. Dies verſchaffte ihm Gelegenheit, Zeuge eines längern Geſprächs zwiſchen dem Könige, dem preußiſchen, und dem ruſſiſchen Geſandten Woronzow zu ſein. Es betraf die Revolution und einige Einrichtungen, die zu ihren Folgen gehörten, die Departementseintheilung, den neuen Kalender und Anderes der Art.

Vor allen Dingen wünſchte der Reiſende Pitt, den Führer des Kampfes gegen die Revolution, zu hören. Im Januar 1800 wurde das Parlament eröffnet. Nach manchen vergeblichen Verſuchen gelang es ihm, den großen Mann auf ſeinem Schlachtfelde zu ſehen. Der Gegenſtand der Verhandlungen war nicht von Bedeutung, doch redete Pitt ausführlich. Umſomehr konnte die Aufmerkſamkeit bei dem Redner verweilen. Beim erſten Anblicke entſprach er den Erwartungen nicht, die der Beobachter mitbrachte. Sein Weſen trug weder den Stempel des Edeln oder des Schönen, noch hatte ſein Geſicht die charakteriſtiſche Häßlichkeit mancher anderer ausgezeichneter Menſchen. Seine Bewegungen waren ſteif und eckig, zuweilen ſtreiften ſie an die Caricatur. Die Stimme war kräftig und volltönend, faſt ſchien ſie zu ſeinem Körper nicht zu paſſen. Es war der ſittliche Anſtand, die Würde, die Alles durchdrang, und ihm einen hohen Ausdruck verlieh. Er zeigte ſich als Meiſter der Rede im großen Stil, Inhalt und Form beherrſchte er, er ſtand hoch über ihnen. Seine Gründe waren ſchlagend; von den mildeſten Aeußerungen ſtieg er bis zu den kräftigſten, je nachdem es der Augenblick erforderte. Mitunter

nahm ſeine Rede den Lehrton an; aber dies ſchien nothwendig, da er einem großen Theile des Hauſes die Sache erſt nahebrachte und die leitenden Geſichtspunkte angab.

Einen merkwürdigen Kreis bildeten die franzöſiſchen Emigranten, die in großer Anzahl in London lebten. Burgsdorff verkehrte mit ihnen, ohne in ihre übertriebenen Anſichten einzuſtimmen. Der bedeutendſte Mann war ohne Zweifel der Genfer Ivernois, bekannt als politiſcher und nationalökonomiſcher Schriftſteller. Aus Frankreich verbannt, ſtand er jetzt bei der ſchwediſchen Geſandtſchaft in London. Er war allſeitig gebildet und beſaß hohes Talent. Ihm am nächſten kam Montanſier, ein ehemaliger Conſtitutioneller; der altfranzöſiſche Emigrant in ſeiner vollen carikirten Einſeitigkeit war ausgebildet in dem Abbé de Lisle. In ihrem hoffnungsloſen Exil lebten dieſe Emigranten im ſonderbarſten Hader untereinander, der bisweilen einen erbitterten Charakter annahm. Für ſie war die wichtigſte Frage, wer pur ſei und wer nicht, wie weit Jemand mit der Revolution gegangen, wie früh oder wie ſpät er ausgewandert ſei, oder ob er gar eine Zeit lang Dienſte genommen habe. Bei den verſchiedenen Erklärungen des pur kamen politiſcher Glaube und Fanatismus im vollſten Umfange zu Tage. Nach de Lisle's Meinung konnte Niemand darauf Anſpruch machen, pur zu ſein, der je etwas von der engliſchen Verfaſſung gehalten, oder gar an die Möglichkeit ihrer Einführung in Frankreich gedacht hatte. Dieſe galten ihm höchſtens für Moderantiſten. Bailly hieß kurzweg scelerat, Bonaparte homme infame.

Ueberwiegend aber nahmen Kunſt und Leben im Großen den Reiſenden in Anſpruch. Die Neigung der jüngern Generation in Berlin für Theater und Literatur verließ ihn auch in London nicht. Im bunten Wechſel eines geräuſchvollen

Weltlebens behielt er Zeit genug, den Shakſpeare mit Eifer zu leſen. Häufig beſuchte er die Theater; er ſah Kemble als Richard III., die Siddons in ihren Hauptrollen in Shakſpeare'ſchen Stücken. Er beſuchte Kirchen, Galerien und Fabriken, verſäumte Märkte und Ausſtellungen nicht, war Zuhörer bei den Proceßverhandlungen, und Zuſchauer, wenn Gehenkte vom Galgen losgeſchnitten wurden. Nach allen Seiten hin machte er ſich mit dem Leben der Weltſtadt bekannt. Endlich folgte eine Reiſe in die Provinzen und nach Schottland. Dazu hatte er ſich mit Ivernois und einem Landsmanne, dem Landrathe von Vincke aus Minden, verbunden. Man beſuchte Oxford und Birmingham, die Höhle von Caſtleton, ſah die alterthümlichen Schlöſſer und Landſitze reicher und kunſtliebender Lords, und hielt ſich einige Zeit in Edinburg auf. Von hier gingen ſie nach den Hochlanden. Bald darauf kehrte Burgsdorff nach der Heimat zurück, die er ſeit mehreren Jahren nicht geſehen hatte.

Er wollte verſuchen, auf ſeiner Scholle das ſtillere Leben des Ackerbauers, des Jägers zu führen. Ihm gehörte das Gut Ziebingen in der Neumark. Bald indeß verkaufte er es an ſeinen Oheim, den Grafen Finkenſtein. Im Jahre 1801 ſah er nach langer Trennung ſeinen melancholiſchen Jugendfreund in Dresden wieder. Beide hatten Vieles und ſehr Verſchiedenes erlebt, beide waren in mancher Hinſicht anders geworden, und doch im Grunde dieſelben geblieben. Aber auch die alte Freundſchaft war dieſelbe. Dringend forderte Burgsdorff den Freund auf, ihm nach Ziebingen, wo er noch wohnte, zu folgen, und eine Zeit lang ſeine Heimat bei ihm aufzuſchlagen. Tieck nahm dieſe Einladung an, und ſie ward für ihn Veranlaſſung zu einer neuen Freundſchaft.

Im Jahre 1802 lernte er den Grafen Finkenſtein in

Madlitz bei Frankfurt an der Oder kennen. Der Graf war ein gebildeter und würdiger Mann. Ein Sohn jenes bekannten Miniſters Friedrich's des Großen, hatte er früher die juriſtiſche Laufbahn eingeſchlagen, als Rath an dem berühmten Proceſſe des Müllers Arnold Antheil genommen und ſich feſt und unerſchrocken gezeigt. Jetzt hatte er den Staatsdienſt verlaſſen, und lebte auf ſeinen Gütern, deren Verwaltung neben literariſchen Studien und Liebhabereien ſeine Muße füllte. In Madlitz legte er einen berühmten Park an. Den Landbau übte er praktiſch, dabei las und ſtudirte er die ländlichen Dichter der Römer und Griechen, und verſuchte ſie ſogar zu überſetzen. Seine Familie war eine der liebenswürdigſten, die Mutter wie ihre drei Töchter. Alles ſchien ſich vereint zu haben, um ihre Erſcheinung zu einer harmoniſchen zu machen. Nichts, was Kunſt, Poeſie und Literatur darbot, war ihnen fremd. Wie Goethe's Bedeutung hier eine anerkannte und abgemachte war, ſo hatten auch ſchon die jüngern Dichtungen Eingang gefunden. Man las Tieck's „Romantiſche Dichtungen", und die Lieder aus dem „Sternbald" wußte man auswendig. Die ernſte Muſik der alten italieniſchen Meiſter des ſtrengen kirchlichen Stils war hier heimiſch. Man hörte die im Norden Deutſchlands ſonſt unbekannten Werke Marcello's, Lotti's und Paleſtrina's.

Mit der liebenswürdigſten und reinſten Gaſtfreundſchaft nahm man den Dichter auf, und ein geiſtiger Verkehr entſpann ſich, der gerade in dieſer Zeit beruhigend und erhebend auf ihn zurückwirkte. Der alte Graf, offenen und freien Blicks, verſchloß ſich den Anregungen des jüngern Zeitalters nicht, weil ihn keine gelehrten Theorien und Vorurtheile beſchränkten. Gern ging er auf Tieck's Anſichten ein, nachdem er ihn näher kennen gelernt hatte, und folgte deſſen begeiſtertem Lobe Shak-

ſpeare's und des Mittelalters in die ältere engliſche und deutſche Poeſie.

Gegen Ende des Jahres 1802 überſiedelte ſich Tieck auf Burgsdorff's Einladung mit Frau und Kind auf längere Zeit nach Ziebingen. Von den Erinnerungen an die alte Freundſchaft und der Gegenwart kam man auf die Zukunft, und es entſtand der Plan einer gemeinſchaftlichen Rundreiſe durch Deutſchland. Seit den Studienjahren hatte ſich Tieck nur zwiſchen Berlin und Jena, Hamburg und Dresden bewegt.

Im Juni 1803 brachen ſie auf. Sie gingen über Guben nach Dresden, wo Tieck Fouqué ſah, der damals noch preußiſcher Lieutenant, durch A. W. Schlegel angeregt, ſich den jüngern Dichtern angeſchloſſen hatte. Eben fing er an, mit der ältern deutſchen Poeſie und den nordiſchen Sagenkreiſen ſich bekannt zu machen.

Darauf ſchlugen ſie den Weg nach Böhmen ein. Bei dem herrlichſten Wetter überſtiegen ſie die Nollendorfer Höhen, und blickten in das reiche böhmiſche Land hinab, das ſich zu ihren Füßen ausbreitete. Doch als die Sonne ſank, folgte auf den erſten Rauſch des Entzückens ein verdrießliches Abenteuer. Statt, wie ſie wünſchten, Teplitz mit dem Abend zu erreichen, langten ſie erſt in der Nacht daſelbſt an. Des Weges unkundig, hielt der Fuhrmann in tiefer Finſterniß vor einem großen Thore, das die Einfahrt zum Gaſthofe ſein ſollte. Nach mancherlei Fragen und Unterſuchungen ergab ſich, man ſtand vor dem Kirchhofe und hatte Einlaß begehrt.

In Karlsbad trafen ſie Novalis' jüngern Bruder, Karl von Hardenberg, der ſich unter dem Namen Roſtorf als Dichter verſucht hatte, ohne das Talent und den Tiefſinn des Bruders zu beſitzen. Ein trefflicher Charakter, lebte er in der Erinnerung des Geſchiedenen. Die Verbindung, in welche

Tieck durch die Herausgabe des Nachlaſſes mit ihm gekommen war, ward zu einer perſönlichen und freundſchaftlichen.

Dann betraten ſie das Fichtelgebirge und den wohlbekannten Boden des Frankenlandes. Sie ſahen die Ruine von Berneck, Erlangen, Pommersfelde wieder, und das geliebte Nürnberg. Ueberall wurden alte Erinnerungen aufgefriſcht, und alte Bekanntſchaften erneuert. Dann ging es nach Bamberg, weiter nach Würzburg und durch den Speſſart nach Heidelberg, wo ſie Daub und Creuzer ſahen. In Heilbronn kehrten ſie um. Sie gingen durch das Kocherthal, und im Andenken an Götz und Goethe, den Helden und den Dichter, beſuchten ſie Jaxthauſen. In Kiſſingen ſtanden ſie am Grabe der Auguſte Böhmer, und kamen endlich nach Liebenſtein, wo ſie, wie verabredet worden, mit Hardenberg wieder zuſammentrafen.

Durch dieſen wurden ſie dem Herzoge von Sachſen-Meiningen vorgeſtellt. Dieſem begegnete Tieck bald darauf in einer Breterbude, wo ein Marionettentheater aufgeſchlagen war, das er ſelbſt nicht unbeſucht laſſen konnte. Hier ſaß der Herzog als Zuſchauer, um einen rohen Kunſtgenuß mit Badegäſten, Soldaten und Bauerndirnen zu theilen, mitten in einem undurchdringlichen Tabacksdampfe, den er ſelbſt nicht wenig vermehrte.

Zufällig ward Tieck in einem öffentlichen Garten auch mit dem Schriftſteller Cramer bekannt, der als Forſtmeiſter im Meiningiſchen lebte. Als unerſchöpflicher Autor roher und geſchmackloſer Ritterromane, war dieſer Mann oft Gegenſtand ſeiner humoriſtiſchen Angriffe geweſen, wie ein Anderer deſſelben Schlages, den er früher in Tharand geſehen hatte, Schlenkert. Im eifrigen Geſpräche ſaß Cramer im Kreiſe ſeiner Bekannten. Das Geſicht war pockennarbig, der

Ausdruck platt und gewöhnlich, die Stimme hart und rauh. Die Pausen der Rede füllte er durch lange Züge aus einer großen Meerschaumpfeife; in dicken Qualmwolken blies er den Rauch umher. Er sprach in einer sonderbaren Mischung der überschwänglichsten und niedrigsten Redensarten, Schimpfwörter wurden in seinem Munde zum Ausdrucke der Anerkennung. Er erzählte von seinen alten Freunden. Es waren alle herrliche, erhabene, idealische Kraftmenschen; sie schienen die Urbilder seiner Ritter und Kämpen zu sein. Leider hatten die meisten von ihnen im Gefängnisse oder im Krankenhause ein elendes Ende genommen. Einen pries er vor Allen, welcher die größten undenkbarsten Gedanken gedacht habe; er würde ein ganz idealischer Mensch gewesen sein, wenn er nicht einen übelriechenden Athem gehabt hätte.

Doch die Reise sollte mit einem Abenteuer enden, dem Schiffbruche ähnlich, welcher zehn Jahre früher die studentische Fahrt durch das westliche Deutschland beschlossen hatte. An der Bank zu Liebenstein wollte Burgsdorff sein Glück versuchen. Doch binnen kurzer Zeit verlor er bis auf einen dürftigen Rest das gesammte Reisegeld. So schnell als möglich eilte man nach Dresden, wo man Freunde und Unterstützung zu finden hoffte. Aber das Geld schmolz noch schneller. In Chemnitz mußten die Reisenden ihr Gepäck als Pfand zurücklassen, doch zum Glück fanden sie in der letzten Nacht in einem einsam gelegenen Forsthause gastfreie Aufnahme. Sie waren froh, Dresden endlich zu erreichen. Noch einmal war es ein Abenteuer aus der Jugendzeit, und wenn auch reich an Unbequemlichkeiten, dennoch unterhaltend und in der Erinnerung ein trefflicher Spaß.

4. Ein Naturdichter.

Als Tieck in den folgenden Monaten in Dresden verweilte, gab es ein heiteres Erlebniß, welches ſich den Reiſeerinnerungen wohl anſchloß. Er machte die Bekanntſchaft des gefeierten Naturdichters Hiller.

Es war eine eigenthümliche Fügung, daß dieſer Mann ihm gewiſſermaßen gegenübergeſtellt wurde. Wenn Jemand, war Tieck ein Dichter von Natur und der Natur. Er hatte die Poeſie geübt, ehe er ihre Bedeutung kannte, ſie war ſein Leben ſelbſt. Jetzt fand ſich ein Mann, den viele Aeſthetiker von Fach für einen wirklichen Dichter erklärten, wie er unmittelbar aus der Hand der Natur hervorgegangen ſei. Sie ſtaunten ihn wie ein Wunder an, weil er, ohne den Schulcurſus der Bildung durchgemacht zu haben, darauf verfallen war, einige Reime miteinander zu verknüpfen, um gewöhnliche Betrachtungen auszuſprechen, die ſich in ſchlichter Proſa hätten beſſer ſagen laſſen. Die Verherrlichung eines ſolchen Naturtalents hätte trefflichen Stoff für ein Capitel in der Literatur der Schildbürger gegeben.

Hiller war nacheinander Fuhrmann, Strohflechter und Ziegelſtreicher geweſen, als er in die Hände bildungseifriger Menſchenfreunde gerieth, die ihn für ein Genie hielten, weil er Wieland's Schriften las und zu einigen Reimen angeregt wurde. Seine Gönner erwieſen ihm einen zweideutigen Dienſt, als ſie ihn aus dem engen Leben herausriſſen und nach Berlin brachten. In ihrem Eifer ruhten ſie nicht eher, als bis er bei Hofe vorgeſtellt wurde. Dadurch wurde ſein Ruf in weitere Kreiſen verbreitet; nur ein ausgezeichneter Mann konnte ſo geehrt werden.

Auch die Wiſſenſchaft, die eben aufkommende Schädellehre, deren Orakel man anzuſtaunen begann, nahm ſich des Genies an. Gall hatte an dieſem Dichter ſeine Demonſtrationen gemacht, und ſeine Lehre wurde durch die Natur ſelbſt beſtätigt. Er fand das Dichterorgan an ihm ausgebildet. Hiller, ſo erzählte man, hatte vor dem Katheder Gall's geſeſſen, und dieſer ſollte die Zuhörer darauf angeredet haben: „Sie werden an dieſem Manne durchaus nichts Bemerkenswerthes finden; es könnte ſogar ſcheinen, er ſei ein dummer Menſch. Dennoch iſt er im Gegentheil ein großer Dichter!"

Tieck ſah den bewunderten Naturdichter zuerſt in Dresden im Theater, wo er Gegenſtand der Neugier ward. Man gab ein ſchlechtes Ritterſtück, „Kunz von Kaufungen", deſſen Verfaſſer ein gewiſſer Naumann war. Es machte auf den Naturſohn einen bedeutenden Eindruck. Er erklärte es für ein treffliches Werk, und meinte, der Verfaſſer müſſe ein Genie ſein; er habe nicht geglaubt, daß ein berühmter Kapellmeiſter zugleich ein großer Dichter ſein könne.

Einige Tage darauf kam er zu Tieck, das Handwerk zu grüßen. Er ſammelte Subſcribenten für ſeine Gedichte, die als Beweis ſeines Talents herausgegeben werden ſollten. Mit naiver Zuverſicht behandelte er Tieck als ſeines Gleichen. Als dieſer bemerkte, wie läſtig das Sammeln von Subſcribenten ſei, ein Zeichen der Abhängigkeit des Schriftſtellers vom Publicum, das ihn ſchließlich vergeſſe, antwortete mit ſchlauer Miene der Naturdichter zu ſeinem Troſte: „Neh! Hören Se, wir zwee Beede ſind dadrüber weg!"

5. Schmerz und Krankheit.

Die Sommerreiſe im Jahre 1803 war eine geiſtige Erfriſchung geweſen, deren Tieck in ſeinem Trübſinn gar ſehr bedurfte. Er litt nicht allein; ſchon ſeit längerer Zeit ſah er auch ſeine Schweſter leiden. Ihre Ehe mit Bernhardi war keine glückliche; man wünſchte auf beiden Seiten eine Trennung. Auch Tieck zerfiel jetzt mit dem alten Freunde. Die Geſundheit ſeiner Schweſter war tief erſchüttert; ſie mußte ſich aus der Lage, in der ſie ſich befand, herausreißen. Ein ſüdliches Klima ſollte ſie aufſuchen, am liebſten zu ihrer Herſtellung nach Italien gehen. Sie wünſchte dringend, der Bruder möge ſie begleiten, der wie ſie der Stärkung bedurfte.

Zunächſt beſchloß Tieck, mit der Schweſter nach München zu reiſen, wo man dem erſehnten Lande des Südens ſoviel näher war. Hier verſchlimmerte ſich ihr Zuſtand ſeit dem Herbſte 1804. Ihr Leben war in Gefahr, eine weitere Reiſe unmöglich; man mußte ſich, ſo gut es gehen wollte, heimiſch zu machen ſuchen.

Manche Bekanntſchaft ward indeß angeknüpft, mit Radlof, dem wunderlichen Sprachforſcher, mit Sailer, dem frommen Biſchofe, endlich mit Franz Baader, der für Tieck durch ſeine theoſophiſche Weisheit der Merkwürdigſte war.

Als er den Philoſophen zum erſten Male aufſuchen wollte, führte ihn der Zufall irre; ſtatt zu Baader kam er zu Babo, der als Verfaſſer des „Otto von Wittelsbach" damals der Bekanntere war. Früher würde ihm der Mann anziehender geweſen ſein als jetzt. Er fand den Schriftſteller mitten unter den Apparaten für ſeine ritterlichen Dramen ſitzend. An den Wänden des Zimmers hingen Waffen des Mittelalters.

Nach einem gleichgültigen Gespräche verließ er ihn, um den rechten Baader zu suchen.

Selten mag Jemand ein größeres Talent für die augenblickliche Rede besessen haben als Baader, und niemals trat es glänzender hervor, als wenn es Gegenstände tiefsinniger Wissenschaft, der Religion, der Philosophie betraf. Unaufhaltsam flossen dann seine Worte, jeden Einwurf brachte er zum Schweigen, die Gewalt seiner Ueberredung riß mit sich fort. Das nächste Thema, was beiden am Herzen lag, war Jakob Böhme. In einem dreistündigen Monologe ergoß sich Baader; die Unterhaltung hörte auf. Alles Verwandte aus andern Mystikern, was er sonst über sie gelesen hatte, war ihm gegenwärtig. Er zeigte eine umfassende Gelehrsamkeit in dieser Literatur, und Fülle der Gedanken, mystischen Tiefsinn. Doch war es selbst für Tieck's damalige Ansichten des Geheimnisses, der orakelmäßigen Dunkelheit zu viel. Er vermochte ihm in die verschlungenen Gänge seiner Speculation nicht zu folgen. Später zeigten sich auch Schwächen, Widersprüche und Sonderbarkeiten. Er war ein erregbarer, schwer zu fassender Charakter, der oft unerklärlichen Einflüssen unterlag. Philosophischer Tiefsinn und Aberglaube, Haß und Liebe verbanden und durchkreuzten sich.

Größere persönliche Wichtigkeit erhielt die Freundschaft mit Rumohr. Im Frühjahr 1805 kam dieser nach München. Enthusiastisch, rasch wechselnd in Gefühlen und Ansichten, schwankte er, weniger unentschlossen als zu lebhaft erregt, stets zwischen entgegengesetzten Richtungen. Doch für das Studium der Kunst und ihrer Geschichte hatte sich sein Talent bereits entschieden. Tieck's Dichtungen kannte er, und als er dessen Anwesenheit in München erfuhr, eilte er ihn zu sehen. In der Begeisterung für die deutsche Kunst begegneten sie sich. Beim Abschiede schenkte ihm Rumohr als

erſtes Zeichen der neuen Freundſchaft ein Bild Albrecht Dürer's in altem Holzdruck.

Bei wiederholten Beſuchen glaubte Tieck zu erkennen, daß auch Rumohr ſich in gedrückter Stimmung befinde. Endlich erfuhr er, ſein neugewonnener Freund ſei im Augenblicke in nicht geringer Verlegenheit. Er habe die Heimat verlaſſen, um katholiſch zu werden und in ein Kloſter zu gehen, da er der Welt überdrüſſig ſei; in einem zurückgelaſſenen Briefe habe er dies den Seinigen angezeigt. Dieſe ſchienen ſich in Folge deſſen von ihm losgeſagt zu haben, und er ſei für jetzt mittellos. Den raſchgefaßten Entſchluß mochte er ſchon bereuen, denn er ließ ſich von Tieck, der zu helfen verſprach, ſoweit er es vermöge, bereden, durch einen verſöhnenden Brief an ſeine Familie den Frieden herzuſtellen. Auch er war ein unberechenbarer Charakter. Ein Gedanke, ein Gefühl beherrſchte ihn ſtets ausſchließlich. Dann gab es für ihn kein zweites. Er ſchien nie anders geweſen zu ſein, nie anders ſein zu können. Doch eine unſcheinbare Veranlaſſung reichte hin, ihn in die entgegengeſetzte Stimmung hineinzuwerfen, und es wiederholte ſich auf der andern Seite dieſelbe Erſcheinung. Er war gutmüthig, liebenswürdig, aufopfernd; dann plötzlich kalt, fremd, abſtoßend. Es war nicht mehr derſelbe Menſch. Er war beſcheiden und anmaßend, nachgiebig und hochfahrend, wankelmüthig und eigenſinnig, Cyniker und Elegant, Demokrat und Ariſtokrat zugleich. Gegen Tieck zeigte er die freundſchaftlichſte Ergebenheit, und bald fand er Gelegenheit, ſie durch die That zu bewähren.

Noch war Tieck's Schweſter nicht hergeſtellt, als er ſelbſt lebensgefährlich erkrankte. Die Gicht, die ihn ſeit Jena heimſuchte, trat mit nicht gekannter Heftigkeit auf. Wahrſcheinlich hatte ſchon früher eine äußere Veranlaſſung die Krank-

heit vollständig entwickelt. Ohne ein Jagdliebhaber zu ſein, hatte er einmal an einer Entenjagd Theil genommen. Mit durchnäßten Kleidern mußte er ſich dem Zugwinde ausſetzen; auf dem Leibe waren ſie ihm getrocknet. In den verſchiedenſten Geſtalten erſchien jetzt die Krankheit, bald als reißender Gliederſchmerz, bald warf ſie ſich auf die innern Theile.

Auch der Geſundheitszuſtand der Schweſter verſchlimmerte ſich. Es hieß, nur in Italien werde ſie Rettung finden, ſobald irgend thunlich, ſollte ſie abreiſen. Er ſelbſt ſtimmte dieſem Rathe bei. Man hatte den jüngern Bruder gebeten, ebenfalls nach München zu kommen. In dieſer Hoffnung trat die Schweſter die Reiſe an.

Jetzt nahm ſich Rumohr, der mit Tieck zuſammenwohnte, des Kranken mit unermüdlicher Sorgfalt an. Nicht Tag, nicht Nacht wich er von ſeinem Lager, er ſchaffte herbei, was ihm Erleichterung gewähren konnte, er bewachte und pflegte ihn mit der Treue eines Bruders. Tieck litt wie noch nie. Des Gebrauchs der Glieder war er beraubt, Schmerzen, Fieberhitze, die furchtbarſten Träume quälten ihn unabläſſig. Die ganze Gewalt ſeiner Phantaſie war entfeſſelt. Mit zerſchlagenen Gliedern, als Leiche ſah er ſich auf weitem Schlachtfelde, in tauſendfacher, grauſiger Wiederholung.

Sein Arzt war ein Brownianer, und behandelte ihn mit den ſtärkſten Mitteln. Während den Kranken ein unauslöſchlicher Durſt quälte, war ihm jedes Getränk auf das ſtrengſte unterſagt. Seinen lauten Klagen ſetzte der Arzt die Forderung der Geduld und die Vertröſtung auf einen baldigen beſſern Erfolg entgegen. Aber er lechzte nach einem Tropfen Waſſer, er ſah und träumte nichts als kühlende Getränke, Citronen und Orangen. Endlich beſchloß er, der Sache auf eigene Hand ein Ende zu machen. Eines Morgens ließ er ſich ein großes Glas friſchen Waſſers bringen,

eine Limonade mußte bereitet werden. Mit unerſättlicher Gier trank er in wenigen Zügen die ganze Maſſe aus. Ein ſolcher Trank konnte nicht ohne Wirkung bleiben; er fing an ſich leichter, ruhiger zu fühlen. Als der Arzt erſchien und ſeinen Zuſtand ſah, verkündete er mit triumphirender Miene, das ſei der verheißene Erfolg ſeines Syſtems. Das war dem Kranken zu viel. Nicht ohne Ingrimm erzählte er, nicht ſeinem Syſteme, ſondern der Limonade verdanke er die Erleichterung. Voll Verwunderung meinte der Arzt jetzt, in Folge der Menge genoſſenen Waſſers hätte er eigentlich den Tod haben müſſen, worauf ihm Tieck andeutete, daß er nach ſolchen Erfahrungen auf ſeinen fernern Rath mit Vergnügen verzichte.

Trotz der Schmerzen erwachte doch die Sehnſucht nach literariſcher Beſchäftigung. Zuerſt nahm er die altdeutſchen Studien wieder auf. Schon früher war er von den Minneſängern zu den Nibelungen übergegangen, er hatte ſie eifrig geleſen und ſich an den nationalen Heldengeſtalten geſtärkt. Mit A. W. Schlegel war mancher Brief darüber gewechſelt worden. Bei vorſchreitendem Studium zog er die nordiſchen Poeſien, die Edda, die Wilkinaſage in ſeinen Kreis. Zuletzt war ihm der Gedanke entſtanden, auch dieſes Heldenlied nachzudichten. Da er Lücken zu entdecken glaubte, beſchloß er nach Anleitung der verwandten Sagen zu ergänzen und abzurunden. In erneuter Geſtalt ſollte das alte Volksgedicht erſcheinen. Schon im Winter 1804 las er in Ziebingen die erſten Proben dieſer Umarbeitung dem Grafen Finkenſtein vor. In München hatte er die Schätze der Bibliothek benutzt. Von dem ſchlechten Abdrucke bei Müller war er auf die dortige Handſchrift zurückgegangen, und erkannte nun die ſtrophiſche Form, auf welche A. W. Schlegel ſchon früher aufmerkſam gemacht hatte. In der Geneſung

begann er die Arbeit von neuem. Noch war er zu ſchwach, die Feder ſelbſt zu führen, ſeine Hand war gelähmt. Daher übernahm es Rumohr, nach ſeinem Dictate die Verſe niederzuſchreiben.

Aus den Unterhaltungen mit dieſem ergab ſich für ihn ein neuer Stoff. Viel und eifrig beſchäftigte ſich Rumohr mit italieniſcher Literatur, beſonders mit der ältern Novelle. In Bandello's Sammlung fand er eine Erzählung, die ihn anzog; ſie behandelte die Geſchichte Balduin's, des erſten lateiniſchen Kaiſers von Konſtantinopel. Unter dem Titel „Der griechiſche Kaiſer oder die hochgehängte Hoffart" wollte er ſie in Verſen bearbeiten. Aber abſpringend, wie er war, ward er bald des Dinges überdrüſſig; dagegen fing Tieck an, dieſen Stoff zu geſtalten. Zuerſt wollte er ihn in der Weiſe der ſpaniſchen Dramen darſtellen. Indeß auch er kam in ſeinem krankhaften Zuſtande zu keinem beſtimmten Ergebniſſe, und dieſer Plan blieb liegen, bis er dreißig Jahre ſpäter in ganz anderer Geſtalt in der bekannten Novelle zur Ausführung kam.

Endlich traf Friedrich Tieck in München ein, und übernahm die Sorge für den Kranken, der allmälig zu geneſen begann.

Jetzt trat auch der Gedanke, der Schweſter nach Italien zu folgen, in den Vordergrund. Die Aerzte verordneten den Gebrauch der Bäder von Piſa, und verhießen Herſtellung unter dem lauen italieniſchen Himmel. Längſt waren Friedrich Tieck's ſehnlichſte Wünſche dahin gegangen. Auch Rumohr, der den Plan mit Eifer ergriff, hoffte ſeine Kunſtſtudien dort fortzuſetzen. Auf ſeinen Betrieb geſellten ſich die Gebrüder Riepenhauſen, als Zeichner und Maler bekannt, zu ihnen. Eine vollſtändige Reiſegeſellſchaft hatte ſich zuſammengefunden.

Aber unvermuthet ſchlug es bei Rumohr um. Er, der die Sache am eifrigſten betrieben hatte, erhob allerlei Einwendungen. Die neugeworbenen Reiſegefährten misfielen ihm, er zeigte ſich verletzt und empfindlich, und erklärte endlich, zur Reiſe jetzt keine Zeit zu haben. Längſt habe er gewünſcht, gründlich Hebräiſch zu lernen, es biete ſich nun eine treffliche Gelegenheit dar, die er nicht dürfe vorübergehen laſſen; er habe einen gelehrten alten Juden kennen gelernt, der bereit ſei, ihn zu unterrichten. Nun beſchloß Friedrich Tieck, den Reiſeplan um jeden Preis zu retten. Er beſaß die Gabe eines nachdrücklichen Freimuths, der, wo es erforderlich war, in die offenſte Grobheit übergehen konnte. Mit der ganzen Kraft dieſer Beredtſamkeit ſetzte er Rumohr auseinander, wie es ſeine Pflicht ſei, bei der getroffenen Verabredung zu bleiben, wie er ſich überhaupt ändern müſſe, wenn er ſich durch ſein unſtetes, abſpringendes Weſen nicht zu Grunde richten wolle. Auf dieſe Ermahnungen ging Rumohr wirklich in ſich. Endlich waren alle Vorbereitungen glücklich beendet, und im Sommer 1805 brachen ſie nach dem gelobten Lande auf, in dem ſie Kunſt, Heilung und Frieden zu finden hofften.

6. Der italieniſche Himmel.

Ihr Weg führte ſie durch Tirol nach Trident, dann nach Verona, deſſen Mauern ſchon die reichſten Erinnerungen einſchloſſen. Hier war die große Arena. In einem armſeligen Ausſchnitte, der mit Bretern abgeſchlagen war, ſahen ſie Werther's und Lottens Geſchichte, die zum italieniſchen Fa-

milienſtücke umgewandelt war, unter reichlichem Thränenerguſſe der Zuſchauer darſtellen. Sie ſahen die prächtigen Denkmäler der Scaliger und den dürftigen Stein, welchen man als Julia's Grab zeigt. Dann gingen ſie über Mantua nach Florenz. Der Gebrauch der Bäder in Piſa mußte aufgegeben werden, da man den Aufenthalt daſelbſt in der heißen Jahreszeit allgemein widerrieth. Endlich betraten ſie Rom. Tieck war in jener ewigen Stadt, wo die Strömungen des chriſtlichen und antiken Lebens zu einem gewaltigen Weltſtrome ſich verbinden!

In Begleitung des Bruders und ergebener Freunde war er gekommen, die Schweſter und andere Freunde ſollte er finden; unter dieſem Himmel war ihm Geneſung verheißen, nach dieſer Natur, nach dieſen Kunſtwerken hatten alle Wünſche hingedrängt, wie hatte er ſich geſehnt, aus dieſer Quelle des Lebens den heißen Durſt zu löſchen! Hier, ſo ſchien es, wenn irgendwo auf der Erde, mußte er finden, was er ſuchte. Noch auf der Reiſe hatte er mit heftigen Anfällen der Krankheit gekämpft und einige Male gefürchtet, zurückbleiben zu müſſen.

Die Wohnung, welche er am Monte-Cavallo bezog, trug den heitern italieniſchen Charakter. Schon der Blick aus dem Fenſter auf den kleinen Garten vor der Thür, wo zwiſchen Orangen- und Citronenbäumen friedlich und ſtill zwei Springbrunnen rauſchten, erquickte ihn. Wie anders war es hier, als unter den Kiefern der Heimat! Aber er war derſelbe mit ſeiner Krankheit und ſeinem Grame. Hier im Lande ſeiner Sehnſucht, mitten in dem Reichthume dieſes Lebens, ergriff ihn wieder ein ſchmerzliches Heimweh nach dem dürftigen und geſchmähten Boden, an dem dennoch ſein Herz hing, und auf dem ſo Vieles lebte, was ihm theuer war.

So ward ihm auch die erſte Zeit in Rom zu einer unendlich traurigen. Mit Schmerzen ringend, ſchlich er am Stocke durch die Straßen, über die Plätze. Oft trat die Gicht in den Arm, in die Hand, welche, auf dem Stocke ruhend, die ganze Wucht des ſchweren und hinfälligen Körpers zu tragen hatte. Durch die Eindrücke, welche er erhielt, wurden ihm dieſe mühſeligen Spaziergänge zur zwiefachen Qual. In den Straßen Roms kehrten ihm die angſtvollen Empfindungen ſeiner Jugend wieder. Wenn er zwiſchen den Paläſten und Ruinen hinging, von denen er oft geträumt hatte, und ſich ſagte, jetzt ſtehe er auf dem Boden Roms, wenn er auf ſich und ſeine Hülfloſigkeit ſah, wie die Laſt der Krankheit ihn zu Boden drückte, dann erfaßte ihn eine unnennbare Angſt, ein Entſetzen vor ſich ſelbſt, vor den Dingen, die ihn umgaben. Fremd, geſpenſtiſch, traumartig erſchienen ſie. Alles verkehrte ſich. Seine Jugend mit ihrer Sehnſucht war die Wirklichkeit, die Gegenwart ein Traum, aus dem er vergeblich zu erwachen rang. Mußte er ſo hier erſcheinen, gebrochen, das Herz von Gram erfüllt, er, der einſt kräftige, begeiſterte Jüngling? War er es wirklich? Schadenfroh erhob ſich aus ſeinem Innern eine Stimme: „Was du einſt ſo inbrünſtig gewünſcht haſt, iſt dir jetzt zu deiner Pein gewährt.“

Qualvoller noch waren die Nächte, wenn er umſonſt die Augen ſchloß, und der Schmerz ihn wach erhielt, bis der Morgen graute. Da murmelten die Springbrunnen ſo traurig, und in das Rauſchen des Windes hallten eintönig klagend die Glocken der nahen Klöſter hinein. Es war die ſchwermüthige Begleitung ſeiner trüben Gedanken. Jeder alte Gram ſtieg wieder in ſeinem Herzen auf, und er ward ihm von neuem zur Beute. Oft brach er in heiße Thränen aus, die doch keine Linderung brachten. War er

endlich eingeſchlafen, ſo begann eine neue ſchrecklichere Qual. Die gräßlichſten Bilder kamen ihm in ſeinen Träumen. Sie verfolgten ihn am Tage; er wagte nicht daran zu denken, noch weniger davon zu ſprechen, und doch ſtanden ſie vor ihm und wichen keinem Wechſel der Gegenſtände. So begann ſein Tag und endete mit Schmerzen; Furcht und Entſetzen löſten einander ab, er ſchien gekommen um ganz elend zu werden. Und dieſer grauenhafte Zuſtand dauerte Wochen, Monate lang.

Geneſung ſollte er unter dem italieniſchen Himmel finden! Und er fand ſie trotz jener furchtbaren Angſt, die ihn wieder bis zum Wahnſinn fortzureißen drohte. Seine urſprünglich ſtarke Natur arbeitete ſich durch Krankheit und Schwermuth durch. Dazu that die italieniſche Sonne das Ihre; allmälig erweckte ſie die geſunkene Lebenskraft. Inſtinctmäßig ſuchte er ſonnige Plätze und Straßen auf. Stunden lang ſetzte er ſich mit Behagen den vollen Sonnenſtrahlen aus, und ließ ſich durchwärmen, niemals konnte es ihm zu heiß ſein. Mit Verwunderung ſahen ſelbſt Römer dem kranken Spaziergänger nach, der an der Spaniſchen Treppe in der Mittagsſonne unermüdlich auf- und niederging. Dieſe Cur ſchlug endlich an.

Mit der allmäligen Befreiung kehrte die Theilnahme am Leben wieder. Sein Auge, das der Schmerz geſchloſſen hatte, öffnete ſich der großen Gegenwart, die ihn umgab. Jetzt erſt ſah er im Vatican die Werke Rafael's, und alle Denkmale, zu denen er ſchon vor Jahren ſeinen Sternbald geführt hatte; Michel Angelo's jüngſtes Gericht und die Peterskirche, die er verherrlicht hatte, ohne ſie geſehen zu haben. Auf dem Capitol und in den Rieſenbauten des Coloſſeums trat ihm der alte Römergeiſt näher als jemals zuvor. In dieſen Trümmern fand er jene Größe, welche moderne Forſcher ihm bis-

her vergebens geprieſen hatten. Auch das Grab der Cäcilia Metella ſuchte er auf, jene Gegend, die er zum Schauplatz einer furchtbaren Epiſode im „Lovell" gemacht, und die er als Jüngling zu beſchreiben gewagt hatte. Hier mußte er ſtaunen, wie nahe er der Wirklichkeit gekommen war, er glaubte nicht zum erſten Male unter dieſen Ruinen zu ſtehen.

Mit der Kunſt und Natur verbanden ſich die Wirkungen des kirchlichen Lebens. Beruhigend und erhebend kamen ſie ihm entgegen; er ſah den Cultus im vollen Glanze, welchen er in der Heimat oft gegen die Angriffe der Eiferer in Schutz genommen hatte. Alle Stufen der hohen kirchlichen Feſte machte er durch; die heilige Woche mit ihren Muſiken und Meſſen bis auf den Segen, welchen der Papſt vom Altan herab der gläubigen Menge ertheilt.

Auch in die geſellige Welt trat er ein. Hier fand er ſeine Schweſter bereits heimiſch. Mit bedeutenden Perſonen ſtand ſie in Verbindung, obgleich auch ſie noch ſtets leidend war. Der Erzherzogin Marianna von Oeſtreich, der Schweſter des Kaiſers, die in Rom in Zurückgezogenheit lebte, war ſie bekannt geworden. Helfend und ſchützend hatte dieſe ſich ihrer angenommen, und ſie in die Kreiſe ihres Umganges hineingezogen. Tieck lernte in der Prinzeſſin eine edle und geiſtvolle Frau kennen. Auch mit einigen hohen Würdenträgern der Kirche ward er bekannt, mit dem Cardinal-Großvicar, einem angenehmen und unterrichteten Manne, und dem Cardinal Somaglio, der ihm manche Freundlichkeit erwies.

Für die Deutſchen war das Haus des Prinzen von Sachſen-Gotha ein gaſtlicher Sammelplatz. Dieſer Fürſt liebte es, Geſellſchaften, ausgezeichnete Reiſende und Landsleute um ſich zu verſammeln. In ſeinen Cirkeln verlebte man heitere Stunden. Indeß war die deutſche Theaterliebhaberei auch hier

zu Hauſe, und ſelbſt in Rom, unter den mächtigſten Eindrücken, konnte man das kleine heimiſche Vergnügen, und den Lieblingsſchriftſteller, an deſſen Umgang man gewöhnt war, nicht vergeſſen.

So geſchah denn das Unerhörte. In Rom, wo Tieck von den Thorheiten des Vaterlandes weit entfernt zu ſein meinte, mußte er ſeinem Antipoden Kotzebue begegnen. Und nicht allein das; er mußte ihn feiern helfen, wenn er gegen den Prinzen, der ihn auszeichnete, nicht undankbar ſcheinen wollte. In dieſer deutſchen Hofgeſellſchaft war beſchloſſen worden Kotzebue's Luſtſpiel, „Der Wirrwarr", aufzuführen. In Tieck hatte man eine bühnenkundige Autorität gefunden, er wurde daher aufgefordert die Rolle des Regiſſeurs und Souffleurs zu übernehmen. Von der Pflicht ſelbſt als Schauſpieler aufzutreten, rettete ihn ſein Leiden. Aber die wiederholten Proben wurden ihm nicht erſpart, die man mit allem pedantiſchen Kunſteifer anſtellte, um ſchließlich eine gewöhnliche Darſtellung eines noch gewöhnlichern Stückes zu eigenem Vergnügen zu Stande zu bringen.

Sonderbar miſchte ſich mit der Frivolität naive Frömmigkeit. Eine Hauptrolle war einer jungen Gräfin zugetheilt. Mit ſichtlicher Luſt, und doch niemals ohne die unerläßliche Angſt, ſpielte ſie ihr Theil ab. So oft ſie aus den Couliſſen trat, unterließ ſie nicht das Kreuz zu ſchlagen. So gerüſtet glaubte ſie muthiger an das Thorenwerk gehen zu können. Tieck ſah es als reichliche Buße an, die er in Rom für alle literariſchen Sünden zu leiſten habe, daß er als Einhelfer verdammt ward, ein Luſtſpiel gerade dieſes Mannes nicht in einer, ſondern in allen Rollen auswendig zu lernen. Ihm wurde in der That eine Strafe auferlegt, die er in ſeinem „Jüngſten Gericht" muthwilligerweiſe ſeinen Gegnern zuerkannt hatte.

Auch im Hauſe Wilhelm's von Humboldt, der in Rom preußiſcher Reſident war, fand er freundliche Aufnahme. Ebenſo ſah er Eliſe von der Recke wieder, die ſich von ihrem Freunde Tiedge hatte nach Rom führen laſſen. Auch in die Kreiſe der Künſtler wurde er durch ſeinen Bruder und Rumohr eingeführt.

Doch unter allen Deutſchen war ihm keiner merkwürdiger als der Maler Müller, deſſen Dichtungen ihn früher in hohem Grade angezogen hatten. Als er ſich nach der Vollendung der „Genoveva" im Sommer 1800 in Hamburg aufhielt, hatte er Müller's Manuſcript zum zweiten Male zur Hand genommen. Er las die Arbeit des Vorgängers mit doppelter Theilnahme, und erkannte wie verſchieden beide Gedichte ſeien, und daß ſie darum wol nebeneinander ſtehen könnten. Erſchien Manches in Müller's Tragödie übertrieben, faſt roh, ſo hatte ſie dennoch große dichteriſche Züge, und er ſah es als ein Unrecht an, ein ſo eigenthümliches Werk der öffentlichen Kenntniß zu entziehen. Dann war er zu den verſchollenen Idyllen übergegangen. Es waren Naturbilder im kräftigſten Stile, fern von der gezierten Natürlichkeit, welche ſeit Geßner den ſogenannten ländlichen Dichtungen eigen war. Voll Eifer, das Andenken des Dichters herzuſtellen, ließ er ſpäter durch den Architekten Genelli wiederholt bei Müller anfragen, ob er die Herausgabe der „Genoveva" verſtatte, ohne daß er eine Antwort erhalten hätte.

Auf der Sommerreiſe 1803 machte er in Erlangen die Bekanntſchaft des reformirten Predigers Le Pique. Dieſer Mann, der für Poeſie und Literatur eine lebhafte Theilnahme zeigte, war ein Bewunderer Müller's. Wie dieſer ein geborener Pfälzer, war er mit den Verhältniſſen in Manheim und der dortigen Buchhandlung, in deren Verlag die erſten Drucke erſchienen waren, bekannt. Er erbot

ſich, die erforderlichen Schritte zu einer Erneuerung des literariſchen Andenkens Müller's zu thun. Jetzt ſah Tieck in Rom den ſonderbaren Mann ſelbſt.

Hier war Müller ſeit faſt dreißig Jahren eine bekannte Figur. Früher hatte er von einer kurpfälziſchen Penſion gelebt, die jedoch in Folge der Kriegswirren nicht weiter gezahlt worden war. Ohne als Künſtler productiv zu ſein, hatte er ſich mit antiquariſchen und kunſthiſtoriſchen Studien beſchäftigt. In Folge ſeiner Bekanntſchaft mit Rom und deſſen Schätzen pflegte er bei angeſehenen Fremden den Cicerone zu machen. Er gehörte zu den Deutſchen, welche mit dem Vaterlande gebrochen hatten. Manche Hoffnungen und Erwartungen waren ihm daheim unerfüllt geblieben. Dazu waren noch perſönliche Verwickelungen gekommen. Er glaubte ſich zu wenig anerkannt. Ein Altersgenoſſe Goethe's, ſelbſt leidenſchaftlich bewegt, ward er durch dieſen in den Schatten geſtellt. Verſtimmt ſchied er vom deutſchen Boden. Jetzt faſt verſchollen, rächte er ſich durch Vergeſſen und Geringſchätzung an der Heimat. Dennoch hatte er der Poeſie und Schriftſtellerei nicht ganz entſagt, nur waren ſeine ſpätern Producte von dem naturwahren Charakter der frühern weit entfernt.

In Rom kannte man Müller's Schwächen und Sonderbarkeiten aus langer Erfahrung. Zu manchen komiſchen Anekdoten hatte er Veranlaſſung gegeben durch ſeine Neigung zu lächerlichen Uebertreibungen und Prahlereien; auch der Bekanntſchaft, ja der Freundſchaft Goethe's hatte er ſich früher gerühmt. Als nun die Nachricht kam, Goethe werde nächſtens in Rom eintreffen, baten ihn einige Deutſche vorſorglich, ſie mit dem großen Dichter bekannt zu machen, was er auch willig zuſagte. Eines Tages hieß es, Goethe ſei wirklich angekommen, man wollte ihn bereits einige Male

zu einer beſtimmten Stunde des Tages an der Spaniſchen Treppe geſehen haben. Müller wurde aufgefordert ſein Wort zu löſen. Man begab ſich an Ort und Stelle. Goethe kam, doch Müller, der voreilig vermuthet haben möchte, man wolle ihn irreführen, ſagte mit entſchiedenem Tone: „Ich kenne Goethe! Der da iſt es nicht!“

In dieſer Weiſe lernte ihn auch Tieck kennen. Er zeigte ſich zuerſt mistrauiſch, dann abſprechend und rechthaberiſch; alles kannte er beſſer oder hätte es beſſer machen können. Er verfiel nicht ſelten in einen aufſchneideriſchen Ton, und die Wahrheit war ſchwer zu ermitteln, da es kaum zu erkennen war, ob er täuſchen wolle oder ſich ſelbſt täuſche. Später kam er mit ſeiner Anſicht über Goethe offener hervor. Er kritiſirte ihn ſcharf, und war weit entfernt in die allgemeine Bewunderung einzuſtimmen; ihn erfüllte Eiferſucht, ſeine Stimmung war herb, faſt bitter. Als einſt von der „Iphigenia“ die Rede war, meinte er, das ſei nichts, auch er habe eine Iphigenia gedichtet, das ſei ein ganz anderes Werk, da werde man erkennen, wie das antike Drama zu behandeln ſei; gelegentlich werde er es Tieck einmal mittheilen. Obgleich dieſer wußte, was er von ſolchen Reden zu halten habe, unterließ er doch nicht Müller an das gegebene Verſprechen zu erinnern. Er erhielt indeß nie einen andern Beſcheid, als daß er zu ſeiner Zeit jenes geheimnißvolle Drama ſchon kennen lernen ſolle. Doch kam dieſe Zeit nicht, ſolange Tieck ſich in Rom aufhielt.

Ein anderes Mal erzählte Müller mit der größten Zuverſicht, einſt ſei ihm in Manheim der Teufel erſchienen; die Geſichtszüge des Böſen hätten ſich ihm ſo feſt eingeprägt, daß es ihm gelungen ſei, ein wohlgetroffenes Porträt zu entwerfen. Zugleich brachte er die Skizze eines Kopfes zum Vorſchein, der in der That eigenthümlich genug ausſah.

Ein beſſerer Gegenſtand der Unterhaltungen waren Müller's ältere Dichtungen. Tieck erzählte ihm, ſie ſeien in Deutſchland keineswegs vergeſſen, vielmehr habe ſich ein jüngeres Geſchlecht mit Theilnahme dem Anfange der deutſchen Poeſie in den ſiebenziger Jahren zugewendet. Gewiß werde eine Sammlung derſelben, da ſie bereits zur literariſchen Seltenheit geworden ſeien, mit großem Beifall aufgenommen werden. Müller ging darauf ein, und ermächtigte ihn eine neue Ausgabe zu veranſtalten, und die „Genoveva" darin aufzunehmen. Auch verwies er ihn auf eine bedeutende Anzahl alter Papiere, welche er in einen Koffer gepackt, bei der Abreiſe aus Deutſchland auf dem Lager der Schwan'ſchen Buchhandlung in Manheim zurückgelaſſen habe.

Endlich war Tieck auch zu den eigenen altdeutſchen Studien zurückgekehrt, ſobald es ſeine Geſundheit erlaubte. Nicht ohne Unterbrechungen vermochte er zu arbeiten, aber der glückliche Augenblick förderte ihn doppelt. Auf der Vaticaniſchen Bibliothek fand er reiche Schätze dieſer Literatur. Dem Cardinal Somaglio verdankte er eine ſeltene Begünſtigung. Man wies ihm ein eigenes Zimmer zur Arbeit an, und verſtattete ihm ſelbſt während der Ferien den Zutritt. Seine gelehrten Forſchungen wurden zum heilſamen Gegengewichte gegen körperliche und geiſtige Leiden. Indem er Handſchriften abſchreibend, vergleichend und ausziehend, eine reiche Ernte hielt, bildete ſich der Gedanke aus, eine umfaſſende Nachricht von den deutſchen Handſchriften im Vatican, dann eine Geſchichte der altdeutſchen Poeſie aus denſelben zu geben. Zunächſt blieb er bei dem Heldenliede und den Nibelungen ſtehen. Das Gedicht vom „König Rother" und andere Stücke der Heldenſage ſchrieb er ab; auch die karolingiſche Sage, „Triſtan und Iſolde", den „Titurel" und anderes zog er herbei. Als er ſicherer geworden war, ent-

wickelte er eine unermüdliche Ausdauer. Vom Morgen an konnte er nüchtern bis weit über Mittag hinaus, halbe Tage lang, unter Handschriften und alten Drucken sitzen, ohne Abspannung zu fühlen.

Neben diesen strengern Arbeiten sprach er seine Empfindungen und Erlebnisse in einer Reihe kleinerer Gedichte aus, die sich allmälig zu einem dichterischen Tagebuche zusammenschlossen.

Fast ein Jahr war um. Er mußte an die Heimkehr denken. Der wohlthuende Einfluß des italienischen Himmels hatte sich bewährt. In den letzten Monaten fühlte er sich genesen, die Schmerzen hatten ihn verlassen, die Herrschaft über den Körper war ihm wiedergekommen. Die politischen Wirren machten es unmöglich nach Neapel zu gehen. Dagegen unternahm er einen glücklichen Reiseversuch in die Romagna und das Gebirge. Zuletzt sah er Subiaco und das Kloster des heiligen Benedict; dann wurde die Rückreise vorbereitet. Bruder und Schwester ließ er in Rom zurück, aber Rumohr, der sorgsame Freund, der ihn nach Italien geleitet hatte, führte ihn im Sommer 1806 wieder der Heimat zu.

Ueber Siena gingen sie nach Florenz und Fiesole, dann nach Pisa, Bologna und Mailand. Nicht ohne Anstrengung überstiegen sie den Gotthard, aber auch dieses bestand Tieck glücklich. Er war wieder auf deutschem Boden.

7. Die Heimat.

In Deutschland war zunächst St.-Gallen wichtig wegen seiner Handschrift der Nibelungen. In Manheim nahmen

Müller's Papiere ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Er trat mit der Götze'ſchen Buchhandlung, auf welche der Schwan'ſche Verlag übergegangen war, in Unterhandlung. Sein Freund Le Pique, der inzwiſchen nach Manheim verſetzt worden war, unterſtützte ihn dabei. Der von Müller bezeichnete Koffer fand ſich. Er enthielt alte Papiere, Briefe, Entwürfe und Zeichnungen, eine Maſſe unzuſammenhängender und ſchwer zu leſender Blätter, über welche in kurzer Zeit keine Ueberſicht zu gewinnen war. Erſt ſpäter konnte er die Sichtung und Anordnung durchführen. Das Ergebniß war kein ſo bedeutendes als er erwartet hatte. Unterdeß war das Vorhandenſein der Müller'ſchen „Genoveva" weiter bekannt geworden, und ſchon ließen ſich böswillige Stimmen vernehmen, Tieck verdanke ſeine eigene Dichtung der Kenntniß derſelben, und habe daher Grund mit der Bekanntmachung zu zögern, oder ſie dem Publicum ganz vorzuenthalten. Nachdem er daher den Stoff geordnet hatte, überließ er die Beſorgung der neuen Ausgabe ſeinem Freunde Le Pique. Doch die Verhandlungen mit Müller gingen nur langſam. Misverſtändniſſe mit der Verlagshandlung kamen hinzu. Erſt 1811 erſchien die neue Sammlung von Müller's Schriften in Heidelberg.

Von Manheim ging man nach Heidelberg, wo Tieck Creuzer wiederſah, und auch Voß beſuchte, der kurze Zeit vorher dorthin verſetzt worden war. Voß empfing ſeinen alten Bekannten von Giebichenſtein her mistrauiſch; wie er ſelbſt ſpäter drucken ließ, ſah er in ihm einen Angehörigen jenes Ordens, deſſen Bekämpfung ſeine Lebensaufgabe war, einen Obſcuranten und heimlichen Katholiken. Ueberhaupt bemerkte Tieck, daß man ſeinem Aufenthalte in Italien die wunderſamſten Deutungen unterlegte. Glaubte man früher ihn für die katholiſche Kirche gewinnen zu können, ſo war man jetzt überzeugt, er ſei wirklich übergetreten.

In Frankfurt verweilte er einige Zeit. Er ſah Brentano und deſſen Schweſter Bettina, die eigenthümlich und excentriſch erſchien. Tieck und ſeinen Dichtungen wie der jüngern Literatur hatte ſie ihre Theilnahme zugewendet. Ihr verdankte er die Bekanntſchaft mit Goethe's Mutter. Es war eine noch im höchſten Alter regſame und theilnehmende Frau, die ſelbſt an manchen kleinen Eitelkeiten des Lebens Gefallen fand. Von dem Sohne wußte ſie natürlich vieles zu erzählen. Auf einem Bücherbrete in ihrem Zimmer habe ſie lange ſechs Bände Manuſcript aus Goethe's früherer Zeit bewahrt, welche die älteſte, ſpäter verworfene Bearbeitung des „Wilhelm Meiſter" enthielten. Von dem Inhalt theilte ſie manches mit; hier ſollte die Heirath Wilhelm's und Marianens den Abſchluß machen. Leider gelangte Tieck nicht zur Einſicht dieſer merkwürdigen Papiere.

Von der Mutter ging er den Sohn in Weimar zu beſuchen. Auch diesmal verlebte er einige Abende mit Goethe. Doch wenn er an ſeine Jugendliebe dachte, fühlte er ſich ihm fremder geworden. Dazu hatte namentlich der erkältende Eindruck der „Natürlichen Tochter" beigetragen. Kurz zuvor hatte Goethe Oehlenſchläger kennen gelernt. Der nordiſche Dichter, der nach Weimar gekommen war, der deutſchen Poeſie ſeine Huldigungen darzubringen, hatte ihn ganz für ſich gewonnen. Auch ſprach Goethe ſchon von den „Nibelungen", wie er im Vereine mit Oehlenſchläger den Verſuch gemacht habe, ſie zu leſen, was denn freilich nicht ſonderlich habe von Statten gehen wollen.

Ueberraſchend war es ihm in einer Mittagsgeſellſchaft bei Goethe mit einem Landsmanne, dem Kapellmeiſter Himmel aus Berlin, dem Componiſten des gefeierten Singſpiels „Fanchon" zuſammenzutreffen. Die Eitelkeit und Selbſtgenügſamkeit dieſes Mannes war bekannt. Er ſchlug ſeinen

Werth ſehr hoch an, und wirkte durch die naive Art, dies auszuſprechen, mitunter komiſch. Auch dem Dichterfürſten gegenüber verließ ihn ſeine Sicherheit nicht. Er ſuchte zu beweiſen, er ſei ebenſo ſehr Sprachtalent als Muſiker; dadurch habe er ſogar die Beamten der Vaticaniſchen Bibliothek in Staunen geſetzt. Hebräiſche, chaldäiſche und andere orientaliſche Handſchriften habe er in raſcher Folge durchgeſehen und Stellen daraus laut geleſen. Endlich fragt einer der Beamten, wer er denn ſei. „Der Kapellmeiſter Himmel aus Berlin!“ Voll Schrecken aber ruft jener aus: „Sie mögen wol der Teufel ſein, aber kein Kapellmeiſter aus Berlin!“ Mit ſtillem Lächeln, in olympiſcher Ruhe, hörte Goethe dieſe Märchen an.

Ohne zu wiſſen in welchen Beziehungen Tieck zu Reichardt ſtehe, unterwarf Himmel ſeinen ehemaligen Amtsgenoſſen als Muſiker wie als Menſchen einer ſcharfen Kritik. Auch Tieck kannte Reichardt's Schwächen, aber er hielt es für Pflicht ihn gegen ungerechte Angriffe zu ſchützen. Himmel ſtutzte. Er lenkte ein, und gutmüthig ſuchte er Tieck in ſeiner Weiſe zu verſöhnen. Als Tabacksraucher ſchätzte er ein treffliches Weichſelrohr, das er beſaß, ganz beſonders hoch, er bot es Tieck als Friedenspfeife an. Dieſer mußte des gutgemeinten Geſchenks lachen, das für Niemand weniger paßte als für ihn, den abgeſagteſten Feind des Rauchens.

Endlich im Herbſte traf er in Dresden ein, wo er die nächſten Wochen zu bleiben beſchloſſen hatte. Sogleich erzählte ihm der Maler Hartmann, Oehlenſchläger ſei angekommen und wünſche ſeine Bekanntſchaft zu machen, bald darauf traf er dieſen ſelbſt auf der Galerie. Oehlenſchläger war eine reichbegabte und überſchwängliche nordiſche Natur. Voll erregten Gefühls und Phantaſie, jedem Eindrucke offen, ließ er ſich in Verehrung nnd Abneigung

leicht beſtimmen. Doch er war auch voll ſtarken Selbſtbewußtſeins, das als hoher nordiſcher Nationalſtolz, und bald als kleinliche perſönliche Eitelkeit erſchien. Er überſchätzte ſeine Originalität, und hielt manches für Eigenthum, was er deutſchen Anregungen verdankte. Widerſpruch konnte er nicht vertragen, noch viel weniger Tadel. Eine leiſe Andeutung war hinreichend, ihn in heftigen Zorn zu verſetzen. Er beſaß eine Beredtſamkeit, gegen die man vergeblich ankämpfte. Er hörte auf keinen Einwurf, und beachtete keinen Verſuch des andern Theils, zu Worte zu kommen.

Nächſt Goethe, den er ſchwärmeriſch verehrte, hatte er Tieck's Poeſien mit Eifer ſtudirt, und in ihnen vielleicht ein noch verwandteres Element gefunden. Am Abend deſſelben Tages ſahen ſie ſich in einer Geſellſchaft wieder, die Hartmann bei einem Italiener verſammelt hatte. Im Sturme ſuchte Oehlenſchläger Tieck's Freundſchaft zu erobern, und trug ihm mit leidenſchaftlichem Enthuſiasmus Brüderſchaft an. Seitdem ſahen ſie ſich öfter. Oehlenſchläger theilte dem neuen Freunde ſeine nicht längſt vollendete Tragödie „Hakon Jarl" mit; obgleich Tieck ſie als einen Beweis des Talents anerkannte, war er doch mit dem fünften Acte nicht einverſtanden. Sogleich ſuchte der Dichter im Gegentheil zu beweiſen, wie gerade dieſer der beſte ſei. Bald darauf verließ er Dresden.

Während dieſes harmloſen Verkehrs waren kriegeriſche Stürme losgebrochen, unter denen die deutſche Erde erbebte. Der verhängnißvolle October des Jahres 1806 war gekommen. Preußen war in den Sturz der ältern Staaten hineingeriſſen worden. Mit dem dichteriſchen und literariſchen Stillleben war es zu Ende.

Schon von Italien hatte Tieck auf die politiſche Lage des Vaterlandes den Blick voll Beſorgniß zurückgewendet. Man konnte ſich dem drückenden Gefühle nicht entziehen, daß man

einer entſcheidenden Zeit entgegengehe. Während der Rückreiſe waren die Dinge raſch gereift. Mit jedem Schritte, weiter gegen Norden, mehrten ſich die drohenden Anzeichen. Als er in Weimar eintraf, waren die Häuſer mit preußiſcher Einquartierung gefüllt. Alles war voll ängſtlicher Erwartung. Die Schlacht entſchied Preußens Schickſal, und die Eroberung ergoß ſich jetzt über die fernen Provinzen.

Der Sturz des Staates bedrohte die Exiſtenz der Einzelnen; auch manche Freunde Tieck's wurden betroffen. Zu dieſen gehörte Reichardt. Von den neuen Lehren erfüllt war er nach Frankreich gegangen, und hatte die Revolution in verſchiedenen Entwickelungspunkten kennen gelernt. Zuerſt 1792. Die Frucht dieſer Reiſe waren ſeine „Vertrauten Briefe über Frankreich" geweſen; dann abermals 1802. In Paris hatte er mannichfache Verbindungen angeknüpft, auch mit dem Grafen Schlaberndorf, dem bekannten Sonderlinge. Wie dieſer war auch Reichardt ein Gegner des neuen Herrſchers. Hier entſtand jenes Buch: „Napoleon Bonaparte und das franzöſiſche Volk unter ſeinem Conſulate", zu dem ihm Schlaberndorf manche Daten gab. Es erſchien 1804. Seine kühne Sprache machte Aufſehen; bald begannen die Nachforſchungen franzöſiſcher Agenten nach dem unbekannten Verfaſſer. Jetzt, da die feindlichen Truppen vorrückten, mußte Reichardt auf ſeine Sicherheit denken. Er hatte beſchloſſen nach den öſtlichen Provinzen zu gehen; nur mit großer Vorſicht konnte er ſich in die Nähe der Franzoſen wagen.

In dieſer Zeit hatten ſich Tieck und einige Andere in Sandow, dem Gute ſeines Freundes Burgsdorff, vereint. Hier traf auch Achim von Arnim ein. Er brachte einen Begleiter mit, der für ſeinen Bedienten gelten ſollte. Es war Reichardt. Solche Vorkehrungen ſchienen um ſo nothwendiger, da auch dieſes Gut mit franzöſiſcher Einquartierung belegt worden

war. Man hatte einen Huſarenoffizier als Gaſt erhalten. Es war ein Mann von ſtraffer, militäriſcher Haltung; des Deutſchen ſchien er nicht mächtig zu ſein.

Man ſaß bei Tiſche und unterhielt ſich unter ſo eigenthümlichen Umſtänden gut genug. Tieck fand, daß Herr Richard, ſo hieß der franzöſiſche Offizier, ein ganz angenehmer Mann ſei. Da fiel ihm eine häufig wiederkehrende Bewegung des Fremden auf. Lachend hatte er im lebhaften Geſpräche mit der Hand auf die Lende geſchlagen. Mit voller Gewißheit trat eine alte dunkle Erinnerung vor ſeine Seele. Der Franzoſe war Niemand anders als Hensler, Reichardt's Stiefſohn, ſein Jugendfreund, der ſeit Jahren für ihn verſchollen war.

Auch Hensler's Lebensgang war kein gewöhnlicher. Ein Jahr früher als Tieck, 1791, hatte er Gedike's Schule verlaſſen, als Reichardt mit ſeinen berliniſchen Verhältniſſen unzufrieden, ſich nach Halle überſiedelte. Hier begann er die Rechte zu ſtudiren; doch begleitete er ſchon zu Anfang des folgenden Jahres ſeinen Stiefvater nach Frankreich. Er ſah Lyon und Paris, und obgleich dieſe Reiſe nur wenige Monate dauerte, waren dieſe Eindrücke doch hinreichend, ihn in einen franzöſiſchen Demokraten umzuwandeln. In Kiel ſetzte er ſeine Studien fort, aber bald ward es ihm zu eng in Deutſchland; 1796 ging er abermals nach Paris. Er brach mit dem Vaterlande, um ſich dem neuen politiſchen Leben ganz hinzugeben. Obgleich Schlaberndorf und andere Freunde ſich ſeiner mit Rath und That annahmen, zeigte ſich doch, wie ſchwer es einem Fremden ſei, eine Stellung zu gewinnen. Endlich warf er alle deutſchen Träume hinter ſich, und trat als Commis in ein Handelsgeſchäft. Sogar den deutſchen Namen legte er ab, nannte ſich Richard, und ward zum Franzoſen. Mit dem geſammten Frankreich machte er

den Uebergang vom revolutionären Freiheitsſchwindel zum militäriſchen Despotismus durch. Er ward mit dem nachmaligen General Guilleminot bekannt, und trat in die Armee. Als ſein Stiefvater 1802 nach Paris kam, hatte er eben das Patent als Offizier erlangt. Vier Jahre ſpäter kehrte er mit dem Heere des Eroberers in das Vaterland zurück.

So führte ein gewaltiges Weltgeſchick nach langer Trennung die Freunde zuſammen, die in der Jugend dichteriſch und künſtleriſch miteinander geſchwärmt hatten, und dann ihre verſchiedenen Wege durch die Welt gegangen waren. Bald ſchlug die Stunde der Trennung wieder; Hensler mußte dem Commando weiter folgen. An den ſpätern Feldzügen nahm er Antheil. Er ging nach Spanien, ſtieg durch Avancement, und ſtarb nach geſchloſſenem Frieden als Oberſt im Hôtel der Invaliden.

Jener Aufenthalt in Sandow im Spätherbſte 1806 führte auch zu einer nähern Beziehung zwiſchen Tieck und Arnim, die ſich ſchon früher in Halle geſehen hatten.

Um mehrere Jahre jünger als Tieck, gehörte auch Arnim zu denen, welche der neuen Richtung der Poeſie folgend ſtatt des Ideales Volksthümlichkeit und Natürlichkeit verlangten. Er hatte zuerſt in Halle Naturwiſſenſchaften ſtudirt, nicht ohne Hinneigung zur myſtiſchen Seite; dann war er zur Poeſie übergegangen. Später hatte er in Göttingen gelebt und im Hauſe des jüngern Buchhändlers Dietrich viel verkehrt. Im Verlage deſſelben erſchienen 1804 die „Offenbarungen Ariel's“ in denen er ſeine naturphiloſophiſchen Anſichten mit den Ergebniſſen der Studien der germaniſchen Urzeit verband. Denn er beſchäftigte ſich lebhaft auch mit der ältern deutſchen Dichtung.

Während des Aufenthalts in Sandow ward ſie in wiederholten Geſprächen zwiſchen Tieck und Arnim eine Quell

der Kräftigung und Hoffnung für die Zukunft, deren man in dieſer ſchmerzlichen nationalen Niederlage doppelt bedurfte. Tieck theilte ſeine Bearbeitung der Nibelungen mit. Dagegen verhieß Arnim ihn mit einem Werke der ältern Literatur bekannt zu mächen, über das er ſtaunen werde. Ohne ſein Geheimniß zu verrathen, ſuchte er Tieck's Neugier aufs höchſte zu ſpannen. Erſt am folgenden Tage kam er mit dem verheißenen Schatze zum Vorſchein. Es war das Trauerſpiel des Andreas Gryphius „Cardenio und Celinde", welches er ſpäter zur Grundlage ſeiner phantaſtiſchen Dichtung „Halle und Jeruſalem" machte. Für Tieck war dieſe Mittheilung keine überraſchende, denn die Anfänge des deutſchen Dramas hatten längſt ſeine Aufmerkſamkeit erregt.

Die ſorglich vorbereitete Bearbeitung der Nibelungen hatte inzwiſchen für ihn die erſte Friſche verloren. Je nachdem ihm neue Hülfsmittel zugekommen waren, hatte er ſie mit unermüdlichem Eifer umgeſtaltet. Er hatte ſie auf fünf Bücher berechnet, die in eine Reihe von Geſängen zerfielen. Die Klage ſollte das letzte Buch beſchließen. Mit dem jüngern Dietrich waren Verabredungen über den Verlag getroffen, der Meßkatalog für 1805 kündigte bereits die neue Bearbeitung an, und A. W. Schlegel ſprach in der „Jenaiſchen Literaturzeitung" öffentlich darüber. Dennoch gab Tieck den Plan auf. Ein anderer Bearbeiter war ihm zuvorgekommen. Im Jahre 1807 erſchien F. v. d. Hagen's Ueberſetzung der Nibelungen. Mit gleicher Begeiſterung für älteres deutſches Volksthum und Dichtung, und mit allen Mitteln der damaligen Gelehrſamkeit ausgerüſtet, war auch dieſer an die Bearbeitung des alten Heldenliedes gegangen.

Im Herbſte ſah Tieck die Vaterſtadt wieder, nachdem der zerſchmetternde Schlag gefallen war. Auch jetzt fehlte es nicht an Bewegung und bedeutenden Perſönlichkeiten.

Johannes Müller hatte dem preußiſchen Ruhme die Grabrede gehalten. Tieck lernte den berühmten Geſchichtſchreiber kennen, und auch den damals nahe mit ihm verbundenen Karl von Woltmann, einen Gelehrten von vornehmer und anſpruchvoller Haltung, der ſich als Diplomat und Weltmann zu bewegen verſuchte. Dieſer pflegte ungemein graciös und koſtbar zu thun, und ward dadurch für Andere verletzend. Beide Geſchichtſchreiber hatten an den Geſellſchaften des Prinzen Louis Ferdinand Theil genommen, der dem Kriege als eines der erſten Opfer gefallen war. Tieck hatte den genialen und unglücklichen Prinzen früher aus der Ferne geſehen. Im Theater ſaß er zu Zeiten ſeiner Loge gegenüber. Es war eine glänzende und doch wehmüthige Erſcheinung.

Ein dauernder Gewinn war Hagen's Bekanntſchaft, die durch die Nibelungen vermittelt worden war. Ein literariſcher und freundſchaftlicher Verkehr entſpann ſich, und beide beſchloſſen auf ihrem gemeinſamen Wege miteinander zu gehen. Später ergab ſich daraus ein neuer literariſcher Plan, den ſie im Vereine ausführen wollten, eine Erneuerung der geſammten Heldenſage, wie ſie in dem jüngern Heldenbuche vorlag. Zu dieſem Zwecke gab Tieck ſeine früher angefertigte Bearbeitung des „König Rother", und fügte den kleinen „Roſengarten" und andere Theile der Dietrichsſage hinzu. Schon 1808 erſchien ein Bruchſtück des „König Rother" in Arnim's Einſiedlerzeitung. Indeß ließen Krankheit und wechſelnde Verhältniſſe auch dieſes Unternehmen nicht zum Abſchluſſe kommen.

Um dieſe Zeit tauchten noch einmal Erinnerungen an den „Zerbino" und die kleinen Plagen auf, die ihn begleitet hatten. Der holländiſche Geſandte in Berlin, Goldberg, wünſchte durch Hagen's Vermittelung Tieck kennen zu lernen. Bei dieſem trafen daher Diplomat und Dichter eines Abends zuſammen,

man unterhielt ſich angenehm, und als man aufbrach, machte der Geſandte Tieck das Anerbieten, ihn in ſeinem Wagen nach Hauſe zu fahren. Arglos nahm dieſer es an, doch fiel ihm auf, daß der Kutſcher die Weiſung erhielt, eine andere Richtung als die gewöhnliche einzuſchlagen. Als beide im engſten Raume nebeneinander ſaßen, begann der Diplomat: „Jetzt habe ich Sie ſicher! Nun müſſen Sie mir ausführlich erzählen, wen und was ſie in Ihrem «Zerbino» gemeint haben; ich laſſe Sie nicht los!“ Und zugleich nahm der Staatsmann, der in dem literariſchen Scherze politiſche Satire witterte, den Dichter in ein ſcharfes Kreuzverhör. Von Allem, was jener meinte, war Tieck weit entfernt geweſen. Als er daher mit der Forderung antwortete, einen Scherz doch einfach nur als ſolchen zu nehmen, ſetzte ihn der Geſandte nach einer langen und peinlichen Fahrt endlich vor ſeinem Hauſe ab.

8. Wanderleben.

In ſtiller Zurückgezogenheit lebte Tieck im Winter des Jahres 1808 auf dem einſamen Landgute bei Frankfurt ſeinen Freunden und den Studien. Doch führte ihn der Sommer nach Dresden. Dieſes Mal wollte er weiter gehen, nach Wien, welches er ſchon auf der Rückkehr aus Italien zu ſehen gehofft hatte. Die literariſchen Schätze, die künſtleriſche Bedeutung und politiſche Wichtigkeit gerade in dieſem Zeitpunkte forderte zu einem längern Beſuche auf.

Wenige Wochen in Dresden reichten hin, den Kreis bedeutender Männer, die er kennen gelernt hatte, um einen

merkwürdigen Charakter zu erweitern. Dieſer war Heinrich von Kleiſt. Noch war der geniale Dichter dem größern Publicum kaum bekannt. Im Jahre 1803 war ſeine Tragödie, „Die Familie Schroffenſtein", erſchienen, in der ſich echt Tragiſches und Großes mit Plattem, ja Rohem miſchte, und ſoeben hatte für ihn ſein Freund, Adam Müller, das Luſtſpiel „Amphitryon" herausgegeben. Aber man wußte, wie anerkennend ſich die erſten Dichter über Kleiſt's großes dramatiſches Talent ausgeſprochen hatten. Auch hatte man allerlei von ſeinen Reiſen und Sonderbarkeiten gehört. Kürzlich erſt war er aus franzöſiſcher Gefangenſchaft zurückgekehrt.

Als ihn Tieck kennen lernte, ſtand er in vertrautem Umgange mit Adam Müller, einem ſeiner eigenen früheſten Schulgefährten. Dieſe Entdeckung hätte ihn von der neuen Bekanntſchaft faſt abgeſchreckt. Adam Müller war F. Schlegel's myſtiſch-kritiſcher Richtung gefolgt und übertrug ſie auf das Gebiet der Politik. Auf Tieck machte er ſtets einen abſtoßenden Eindruck. Er war rechthaberiſch, hochfahrend, und vornehm geheimnißvoll.

Trotz ſeines ſonderbaren Weſens war Kleiſt liebenswürdig. Wenn auch ſcheu und ſchroff, war er doch bieder, wahr und aufrichtig, aber wechſelnden und zweifelvollen Stimmungen unterworfen. In guten Stunden nahm er unbefangen und lebhaft an der Unterhaltung Theil. Dann fiel ein unbedeutendes Wort, auf welches Niemand Werth legte, aber ihn berührte es in unbegreiflicher Weiſe, und ſogleich ward er ſtumm, finſter, und zog ſich mistrauiſch Tage lang in ſich ſelbſt zurück. In ſolchen Augenblicken des Schweigens ſchien er geiſtig abweſend. In ſeiner Bildung hatte er die verſchiedenartigſten Gegenſätze durchgemacht, ohne ſie zu überwinden. Kantiſche Philoſophie und Militärdisciplinen, Poeſie und Naturwiſſenſchaften, Skepſis und gläubige

Myſtik hatten ihn angezogen und erfüllt. Namentlich glaubte er Kant's Philoſophie trefflich zu kennen. Von allen Seiten her ſuchte er die Räthſel des Lebens aufzufaſſen, und angſtvoll arbeitete er ſich an ihrer Löſung ab, ohne weiter zu kommen. Seine äußere Stellung war eine unſichere; die Hoffnungsloſigkeit Deutſchlands drückte ihn vollends nieder. Der Sturz Preußens erſchütterte ihn heftig. Ein tiefer ſittlicher Unwille, ein bitterer Ingrimm erfaßte ihn, der ſich ſarkaſtiſch und ſchlagend äußerte. Und oft warf ſich dieſer Haß auf einzelne Perſonen.

Bisweilen war er fixen Ideen unterworfen. So glaubte er einmal Adam Müller's Frau leidenſchaftlich zu lieben, und ſagte offen, daß er dieſem das Leben nehmen müſſe. Wirklich machte er einmal den Verſuch, ſeinen Freund von der Elbbrücke in den Fluß zu ſtürzen. In dieſer Zeit war er bereits mit ſeinem Hauptwerke „Käthchen von Heilbronn" beſchäftigt. Er gewann Zutrauen genug, es Tieck mitzutheilen. Auch dieſer erkannte das bedeutende dramatiſche Talent, aber zugleich auch, wie der Dichter im Kampfe mit den Zweifeln und Verſuchungen zu unterliegen drohe, deren Gewalt er an ſich ſelbſt erfahren hatte.

In den nächſten Sommermonaten lebte Tieck in Wien. Bekanntſchaften, Geſelligkeit, Kunſt und Literatur wirkten anregend. Freundſchaftlich kamen ihm die beiden Brüder Collin entgegen, die als literariſche Vertreter Oeſtreichs einen Namen zu gewinnen anfingen. Mit Ernſt und Eifer, welche tief in ſeinem Charakter lagen, hatte ſich der Aeltere, Heinrich, auf das Drama geworfen. Sein „Regulus" war erſchienen, andere Stoffe ſuchte er zu geſtalten, darunter auch „Coriolan". In wiederholten Geſprächen bemerkte Tieck mit Staunen, daß Collin nicht wußte, auch Shakſpeare habe eine Tragödie dieſes Namens gedichtet. So ſtand

es hier noch mit der Kenntniß ſeines Lieblings! Collin's eigene Trauerſpiele waren bei weitem mehr Producte des reflectirenden Verſtandes, als der Phantaſie, kalt, ſteif und froſtig.

Um ſo anſpruchsloſer zeigte ſich der Dichter im perſönlichen Umgange, ebenſo ſein jüngerer Bruder Matthäus. Ihren Wünſchen nachgebend, nahm Tieck den Entwurf zu dem phantaſtiſch-dramatiſchen Spiele, „Das Donauweib", wieder auf, und fügte den in Dresden verfaßten Scenen einige neue hinzu, da der ältere Collin eine Art nationaler Vorliebe dafür hatte.

In Hormayr, dem vielſeitigen Staatsmanne und Geſchichtsforſcher, gewann er einen eifrigen Freund, und Karoline Pichler, die Schriftſtellerin, fand er angenehmer als ihre Romane.

Auch das Theater machte ſein Anrecht an den Liebhaber wieder geltend. Merkwürdig war der Schauſpieler Lange, ein Veteran der alten Schule, der eine lebhafte Erinnerung an die beſte Zeit der deutſchen Bühne erweckte, welche für Tieck bereits damals eine vergangene war. Da man jenen oft gerühmt hatte, ſuchte er ihn auf. Ein einfacher, älterer Mann trat ihm in gewöhnlicher Hauskleidung entgegen. Im Geſpräche kamen ſie auf die frühere Zeit der Bühnenwelt. Lange erzählte von ſeinen Rollen, und machte das Anerbieten, eine Probe ſeiner Darſtellungsweiſe zu geben. Ohne Vorbereitung, im Schlafrocke, begann er die leidenſchaftliche Rede des Herzog Albrecht vor den Turnierſchranken aus Törring's „Agnes Bernauerin" zu recitiren. Er ſprach nicht, ſondern er ſpielte mit ſo unmittelbarer Wahrheit, daß er zum Jünglinge zu werden ſchien. Gleich darauf wiederholte er dieſelbe Rede, aber nun in ganz anderer Weiſe. Jetzt war es mehr der Ton der Mäßigung, der ſich zügelnden Kraft. Tieck

war zweifelhaft, welcher Auffassung er den Vorzug geben solle, als Lange ihn mit der Ankündigung überraschte, er werde nun eine dritte, mittlere folgen lassen, die er für die angemessenste halte. Und auch dieses Mal löste er seine Aufgabe vortrefflich.

Fast wäre Tieck hier an das Theater gefesselt worden. Collin wünschte für ihn eine Anstellung am Burgtheater zu gewinnen, und that dafür einige vermittelnde Schritte. Auch der Graf Palfy, der eine entscheidende Stimme hatte, war ihm günstig. Dennoch war dieser Plan nicht sogleich durchzuführen. Man hatte kurze Zeit zuvor Iffland die Leitung der kaiserlichen Bühne unter vortheilhaften Bedingungen angetragen. Seine Antwort mußte abgewartet werden, und die Entscheidung verzögerte sich. Schon vorher war Tieck nach München gegangen, wo man ihm einen ähnlichen Antrag machte. Gleich darauf erkrankte er von neuem, und so scheiterten auch diese Verhandlungen.

Im Herbst 1808 sah er in München Baader und Rumohr, seinen treuen Pfleger, wieder; auch Bruder und Schwester trafen ein. Zu diesen gesellten sich noch Friedrich Jacobs, Wiebeking und Jacobi, in deren Familien er die gastfreundlichste Aufnahme fand.

In Jacobi begegnete er einem Meinungsgenossen. Aehnlich, wie er selbst, stand dieser zur systematischen Philosophie. Auch Jacobi war bei den Thatsachen des Bewußtseins stehen geblieben. Die Schilderungen, welche man Tieck von dem Philosophen gemacht hatte, waren ungünstig. Ein empfindlicher und krankhaft reizbarer Mann war ihm angekündigt. Er war erfreut, weder das Eine noch das Andere zu finden. Einfach und natürlich kam ihm Jacobi entgegen. In ihren Gesprächen herrschte der Ton der ruhigen und offenen Erörterung, die der Sache gilt, und jedes zeigte den Den-

ker, den wahrhaft gebildeten Mann. Nie war Tieck bisjetzt einem Philoſophen näher gekommen als dieſem. Mit vollſter Unbefangenheit ſprach Jacobi von ſeinen Schriften; ruhig hörte er Einwürfe und Bedenken an.

In ſpätern Unterhaltungen war die Rede von Baader und F. Schlegel. Mit jenem ſtand Jacobi in keinem guten Vernehmen, obgleich es an Berührungspunkten nicht fehlte. Baader konnte in Jacobi den Fremden und Proteſtanten nicht vergeſſen, und dieſer glaubte Veranlaſſung zu haben, ſeine Aufrichtigkeit zu bezweifeln. Einſt erzählte Tieck, mit welcher Verehrung Baader zu ihm über Schlegel geſprochen habe, wie er ihn eine prophetiſche Natur, einen zweiten Apoſtel Paulus genannt habe. Ruhig erwiderte Jacobi: „Halten Sie mich für einen ehrlichen Mann? Nun wohl, treten Sie hierher", ſagte er, indem er auf einen Punkt hindeutete. „Sehen Sie, auf dieſer Stelle hat Baader zu mir geſagt, Schlegel ſei ein wahrer Judas Iſcharioth!"

Bald war Tieck in Jacobi's Hauſe heimiſch. Er las dramatiſche Dichtungen vor, machte Mittheilungen aus ſeinen Papieren, und verlebte hier manche angenehme Stunde. Zugleich hatte er auch Gelegenheit zu ſehen, wie Jacobi Gegenſtand feindſeliger Angriffe und Verdächtigungen ward.

Von einer andern Bewegung war indeſſen Rumohr ergriffen worden. Die Gährung, welche Deutſchlands Befreiung herbeiführen ſollte, hatte begonnen. Es glühte unter der Aſche. Die Bewunderung, welche man früher Napoleon's dämoniſcher Größe zollte, wich der ſteigenden nationalen Erbitterung. Tieck hatte nie in jenen Ton eingeſtimmt. Er konnte das Genie nicht für eine Berechtigung zur Tyrannei halten. Der eiſerne Druck, der alles Eigenthümliche zermalmte, empörte ihn. Das deutſche Volksleben ſchien geknickt und zerbrochen.

Leidenſchaftlicher hatte Rumohr ähnliche Geſinnungen kund-

gegeben. Dazu war München, wo franzöſiſche Politik herrſchte, nicht der Ort. Uebereilte Aeußerungen, welche an Revolution erinnerten, brachten ihn in den Ruf eines Demokraten; er galt für verdächtig und gefährlich. Als unruhiger Kopf ſollte er verwieſen werden. In dieſer Bedrängniß riefen ſeine Freunde die Vermittelung des öſtreichiſchen Geſandten, Grafen Stadion, an, mit dem auch Tieck bekannt war. Erſt auf dieſes mächtige Fürwort ward es Rumohr verſtattet, in München zu bleiben.

Bald zeigte ſich, daß Tieck das wechſelnde Klima nicht ertragen könne. Im Winter 1809 erkrankte er zum zweiten Male ſchwer. Doch ſtanden ihm dieſes Mal ſeine Geſchwiſter zur Seite. Es traten Augenblicke vollſtändiger Lähmung ein, in denen er kein Glied zu regen vermochte, ja ſelbſt die Sprache verlor. Es war ein Starrkrampf, auf den nervöſe Abſpannung und Schwäche folgte.

Als er ſo weit hergeſtellt war, um an der Unterhaltung Theil zu nehmen, dachte man auf Zerſtreuungen. Erfinderiſch benutzte Friedrich Tieck das Nibelungenlied. Er fertigte ein Spiel Karten an, in dem jedes der zweiundfunfzig Blätter einen Charakter aus dem Heldenliede darſtellte, während der Spielwerth der Karte am Rande angedeutet war. Zu den Freunden, welche in dieſer Krankheit um Tieck Sorge trugen, gehörte auch Brentano's Schweſter, Bettina. Oft beſuchte und unterhielt ſie ihn in ihrer humoriſtiſchen Weiſe.

Langſam erholte er ſich. Aber welche Veränderung war in dieſer ſchweren Zeit mit ihm vorgegangen! Kaum kannte er ſich ſelbſt wieder. Der jugendfriſche Dichter hatte ſich zum entſagenden Leidensträger umgewandelt. Die Hand des Schmerzes hatte ſeinen Körper vor der Zeit gebeugt und niedergedrückt. Erſt jetzt fühlte er ſich krank, ſchwach und elend. Ein Leiden hatte begonnen, das fortan mit ſeinem Leben Eins ſein ſollte.

Endlich war der Kranke in erträglicher Weiſe hergeſtellt. In Begleitung ſeines Bruders erprobte er die wiederkehrenden Kräfte in weitern Spaziergängen. Auch die alten Liebhabereien erwachten, und er hatte Muth genug gewonnen, ihnen ſelbſt mit Gefahr für ſeine Geneſung nachzugehen.

Auf einem Volkstheater in der Vorſtadt ſpielte ein Hanswurſt, oder wie man ihn kurzweg nannte, der Lipperle, mit großem Beifall. Tieck konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, dieſe gerühmten Späße kennen zu lernen. An einem heißen Sommertage wallfahrtete er daher mit ſeinem Bruder zum Lipperletheater hinaus. Während er ſich in der Bude an dem Witze des Lipperle mit Behagen ergötzte, kam ein drohendes Gewitter herauf. Es war in vollem Anzuge, als die Vorſtellung endete. Eilig machte man ſich auf den Weg. Aber ſchon brach es los. Nach einigen Stößen heftigen Wirbelwindes ergoß ſich unter ſteigender Finſterniß ein rauſchender Regen. Tieck vermochte ſich im Sturme nicht aufrecht zu halten, er mußte ſich an den ſtärkern Bruder anklammern, der ihn mehr trug als führte. Nirgends gab es ein Obdach. Endlich erreichte man das Haus. Der Kranke wurde in ein erwärmtes Bett gebracht; man wandte alle Mittel an, um der vielleicht tödtlichen Erkältung zu begegnen. Während der Bruder dieſen Dienſtleiſtungen ſich mit ängſtlichem Eifer unterzog, machte er zugleich ſeinem Zorne in einer Flut von Vorwürfen Luft. Er ſchalt auf die thörichte Vorliebe für abgeſchmackte Theaterpoſſen, denen Tieck am Ende noch ſein Leben opfern werde. Dieſe Scheltworte ſtanden zu der ſorglichen Hülfe in einem ſo komiſchen Contraſte, daß der Kranke trotz der eigenen Beſorgniß, ſich des Lachens und der Luſt an ſeinem unbeſonnenen Streiche nicht erwehren konnte. Zum Glücke ging die Erkältung ohne ſchlimmere Folgen vorüber.

Während er zwiſchen Geneſung und Rückfällen ſchwankte, kam der Winter in München zum zweiten Male heran; auch der Frühling des folgenden Jahres fand ihn leidend. Schon zwei Jahre war er von den Seinen getrennt, und noch war an die Heimreiſe nicht zu denken. Für den Sommer 1810 ſollte der Gebrauch eines nicht allzu fernen Bades eintreten. Er ging daher nach Baden-Baden. Auch der Kronprinz von Baiern hielt ſich hier auf. Schon in München war er von dieſem ausgezeichnet worden, jetzt ſah und ſprach er ihn faſt täglich, und freute ſich ſeiner Begeiſterung für deutſche Kunſt und Dichtung. Auch mit Sulpice Boiſſerée trat er hier in nähere Verbindung. Endlich im Herbſte kehrte er nach Ziebingen zurück, wo indeſſen die Seinen gelebt hatten.

Der Zuſtand ſeiner Geſundheit war kein beſſerer. Er war empfindlicher und ſchwerfälliger geworden, er bedurfte der Hülfe und des Beiſtandes. Bald ward es klar, es werde auf die Cur in der Fremde eine zweite daheim folgen müſſen. Ein frankfurter Arzt rieth ihm im Sommer 1811 den Gebrauch von Warmbrunn. Aber dies vermehrte ſeine Leiden. Die gichtiſchen Schmerzen behaupteten ſich hartnäckig, und das Bad führte neue Gebrechen herbei, von denen er früher nichts gewußt hatte.

Kraft und Geſundheit waren für das Leben dahin, ſein Körper ſchwach und gebrechlich, von jedem Luftzuge abhängig. Von der Natur, mit der er von Jugend auf im innigſten Verkehr gelebt hatte, mußte er Abſchied nehmen. Die Tage des dauernden Leidens und der Entſagung waren gekommen.

9. Phantaſus.

Seit dem Abſchluſſe des „Octavian“ war beinah ein Jahrzehnd verfloſſen. Wie verſchieden war es nicht von dem erſten, in dem jene Werke entſtanden waren, welchen er ſeine Stelle unter Deutſchlands Dichtern verdankte. War das frühere reich geweſen an Muth und Zuverſicht, an Streben und Erfolg, und vor allem an dichteriſchen Schöpfungen, ſo war das zweite reich an Zweifeln, Schmerzen und Krankheit, an bittern Erfahrungen und Entſagung. Der Dichter war zum Dulder geworden. Die Poeſie, welche ihm ſonſt tröſtend zur Seite geſtanden hatte, ſchien verſtummt.

Was hätte auch Großes unter dieſen unaufhörlichen Schmerzen entſtehen ſollen? Bei einzelnen Gedichten, Verſuchen und Entwürfen war es geblieben. Mehr in den Werken Anderer als in den eigenen lebte er. Das Studium, welches ſich mit gelehrter und literariſcher Forſchung verband, hielt ihn aufrecht, und gewährte ihm Troſt und Zerſtreuung. Zwei Bücher gingen daraus hervor. Im Jahre 1811 erſchien das „Altengliſche Theater“, im folgenden Jahre „Ulrich's von Lichtenſtein Frauendienſt“. Dieſe Bearbeitung gab ein Lebensbild aus dem deutſchen Mittelalter, und jene Sammlung verwirklichte endlich einen Theil des Plans, den er in frühern Jahren in Göttingen entworfen hatte. Die Ueberſetzung älterer engliſcher Dramen ſollte das Verſtändniß der Zeit Shakſpeare's eröffnen; doch nahmen ſeine Arbeiten jetzt eine andere Stellung ein. In dieſen zwanzig Jahren war Schlegel's Ueberſetzung des Shakſpeare erſchienen. Aber umſomehr Veranlaſſung gab es, in die unbekannteren Gegenden einzuführen. Man ſollte den großen Dichter im Zuſammenhange mit

ſeinem Lande, mit Vorzeit und Mitwelt auffaſſen und würdigen lernen. Nur aus der Vergleichung mit dem, was Andere vor und neben ihm gethan, konnte die volle Erkenntniß hervorgehen.

Doch auch Tieck's dichtende Kraft ließ ſich nicht verleugnen und noch weniger ertödten. Sie konnte gehemmt, aber nicht gebrochen werden.

Zuerſt warf er einen Blick rückwärts, auf die Verſuche und Dichtungen ſeiner Jugend. Sie waren ihm fremd geworden. Mängel und Einſeitigkeiten ließen ſich nicht verkennen. Vieles würde er jetzt anders aufgefaßt und dargeſtellt, Anderes gar nicht geſchrieben haben. Dennoch ſchienen ihm manche der minder gelungenen als Zeugniſſe ſeines Lebens des Erhaltens und Sammelns werth.

Schon 1810 hatte er den Plan zu einer ſolchen Sammlung gemacht, die auch äußerlich die Periode, welche hinter ihm lag, als eine abgeſchloſſene darſtellen ſollte. Einen Theil der verſtändigen Erzählungen, die ohne ſeinen Namen in den „Straußfedern" erſchienen waren, die „Volksmärchen", was er ſpäter im Tone derſelben gedichtet, und die humoriſtiſch-ſatiriſchen Spiele beabſichtigte er zuſammenzuſtellen. Ausgeſchloſſen blieben die großen dramatiſchen Werke. Dagegen ſollte eine Anzahl neuer Erzählungen und Dramen hinzukommen, und manches ältere Stück einer vollſtändigen Umarbeitung unterworfen werden, z. B. „Die ſieben Weiber des Blaubart". Dieſe Erzählung war beſtimmt, den ſatiriſchen Stoff, der ſich inzwiſchen angeſammelt hatte, aufzunehmen. An den „Geſtiefelten Kater" und die „Verkehrte Welt" ſollte ſich der „Anti-Fauſt" anſchließen, und die Zahl aller Stücke, der Erzählungen und Dramen, auf funfzig gebracht werden. Sie alle wurden durch einen gemeinſamen und novelliſtiſchen Rahmen zu einem Ganzen verbunden. In einem

Kreiſe befreundeter Männer und Frauen werden dieſe Dichtungen vorgetragen. Der leſenden Perſonen ſind ſieben, verſchieden nach Charakter und Anſichten, Neigung und Empfindungsweiſe. Dem entſprechen ihre Vorträge und die Art, wie ſie an der allgemeinen Unterhaltung Theil nehmen. Indem ſie ſich gegenſeitig bedingen, anziehen und abſtoßen, entſtehen unter ihnen ſelbſt mannichfache Verhältniſſe, die ſich allmälig zu einem Ganzen runden. Aus den Geſprächen der Geſellſchaft bildet ſich eine neue Novelle, welche alle übrigen in ſich ſchließt. Sie knüpfen die einzelnen Stücke aneinander, und ziehen ſich als lyriſch begleitende Muſik zwiſchen ihnen hindurch. Sie geben dem Dichter Gelegenheit, ſeine Anſichten über Kunſt, Literatur und Alles, was ihm an Herzen liegt, auszuſprechen, und Lebenserfahrungen und Epiſoden ungezwungen einzuflechten.

Zu den ältern Märchen und Volksſagen fügte er einige neue hinzu, die ähnlich zwar, doch ſchon ein anderes Element in ſich trugen. Er ſelbſt bezeichnete ſie ſpäter als in ſeinem neuen Stile geſchrieben. Waren die „Elfen" anmuthig und natürlich, ſo ging der „Liebeszauber" bis zur höchſten Steigerung des Entſetzens. Im „Pokal" verband ſich das menſchlich Rührende mit dem Wunderbaren.

Den Stoff der beiden letzten Erzählungen verdankte er zum Theil äußern Umſtänden, die er zur dichteriſchen Wirkung zu erheben wußte. Als er in München lebte, hatte ein Haus, welches ſeiner Wohnung gegenüber lag, ſeine Aufmerkſamkeit erregt. Ueber die enge Gaſſe blickte er in ein Zimmer, an deſſen Fenſter ſich zuweilen ein junges Mädchen mit einem Kinde auf dem Arme zeigte. Sie pflegte mit demſelben zu ſpielen und zu tändeln. Abends wurden die Fenſterladen ſorglich geſchloſſen, doch aus den Spalten drangen helle Lichtſtreifen hervor. Auch jetzt noch war es

möglich, in das Innere des Zimmers zu ſehen. Schattenhaft glitt ſie am Fenſter vorüber, oder ſaß mit dem Kinde beſchäftigt hinter dem Lichte am Tiſch. Der Einblick in die enge Häuslichkeit, die ſich einfach gab, wie ſie war, zog ihn an und beſchäftigte ihn. Aus dieſen abgeriſſenen Bildern geſtaltete die dichtende Phantaſie jene grauenvolle Geſchichte, in welcher der Lichtſtrahl aus den Fugen der Fenſterladen hervorquillt und todtbringend auf den Beobachter fällt, der jenſeit der Straße in nächtlicher Stille lauſchend ſteht.

Die zweite Erzählung, „Der Pokal", war aus einigen Nachrichten entſtanden, welche ihm über die frühern Schickſale des Malers Müller zugegangen waren. Zu den Widerwärtigkeiten, welche dieſen aus Deutſchland vertrieben hatten, ſollte die Auflöſung eines Liebesverhältniſſes gehört haben, in dem er mit einem jungen Mädchen höhern Standes geweſen war. Ränke und Zwiſchenträgereien hatten darauf hingearbeitet, und Müller's ſchroffes Weſen und Wunderlichkeit mochte die Folge eines ſo verbitterten Lebens ſein. Einen geringfügigen Vorfall, den er ſelbſt erlebt hatte, verflocht er in den Eingang der Erzählung. Als er eines Sonntags in Florenz bei herrlichem Wetter vor der Thür der Hauptkirche ſtand, und auf die Menge hinſah, welche über den Platz von verſchiedenen Seiten heranſtrömte, fiel ihm die jugendliche Geſtalt einer ſchönen Frau auf. Niedergeſchlagenen Blicks ging ſie die Stufen hinan. Doch bevor ſie die oberſte erreicht hatte, trat ſie fehl. Er eilte der Strauchelnden entgegen, um ſie zu unterſtützen. Erröthend dankte ſie und eilte in die Kirche.

„Phantaſus" nannte er in einem einleitenden Gedicht dieſe Sammlung. Es war eine Erinnerung an ein ähnliches, in welchem er ſchon im „Sternbald" die Phantaſie verherrlicht hatte, die Macht, aus der ihm ſeine Leiden und Freuden kamen.

Als der erſte Band im Jahre 1812 erſchien, erweckten die Perſonen des dialogiſchen Zwiſchenſpiels bei Einigen mehr Theilnahme als die Erzählungen. Bei Bekannten und Unbekannten kehrte die Frage wieder, ob dieſe Charaktere aus dem Leben genommen ſeien. Wen ſtellen ſie vor? Iſt nicht Dieſer oder Jener dahinter zu ſuchen? Schon wollten Manche herausgefunden haben, wer gemeint ſei; Andere glaubten ſich ſelbſt wiederzuerkennen. Hatte er bei dieſen Charakteriſtiken eine beſtimmte Abſicht, ſo war es die, die verſchiedenen Seiten ſeiner Eigenthümlichkeit auszuſprechen. Er ſelbſt war der krankhaft reizbare Phantaſt, der Humoriſt, der Freund deutſcher Poeſie und Alterthums, der Enthuſiaſt für Theater und dramatiſche Kunſt. Daher hatte er eine Reihe einzelner Epiſoden aus ſeinem Leben eingeſchaltet, und den Erzählern als Selbſtbekenntniſſe in den Mund gelegt. Als er endlich den Fragenden einige Aufſchlüſſe darüber gab, wie er es gemeint habe, waren ſie wenig zufrieden. Hatten ſie vorher Rechenſchaft von ihm gefordert, warum er ſie dargeſtellt habe, ſo hätten ſie nun eine Geringſchätzung darin finden mögen, daß er dieſe Abſicht überhaupt nicht gehabt habe.

Die begonnene Sichtung der ältern Gedichte führte zu dem Plane, auch die größern einer nachträglichen Kritik zu unterwerfen. Eine zweite Ausgabe des „Lovell" erſchien im folgenden Jahre. Nahe lag die Frage, ob auch der „Zerbino" einer Erneuerung bedürfe. Die Zuſtände der literariſchen Welt, welche damals Bedeutung gehabt hatten, waren vorübergegangen, und die alten Thorheiten faſt verſchollen. Es konnte gerathen ſcheinen, das ganze Gedicht in die Gegenwart zu überſetzen. Auch hier gab es reichen Stoff. Aber das würde eine völlige Umgeſtaltung erfordert haben; das Gedicht ſelbſt wäre ein anderes geworden. Herausgeriſſen

aus dem natürlichen Boden, in dem es gewachsen war, hätte es Ursprünglichkeit und historischen Charakter verloren. Daher schien es besser es bestehen zu lassen, wenn auch nicht ohne Commentar verständlich, doch eigenthümlich. So war es ein Zeugniß der Zeit, in welcher es entstand.

10. Auswanderung.

Während Tieck in ländlicher Stille sich mit seinen Jugenddichtungen beschäftigte, rückte der große Kampf der Entscheidung näher. Die Zeit der Befreiung war gekommen. Geräuschlos hatte sich ein großer Umschwung vorbereitet.

Als die mittlern Provinzen im Sommer 1813 zu Schlachtfeldern wurden, hielt er es bei seinem unbehülflichen Zustande gerathen, sich und die Seinen den Wechselfällen des Kriegs, die nothwendig auch den nicht kriegerischen Theil treffen müssen, nicht zum zweiten Male auszusetzen. Wie viele Andere beschloß er nach Prag zu gehen. Durch Wilhelm von Humboldt, der preußischer Gesandter in Wien war, hatte er einen Paß und Empfehlungen an den Oberst-Burggrafen Kolowrat erhalten. Dort verlebte er den größten Theil des Sommers.

Die alte Stadt hatte ihren Charakter geändert. Der Friedenscongreß war eröffnet worden. Sie war der Sammelplatz der verschiedensten Personen, ihrer Hoffnungen und Befürchtungen. Wer dem unmittelbaren Drange des Krieges sich entziehen, wer den Ausgang in der Nähe beobachten, oder auf die weitere Entwickelung der Dinge einwirken wollte, Alles floß hier zusammen. Hohe Staatsmänner, Diplomaten,

Agenten aller Art, Schriftſteller, Künſtler und Auswanderer bewegten ſich durcheinander, alle von gleicher Spannung beherrſcht.

Einzelne bedeutende Erſcheinungen erregten allgemeine Aufmerkſamkeit und Theilnahme. Auch Tieck kam der ſtaatsmänniſchen Welt näher. Er ſah Stein, Humboldt kam von Wien, Niebuhr's Bekanntſchaft, mit dem er ſchon früher zuſammengekommen war, erneuerte er. Doch die weiten Kreiſe dieſer Männer waren nicht die ſeinen; es blieb bei gelegentlichen und vorübergehenden Berührungen.

Niebuhr's ſtark ausgeprägter Charakter, ſeine Sicherheit, Gelehrſamkeit und umfaſſendes Gedächtniß, welches ihm in jedem Augenblicke Maſſen des verſchiedenſten Wiſſens darbot, erregten Tieck's Bewunderung. So theilnehmend und freundlich ſich auch Niebuhr zeigte, trat doch die Verſchiedenheit der Naturen und Anſchauungsweiſen bald hervor. Es war der Gegenſatz des ſtrengen, realiſtiſchen Geſchichtsforſchers, des Staatsmanns und des Dichters. Wo dieſer Phantaſie und Kunſt voranſtellte, ſetzte jener die Anforderungen der praktiſchen Moral entgegen. In den Geſprächen und Kritiken über Dichter ward dies deutlich. Tieck ſchloß einmal eine Vorleſung des „Macbeth" mit einer Darlegung ſeiner Anſicht der beiden Hauptperſonen, wie ſie urſprünglich edle und großartig angelegte Charaktere ſeien. Eine Verkettung eigenthümlicher Umſtände wandelt ihre Naturen um, und ſie verfallen in eine Bösartigkeit, die ſich zum Wahnwitze ſteigert. Dieſe Darſtellung, welche den Entwickelungsgang Macbeth's erklären wollte, ſchien ſeine Frevel zu entſchuldigen. Niebuhr dagegen legte den hiſtoriſch moraliſchen Maßſtab an, und ſah in Macbeth nur den verwerflichen Uſurpator und Tyrannen. Er brach in die Worte aus: „Ich bitte Sie, liebſter Freund, ſprechen Sie doch nur ſo

nicht! Es ſind die abſcheulichſten Charaktere, die es geben kann!“

Unter den ältern Freunden, welche Tieck wiederſah, war auch Brentano, mit dem er nach langer Unterbrechung hier in vertrauterem Umgange lebte. Brentano hatte ſich in ſeiner Weiſe ausgebildet. Einige phantaſtiſche Dichtungen hatte er herausgegeben, im Geſchmacke der romantiſchen Poeſie, für deren bedeutendſten jüngern Vertreter er bereits galt. Ebenſo geiſtvoll als ſonderbar, war er doch eine urſprüngliche Natur. In Tieck ſah er ſeinen Meiſter, mit ihm fühlte er ſich in mehr als einem Punkte in Uebereinſtimmung. Durch wiederholte Verſuche, für ihn eine Stellung ausfindig zu machen, hatte er ſeine Freundſchaft thatſächlich bewährt.

Brentano's erſter Eindruck war ein liebenswürdiger und gewinnender. Er war friſch, heiter, voll des beſten Humors; ſchlagende Einfälle, unerwartete Wendungen ſtanden ihm in Fülle zu Gebote. Es war ſchwer ſeinen Scherzen auf die Dauer Unmuth entgegenzuſetzen. Er wußte trefflich zu erzählen, und hatte die anmuthig überredende Beredtſamkeit in ſeiner Gewalt; alles trug den Charakter der natürlichen Aufrichtigkeit, der man unmöglich zürnen konnte. Sah er ſich des Irrthums überwieſen, ſo war Niemand bereitwilliger zu bereuen als er. Laut und heftig klagte er ſich der Verkehrtheit an, und verſprach mit ſichtlicher Bewegung ſich zu beſſern. Bei längerem Umgange fielen indeß wiederholte Erfahrungen dieſer Art auf. Er war weder ſo einfach, noch ſo unbefangen, als viele meinten. Er pflegte ſonderbare Geſchichten zu erzählen, die er erlebt haben wollte. Im Anfange glaubte man ihm, dann ſtiegen Bedenken auf, endlich kam man dahinter, er habe ſeinen Zuhörern Märchen aufgebunden. Ward er zur Rede geſtellt, ſo erfolgten jene be-

wegten Verſicherungen der Beſſerung, die nicht länger vorhielten als bis zur nächſten Geſchichte derſelben Art.

Für den Kundigen, der Brentano's Verfahren kannte, war dieſes Spiel eine Probe glänzenden Talents, aber auch eine merkwürdige pſychologiſche Erſcheinung. Tieck glaubte nie einen beſſern Improviſator geſehen zu haben, aber auch Niemand, der graziöſer und anmuthiger zu lügen verſtanden hätte. Dieſe Verbindung von Witz und Schelmerei erinnerte ihn an die Charaktermasken des italieniſchen Luſtſpiels. Dies ſchien Truffaldin in ſeiner Urgeſtalt zu ſein.

Schon in Jena als Student hatte Brentano dergleichen Geſchichten aufgetiſcht. Er erzählte von einer koſtbaren Ausgabe des Shakſpeare, die er beſeſſen und durch einen ſonderbaren Zufall verloren habe. Eines Abends habe er eifrig in einem Bande geleſen, die übrigen ſtanden vor ihm aufgereiht. Vom Leſen ermattet fallen ihm die Augen zu, er ſchläft ein. Plötzlich weckt ihn ein heller Lichtſchein, er iſt in Gefahr zu verbrennen. Das Licht hat die Bücher ergriffen, und ſein koſtbarer Shakſpeare geht in Flammen auf. Ruhig ließ ſich Tieck die Geſchichte erzählen, dann fragte er: „Heißen Sie etwa davon Brentano?“

Bedenklicher ward es, wenn dieſe Abenteuerlichkeiten mit dem Anſpruche ſittlichen Ernſtes, oder als moraliſche Beichte auftraten. Nirgends brachte er dergleichen lieber an als bei Frauen. Gern und viel unterhielt er ſich mit gebildeten und empfindungsvollen Frauen, dann entfaltete er mit Behagen alle glänzenden Seiten ſeines Talents, man hing an ſeinem Munde, und bald war er der erklärte Liebling der Damengeſellſchaften. Er wußte nicht nur zu unterhalten, ſondern auch das Herz leicht zu rühren, und die Thränen in Fluß zu bringen. Nichts that er lieber als das. Das nächſte und bequemſte Thema für ſolche Geſpräche war er ſelbſt. Er

begann mit Selbſtanklagen, er ſchilderte ſeine Seelenzuſtände. Viele Vorwürfe habe er ſich zu machen, und vieles zu bereuen, er ſei ein ſchlechter Menſch. Aber es habe ihm an der nöthigen Leitung gefehlt; wie ganz anders würde ſein Leben geworden ſein, wenn er immer in ſo trefflicher Geſellſchaft hätte ſein können. Doch noch ſei es nicht zu ſpät; er werde ſich beſſern, wenn es edle Frauen übernähmen ihn auf den rechten Weg zu leiten. Ein ſolcher Aufruf an den Tugendeifer verfehlte ſelten die Wirkung. War es endlich zur Rührung gekommen, ſo brach er ab und ging ſeines Erfolges froh von dannen. Er lachte ſeiner weichherzigen Zuhörerinnen und rief im nächſten Augenblicke aus: „Nun glauben die Gänſe dort wirklich alles, was ich ihnen erzählt habe!“

Tieck hielt es für gerathen, ſein Haus durch ein beſtimmtes Abkommen vor dieſen magiſchen Einwirkungen zu ſchützen. „Lügen Sie den Frauen vor, ſoviel Sie wollen, nur eine Bedingung mache ich, laſſen Sie es heiter ſein!“ Brentano verſprach die Rührung nicht in Anwendung zu bringen. Dennoch konnte er der Verſuchung nicht widerſtehen. Eines Tages benutzte er Tieck's Abweſenheit, um ſeine gewöhnlichen Künſte ſpielen zu laſſen. Als dieſer nach Hauſe kam, fand er die Frauen in Thränen, und Brentano in ihrer Mitte. „Plagt Sie denn der Teufel?“ rief er dem Improviſator zornig zu. „Sie haben ja unſere Verabredung vergeſſen!“

Dieſes Talent bewährte ſich auch in anderer Weiſe. Später als gewöhnlich kehrten beide eines Tages vom Spaziergange zurück. Brentano hatte die Entſchuldigung übernommen, und ſich anheiſchig gemacht, die abſonderlichſten Dinge vorzubringen und Glauben zu finden. Er erzählte mit dem Anſcheine reinſter Wahrheit eine abenteuerliche Geſchichte, die ihnen widerfahren ſein ſollte. Als er die Zuhörerinnen über-

zeugt sah, wendete er um. Er wolle es eingestehen, er habe sich einen Scherz erlaubt, doch jetzt werde er ihnen sagen, wie sich die Sache in der That verhalten habe. Nun begann ein zweites Märchen, dem endlich noch ein drittes folgte, und alle drei fanden Glauben, obgleich eines das andere Lügen strafte. Jedes Mal war seine Erfindung neu und eigenthümlich, und endete mit einem vollständigen Siege, bis er selbst dieses Spiels müde ward.

Es war ein gefährliches Talent, denn oft spann er sich so in seine Erfindungen ein, daß er selbst daran glaubte. Dämonisches Wesen, Phantasie, Reizbarkeit des Gefühls, Selbsttäuschung und Lust an der Täuschung gingen ineinander über; es war schwer, seinen Seelenzustand klar zu erkennen. Später wurden die wiederkehrenden Vorwürfe und Anklagen bei ihm stehend. Diese Gemüthsanlage bekam eine andere Richtung, er war in einem Zustande dauernder Selbstpeinigung, und suchte endlich Ruhe in streng kirchlicher Frömmigkeit und katholischer Ascetik.

Auch Ludwig Robert aus Berlin näherte sich Tieck freundschaftlich. Flüchtig hatte er diesen jungen Mann früher in den Gesellschaften seiner Schwester Rahel gesehen. Jetzt führten die Kriegswirren auch ihn nach Prag. Es war eine kleine, feine Gestalt, das Gesicht häßlich, aber charakteristisch. Er besaß Geist und Talent, doch seine dichterischen Versuche hatten etwas Hartes, Sprödes. Er war mehr reflectirt und absichtsvoll als einfach und unmittelbar. Früh war er mit den Wortführern der neuern Schule bekannt geworden. Doch diese phantastische Richtung, in der er sich anfänglich bewegte, entsprach seinem Wesen nicht. Dann ward er ein entschiedener Anhänger Fichte's. Eine gewisse Herbigkeit blieb ein Grundelement seines Charakters; Sarkasmen und schneidende epigrammatische Schlagworte waren

in Rede und Schrift ſeine Lieblingsform. Dieſe Bitterkeit wuchs durch ſeine perſönliche Stellung. Obwol zum Chriſtenthum übergetreten, war doch ein Stachel in ihm zurückgeblieben. Vergebens ſuchte er einen Punkt, wo er die Kräfte angemeſſen entfalten konnte. Die Formen des öffentlichen Lebens genügten ihm nicht. Er ſagte wol von ſich, er mache Oppoſition gegen Vergangenheit und Gegenwart für die Zukunft. Seine Stimmung war unbefriedigt und ruhelos; er ward mistrauiſch und empfindlich, gereizt und bitter.

Als Dichter hatte er ſich dem Drama mit Vorliebe zugewendet, und ſuchte nach einer realiſtiſchen Poeſie; zugleich ward ſie der Ausdruck ſeiner Verſtimmung. So entſtand das bürgerliche Trauerſpiel „Die Macht der Verhältniſſe", welches er in Prag Tieck vorlas, auf den es den peinlichen Eindruck eines Tendenzſtücks machte.

Zu den merkwürdigſten Bekanntſchaften gehörte die Beethoven's. Mozart hatte einen Nachfolger gefunden, um den ſich zahlreiche Bewunderer reihten. Nicht unbedingt vermochte Tieck einzuſtimmen, er gehörte der ältern Richtung an. Wenngleich er die Genialität, die gewaltige und erſchütternde Kraft des jüngern Meiſters in der Inſtrumentalmuſik erkannte, ſo ſprachen ihn doch weder ſeine Liedercompoſitionen noch ſelbſt ſeine Oper an. Er vermißte in beiden das eigentlich Geſangmäßige, die einfachſten Töne der Muſik, jene hohe und klare Heiterkeit, die den Tonwerken Mozart's den Charakter der abgeſchloſſenen und vollendeten Kunſt verlieh. Auf Beethoven's Muſik laſtete der Druck der Schwermuth, der Schmerz einer gewaltigen Natur.

Er ſelbſt machte einen unheimlichen Eindruck. Er war finſter, auffahrend, jähzornig und unberechenbar in den Ausbrüchen ſeines Gefühls. Dennoch geſtaltete ſich

das Verhältniß zwiſchen ihm und Tieck freundlich; dieſer beſuchte ihn nicht ſelten. Dann ſetzte er ſich an das Inſtrument, phantaſirte Stunden lang, und entfaltete eine ſtaunenswerthe Gewalt. Doch plötzlich ergriff es ihn wie eine fremde, dämoniſche Macht, mitten im Takte ſprang er auf, und ſtürmte zur Thür hinaus. Heftiger noch brach ein anderes Mal die Leidenſchaft hervor. Tieck hatte auf dem Schreibtiſche einen zierlichen Gypsabguß bemerkt. Es war der Porträtkopf eines vornehmen öſtreichiſchen Magnaten, mit dem Beethoven in Verbindung ſtand. Er machte einige gleichgültige Bemerkungen über die Arbeit; da ſpringt Beethoven zornig auf, ergreift die Statuette, ſtürzt in den Vorſaal, und ſchleudert ſie unter lauten Verwünſchungen über das Geländer der Treppe, daß ſie zerſchellend auf dem gepflaſterten Boden der Hausflur niederfällt. An eine Fortſetzung der Unterhaltung war für heute nicht zu denken.

Gemüthlicher war der Umgang mit Liebich, dem Director des ſtändiſchen Theaters. Er gehörte zu den maßvollen und verſtändigen ältern Schauſpielern. Künſtleriſche Einſicht verband ſich bei ihm mit Anſpruchsloſigkeit und Einfachheit. Im bürgerlichen Schauſpiele und feinern Luſtſpiel war er ausgezeichnet. Er beſaß Iffland's ſicheres und wirkſames Spiel, ohne in deſſen Manier zu verfallen, und auch als Menſch war er achtungswerth.

11. Viſionen in Berlin.

Sommer und Herbſt des Jahres 1813 waren verfloſſen; der Norden Deutſchlands war frei. Tieck war wiederum in Ziebingen.

Hier erwartete ihn sein alter Feind. Im Winter erkrankte er am Scharlachfieber, und kaum war er hergestellt, als schwere Erkrankungen in seiner nächsten Umgebung ihn mit Sorgen erfüllten. Ein Fall, der tödtlich zu werden drohte, rief ihn im Sommer 1814 unerwartet nach Berlin. Der Eintritt in die Stadt war von dem sonderbarsten Abenteuer begleitet, das ihn fast in die träumerische Zeit seiner Jugend versetzte.

In angestrengter Eile legte er den Weg zurück. Täg und Nacht war er in drückender Hitze gefahren. Ermattet traf er in den Mittagsstunden bei seinem Schwager, dem Staatsrath Alberti, ein. Nach den ersten Begrüßungen und Erkundigungen zog er sich zurück. Ueberwacht, von Anstrengung, Hitze und Spannung abgemattet, bedurfte er der Ruhe. In einem obern Stockwerke des Hauses wies man ihm ein Zimmer an. Es lag mitten in einer Reihe weitläufiger zusammenhängender Gemächer, die vor kurzem nach dem Tode des letzten Bewohners geräumt worden waren. Die Dienerschaft erhielt Befehl, jeden unzeitigen Besuch abzuwehren, und jede Störung zu vermeiden. Zu größerer Sicherheit schloß er selbst die Thüren.

Noch einen Augenblick trat er an das Fenster. Er sah auf den Hof hinab. Eine schwüle Mittagshitze brütete auf dem engen Raume. Die Diener waren mit den Pferden beschäftigt; man putzte und ordnete, klapperte und schwatzte durcheinander. Ohne die Kleider abzulegen, warf er sich auf das Bett. Er blickte im Zimmer umher. Es war wüst und unheimlich; die Wände verstaubt, hin und wieder Nägel darin. Einst waren sie mit Gemälden und Kunstgegenständen geschmückt gewesen. Abgespannt und gleichgültig lag er, verworrenes Geräusch tönte vom Hofe herauf; noch schlief er nicht.

Da ward plötzlich die nach innen führende Thür mit Heftigkeit geöffnet. Aufgeſchreckt fuhr er in die Höhe. Ein hagerer ältlicher Mann in blauem Frack und altmodiſcher Haltung tritt ein. Sein Geſicht iſt blaß, die Züge feſt und markirt, ſtarke weiße Brauen überſchatten die Augen. Eine Hand hatte er unter den Bruſttheil des Rockes geſchoben, er ſchien etwas verbergen zu wollen. Tieck glaubte einen kleinen Gipsabguß zu erkennen. Indem der Eintretende mit dem eiligen Schritte eines Beſchäftigten durch das Zimmer ging, ſtreifte ein gleichgültiger Seitenblick über Tieck hin. Bevor dieſer fragen konnte was ihn herführe, hatte er die zweite Thür aufgeriſſen, und war in den Vorſaal hinausgetreten. Unwillig über dieſe Störung warf ſich Tieck zurück, um jetzt zu ſchlafen. Doch bald wird die Thür abermals geöffnet, in derſelben Haltung kehrt der Alte zurück und verſchwindet. Nach einiger Zeit ſchreitet der Eindringling zum dritten Male durch das Zimmer. Jetzt ſprang Tieck zornig auf. Er will ihn zur Rede ſtellen, aber der Alte wirft ihm einen feſten und ſcharfen Blick zu, öffnet die Thür nach dem Vorzimmer, und verſchwindet abermals. Endlich hatte er Frieden und ſchlief ein.

Nach einer Stunde feſten Schlafes kehrte er zur Geſellſchaft zurück. Die Unterhaltung begann, er hatte den ſtörenden Vorfall vergeſſen. Erſt ſpäter erinnerte er ſich deſſelben, und erzählte ſcherzend, wie er trotz der Vorſichtsmaßregeln nicht weniger als drei mal geſtört worden ſei. Die Möglichkeit wurde in Abrede geſtellt. Man verhörte die Dienerſchaft. Kein Beſuch war gekommen, man hatte Niemand geſehen, Niemand war nach dem obern Stockwerk hinaufgegangen. Man fing an zu zweifeln; die Störung ſei ein Traum geweſen. Aber Tieck glaubte beſchwören zu können, den Alten mit wachenden Augen geſehen zu haben, er war

vollkommen klar und ſeiner bewußt geweſen. Er beſchrieb ihn, den Anzug, die Haltung, das markirte Geſicht; die Geſellſchaft ward ſtumm, eine Pauſe trat ein. Endlich hieß es, dieſe Beſchreibung paſſe allein auf den alten Beeren, den neulich verſtorbenen Bewohner des obern Stockwerks.

Dieſer Mann gehörte zu den Sonderlingen Berlins. Schon ſein Name war eigenthümlich; er hieß Geiſt genannt von Beeren. Tauſend wunderliche Geſchichten wurden von ihm erzählt. Er war reich, hatte eine geräumige Wohnung in der Stadt, und in der Nähe derſelben einen Landſitz, der heute ſeinen Namen trägt. Im bürgerlichen Leben galt er für einen Rechthaber und Querulanten, mit allen Behörden ſtritt er, mit aller Welt proceſſirte er. Seine Erwiderungen waren nach Umſtänden grob, ſarkaſtiſch, oder abenteuerlich ſonderbar. Er war Sammler und Kunſtkenner, und hatte in ſeinen Zimmern Gemälde und Gypsabgüſſe aufgehäuft, auf die er einen hohen Werth legte. Niemals hatte Tieck dieſen Mann geſehen, doch früher Manches von ſeinen Wunderlichkeiten gehört. Beim Eintritt in das Zimmer hatte er nicht an ihn gedacht, aber er erinnerte ſich jetzt, im Vorſaal einige Gypsabgüſſe geſehen zu haben. Es waren Reſte der Sammlung, welche man einſtweilen zurückgelaſſen hatte.

Dieſe Erörterungen hinterließen einen unangenehmen Eindruck. Es wurde beſchloſſen, Tieck ſollte ein anderes Zimmer beziehen. Doch er widerſprach, er fing an auf den weitern Verlauf der Geſchichte begierig zu werden. Nicht ohne Schauer betrat er am Abend das ſpukhafte Zimmer, doch die Nacht verging ohne Störung, er ſchlief nach allen Anſtrengungen trefflich, und hat den alten Beeren nie wieder geſehen.

Es ſchien damals in Berlin eine geiſterhafte Atmoſphäre zu herrſchen. Die Erſcheinungen des thieriſchen Magnetismus

fingen an Aufſehen zu erregen. Sie ſetzten Aerzte, Naturforſcher und Philoſophen in Bewegung. Man hatte Beobachtungen und Erſcheinungen, zu denen man kein Geſetz auffinden konnte. Man ſtritt und haderte, und Gläubige und Zweifler theilten ſich in feindliche Heerlager. Es hatte ſich ein früher nicht geahntes Geheimniß aufgethan. Die berufene berliniſche Aufklärung war alterſchwach geworden, ſie wußte mit dieſen Dingen nichts anzufangen.

Auch für Tieck waren dieſe Wunder anziehend; immer hatte er die geheimnißvolle Seite der Natur im Auge gehabt. Dennoch ſtand er dieſen Dingen kühler gegenüber. Ohne über die Erſcheinungen an ſich aburtheilen zu wollen, waren die Ergebniſſe derſelben häufig ſehr geringfügig. In der Mitte der Gläubigen ſtand ein als Magnetiſeur bewunderter und geſuchter Arzt, der Medicinalrath Wolfardt. Als Tieck ihn einſt beſuchte, ſah er ein junges Mädchen im magnetiſchen Schlafe auf dem Sopha liegen, mehrere beobachtende Perſonen ſtanden umher. In einem entfernten Nebenzimmer war Wolfardt; er ſuchte nach einem Recepte, deſſen er im Augenblicke bedurfte. Da erſchien die Hellſeherin unerwartet an der Schwelle des Zimmers. „Sie ſuchen rechts!“ ſagte ſie, „das Recept liegt in dem Schubfache links, oben.“ Und wirklich fand es ſich hier.

Bisweilen konnte Tieck ſich kaum des Gedankens erwehren, dieſer Mann übe auf ihn ſelbſt einen magnetiſchen Einfluß aus. Von heftigen Kopfſchmerzen geplagt, mußte er eine Geſellſchaft beſuchen. Als er eintrat, ſtand der Magnetiſeur in der Mitte aufmerkſamer Zuhörer, er ſprach eifrig und unter lebhaften Bewegungen der Hände. Tieck trat hinzu und blieb längere Zeit in ſeinem Bereiche. Die Schmerzen verſchwanden allmälig, und er fühlte ſich frei und leicht.

Ueberhaupt gehörte ſein Aufenthalt in Berlin diesmal

zum großen Theil den Aerzten. Er ſah Hufeland, Behrens und Reil. Als er Behrens wegen ſeines Leidens befragte, gab ihm dieſer den praktiſchen Rath, viel Burgunder und Champagner zu trinken, dann werde er ohne Zweifel das Podagra bekommen, und von allen andern Uebeln befreit werden.

Anders fiel ſeine Unterredung mit Reil aus, deſſen Scharfblick und Originalität bekannt war. Beobachtend und ohne ihn zu unterbrechen, hörte dieſer die Geſchichte ſeiner Krankheit an. Dann ſagte er: „Gehen Sie im Zimmer auf und nieder, aber feſt und ſchnell!“ Tieck folgte dem Befehle. „Nun ſprechen Sie ſo laut Sie können!“ Es geſchah. „Holen Sie tief Athem, und hauchen Sie mich an!“ „Jetzt leſen Sie eine halbe Seite aus dieſem Buche!“ So folgte eine Weiſung der andern. Endlich ſchwieg er und ſah Tieck durchdringend an. „Ich habe in meinem Leben viel unverſchämte Kranke geſehen“, begann er, „aber keinen der unverſchämter geweſen wäre als Sie. Alle dieſe Bewegungen können Sie ſicher ausführen und ſind noch nicht zufrieden? Was verlangen Sie denn noch mehr bei Ihrem Zuſtande? Danken Sie Gott, daß Sie ſoviel Kraft und Geſundheit haben!“ Es war der Troſt der Troſtloſigkeit, den ihm der große Arzt gab, doch er erſchien im Gewande des Humors und verfehlte ſeine Wirkung nicht.

12. Neue Freunde.

Einen Wendepunkt in Tieck's Leben bezeichnete die Freundſchaft mit Solger. Dieſer war faſt um acht Jahre jünger. Urſprünglich Kameraliſt lebte er doch allein dem Studium der Philoſophie, der alten Sprachen und der neuen Literatur.

In der Zeit des erſten Eindrucks der Kritik der Schlegel und der Dichtungen Tieck's hatte er ſich gebildet. Wie er Goethe verehrte, entſchied er ſich auch für Tieck, deſſen weitere Entwickelung er mit Theilnahme verfolgte. Endlich begann er in der Philoſophie nach Schelling einen eigenen Weg zu gehen. Er wurde als Profeſſor nach Frankfurt an der Oder berufen, und von da an die neu begründete Univerſität zu Berlin verſetzt.

Im Frühjahr 1808, vor ſeiner Reiſe nach Wien, ſah ihn Tieck zum erſten Male bei dem gemeinſchaftlichen Freunde Hagen. Zwei Jahre ſpäter, als er nach dem Norden Deutſchlands zurückkehrte, beſuchte er ihn in Frankfurt. Es kam zu einer Annäherung, und aus allgemeinen literariſchen Berührungen entſtand ein geiſtiger Verkehr, der durch Briefwechſel und Beſuche unterhalten und geſteigert wurde. Entſcheidend war eine gemeinſame Reiſe im Jahre 1811. Tieck hatte ſoeben ſeine Badecur in Warmbrunn beendet, als Solger auf einer Gebirgsfahrt begriffen dort eintraf. Bis Schmiedeberg reiſten ſie zuſammen, und ſeit dieſen Geſprächen ſtand ihre Freundſchaft feſt.

In keinem entſcheidendern Augenblicke hätte ſie eintreten können. Tieck fühlte, die frühere Richtung in Poeſie und Wiſſenſchaft konnte er nicht mehr verfolgen, er ſuchte nach einer andern, neuen. Noch ſchien es zweifelhaft, wohin ſeine Natur ihn führen werde. Durch das Studium Jakob Böhme's war das Dunkle und Myſtiſche in ihm, dem er früher unbewußt, als einer urſprünglichen Kraft ſeines Weſens gefolgt war, zur Entfaltung gekommen. Immer mehr hatten ihn dieſe wunderbaren Gedanken umſponnen, ſie erwuchſen zu einer furchtbaren Macht, welche alles Andere zu verſchlingen drohte, ſie beherrſchten Talent, Gefühl und Stimmung. Aus ihm ſelbſt hatte ſich etwas erhoben, das nicht mehr er ſelbſt war.

Während ſeiner Krankheit in Italien fing er an ſich den alten Zauberkreiſen zu entziehen. Hatte Jakob Böhme in der That die letzten Räthſel gelöſt? Wie wollte er ſeinen Lucifer mit Gott ausgleichen? Gerieth er nicht in die Gefahr eines furchtbaren Dualismus? Mit dieſen Zweifeln kehrte auch die alte Unſicherheit zurück, aber nicht der jugendliche Muth, der früher ſiegreich darüber hingegangen war, und in ſeinen Schöpfungen Genüge gefunden hatte. Es war ein feſtes geſchloſſenes Syſtem, das ihn beherrſchte, ein philoſophiſcher Glaube, den er aufgeben mußte, wenn er frei werden wollte. Aber nun wurden Zweifel und Schwankungen doppelt quälend.

Da trat ihm Solger entgegen, ein Charakter wie er ihn ſuchte; klar und vielſeitig, gelehrt und tiefſinnig, forſchend und ſicher ohne abſprechend zu ſein, offen und voll Antheil an jeder Seite menſchlichen Daſeins. Er ſah die Welt in Religion und Geſchichte, in Kunſt und Poeſie, er wollte ſie nicht conſtruiren, nicht von neuem ſchaffen, er ſuchte nach den geſtaltenden Principien. Er war ein Bewunderer der alten, aber nicht minder der großen modernen Dichter. Mit Shakſpeare und der ſpaniſchen Literatur war er vertraut. Hier war nichts von dem, was Tieck bei Philoſophen und Philologen fürchtete, und weshalb er ſie ſtets mit einer Art Scheu betrachtet hatte; nichts von der herrſchſüchtigen Zuverſicht des Syſtems, von einſeitiger Schärfe und zerſetzender Splitterrichterei, keine fertige Schulmanier, die für Alles ein Schlagwort in Bereitſchaft hat; es war überall Erlebtes. Er fand wieder, was ihn ſelbſt erfüllte. Mit keinem ſeiner Freunde vermochte er ein ſo offenes, eingehendes und allſeitiges Geſpräch zu führen als mit Solger. Es war ein ruhiges Verſenken in den Gegenſtand, ein wahres Zwiegeſpräch, ein Austauſch der Geiſter. So große perſönliche Anregungen hatte Tieck ſeit Novalis nicht empfangen.

Aus dem „Erwin“ und den „Dialogen“ machte er ein Studium. Der Genuß wurde für ihn dadurch erhöht, daß ihm Solger die eben beendeten Gespräche im Manuscript zuschickte, und seine Bemerkungen darüber erbat. Stets sah er diesen Sendungen mit Spannung entgegen. Mit derselben Begeisterung, wie in der Jugend die Dichter, las er jetzt den Philosophen. Ergänzend kamen Solger's Briefe hinzu. In diesen Werken erkannte er seine innersten Gedanken und Erfahrungen.

Mit keinem Philosophen war er so weit gekommen, auch mit Jacobi nicht, der ihm noch am nächsten gestanden hatte. Immer war es ihm gewesen, als wenn sie über eine trennende Kluft zueinander hinübersprächen. Das unmittelbare Leben, welches er bei großen Dichtern und Mystikern fand, das er in seinen Dichtungen darzustellen suchte, von dem er sprach als von etwas Geheimnißvollem, hatten manche als Träume seiner Poesie behandelt, und wollten es nicht kennen. Hier war ein Philosoph, der ihn verstand; nicht in unsichern Umrissen, oder versetzt mit fremden und trüben Mischungen, sondern in festen Formen fand er seine Gedanken wieder. Es war die innere Blutsverwandtschaft der Religion, der Philosophie, der Kunst, an welche er stets geglaubt hatte, und die ihm in andern Systemen im abstracten Gegensatze, in feindlicher Trennung erschienen waren. Seine Ahnungen wurden zum gesetzmäßig Gedachten, und die Denkformen erfüllten sich mit einem realen Inhalte. Jetzt war ihm die Philosophie weder eine bloße Gymnastik des Denkens, noch ein Construiren und Entstehenlassen Gottes. In einen neuen Zusammenhang rückte Alles ein, er lernte im wahren Sinne des Worts.

Bisher hatte er in einem instinctiven Zustande gelebt, und sich dem Eindrucke der Kunst und des Schönen

hingegeben, ohne das philoſophiſche Bedürfniß zu haben, ſich über das Weſen deſſelben klar zu werden. Was es an ſich war, was es in ihm wirkte, war ihm unterſchiedlos Eins; er nahm Eines für das Andere. Aus dieſer Quelle war in ſeinen Phantaſien und Dichtungen manches entſprungen.

Der unmittelbare Verkehr mit Solger hielt dieſe Bewegung in ſtetem Fluſſe. Kein Jahr verging, wo ſie ſich nicht geſehen hätten, wo Tieck nicht auf einige Tage in Berlin geweſen, oder der Freund ihn nicht im Frühlinge oder Herbſte beſucht hätte. Oft begannen ihre Unterhaltungen am frühen Morgen, und nach kurzen Unterbrechungen fand der ſpäte Abend ſie noch im tiefen Geſpräche. Einzelne, oft nur leichte Andeutungen Solger's durchzuckten ihn mit der Gewalt des Blitzes, und warfen vor- und rückwärts auf ganze Gedankenreihen ein neues, helles Licht. So wirkte eine Aeußerung über das Böſe als das reale Nichts wie eine plötzliche Offenbarung auf ihn, und von hier aus entwickelten ſich ihm neue fruchtbare Gedanken, die er ſpäter mannichfach verarbeitete.

Kein Gedanke aber ergriff ihn tiefer vom erſten Augenblicke, wo er ihm bei Solger begegnete, und beſchäftigte ihn länger als der der Ironie, über die am Schluſſe des „Erwin" einige Andeutungen gegeben waren, und von der Solger ihm ſpäter einmal im Jahre 1818 ſchrieb: „Die Myſtik iſt, wenn ſie nach der Wirklichkeit hinſchaut, die Mutter der Ironie, wenn nach der ewigen Welt, das Kind der Begeiſterung oder Inſpiration. Sie haben das, was ich Myſtik nenne, Poeſie genannt; ich nenne es auch ſo, auch Religion, je nachdem ſie ſich ihrer nach beiden Seiten bewußt oder unbewußt iſt. Was ich aber Myſtik für ſich nenne, iſt die lebendige und unmittelbare Einſicht, die ſie auf allen Stufen in ſich ſelbſt hat, und deren Entwickelung wieder die Philoſophie iſt." Das

waren Gedanken, die ihn ſeit früher Zeit dunkel erfüllt hatten, und denen er bei ſeinen erſten Dichtungen unbewußt gefolgt war; ſchon beim „Lovell", dann bei ſeinen ſatiriſchen Dramen. Um die unmittelbare Gegenwart des Göttlichen zu offenbaren, mußte die menſchliche Wirklichkeit verſchwinden; dies war die tragiſche Seite der Ironie, während das Göttliche aufgehend in das Leben der Zerſtückelung und Widerſprüche, in die menſchliche Sphäre verpflanzt, zum Gegenſtand der Komödie wird; darum iſt auch in dem Komiſchen von der Ironie der Ernſt unzertrennlich.

Zu ihnen geſellte ſich auch Friedrich von Raumer, der früher ſchon mit Solger in freundſchaftlicher Verbindung geſtanden hatte. Unter der Leitung des Staatskanzlers Hardenberg hatte er im Fache der Verwaltung gearbeitet; doch entſagte er dieſer Laufbahn, um eine Profeſſur der Geſchichte und Politik in Breslau anzunehmen. Schon 1810 beſuchte er Tieck in Ziebingen. Auch hier ergab ſich aus den erſten Unterredungen ein näheres Verhältniß, das durch Briefe und Beſuche fortgeſetzt wurde, und zu einer wahren und dauernden Freundſchaft führte. Mit Intereſſe verfolgte Tieck die hiſtoriſchen Forſchungen Raumer's. Er ſah das Werk über die Hohenſtaufen entſtehen, und las es, nicht ohne eine bedeutende Rückwirkung zu erhalten, zum großen Theil bereits im Manuſcripte. So traten ihm Politik, Geſchichte, die hiſtoriſche Gegenwart ebenfalls näher.

Ausſchließlich hatte er früher der Vergangenheit gelebt, ſoweit ſie der Sage und Literatur angehörte, die thatſächlichen Zuſtände der Gegenwart im Einzelnen beſchäftigten ihn wenig. Andere Kräfte und Elemente kamen jetzt hervor, und indem der Dichter in der Mitte zwiſchen dem Philoſophen und Geſchichtsforſcher ſtand, und in ein neues Verhältniß zur idealen und realen Welt trat, vollendete ſich ſeine Um-

bildung. Der Verkehr der drei Freunde war der innigſte und reichſte. Sie ergänzten und förderten ſich gegenſeitig, da jeder eine eigenthümliche Seite des Lebens darſtellte. Daraus ergab ſich der Gedanke einer Zeitſchrift für Philoſophie, Poeſie und Geſchichte, deren Herausgeber Solger ſein ſollte, und in der ſie die Ergebniſſe ihrer gemeinſamen Thätigkeit niederlegen wollten.

Aber auch in der engern Umgebung fehlte es nicht an Freunden, bei denen Tieck in ſeinen Studien und Dichtungen Anregung und Theilnahme fand. Außer ſeiner Familie waren Graf Finkenſtein, Burgsdorff und deſſen Angehörige, und Wilhelm von Schütz, einer ſeiner früheſten Schulfreunde, der ſeit einiger Zeit in Ziebingen lebte, die nächſten; ſelbſtthätig nahm dieſer an der romantiſchen Poeſie Theil. Nach ſpaniſchen Muſterbildern war ſein Trauerſpiel „Lacrimas" gearbeitet, das eine Zeit lang neben F. Schlegel's „Alarcos" unter den Dramen der Romantiker einen gewiſſen Ruf hatte. Er war enthuſiaſtiſch aber unklar. Auch in Kadach, dem Prediger in Ziebingen, einem verſtändigen und wiſſenſchaftlichen Manne, hatte Tieck einen Freund gefunden.

So lebte er in dieſen Jahren ein einfaches Stillleben, das ohne bedeutende äußere Unterbrechung zwiſchen Freunden, dichteriſchen Productionen, geiſtiger Arbeit, und körperlichen, niemals ganz ruhenden Leiden, ſich auf- und abbewegte. Es war ein enger Kreislauf, von dem die Welt nur ſelten wie von einem fern entlegenen Daſein Kunde erhielt. Faſt ſchien er in einem zeitloſen Zuſtande zu leben. Mit Befriedigung ſah er Auf- und Niedergang der Sonne, Frühling und Herbſt an ſich vorüberziehen, und was er einſt als Knabe über ländliche Einſamkeit geſchrieben hatte, erfüllte ſich hier. Wenn er die Mitwelt vergaß, ſo blieb ihre Rache nicht aus, indem ſie ihn

als einen Verſchollenen zu betrachten anfing, der ſchon mehr der Literaturgeſchichte als dem gegenwärtigen Leben angehöre. Sonderbare Gerüchte waren über ihn in Umlauf gekommen. Früher hatte es geheißen, er denke daran in Ziebingen Prediger zu werden. Ein anderes Mal überſandte ihm ein Durchreiſender einen Zettel mit der Aufforderung, durch die Kraft ſeiner Muſe das vergeſſene Ziebingen wieder in Ruf zu bringen.

Seit dem Erſcheinen des erſten Theils des „Phantaſus" waren mehrere Jahre verfloſſen. Jetzt kam dieſe Sammlung zu einem gewiſſen Abſchluſſe. In den Jahren 1815 und 1816 vollendete er den „Fortunat". Es war ein alter, im Jahre 1800 entworfener Plan, der endlich ausgeführt wurde. Zum letzten Male behandelte Tieck einen dem Mittelalter entlehnten Sagenſtoff dramatiſch. Aber ſchon dieſes Werk gab Zeugniß von der eingetretenen Umwandlung, es war weder ſo mittelalterlich gläubig wie „Genoveva", noch ſo bunt wie „Octavian". Er ſuchte ſich in den Grenzen der Bühne zu halten; auf eine mehr dramatiſch wirkſame Concentrirung war er ausgegangen. In dem zweiten Theile, den er für den vollendetern anſah, bewältigte die Dichterkraft den Märchenſtoff. Hier hielten ſich Humor und Tragik das Gleichgewicht; hier wehte der Geiſt Shakſpeare's. Zugleich gab die 1817 erſcheinende Sammlung „Altdeutſches Theater" und die Vorrede dazu einen neuen Beweis ſeiner allſeitigen dramaturgiſchen Studien.

13. London und Paris.

Längſt hatte er gewünſcht das Vaterland ſeines Dichters kennen zu lernen, den Boden, der zugleich Schauplatz der meiſten und gewaltigſten Tragödien deſſelben war. Es war von Wichtigkeit, in die Hülfsmittel Englands für dieſe Literatur Einſicht zu gewinnen. Im Verlaufe einer fünfundzwanzigjährigen Erforſchung Shakſpeare's und des engliſchen Dramas, hatte er eine umfaſſende Kenntniß deſſen erworben, was die deutſchen Bibliotheken darin aufzuweiſen hatten. Aus eigener Anſchauung oder durch Vermittelung von Freunden wußte er was Göttingen, Dresden, Berlin und Kaſſel beſaß. Viele ältere engliſche Dramen, ſelbſt ſolche, die unter Shakſpeare's Namen gingen, ſuchte man hier vergeblich. Es ſchien nicht möglich ſie in Deutſchland herbeizuſchaffen. Mit Freuden ergriff er daher auch diesmal einen Plan ſeines reiſefertigen Freundes Burgsdorff, ihn 1817 nach England zu begleiten.

Endlich war ein allgemeiner und dauerhafter Friede gewonnen. Mit dem Gefühle der Sicherheit kehrten auf allen Lebensgebieten die alten, lang zurückgedrängten Neigungen wieder. Es war anziehend, jetzt im erſten Augenblicke friedlicher Beruhigung London und Paris, denn auch dieſes ſollte beſucht werden, zu ſehen.

In den erſten Tagen des Mai 1817 traten ſie die Reiſe an. Sie nahmen ihren Weg durch das nördliche Deutſchland nach den Rheingegenden und den Niederlanden, die Denkmäler der alten Kunſt wurden zunächſt Gegenſtand der Betrachtung, ſoweit es die Eile verſtattete. Die Augen des lebenden Geſchlechts hatten ſich für die Größe nationaler Vergangenheit geöffnet, die Kunſtwerke der deutſchen

Vorzeit, über die man kalt und gleichgültig hinweggeſehen hatte, erſchienen jetzt in neuem, glänzenden Lichte.

Die Freunde betraten zuerſt die alten Dome in Magdeburg und Halberſtadt, und raſteten dann in Göttingen. Es war ein bewegtes Wiederſehen nach der Studienzeit, die nun ſchon ein Vierteljahrhundert hinter ihnen lag. Sie beſuchten die Bibliothek, die jetzt unter der Leitung des in der neuen Literatur gelehrten Beneke ſtand, ſie ſahen Hugo, Heeren und einige andere Notabilitäten der Univerſität, auch Fiorillo, ihren alten Lehrer. In Marburg erfreuten ſie ſich der alten Kirche, dann der herrlichen Lage Wetzlars und Limburgs und der dortigen Alterthümer. In Koblenz verweilten ſie bei Görres, der auch der altdeutſchen Kunſt lebte. Er beſaß nicht unbedeutende Sammlungen, mit denen er ſeine Wohnung geſchmückt hatte, und hielt es für Pflicht den Dichter der „Genoveva" zur Kapelle der heiligen Genoveva bei Andernach zu führen, die ſammt der Quelle beim Volke im Rufe heilbringender Kraft ſtand. Wichtiger war es für Tieck Max von Schenkendorf kennen zu lernen, den Dichter der Freiheitskriege, deſſen ſchönes lyriſches Talent er achtete. Görres begleitete ſie nach Köln, dem deutſchen Rom, wo ſie mit Walraf, Grote und andern Alterthumsforſchern bekannt wurden.

Weiter ging es nach Brüſſel, Mecheln, Antwerpen, Gent und Brügge. Es waren zum Theil die Kunſtwanderungen ſeines Sternbald, welche Tieck zwanzig Jahre ſpäter nachholte. In dieſen Städten war noch das alte deutſche Leben in urſprünglicher Fülle zu Hauſe. Hier gab es Kathedralen, Bilder von Eyck, Hemlink, Rubens. Auch der Menſchenſchlag trug den feſten, ſichern Zuſchnitt eines wohlgegründeten, althiſtoriſchen Daſeins.

Von Calais gingen ſie über den Kanal. Am Morgen des 29. Mai ſahen ſie die Küſte von England. Im Nebel,

zwiſchen grauer See und Wolken, lagen die Kreidefelſen von Dover vor ihnen. Es war trübes Wetter, und der erſte Anblick kein heiterer. Doch für manche Unannehmlichkeiten entſchädigte ſchon der Beſuch der Kathedrale von Canterbury. Tages darauf waren ſie in London. Bald fanden ſich alte und neue Bekannte zuſammen; Burgsdorff's alter Freund, der Baron von Bielfeld, Leopold von Buch, der geniale Naturforſcher und Reiſende, der durch ſein ſchroffes, aber immer originales Weſen anzog.

Für Tieck gab es in London zwei Punkte, die vor andern ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen, das Muſeum und das Theater. Bald überzeugte er ſich, wie unentbehrlich die Kenntniß der Schätze des erſten für ſeine Shakſpeareſtudien ſei. Aus Handſchriften und ſeltenen Drucken copirte er manches alte Drama. Eine freundliche Unterſtützung dieſer Arbeiten fand er bei dem jüngern Schlichtegroll, der auf dem Britiſchen Muſeum beſchäftigt war, und auch ſpäter manchen Auftrag für ihn ausführte.

Auf der Bühne war es Tieck vergönnt, Kemble und Kean nebeneinander zu ſehen. Der erſte war im Begriffe, ſeine theatraliſche Laufbahn zu ſchließen. Tieck ſah ihn in den größten Rollen Shakſpeare's, als Brutus, Percy, Wolſey, Hamlet, endlich als Coriolan, worin man ſein Spiel ſtets am meiſten bewundert hatte. Lange war er der Liebling des Publicums geweſen. Unter ausbrechenden Thränen nahm er nach der letzten Vorſtellung von den Zuſchauern und der theatraliſchen Wirkſamkeit Abſchied. Wahrhaft wüthende Ausbrüche der Verehrung folgten, mit denen das Publicum den berühmten Schauſpieler überſchüttete. Es war eine Scene des ungeheuerſten Lärms und Tumults. Kemble war ein bedeutender Schauſpieler, dennoch entſprach er nicht dem, was Tieck von der Kunſtvollendung forderte, und ſelbſt geſehen

hatte. Früher mochte Kemble's Spiel wirkſamer geweſen ſein; jetzt im vorgerückten Alter hatte er an Kraft und Stimme eingebüßt. Für jugendliche Rollen reichten beide nicht mehr aus. Er declamirte mehr als er ſpielte. Doch in der Herrſchaft über Sprache und Ton zeigte er ſich als Meiſter. Seine Rede glich einem klaren, gleichmäßigen Fluſſe, der aber endlich ermüdet. Um ſo größer war die Wirkung, die er durch einzelne, unerwartet und ſelten angewendete Accente hervorrief. Oft glaubte Tieck Iffland wieder zu hören.

Mit andern Mitteln wirkte Kean als Hamlet und Richard III. Er war der vollendete Gegenſatz Kemble's, und bei weitem mehr Manieriſt. Sein Ton war ſcharf, eindringend, zum Humoriſtiſchen neigend. Er zerſchnitt und zerriß die Rede, er war in ſteter Unruhe; heftig fuhr er auf der Bühne hin und her. Die wirklich bedeutenden Momente waren bei ihm ſeltener. Man kam nicht zum ruhigen Genuſſe. Talma zu ſehen gelang nicht. Mit der George gab er einzelne Scenen auf dem Theater der großen Oper bei einem nach deutſchen Begriffen ungeheuer hohen Eintrittsgelde. Im Ganzen ſtand das engliſche Theater tiefer als das heimiſche. Die Manier herrſchte, der letzte Ton der Naturwahrheit war verloren gegangen. Ohne Verſtändniß und Achtung des Dichters verarbeitete man Shakſpeare's Dramen durch Abkürzungen und Zuſammenziehungen wahrhaft barbariſch, oft bis zur Unkenntlichkeit. Von der Bedeutung und Wirkung des Ganzen hatte man keine Idee.

Was neben den Studien an Zeit übrig blieb, gehörte den Kirchen und Galerien, dem Tower, der Stadt, dem Leben im Allgemeinen. Auch bei der Einweihung der neuen Waterloobrücke waren ſie zugegen. Doch war für Tieck dies Treiben nicht eben leicht. Oft ſeufzte er über die weiten Entfernungen in der großen Stadt, und die Eigenthümlichkeiten

der Sitte gaben ihm, der an deutſche Hausordnung gewöhnt war, in Scherz und Ernſt zu mancher Aeußerung des Unmuths Gelegenheit. Er fand, das Leben werde bei allen Vorrichtungen zur Bequemlichkeit wieder unbequem; und wer Deutſchland in ſeiner Weiſe wolle ſchätzen lernen, müſſe ins Ausland gehen. Auch London wollte ihm nicht gefallen. Der alterthümlichen Reſte waren weniger als er geglaubt hatte, und dieſe wurden durch neue Bauwerke, und das Handels- und Fabriktreiben der modernen Welt verdrängt.

Doch mußte er die Freundlichkeit der Engländer, deren Bekanntſchaft er machte, rühmen. Man wußte mehr von ihm, als er erwartet hatte. Das Lob, welches ihm die Stael ertheilt hatte, war nicht ohne Wirkung geblieben. Seine Schriften waren bekannt, und die Arbeiten über Shakſpeare konnten auf Zuſtimmung und Förderung rechnen. Unter den engliſchen Schriftſtellern fand er einen Bekannten wieder, Coleridge, den Kenner der deutſchen Literatur und Ueberſetzer des „Wallenſtein“. Er hatte ihn zehn Jahre früher in Rom geſehen, und in freundlichen Beziehungen zu ihm geſtanden. Auch ſchätzte Coleridge Tieck als Dichter und Kritiker.

Shakſpeare war Gegenſtand ihrer häufigen Unterhaltungen. Coleridge kannte ſeine Anſichten über die engliſchen Commentatoren, und daß er über den Entwickelungsgang des Dichters und die Reihenfolge der Stücke eine andere Meinung aufgeſtellt habe. Eines Abends bat er ihn um ausführliche Mittheilung derſelben. Tieck erklärte ſich bereit, wenn er ſie im Zuſammenhange und ohne Unterbrechung vortragen könne. Es war zehn Uhr Abends, als er begann, Mitternacht vorüber, als er ſchloß. Schweigend hatte Coleridge zugehört; ohne ein Wort der Erwiderung ſagte er gute Nacht. Am andern Abende kam man wieder zuſammen. „Ich habe“, fing er an, „Ihre Anſichten die

ganze Nacht hindurch überlegt; und Neues daraus gelernt. Ich finde, Sie haben in vielen Punkten Recht.“ Auf eine ſo unumwundene Zuſtimmung hatte Tieck nicht gehofft. „Dennoch“, fuhr er fort, „kann ich ſie nicht annehmen!“ Und warum nicht?“ fragte Tieck überraſcht. „Weil ich ſie nicht annehmen will, denn ſie widerſprechen Allem, was man bisher in England über Shakſpeare gedacht und geſchrieben hat.“ Gegen einen ſo nationalen Geſichtspunkt auch in der Kritik war ſchwer anzukämpfen. Doch erwies ſich Coleridge freundlich und behülflich, und durch ſeine Vermittelung kam Tieck in Berührung mit Southey und dem Novelliſten Godwin.

Endlich wünſchte man England außerhalb Londons kennen zu lernen. Wohin anders konnte dieſer Ausflug gehen, als nach dem Geburtsorte Shakſpeare's? Zuerſt nach Oxford. Aber auch der Natur konnte Tieck keinen Geſchmack abgewinnen. Es war ein üppig grünendes, ein herrlich beſtelltes Land, durch das ſie fuhren; aber es war eine gemachte, eine zugeſchnittene Natur, den Charakter der Urſprünglichkeit hatte ſie verloren. Es fehlte ihr die Unmittelbarkeit, jene Heiligkeit, wie er es nannte, welche das Gefühl anſpricht, und die ihn ſelbſt in den ärmlichen Gegenden der Heimat oft gerührt hatte. Durch die Induſtrie war ſie des dichteriſchen Duftes beraubt worden.

In Warwickſhire ſtanden ſie auf dem Boden Shakſpeare's und ſeiner Helden. Herrlich war die Wirkung des alten Schloſſes von Warwick, mit ſeinen Mauern, von dichtem Epheu umſponnen. Die reiche Sammlung alter Waffen, die hier aufbewahrt wurde, erhöhte den lebendigen Eindruck. Man beſtieg einen der mächtigen Thürme, der einen überraſchenden Blick auf das Land gewährte. Dann beſuchten ſie die Ruinen des einſt glänzenden Schloſſes Kenelworth, an deſſen Namen ſich viele bedeutende Erinnerungen knüpften. Zuletzt

waren ſie in dem kleinen Stratford am Avon, das ein Dichter zum berühmten Wallfahrtsorte gemacht hatte. So waren die Dinge in Erfüllung gegangen! Er, der Dichter, ſtand in frommer Verehrung an der Wiege des Dichters, an deſſen Geiſte im fernen Lande und nach Jahrhunderten ſich der ſeine entzündet, deſſen Namen er im Herzen getragen hatte, ſeit er ſeiner ſelbſt bewußt geworden.

Ueber die Felder von Gloceſterſhire, wo die blutigen Schlachten der beiden Roſen geſchlagen worden waren, über Briſtol und Bath, reiſten ſie nach Salisbury, wohin ſie außer der alten Kathedrale auch das fabelreiche Feld von Stonehenge zog, welches die Sage zum Schauplatze Merlin's macht. Mit dieſem Ausfluge ſchloß ihr Aufenthalt in England.

In den erſten Tagen des Juli trafen ſie in Paris ein, wo ſie von Alexander von Humboldt, Oelsner und Andern freundlich empfangen wurden. Die eigenthümlichſte Erſcheinung unter den Deutſchen in Paris war Schlaberndorf, der ſeine heimiſchen Verhältniſſe zum Opfer gebracht hatte, um hier als Einſiedler und Weltmann zugleich zu leben. Seine Sonderbarkeiten hatten die Revolution überdauert. Von den herkömmlichen Geſetzen des geſelligen Lebens befreit, beſchränkte er ſich auf den Raum eines dürftigen Zimmers, das er nicht mehr verließ. Schon aus dem Bette aufzuſtehen, war ihm eine wichtige Veränderung; oft blieb er Tage lang liegen. Dennoch war er mitten in den Dingen. Es fehlte ihm nicht an Berichten aus der politiſchen und literariſchen Welt. Die ausgezeichnetſten Perſonen beſuchten den Sonderling. Er war eine lebendige Chronik der franzöſiſchen Revolution, und überſchaute die politiſche Lage mit dem Blicke eines Staatsmanns und der Ruhe eines Diogenes. Tieck ſuchte ihn in ſeiner Einſiedlerhöhle auf. Er fand einen alten Mann mit ſtarkem grauen Barte, von verwildertem

Anſehen. Das Hauptſtück ſeines Anzugs war ein zerriſſener Schlafrock, der die Blöße des Körpers, und den Mangel der gewöhnlichſten Unterkleider nur unzureichend bedeckte. Es war das Bild eines Anachoreten; aber ſeine volle Theilnahme gehörte dem Leben und der Gegenwart. Beredt ſprach er von der Revolution. Er ging mit dem Gedanken um, ſeine Erinnerungen aufzuzeichnen. In ſeinem Kopfe war das Buch fertig. Auch hatte er es auszuführen angefangen. Zum Beweiſe brachte er einige Bogen Papier zum Vorſchein, auf deren erſter Seite der zierlich geſchriebene Titel des Buches ſtand. Weiter war er noch nicht gekommen. Tieck wiederholte dieſe merkwürdigen Beſuche, erregte aber dadurch den Zorn Leopold's von Buch, der nur ſpottend und verwerfend von dem ſonderbaren Manne ſprechen konnte, der in ſeinen Augen ein vollkommener Revolutionär war.

Auch in Paris war die Bibliothek das Wichtigſte, über deren Beſitz in der ältern deutſchen und dramatiſchen Literatur Tieck ſich zu unterrichten ſuchte; dann die Theater. Hier ereignete ſich ein merkwürdiges Abenteuer. Wiederholt bemerkte er, daß er unter den zunächſt Sitzenden eine gewiſſe Aufmerkſamkeit und eine Bewegung hervorrief, die ſich weiter verbreitete, ſo oft er eintrat. Was konnte es ſein? Als deutſcher Dichter war er ſicherlich nicht Gegenſtand der Neugier. Endlich kam es an den Tag. Es beſtätigte ſich, was ihm früher ſchon Freunde geſagt hatten; ſeine auffallende Aehnlichkeit mit dem Kaiſer war es, die Aller Blicke auf ihn lenkte. Dieſe großen dunkeln, ſchwermüthigen Augen, die hohe Stirn, die obere Hälfte des Geſichts erinnerte lebhaft an Napoleon in ſpäterer Zeit. Ein Nordamerikaner, der den König Joſeph perſönlich kannte, meinte, dieſem ſähe er noch ähnlicher. Tieck, kein Bewunderer Napoleon's, hatte dergleichen ſcherzende Bemerkungen immer halb unwillig ab-

gewieſen, jetzt mußte er ſich von ihrer Wahrheit überzeugen. Aeltere Offiziere des Kaiſerreichs nahten ſich ihm forſchend, ſelbſt auf der Bibliothek umgab man ihn, ſodaß es ihm zuletzt läſtig ward, Gegenſtand dieſer neugierigen Betrachtung zu ſein.

Nach einem Aufenthalte von mehreren Wochen trat man die Rückreiſe an. Durch das Lothringiſche und über Trier gingen ſie nach Koblenz, wo ſie bei Görres den Präſidenten von Meuſebach, den bekannten Sammler für ältere deutſche Literatur, ſahen. In Frankfurt a. M. trafen ſie F. Schlegel. Unerwartet begegneten ſie darauf in Heidelberg Jean Paul. Zu den ältern Freunden, Daub und Creuzer, kam noch der Mediciner Nägele, ein heiterer, humoriſtiſcher Mann, und Hegel, deſſen Ruf als Philoſoph um dieſe Zeit begann. Auch bewunderten ſie Boiſſerée's Sammlung altdeutſcher Gemälde, die an Werth und Umfang Alles übertraf, was ſie auf der Reiſe an Denkmälern alter Kunſt geſehen hatten.

Endlich verwandten ſie noch einige Tage auf das ſüdliche Deutſchland. Ueber Karlsruhe gingen ſie nach Baden-Baden, Stuttgart und Würzburg, dann durch Thüringen nach Weimar. Wie konnte Tieck hier ſein, ohne Goethe wenigſtens begrüßt zu haben? Denn mehr verſtattete dieſes Mal der kurze Aufenthalt nicht, da er noch an demſelben Tage weiter reiſte. Goethe meinte ſpäter von Tieck's Beſuche, es ſei ja dieſe Zuſammenkunft ganz gut abgelaufen.

In Weißenfels beſuchten ſie Müllner, einen Dichter neuen Schlages, deſſen ſchnell erworbener Ruhm für ein Zeichen der Zeit gelten konnte. Tieck hatte ihn früher einmal geſehen, jetzt wünſchte auch Burgsdorff, den Schickſalstragöden kennen zu lernen. Im Gefühle reichlich genoſſener Anerkennung war Müllner ſo zuverſichtlich, daß er einen komiſchen Eindruck machte. Man unterhielt ſich einen ganzen Abend lang. Tieck

wagte einige Zweifel über „Die Schuld" zu äußern. Müllner überhörte ſie, oder fertigte ſie mit der wiederholten Verſicherung ab, in der Vorrede zur bevorſtehenden vierten Auflage werde er dieſe und andere Einwürfe widerlegen. Dies kehrte ſo häufig wieder, daß es klar ward, er hielt die vierte Auflage ſeiner „Schuld" für eine Waffe, an der alle Kritik zunichte werden müſſe. Nach einem flüchtigen Beſuche bei Adam Müller in Leipzig langten ſie im September in Berlin an.

Hier ſah Tieck viele Freunde älterer und neuerer Zeit, Brentano, Arnim, Solger, Schinkel, mit dem er in froher Geſellſchaft zuſammenkam, auch F. A. Wolf und Schleiermacher. Seit ſeiner Studentenzeit war er Wolf hin und wieder begegnet. Er fand den ſchlagfertigen, epigrammatiſchen Alterthumsforſcher wieder, der die Alten auch praktiſch wohl ſtudirt hatte. Schleiermacher beſuchte er in ſeiner Kirche. Mit Bewunderung hörte er den großen Redner. Seine Predigt war einfach, klar, treffend, belehrend. Dennoch genügte ſie dem, was Tieck von kirchlicher Erbauung forderte, nicht ganz. Am Mittage deſſelben Tages war er in einer Geſellſchaft bei ſeinem Verleger Reimer. Im eifrigen Geſpräche begriffen, fühlte er einen leichten Schlag auf der Schulter. Es war Schleiermacher, der ihn am Morgen von der Kanzel aus bemerkt hatte. Originell rief er ihm zu: „Wie Teufel, Tieck, kommen Sie denn in meine Kirche?"

Auch Oehlenſchläger hielt ſich in Berlin auf. Ueber Wien war er aus Paris zurückgekehrt, wohin er einen vornehmen jungen Dänen begleitet hatte. Er war ganz der Alte, gutmüthig, aber reizbar und blindlings zufahrend. Dies führte zu einer komiſchen Täuſchung. Er war ein Bewunderer Shakſpeare's, und „Hamlet" nahm bei ihm auch darum die erſte Stelle ein, weil er darin eine Verherrlichung des ſkandinaviſchen Nordens ſah. Kühn trat ihm Tieck mit der

Behauptung entgegen, eben in dieſer Tragödie habe der Dichter mit klaren Worten ausgeſprochen, daß die Dänen keine Vernunft beſäßen. Aufbrauſend rief Oehlenſchläger, das ſei unmöglich. Tieck verſprach den Beweis zu führen, und zeigte ihm jenen Vers, in dem der König ſagt: „Ihr könnt nicht von Vernunft dem Dänen reden.“ Oehlenſchläger brach in eine Flut von Verwünſchungen aus. Solche Einſeitigkeit, ja Barbarei ſei unerhört! Ein ganzes Volk der Vernunftloſigkeit anzuklagen! Wer ſo ſpreche, ſei gewiß kein Dichter! Aber er ſage ſich jetzt von Shakſpeare los; öffentlich werde er die leichtgläubige Welt darüber aufklären, welchen Götzen ſie angebetet habe. Sein Zorn ſteigerte ſich zur Berſerkerwuth, der die Freunde umſonſt Einhalt zu thun ſuchten.

Am andern Tage, als man wieder zuſammenkam, ſchalt er in demſelben Tone weiter, als wenn er ſoeben erſt aufgehört hätte. Jetzt mußte der Sache ein Ende gemacht werden. Solger und Schleiermacher, die zugegen waren, ergriffen den Widerſtrebenden an den Armen, und drückten ihn auf den Stuhl nieder. Den Shakſpeare in der Hand, trat Tieck vor ihn und ſchrie ihm in die Ohren: „Menſch, biſt du unſinnig geworden? Höre an! Laß dich bedeuten!“ Schon der folgende Vers erkläre ja, wie es zu verſtehen ſei; nur aus dem Zuſammenhange geriſſen, gebe jener Vers einen ſo verkehrten Sinn. Der Däne ſei der König, dieſer beſtimmte König von Dänemark, nicht die Dänen, das Volk überhaupt. Allmälig ward Oehlenſchläger ſtiller, er fing an zu begreifen, warum es ſich handle. Erſchöpft ſaß er auf dem Stuhl; der Schweiß lief ihm von der Stirn. Endlich ſagte er: „Böſes Volk ihr! Einem ſo zuzuſetzen!“ Doch ſeine Gutmüthigkeit ließ ihn nicht lange zürnen, und bald ſtimmte er in das Gelächter der Freunde ein.

14. Ueberſiedelung.

Mit reicher Ernte war Tieck nach Ziebingen zurückgekehrt. Es war eine Reiſe, wenn auch nur von kurzer Dauer, doch von höchſtem Werthe. An Kenntniß der Literatur, des gegenwärtigen Kunſtzuſtandes, an Ueberblick ſeines Stoffes hatte er gewonnen. Er fing an, dieſe neuen Eindrücke in ſich zu verarbeiten. Er fühlte ſich friſch und angeregt; die nächſte Zukunft verſprach reichhaltige und belehrende Arbeit. Doch anders geſtalteten ſich die Dinge.

Im Frühjahr 1818 ſtarb der alte Graf Finkenſtein, das Oberhaupt der Familie, mit welcher Tieck in naher Verbindung ſtand. Er war der Mittelpunkt des geſelligen Zuſammenlebens geweſen. Theilnehmend und vielſeitig, war er für Tieck ein väterlicher Freund, und dieſer Verluſt berührte auch ihn ſchmerzlich. Es war eine nicht wieder zu füllende Lücke. Dieſe Verhältniſſe, welche zu gewohnten geworden waren, neigten der Auflöſung zu.

Seit funfzehn Jahren gehörte ihnen Tieck an, in der zweiten Hälfte dieſes Zeitraums hatte er faſt ausſchließlich in ihnen gelebt, Ziebingen war ſeine Heimat geworden. Aber es war nur eine Seite des Lebens; auch fehlte es an Beſchwerden nicht. Er war abgeſchnitten von dem literariſchen Verkehr. Hatte er auch eine nicht unbedeutende Bibliothek zur Hand, ſo konnte dieſe doch unmöglich überall ausreichen. Nicht ohne Schwierigkeiten wurden die Hülfsmittel durch Freunde von Frankfurt, ſpäter von Berlin geſendet. In dem bewegten Leben einer größern Stadt lag an ſich ſchon eine bedeutende Anregung; ſelbſt der Gegenſatz, auf den man hier gefaßt ſein mußte, ward zur treibenden

Kraft. Anderes boten die Künſte dar. Endlich war bei einem dauernd leidenden Zuſtande die Stadt an Aushülfen reicher als das Land.

Im Sommer 1819 überſiedelte er ſich nach Dresden, das ſich vor andern Städten zu längerm Aufenthalte empfahl. Es kehrte ihm die Erinnerung früherer Jahre zurück, die er hier verlebt hatte, wo trübe Schwermuth ihn gefangen hielt, und die heitere, freundliche Natur ihre Kraft für ihn verloren hatte. Jetzt ſah er die Welt mit andern Augen an. Er war ruhiger, er erwartete weniger, und fand mehr. Die bekannten und doch neuen Gegenſtände bewegten ihn. Dieſe Gärten und Weingelände, dieſer Strom mit ſeinen Bergen, Alles rollte ſich wie ein altes, lange nicht geſehenes, und darum doppelt friſches Bild vor ihm auf. Dazu die Galerie mit ihren Meiſterwerken, die ſich auch jetzt noch, nach Italien und England, in altem Glanze behaupteten, die Bibliothek, das Theater, freundſchaftlicher Umgang; Alles geſtaltete ſich günſtig.

Kaum aber war Tieck heimiſch geworden, als ihn ein neuer Verluſt traf. Vor Ablauf des Jahres ſtarb Solger. Noch im Frühlinge hatte er ihn geſehen, und unter den erſten heitern Eindrücken im September zum letzten Mal an ihn geſchrieben. Nicht ohne Beſorgniß ſah er, wie der Freund, der im jugendlichen Mannesalter ſtand, ſeit einiger Zeit zu kränkeln anfing. Beim letzten Wiederſehen fand er ihn verändert und niedergeſchlagen, der ſonſt ſo klar und ſicher die Dinge überſchaute. Oft hatte er ſich an dieſer feſten Natur aufgerichtet, jetzt mußte er den Zuſpruch übernehmen. Ein Beſuch Karlsbads gewährte in dieſem krankhaften Zuſtande nur eine vorübergehende Hülfe. Im November ſtarb Solger nach kurzer Krankheit an einem entzündlichen Halsübel.

Für Tieck war es ein ſchwer zu verſchmerzender Schlag.

Dieſer Freund machte einen Theil ſeines eigenen Lebens aus. Sein Umgang, ſein Wort, ſeine Schriften übten eine tiefe Einwirkung aus, und hatten die Zeit innern Ringens zum Abſchluß gebracht. Er war ihm mehr als Freund geweſen; mit aufrichtigſter Dankbarkeit nannte er ihn ſeinen Lehrer. Zu der freudigen Erhebung geſellte ſich jetzt der Schmerz, und erſt durch beide ward ihm der neue Wohnort zur Heimat.

Ludwig Tieck.

Zweiter Theil.

Ludwig Tieck.

Erinnerungen

aus dem

Leben des Dichters

nach deſſen

mündlichen und ſchriftlichen Mittheilungen

von

Rudolf Köpke.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1855.

Inhalt des zweiten Theils.

Seite

Viertes Buch. Ruhm und Anerkennung. 1820 - 1841. 1

1. Reſtauration und romantiſche Schule..... 3
2. Dresden..... 14
3. Amt und Würden..... 28
4. Die Kunſtreiſe..... 36
5. Die Novellen..... 42
6. Das Haus des Dichters..... 57
7. Das alte und das junge Deutſchland..... 73
8. Anerkennung..... 83
9. Auflöſung..... 91

Fünftes Buch. Tod des Dichters. 1841—1853. . 101

1. König und Dichter..... 103
2. Theater, Literatur und Politik..... 111
3. Lebensweiſe und Eigenthümlichkeiten..... 120
4. Die letzten Tage..... 134
5. Tieck's Werke..... 149

Sechstes Buch. Unterhaltungen mit Tieck. 1849—1853. 167

1. Tieck über ſich und ſeine Werke..... 169
   Individualität..... —

Seite

Ueberzeugung ... 169
Scherz und Ernſt ... 170
Aufklärung ... —
Kritiker ... 171
Sternbald ... —
Romantiſche Dichtungen ... 172
Romantiſche Schule ... 173
Ironie ... —
Der junge Tiſchlermeiſter ... 175
Vittoria Accorombona ... —
Das junge Deutſchland ... 176
Pietät ... 177
Theater ... —
Vorleſen ... 178
Reſignation ... 180
2. Deutſche Literatur ... —
1. Klopſtock ... —
2. Wieland ... 182
3. Leſſing ... 183
4. Herder ... 185
5. Bürger ... 186
6. Goethe ... 187
7. Schiller ... 193
8. Sturm- und Drangperiode ... 198
9. Lenz ... 199
10. Klinger ... 201
11. Heinrich von Kleiſt ... —
12. Fouqué ... 202
13. Achim von Arnim ... 203
14. Brentano ... 204
15. Z. Werner ... 205
16. Zſchokke ... —
17. Hoffmann ... 206
18. Immermann ... —
19. Platen ... 207
20. Heine ... 208
21. Moderne Literatur ... —

Seite

3. Fremde Literatur ... 211
1. Die Alten ... —
2. Dante ... 213
3. Camoens ... 214
4. Shakſpeare ... —
5. Ben Jonſon ... 223
6. Alfieri ... 224
7. Goldoni ... —
8. Rouſſeau ... 225
9. Byron ... —
10. Walter Scott ... 226

4. Theater ... —
Fleck ... 228
Schröder ... 230
Iffland ... 231
Wolff ... 232
L. Devrient ... —

5. Aeſthetiſches ... 234
Die Novelle ... —
Das Tragiſche ... 235
Das Komiſche ... 236
Humor ... —
Romantiſch ... 237
Ironie ... 238
Ideal ... 240

6. Gegenwart und Vergangenheit ... 241
Inſtinct ... —
Individualität ... —
Bildung ... 242
Erziehung ... 243
Falſche Humanität ... 244
Gewerbefreiheit ... —
Emancipation der Juden ... 245
Fortſchritt ... —
Kosmopolitiſche Ideen ... 247
Geſchichte ... —

Seite

7. Religion 249
Syſtematik ..... —
Glaube und Forſchung 250
Das Wunder 251
Ebenbild Gottes ..... —
Mittler ..... —
Baum der Erkenntniß ..... —
Ahnungen des Chriſtenthums ..... —
Verſuchung Chriſti 252
Reden Chriſti ..... —
Chriſtenthum 253
Lehrformeln ..... —
Frömmigkeit 254
Das Elend ..... —
Die Skepſis ..... —
Unſterblichkeit 255
Reſignation 256

Beilagen 257
1. Geheimer Rath Loebell in Bonn an den Verfaſſer ... 259
2. Geheimer Rath Carus an den Verfaſſer 266
3. Anmerkungen 267
4. Chronologiſches Verzeichniß von Tieck's Werken 285

Viertes Buch.

Ruhm und Anerkennung.

1820 — 1841.

1. Reſtauration und romantiſche Schule.

Das ſechsundvierzigſte Lebensjahr hatte Tieck zurückgelegt, als er ſich nach Dresden überſiedelte. Er ſtand auf der Höhe des Lebens, die Mittagsſonne über ſeinem Haupte. Durch den mannichfaltigſten Wechſel der Menſchen, ihrer Kämpfe, Leiden und Hoffnungen war er gegangen.

Deutſchland hatte ſich in dem letzten Vierteljahrhundert umgeſtaltet. Throne und Staaten waren geſtürzt und wieder aufgerichtet worden, auf Schmach und Unterdrückung waren Sieg und Erhebung gefolgt, und neue Stimmungen und Bedürfniſſe, Wünſche und Neigungen raſch emporgewachſen. Wer hätte in dieſem Deutſchland von 1820, jenes von 1807, oder gar das von 1792 wiedererkennen mögen? Selten hatte ſich im Völkerleben ein größerer und gewaltigerer Umſchwung in kürzerer Zeit vollzogen. Die deutſche Dichtung ſeit Goethe und die Wiſſenſchaft durften einen Theil dieſer Siege für ſich in Anſpruch nehmen; auch mit ihren Waffen waren Schlachten geſchlagen worden.

In dieſen Kämpfen hatte Tieck in erſter Reihe geſtanden. Wo aber war jenes Geſchlecht geblieben, gegen das er in den letzten Jahren des verfloſſenen Jahrhunderts die ſchärfſte Spitze des Witzes und humoriſtiſcher Dichtung wenden mußte? Die Aufklärung war vorübergegangen und

vergeſſen. Nur noch dunkel erinnerte man ſich ihrer als eines alten Hausgeräthes, das man einſt nicht entbehren zu können glaubte, und das nun längſt bei Seite geſtellt worden war. Man nannte die Namen der Kritiker, Moralphiloſophen und Dichter, die früher das große Wort führten, nicht mehr; kaum daß man ihnen einen ſtillen Platz in der Literaturgeſchichte gönnen wollte. Wer hätte ſich jetzt nicht geſchämt in dem einſt gefürchteten Nicolai einen Kritiker zu erkennen? Wer hätte Ramler noch für einen Dichter gehalten? Wem galt Engel's Philoſoph für die Welt noch für einen Philoſophen, oder Moſes Mendelsſohn für den modernen Sokrates? Sie alle waren in den Hintergrund getreten. Hier war ſeit Fichte und Schelling alles neu geworden.

Aber auch das geniale Geſchlecht der Stürmer und Dränger, deſſen Einbruch die Aufklärer umſonſt abzuwehren ſuchten, war nicht mehr, der Kreis der großen Dichter hatte ſich aufgelöſt. Schon war manches Jahr über Schiller's Grab hingegangen, der durch ſein gewaltiges Wort die Nation zuletzt erſchüttert hatte. In Weimar war es ſtill geworden. Nur einer noch war übrig, der Erſte, der Größeſte, Goethe. Es war der alte Goethe, der unmittelbar einzuwirken aufgegeben hatte, der der ſtillen Poeſie des Orients, ſeinen eigenen Lebenserinnerungen und den Naturſtudien zugewendet, in einſamer Hoheit thronte und in myſtiſcher Beſchaulichkeit die wechſelnden Geſtalten der Zeit an ſich vorüberziehen ließ. Er war der Erhabene, der in aller Welt Anerkannte. Daß es Zeiten gegeben hatte, wo auch er ſich durchkämpfen mußte, und die jüngeren Kritiker jene Anerkennung zuerſt ausſprachen, war vergeſſen, wie faſt alle literariſchen Kämpfe, welche die deutſche Welt beſchäftigten, als Tieck zuerſt auftrat.

Selbſt von jenen Gefährten, mit denen Tieck im engen Bunde geſtanden hatte, nannte er kaum Einen mehr den Seinen. Sie waren geſtorben oder das Leben hatte ſie von ſeiner Seite geriſſen. Rambach, der ihn in die Literatur eingeführt hatte, war im fremden Lande verſchollen; Reichardt, dem er die erſte Kunſterziehung verdankte, war todt, und in ſeiner Kunſt überflügelt. Bernhardi hatte ſich der praktiſchen und gelehrten Thätigkeit hingegeben; jetzt war auch er geſtorben. Wackenroder und Novalis waren ihm längſt vorangegangen. Nur zwei Männer aus jenem Kreiſe lebten noch, eben die, welche im Vereine mit Tieck jene Bewegung geleitet hatten, die beiden Schlegel. Aber das alte Einverſtändniß hatte aufgehört. Alle drei hatten verſchiedene und weit auseinander führende Wege eingeſchlagen.

A. W. Schlegel war zum weltmänniſchen Gelehrten und Kunſtkritiker geworden; ſtatt des deutſchen hatte er einen univerſellen Charakter angenommen. Mit der Staël hatte er in Genf und Coppet gelebt und den Dolmetſcher deutſcher Dichtung und Wiſſenſchaft gemacht. Dann verkehrte er an den Höfen der Fürſten und in den Heerlagern der kämpfenden Parteien, wo er ſich in der Theilnahme an politiſchen Verhandlungen zum Diplomaten zu machen verſuchte. Er war in Wien und Stockholm zu finden geweſen, er ſchrieb vortrefflich franzöſiſch wie er vortrefflich deutſch geſchrieben hatte, und politiſche Pamphlets wie früher Kritiken. Er beſpiegelte ſich in der Eleganz dieſer Formen. Er ward Ritter mehrerer Orden und in den Adelſtand erhoben. Dann begleitete er die Staël nach Italien, und lebte in Piſa und Florenz künſtleriſchen und antiquariſchen Studien. Er hielt ſich in Paris auf, und nach dem Tode der Staël nahm er einen Ruf als Profeſſor an die neu begründete rheiniſche Univerſität an. Der deutſche Gelehrte kam wieder zum Vorſchein.

Mit kalter und diplomatiſcher Haltung, doch nicht ohne eine gewiſſe Bitterkeit ſah er auf die meiſten Genoſſen ſeines erſten jugendlichen Strebens in Dichtung und Wiſſenſchaft zurück. Er war innerlich überzeugt, ihr Beſtes hätten ſie mehr oder minder ihm und ſeinen Anregungen zu verdanken.

Immer tiefer hatte ſich F. Schlegel in ſeine myſtiſche Weisheit hineingearbeitet, er war zur katholiſchen Kirche übergetreten und dann wie Gentz und Adam Müller, öſtreichiſcher Diplomat geworden. Sein früheres kritiſch dichteriſches Wirken lag in dunkler Vergangenheit hinter ihm. Nach tauſendfachen Kreuzfahrten in Poeſie und Philoſophie war er endlich in einen Hafen eingelaufen, wo er Ruhe zu finden glaubte. Niemand machte es anſchaulicher als er, welche vollſtändige, vorher nicht zu ahnende Umwandlung die Welt in den letzten zwanzig Jahren erfahren hatte. Auf die Umſtimmung der literariſchen Anſichten in Deutſchland hatte er ſelbſt weſentlich eingewirkt, indem er den Gedanken des Romantiſchen als einer beſondern geheimnißvollen Poeſie und Wiſſenſchaft entwickelte.

Schon in den Zeiten, wo die neue Kritik mit den kühnen Lehrſätzen des „Athenäums" ſich Bahn machte, zeigte F. Schlegel bei allen Paradoxien ein bei weitem mehr myſtiſches und poſitives Element als ſein Bruder, der überwiegend ſcharf und verneinend auftrat. Es war ſeine Sturm- und Drangperiode, als er nur die Originalität für moraliſch gelten ließ, die wahre Tugend in die Genialität ſetzte, und in der Sinnlichkeit die Unſchuld, ja Kunſt und Religion fand, und dennoch den heiligen Müßiggang quietiſtiſch verherrlichte und ihn zur Religion machen wollte. Schon im „Athenäum" von 1798 ſuchte er die Bedeutung der romantiſchen Poeſie ſyſtematiſch darzulegen. Wenn er ſagte, ihr erſtes Geſetz ſei, daß die Willkür des Dichters kein Geſetz über ſich leide,

ſie ſei die Dichtkunſt ſelbſt, und alle Poeſie ſei romantiſch, ſo konnten ſeine Freunde ihm darin noch beiſtimmen. Doch bedenklich ward es, wenn er behauptete, die romantiſche Dichtart werde Poeſie und Proſa, Philoſophie und Rhetorik, Genialität und Kritik, Kunſt und Natur miſchen und verſchmelzen, ſie ſolle die Poeſie lebendig und geſellig, das Leben und die Geſellſchaft poetiſch machen. Nur ſie allein könne ein Spiegel der Welt ſein, ihr Weſen ſei ewig zu werden, nie vollendet zu ſein, ſie ſei unerſchöpflich und unendlich. Dieſer neuen Poeſie, die Alles in Allem ſein ſollte, gab er bald darauf einen andern Namen; als ihren Kern bezeichnete er die Mythologie. In dem Mangel dieſer ſah er die Schwäche der gegenwärtigen Dichtung, und zugleich ſprach er in prophetiſchem Tone aus, die Zeit ſei nicht mehr fern, wo man eine neue Mythologie gewinnen werde. Aus der tiefſten Tiefe des Geiſtes ſollte ſie hervorgehen, ein neues Gefäß des alten ewigen Urquells der Poeſie, und ein unendliches Gedicht ſein, welches die Keime aller andern in ſich trage, ein hieroglyphiſcher Ausdruck der Natur in der Verklärung von Phantaſie und Liebe. Dazu ſollte die Kenntniß Indiens beitragen, und das Höchſte des Romantiſchen nur im Orient gefunden werden.

Damals war ihm der Katholicismus noch das naive, der Proteſtantismus das ſentimentale Chriſtenthum, er fand in dieſem noch ein revolutionäres Verdienſt, er war ihm eine univerſelle und progreſſive Religion. Anders dachte er wenige Jahre ſpäter. Seit 1802 ſtudirte er in Paris mittelalterliche, mehr noch orientaliſche Poeſie. Dorthin drängte ihn das dunkle, myſtiſch-mythiſche Element. Im Jahre 1804, als er die „Anthologie" aus Leſſing herausgab, war ihm der Katholicismus ſchon die poſitive, der Proteſtantismus die negative Religion, eine Religion des Krieges, bis zur innern Feindſchaft und zum Bürgerkriege. Der katholiſchen

Religion war es gelungen, den künſtleriſchen Glanz, Reiz und Schönheit der alten Mythologie ſich zu eigen zu machen. Eine eſoteriſche Poeſie ſollte entſtehen, deren Aufgabe es war die unnatürliche Trennung von Dichtung und Wiſſenſchaft aufzuheben, die Mythologie herzuſtellen, den alten Fabeln ihre Bedeutung wiederzugeben und das gemeine Leben zu poetiſiren. Eine Wiedergeburt der Welt ſollte vor ſich gehen, in welcher die Eiſenkraft des Nordens mit der Lichtglut des Orients verſchmolz. In dieſem Sinne verſuchte er in der Reſtaurationsperiode nicht nur am Aufbau der alten Kirche, ſondern auch an der Herſtellung des alten Staates Theil zu nehmen; er gab dieſem eine religiöſe Weihe, und nannte das die legitime Anſicht der Geſchichte. In einem Propheten- und Orakeltone, der an Dunkelheit zunahm, predigte er die neue Philoſophie in verſchiedenen Schriften und Vorleſungen. Er ward der Oberprieſter aller philoſophiſchen, politiſchen und poetiſchen Myſtiker.

Unter dieſen verſchiedenartigen Einwirkungen hatte ſich ein drittes Geſchlecht herangebildet, dem die Gegenwart gehörte. Es waren diejenigen, welche die Poeſie Goethe's und ſeiner Zeitgenoſſen, die Dichtungen Tieck's und die frühern kritiſchen Urtheile der Schlegel als ein anerkanntes und ausgeſprochenes Erbe überkommen hatten. Für ſie war zum ruhigen Beſitz geworden, was jene erkämpft hatten. In einem ganz andern Luftkreiſe waren ſie aufgewachſen. War man früher aufgeklärt geweſen, ſo war man jetzt gläubig, und an die Stelle des freigeiſtigen Rationalismus ſollten Myſtik und Tiefſinn treten. Früher glaubte man in der Moral die Religion entbehren zu können, jetzt war die Moral in Verruf gekommen; früher verlachte man das Wunder und den Glauben als eine geiſtige Schwäche und Trägheit, jetzt ſah und fand man das Wunderbare überall. Hatte

ſonſt die breite Altklugheit das Wort geführt, ſo hörte man jetzt faſt nur das Stammeln und Lallen der Natur, der Unſchuld und ſogenannten Kindlichkeit. Einſt war Alles weltbürgerlich, human, von Freiheitsgedanken erfüllt geweſen; aus abſtracten Grundſätzen conſtruirte man einen allgemeinen Kosmopolitismus, nun war Alles hiſtoriſch, volksthümlich, germaniſch, mittelalterlich und kirchlich geworden. Die einſt verſpotteten Gedanken hatten ihre frühere Verachtung gerächt.

Das Streben, eine geſchmälerte Nationalität herzuſtellen, und die Sehnſucht nach einer einſt glänzenden Vergangenheit war auch Inhalt der Poeſie geworden. Volksthümliche Lieder, die in der Zeit des Kampfes entſtanden waren, ſangen von ritterlichem Streiten und Siegen der Ahnherren, von ihrem treuen Glauben, von Kaiſer und Reich, von der Kirche und ihren Wundern. Nun aber waren die Siege errungen, das Joch zerbrochen, und um die Löſung anderer Aufgaben handelte es ſich jetzt. Aber das Singen und Sagen von ritterlichen Thaten wollte nicht enden. Die Zeit der Rittergedichte brach herein. Die tölpelhaften und ungeſchlachten Kämpen der Spieß'ſchen und Cramer'ſchen Romane hatten ſich in tugendhafte Fouqué'ſche Nordlandsrecken, in blonde, tapfere, ſittige und wohlgezogene Jünglinge umgewandelt. Da war alles ritterliche Ehre, Minne, Biederkeit und Frömmigkeit, ſelbſt die lichtbraunen Rößlein und die Rüden und Bracken waren verſtändig. Schien es doch als wenn die Dichtung nur im Mittelalter, im deutſchen Mittelalter, im ritterlich frommen deutſchen Mittelalter ihre Heimat habe, und hier allein ebenbürtige Formen finden könne.

Aber nicht allein die deutſche Dichtung älterer Zeiten, auch die der ſüdweſtlichen Völker war wieder entdeckt worden. Früher war ausſchließlich von der Muſtergültigkeit antiker

Poeſie die Rede geweſen, jetzt ſollte die romantiſche mindeſtens ebenſo viel, ja noch mehr gelten. Seit Schlegel's Ueberſetzung war Shakſpeare's Name in aller Munde, faſt gewöhnte man ſich ihn neben den eigenen großen Dichtern als einen Deutſchen anzuſehen. Die Voß'ſche Ueberſetzung folgte, und ihr manche andere. Raſcher noch war man von der erſten dürftigen Kunde der ſpaniſchen Literatur, von ſchwachen Verſuchen zu umfaſſenden Studien, Ueberſetzungen, Nachbildungen und einer ſchwärmeriſchen Bewunderung fortgeſchritten. In den ſpaniſchen Romanzen und im Drama lebte noch der echt ritterliche Geiſt, die alte Frömmigkeit und eine alte Kunſt. Calderon ſollte wie Shakſpeare, ja mehr noch Inbegriff und Muſter aller wahren dramatiſchen Dichtung ſein. An allen ſchwierigen romaniſchen Versmaßen, nicht an Sonetten allein, mühte man ſich ab, und Sterne, Perlen, Jasmin und narkotiſche Blumendüfte durfte der Dichter nicht ſparen.

Gerade die reichſten Talente wurden von dieſem dunkeln Zuge am ſtärkſten ergriffen. Arnim und Brentano, mit denen Tieck in mannichfacher perſönlicher Verbindung geſtanden hatte, verloren ſich in phantaſtiſcher Willkür, bei Werner war alles Traum und Viſion, und weiter noch gingen Andere. Es war die Frage, ob die ältern Meiſter, welche die neue Kunſt eingeführt hatten, dieſe allerneueſten Künſte gutheißen würden.

Wenn Tieck dieſe Bewegung überſchaute, welche in dem letzten Jahrzehnd eine allgemeine geworden war, ſo mußte er ſich geſtehen, er und ſeine Freunde hatten dazu einen erſten Anſtoß gegeben.

Unendlich oft hörte er die Worte wiederholen, die er als Jüngling ausgeſprochen hatte, aber hatte man ſie damals nicht verſtanden, ſo ſchien man ſie heute zu misverſtehen. Es

war daſſelbe, was er gewollt hatte, und doch etwas ganz Anderes; es waren die Farben, welche er gebraucht hatte, und doch ein fremdartiges Bild. Oft wollte es ihm als es eine Caricatur ſeiner Jugend erſcheinen; und er war über die Jugend hinaus. Dieſen neuen Genies gegenüber kam er ſich nicht ſelten wie ein Philiſter aus der Vergangenheit vor, und faſt lächerlicher noch als die Aufklärung waren ihm jetzt diejenigen, welche auf ſie ſchalten, nachdem ſie dieſelbe von ihm verachten gelernt hatten. Die allgemeine Anſicht des Publicums war jetzt ungefähr auf dem Punkte angekommen, wo er vor zwanzig Jahren geſtanden hatte. Wenn man ihm von vielen Seiten zurief, nun ſtimme man mit ihm überein, man wolle nur was er gewollt habe, ſo war ihm dieſe Anerkennung mitunter bedenklicher, als alle frühern Angriffe. Jetzt konnte er mit größerm Rechte ſeinen Nachahmern entgegenrufen, was er ſchon 1800 im „Neuen Hercules" den Autor zum Bewunderer ſagen ließ: „So ſtreut man nur Worte in den Wind, die nachher zum Misbrauch gut genug ſind." Die Standpunkte hatten ſich geändert, die Entfernung, welche ſie voneinander trennte, war dieſelbe geblieben.

Nachdem er Jahre lang die myſtiſche Philoſophie ſtudirt, und mit ihr gerungen hatte, waren ſeine Kräfte in ein mehr harmoniſches Gleichgewicht getreten. Die Idee der Ironie als der höchſten und klarſten Beherrſchung des Stoffes war ihm aufgegangen. Ein freier und leidenſchaftsloſer Ueberblick des Lebens und ein reineres künſtleriſches Geſtalten war damit verbunden. Es lag darin der Gedanke, ſich ſittlich über den Erſcheinungen zu halten, ſich nicht von ihnen unterwerfen oder fortreißen zu laſſen.

Eben das aber war bei den meiſten der Fall. Man hörte nur von Geheimniß, Dunkel und Myſtik, und Freund und Feind ſchienen darin einig zu ſein, daß ein conſequentes Fort-

ſchreiten auf dieſem Wege zur katholiſchen Kirche führen müſſe. Brentano war katholiſch, F. Schlegel war es geworden, andere folgten dem Beiſpiele, und Werner hatte ſeine Feder der Mutter Gottes geopfert. Die Eifrigſten forderten laut die Unterwerfung aller Poeſie unter das katholiſche Syſtem. Konnte aber Tieck geneigt ſein, als Mann gutzuheißen, was er unter ganz anderen Einflüſſen und Stimmungen ſchon als Jüngling von ſich abgewieſen hatte? Er hatte die hiſtoriſche katholiſche Kirche als eine alt begründete, als frühere Bewahrerin der Legende, der Poeſie und aller Künſte, gegen unverſtändige Angriffe vertheidigt; aus dichteriſchem Gefühlsdrange, aus innerer Gerechtigkeit, aus freier Ueberzeugung hatte er es gethan, folgte daraus die Nothwendigkeit ſich dem gegenwärtigen Katholicismus unterzuordnen? In der Poeſie lag an ſich ſchon das Wunderbare, Religiöſe, aber das hatte man ihm nicht glauben wollen, darum hatte er den ſpießbürgerlichen Utilismus der ältern Zeit bekämpft, aber den modern überſpannten, den katholiſirenden konnte er ebenſo wenig gutheißen.

Ganz anders ſahen viele der jüngern Dichter die Sache an. Sie wollten aus der dichteriſchen Wahrheit eine praktiſche machen, und waren Dichter und Helden ihrer Romane und Epen zugleich. Die Einen wollten Mönche, die Andern kreuzfahrende Ritter ſein. Dichtung und Leben verſchwammen hier in Eines, die Dichter verloren ſich an ihre Stoffe, dies konnte ſchließlich nur Zerrbilder geben. Oft genug ward Tieck an Don Quixote erinnert; dieſem war es mit ſeinen Thaten nicht mehr Ernſt als den neuen ritterlichen Dichtern, die nicht daran dachten, daß dieſe Minne, dieſe Rittertugend, dieſes Vaſallenthum, welches ſie verherrlichten, weder jetzt noch jemals exiſtirt habe. Er ſtand hier auf Goethe's Standpunkte, das heißt auf dem aller wahren

Dichter. Aus dem Leben ſelbſt mußte die Poeſie quellen; aber eine angebliche Poeſie, was der Einzelne dafür hielt, in das Leben hineintragen zu wollen, konnte nur mit Verkehrtheit und Abgeſchmacktheit enden. Ueberall vermißte er die unverfälſchte Wahrheit der Natur, ohne welche keine Kunſt beſtehen kann; überall blickte das Gemachte, das Willkürliche durch.

Dieſes neue Syſtem nannten Anhänger und Gegner die romantiſche Schule, und Tieck galt ihnen für das Haupt derſelben. Aber dies war ein großes Misverſtändniß. Stets hatte er die Schule bekriegt, nun ſollte er ſelbſt der Stifter einer ſolchen ſein. Niemals hatte er daran gedacht; zu einem Partei- und Sektenhaupte, zu einem literariſchen Agitator fehlte ihm nicht mehr als Alles. In ſeiner Weiſe kämpfte er, aber in die Tagesliteratur hatte er ſich nie gemiſcht. Er hatte zu viel mit ſich ſelbſt zu thun, um an eine bewegliche und ſich zerſplitternde Thätigkeit zu denken; er war zu tief, wenn man will zu ſchwerfällig, zu bequem. Alles Parteiweſen haßte er; er haßte es auch darum, weil es Unterordnung und Aufgeben des Individuellen verlangte.

Als er mit den Schlegel und Novalis verbunden war, hatte man auch von einer neuen Partei, von einer kritiſchen oder einer Schlegel'ſchen Schule geſprochen. Allerdings waren ſie durch ein freundſchaftliches Verhältniß miteinander verknüpft, wie überall diejenigen, welche in gewiſſen Grundanſichten übereinſtimmen. Schon damals wurden ſie von den Gegnern als unterſchiedsloſe Maſſe behandelt und Einer für den Andern verantwortlich gemacht. An ein planmäßiges Machen und Organiſiren dachten ſie ſelbſt nicht, auch wenn man ſich im „Athenäum" vereinte und auf einander Sonette dichtete. Und was bewieſen am Ende dieſe Sonette? Hatten nicht Klopſtock, ſeine Freunde und die ältern Dichter des achtzehnten

Jahrhunderts genug Oden und Lieder auf einander gemacht? Niemand hatte Anstoß daran genommen. Auch ging Tieck von Anfang an so selbständig seinen Weg, daß dies mehr als ein Mal Veranlassung ernstlicher Entzweiung mit dem ältern Schlegel zu werden drohte.

Jetzt aber noch viel weniger als früher wollte er eine romantische Schule anerkennen. Er konnte nicht einstimmen, wenn man ihm von der Romantik, als einer besondern Gattung der Poesie, reden wollte. Unter wechselnden historischen Bedingungen konnte diese erscheinen, an sich aber mußte sie immer dieselbe sein und bleiben. Damit war seine Stellung in jener Zeit, als er seinen Wohnsitz in Dresden aufschlug, entschieden. In dem Augenblicke, wo man ihn als zweites dichterisches Haupt Deutschlands begrüßte, war er dennoch innerlich isolirt. Es konnte nicht anders sein. Wie alle bedeutenden Naturen war er zu eigen gebildet, zu allseitig, als daß er jemals in den allgemeinen Ruf des Tages hätte einstimmen können, auch wenn seine Worte zum Feldgeschrei gemacht wurden. Im Munde Anderer wurden es andere Worte.

2. Dresden.

Gegensätze und Meinungsverschiedenheit dieser Art waren in Dresden nicht zu befürchten. Die literarischen Kreise, welche hier herrschten, und mit denen eine Berührung nicht ausbleiben konnte, waren ganz anderer Natur; sie stammten zum Theil noch aus jenen Zeiten, die längst für abgethan galten. Es gab eine locale Tagesliteratur, welche, durch bekannte Männer geleitet, auf die öffentliche Meinung

keinen geringen Einfluß ausübte, und als eine Art von Macht auftrat. Eine Anzahl mittlerer, gewandter, federfertiger Talente war hier vereinigt. Ohne Tiefe und entschiedene Richtung waren sie zufrieden, dem Bedürfnisse und Geschmacke des Tages zu dienen, und das Publicum zu unterhalten. Sie stimmten darin überein, nicht entschiedene Anhänger der romantischen Schule zu sein. Nach Bildung und Neigung gehörten sie vielmehr der alten Aufklärung an, doch je nach Umständen ließen sie sich auch in dem neuen Tone vernehmen.

Die anerkannteste und geehrteste Autorität war Böttiger, mit dem Tieck fast fünfundzwanzig Jahre nach dem „Gestiefelten Kater" durch ein eigenes Geschick dauernd zusammengeführt wurde. Nach Herder's Tode nach Dresden berufen, machten ihn Gelehrsamkeit, Vielseitigkeit und Vielthätigkeit bald zum Führer und Lehrer der öffentlichen Meinung in gelehrten und künstlerischen Dingen. Als eleganter Philolog und Alterthumsforscher hatte er eine entsprechende Stellung bei dem Antikencabinet; aber auch über Literatur, Schauspiel und Kunst im Allgemeinen ließ er sich nicht selten öffentlich vernehmen.

Wie Böttiger stammte der namhafteste der dortigen Dichter ebenfalls aus der ältern, ja ältesten Schule her, Tiedge, der Freund Elisa's von der Recke, der vielgefeierte und bekränzte Sänger der „Urania". Seine Poesie war noch vor Goethe'schen Datums, denn in Gleim's Freundeskreisen war er gebildet. Der Kern dieser Ansichten und Dichtungen war die gute, alte, nüchterne Prosa, die bis auf den „Werther" Vielen für mehr gegolten hatte. Tiedge war dabei nicht stehen geblieben. Nicht ohne Formtalent hatte er sich den sentimental-declamatorischen Ton späterer Zeiten angeeignet, und unter bilderreichen, wohltönenden, schäumenden Versen verbarg sich die ursprüngliche Trockenheit. We-

nig wurde hier durch Vieles ausgedrückt; aber dieſe redneriſche und nüchterne Tugend fand ungemeinen Beifall. Seine „Urania“ erlebte Auflage nach Auflage, und alte fromme Damen und junge Mädchen wallfahrteten, um den ſinnigen Dichter zu verehren.

Tieck und Tiedge, aus früherer Zeit miteinander bekannt, hatten beide gleichzeitig im Jahre 1819 ſich nach Dresden überſiedelt. Ohne nähere Beziehungen zu haben, ſetzten ſie den geſelligen und literariſchen Verkehr in bequemer Weiſe miteinander fort. Als Tiedge mit ſeinem letzten Lehrgedichte, „Der Markt des Lebens“, beſchäftigt war, bat er Tieck, ihm irgendeinen lesbaren neuern Philoſophen nachzuweiſen, da er in dieſer Literatur unbekannt ſei, in ſeinem Gedichte aber doch davon zu ſprechen wünſche. Tieck ſchlug ihm Solger's Schriften vor, ohne damit große Ehre einzulegen. Denn als Tiedge auf eine ſcharfe Kritik Klopſtock's ſtieß, warf er das Buch mit Abſcheu von ſich. Zu komiſchen Verwechſelungen gab nicht ſelten die Aehnlichkeit der Namen Veranlaſſung. Tieck behauptete bisweilen im Scherze, er habe manche Huldigung übereifriger Bewunderer ſtillſchweigend und duldend hinnehmen müſſen, die eigentlich ſeinem Collegen gegolten habe. Einmal kam es ſogar vor, daß ein bekannter, aber in der Literatur wenig heimiſcher Arzt, der ſeine Hochachtung vor Dichtern beweiſen wollte, in einer Geſellſchaft Tieck's Wohl mit den Worten ausbrachte: „Vivat Oranien!“ „Das war ein großer Held“, erwiderte Tieck, heiter darauf eingehend, „den können wir ſchon leben laſſen!“

Ein dritter vielbeliebter Romanſchriftſteller war Friedrich Schulze, in der Bücherwelt Laun genannt. Schon im Jahre 1801 hatte Tieck ſeine Bekanntſchaft gemacht, und ein Sonett von ihm im Schlegel'ſchen Tone hatte, ohne daß man den Verfaſſer kannte, durch die dritte Hand Eingang in den

Muſenalmanach für 1802 gefunden. Es war ein ſtiller, anſpruchsloſer Charakter, und ein gewandtes, leichtes Talent. In zurückgezogener Aemſigkeit ſorgte er ſchon ſeit den neunziger Jahren durch eine lange Reihe von Romanen und Erzählungen, in denen er bald in das gewöhnliche Kleinleben, bald in die Ritterzeit oder in die Geſpenſterwelt hineingriff, für die Unterhaltung des Publicums. Eine wahre Fabrikthätigkeit auf dieſen Gebieten entwickelte Guſtav Schilling, der es bis auf hundert Bände brachte, und Richard Roos gab ihm darin wenig nach.

Die Inhaber der Tagespreſſe waren Friedrich Kind und Theodor Hell. Der erſte war als Erzähler aufgetreten und hatte das Publicum nach und nach mit ſeinen „Malven", „Tulpen" und „Lindenblüten" beſchenkt, zu denen noch das „Vergißmeinnicht" von Hell kam. Kind verſuchte ſich auch im Schauſpiele und gewann bald darauf durch ſeinen „Freiſchütz" eine raſch vorübergehende Berühmtheit. Hell arbeitete im Luſtſpiel; er hielt ſich an die Vaudevilles der Franzoſen. Zu dieſen geſellte ſich ſpäter als tragiſcher Schriftſteller Eduard Gehe. Einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt beſaßen ſie in dem früher von Laun, Hell und Kuhn geſtifteten literariſch-geſelligen Verein, der Liederkreis, und ihr Tagesblatt war die „Abendzeitung", welche Kind und Hell ſeit 1817 gemeinſchaftlich herausgaben, an der auch Böttiger Antheil nahm.

Alle dieſe Schriftſteller gingen in Anſichten und Begabung über die behagliche Mittelmäßigkeit nicht hinaus. Die meiſten von ihnen waren in Dresden geboren, ſie waren untereinander mannichfach verbunden, und bildeten eine geſchloſſene Reihe. Die Ueberſiedelung eines Mannes wie Tieck nach Dresden war für ſie ein wichtiges Ereigniß, ihre Stellung mußte eine andere werden, ſobald ſie eine große

dichteriſche Autorität neben ſich hatten. Reibungen konnten nicht ausbleiben. Ohnehin war es eine Zeit, wo man in politiſcher Abſpannung literariſchen Parteikämpfen, Perſonalien und Localintereſſen eine übermäßige Wichtigkeit beizulegen anfing.

Fühlte ſich Tieck ſchon im Gegenſatze gegen diejenigen, welche ſich ſeine Freunde und Anhänger nannten, wie hätte er ſich mit denen verſtändigen können, die weder das eine noch das andere waren, und gelegentlich den modernen Spuk mit dem alten Rationalismus zu verbinden wußten. Wie in frühern Jahren, fand er daher auch jetzt Veranlaſſung genug, immer wieder von Goethe und Shakſpeare als den großen Muſtern der Dichtkunſt zu ſprechen. Es erregte auf jener Seite ein unbehagliches Gefühl, wenn er Meiſterwerke vorlas, über ſie ſchrieb und ſprach, und das Alltägliche, Flache und Mittelmäßige beim rechten Namen nannte oder ganz überſah. Dagegen vernahm man den literariſchen Stoßſeufzer, man dürfe nicht mehr lachen, wenn Kotzebue kitzele, nicht mehr weinen, wenn Iffland's Ernſt rühre, beide würden gemein geſcholten, und deutſche Originale weggewitzelt, um Holberg's Nuditäten und unverſtandene Briten und Spanier zu bewundern.

Dennoch wurden beide Theile erträglich miteinander fertig. Böttiger war ein höflicher und auch gutmüthiger Mann, mit dem ſich leben ließ. Auch mit den Uebrigen kam ein Einvernehmen inſoweit zu Stande, daß Tieck ſeit dem Jahre 1820 dramatiſche Kritiken für die „Abendzeitung" ſchrieb.

Dagegen ſchloſſen ſich einige jüngere Dichter, die mit wärmſtem Eifer der Romantik huldigten, in perſönlicher Freundſchaft an, und machten ihn zum Mittelpunkte eines eigenen Kreiſes. Zuerſt Ernſt Otto von der Malsburg, ein junger Mann, der, ganz erfüllt von dem Gedanken der mo-

dernſten Poeſie, durch Schlegel zum Studium der ſpaniſchen Dichtung und zur Ueberſetzung Calderon's angeregt worden war. Mit Glück lieferte er eine Fortſetzung des ſpaniſchen Theaters; ſie erſchien ſeit dem Jahre 1817. Die Atmoſphäre ſpaniſcher Ritterlichkeit und Gläubigkeit entſprach ſeinem Charakter und Talente, und in ſeinen lyriſchen Dichtungen reproducirte er mit Empfindung, was er dort aufgenommen hatte. Er war nicht original oder ſchöpferiſch, doch warm, innig, überſchwänglich. Perſönlich war er liebenswürdig, treu und hingebend als Freund, gewandt, heiter und voll gutmüthigen Humors als Geſellſchafter. Auf ſeine Kenntniß des Spaniſchen legte Tieck hohen Werth, und ſeiner Ueberſetzung des Calderon gab er vor der Gries'ſchen den Vorzug. Für beide war das Studium der ſpaniſchen Literatur ein Einigungspunkt. Beide waren Liebhaber und Sammler alter Drucke, und ſcherzweiſe verabredeten ſie, daß der zuerſt Sterbende ſeine ſpaniſche Bibliothek dem Ueberlebenden als Erbe hinterlaſſen ſolle. Durch Malsburg's frühen Tod ward dieſer Scherz nur zu bald zum Ernſt. Im Jahre 1817 war er als kurheſſiſcher Geſchäftsträger nach Dresden gekommen, wo er mit einigen Unterbrechungen die letzten Jahre ſeines Lebens zubrachte.

Gleich an Jahren, aber als Schriftſteller älter und bekannter, war der Graf Heinrich Loeben, der unter dem Namen Iſidorus Orientalis Mancherlei in Vers und Proſa geſchrieben hatte. Neben Fouqué war er der allſeitigſte Vertreter der neueſten Romantik. Durch ſeinen erſten Roman „Guido" zog ſich ein wunderlicher und verworrener Nachhall von Novalis' „Ofterdingen". Zu der mittelalterlichen Ritterlichkeit kam ein unklarer und mit ſich ſelbſt ringender Sinn, der oft mit Gleichniſſen nur ſpielte, und katholiſirende Neigungen. Bald war er der andächtige Pilgersmann, bald

ein irrender Ritter oder ein klagender Schäfer. Der Karfunkel, die Hyacinthe und Narciſſe, alle Blumen und Edelſteine der ſpaniſchen Dichter gingen durch ſeine Hand. Mit ungemeiner Leichtigkeit producirte er. Sein beweglicher Vers war der Ausdruck einer unruhigen und überreizten Phantaſie. In ſchweren Krankheiten und anhaltenden Leiden ſchienen ſich dieſe Seelenkräfte auf Koſten der Geſundheit zu ſteigern.

Befreundet mit beiden war Karl Förſter, Lehrer an der dresdener Cadettenanſtalt, eine offene, einfache und weiche Natur. Mit vielſeitiger Gelehrſamkeit ausgerüſtet, war er beſonders Kenner der italieniſchen Literatur und Kunſt. Seine Ueberſetzungen des Petrarca und Taſſo zeigten, wie ſeine eigenen Gedichte, ein nicht unbedeutendes Formtalent.

Zu ihnen kam der Graf F. Kalkreuth, Sohn des Feldmarſchalls; auch er hatte Manches im romantiſchen Ton geſchrieben; und endlich Tieck's älterer Freund, Wilhelm von Schütz, welcher als ein eifriger Anhänger F. Schlegel's, die Ueberſchwänglichkeit der jüngern Romantiker noch überbot.

Dieſe bildeten den engeren Kreis, der ſich ohne Tieck's Zuthun um ihn ſammelte. Alle waren jüngere Männer, begabt, begeiſtert für eine eigenthümliche Auffaſſung der Poeſie, als deren Meiſter ſie Tieck anerkannten. Reine Hingebung und aufrichtige Bewunderung ſeiner Dichtungen brachten ſie ihm entgegen. Durch die Einfachheit und vollendete Durchbildung, die es ihm unmöglich machte, irgendeinen geiſtigen Druck auf Andere ausüben zu wollen, durch die feine Sitte und geſellige Form, die ſeine Natur war, wurden ſie gefeſſelt. Sie ſelbſt bedurften eines Mittelpunktes, eines Namens, an den ſie ſich anſchloſſen; ſo erhoben ſie Tieck auf den Schild und nannten ihn ihren Meiſter. In ſeiner mittelalterlichen Sprache bezeichnete Loeben ihn als ſeinen Ritter und ſich als getreuen Knappen. Gewann es für die Gegner

den Anſchein, als wenn ſich Tieck wirklich zu einem Sektenhaupte erheben wolle, ſo konnte doch nur der ſo urtheilen, der ihn nicht kannte. Unbekümmert um die Deutungen, welche dies Verhältniß erfuhr, ließ er geſchehen, was ſich von ſelbſt machte. Weder ſtimmte er mit ſeinen Freunden in allen oder den wichtigſten Punkten überein, noch verkannte er ihre Einſeitigkeiten und Schwächen, aber nicht minder ſchätzte er ihre Treue und liebenswürdige Hingebung. Ungeſucht bildete ſich eine literariſche Geſellſchaft, die ſich regelmäßig verſammelte, in der man eigene oder fremde Dichtungen vorlas und mit freundſchaftlicher Kritik beurtheilt.

Zu den Freunden, welche in Dresden lebten, kamen vorübergehend auch auswärtige, welche Abwechſelung und manche neue Anregung brachten. Nach langer Trennung ſah Tieck im Jahre 1820 ſeine Schweſter, jetzt Frau von Knorring, wieder, welche einen ihrer Söhne aus Livland nach Heidelberg begleitete. Noch beſchäftigte ſie ſich eifrig mit Poeſie und Literatur. Ihre Gedichte und Dramen trugen den Charakter der modernen bunten Romantik, welche märchenhafte Stoffe in klingende romaniſche Versmaße einkleidete. Auch ſein Bruder Friedrich kam, der nach einem unruhigen Wanderleben in der Schweiz, lange in Carrara gelebt hatte, und jetzt bei der Kunſtakademie in Berlin angeſtellt war. Im Sommer 1822 erſchien Jean Paul, mit dem Tieck heitere Tage verlebte. Im Anfange hatte ſich eine gewiſſe kühle Rückhaltung und Befangenheit zwiſchen beide gelagert; ſie mochten ſich erinnern, daß ſie bei aller Anerkennung nicht immer glimpflich über einander geurtheilt hatten. Doch endlich wurde das Eis gebrochen; offen und unbefangen beſprachen ſie ihre Dichtungen und ihre gegenſeitige Stellung, und zu Jean Paul's großem Ergötzen las Tieck den „Attila Schmelzle" vor.

Dem engern Freundeskreiſe ſchloß ſich auch Wilhelm Müller an, der mit Loeben befreundet war. Seine „Müller- und Waldhorniſtenlieder" fanden allgemeinen Anklang; einen tiefen Eindruck machten bald darauf die „Griechenlieder". Die Verſtändigung mit ihm war leicht. Er war geſund, friſch, wahr, von allem Grillenweſen entfernt, und für die einfache Liederpoeſie in hohem Grade begabt. Als er einſt Tieck einen dramatiſchen Verſuch mittheilte, und dieſer ihm auseinanderſetzte, daß das Drama nicht ſein Beruf ſei, verwarf er ohne Empfindlichkeit und mit voller Anerkennung der dargelegten Gründe ſeine Dichtung, und hielt ſich ſeitdem von dieſer Gattung fern. Auch Ludwig Robert und Holtei kamen zeitweiſe nach Dresden.

Eine der ſeltſamſten Erſcheinungen tauchte von anderer Seite auf, die auf Tieck einen überraſchenden Eindruck machte. Unter vielen dichteriſchen Erſtlingswerken, welche ihm zugeſendet wurden, empfing er im Herbſt 1822 ein Manuſcript, das ſchon äußerlich durch Umfang und Gewicht gegen die übrigen nicht wenig abſtach. Es war eine Tragödie, betitelt „Theodor von Gothland". Der Verfaſſer hieß Grabbe, und bat um Tieck's richterliches Urtheil. Auf den erſten Blick erkannte er die große, aber rohe und verwilderte Kraft. Da war nichts von Schwächlichkeit, nichts von dichteriſcher Koketterie, es war das Arbeiten eines ungebändigten, dunkel bewußten Talents. Der Verfaſſer hatte Shakſpeare ſtudirt und in ſich aufgenommen, aber die dichteriſche Wuth führte ihn weit hinaus über Alles, was die ältern Genies ſich erlaubt hatten. Die Weichlichkeit des herrſchenden Geſchmacks beſtärkte ihn in ſeiner natürlichen Richtung. Es fehlte nicht an tragiſchen Momenten und Gedanken, aber Vieles war hart, bizarr, ja blutig und entſetzlich. Mit der Raſerei der Leidenſchaft, die ſich ſelbſt zerfleiſchte, paarte ſich

bisweilen ein widerlicher Cynismus; die Kraft ſchlug in ein krampfhaftes Wüthen, in einen unpoetiſchen Materialismus über. So konnte nur ein großes Talent und ein unglücklicher Menſch ſich darſtellen. Voll Theilnahme ſprach ſich Tieck in einem Briefe in dieſem Sinne aus, und ſogleich antwortete der Dichter mit der Ueberſendung eines zweiten Stücks. Dieſes Mal war es ein Luſtſpiel.

Tieck hatte Recht. Ein unglücklicher Menſch hatte dies geſchrieben; es war ein Talent, das ſchon im Augenblicke des Auslaufens zu ſcheitern drohte. Grabbe ſtudirte damals in Berlin. In Detmold, wo ſein Vater Zuchthausbeamter war, empfing er unter drückenden Verhältniſſen die erſte Ausbildung. Doch ſeine Anlagen zeichneten ihn aus; man erwartete von ihm Bedeutendes, und nahm ſich ſeiner an. Auf verſchiedene Weiſe ſuchte man auf ihn zu wirken und ihn nutzbar zu machen. Eine Zeit lang ſollte er Prediger, dann Archivar und Diplomatiker werden. Er häufte Maſſen entgegengeſetzter und verworrener Kenntniſſe auf, die ihn zuletzt anwiderten und ihm die gelehrten Studien verleideten. Aber er ſpürte etwas vom Dichter in ſich, und bald ſchien das Gefühl in ihm Oberhand zu gewinnen, daß man die Kraft in ihm am wenigſten würdige, auf die er ſtolz war. Er zeigte ſich abſpringend und reizbar, wunderlich, hochmüthig und voll Leidenſchaft. Endlich ging er nach Leipzig und Berlin, um die Rechte zu ſtudiren; hier vollendete er ſeine früher begonnenen Dichtungen.

Jetzt ſuchte er nach irgendeinem Mittel des Unterhalts. Bei ſeiner Vorliebe für das Drama glaubte er auch Beruf für deſſen Darſtellung zu haben; er beſchloß Schauſpieler zu werden. Er glaubte mit den größten Naturmitteln ausgeſtattet zu ſein; ſeine Einbildung ſpiegelte ihm vor, auf der Bühne müſſe er ungeheuern Eindruck machen. Inzwi-

schen war er nach Leipzig zurückgegangen, von wo er Tieck seine Wünsche und Absichten im März 1823 mittheilte. Er schilderte seine unwiderstehliche Neigung für das Theater; er besitze eine Stimme, die aller Modulationen fähig sei; sein Talent sei das vielseitigste, Hamlet, Lear und Falstaff vermöge er darzustellen. Er beschwor ihn, seine Anstellung bei der dresdener Bühne zu vermitteln, und ihn dadurch zugleich einer drückenden Lage zu entreißen. Durch diese Ankündigungen ward Tieck auf das höchste gespannt.

Es war im Frühling 1823, als ein Fremder zu ihm ins Zimmer trat; eine schwächliche Figur, ein bleiches Gesicht, von Sorge und Leidenschaft zerstört. Verlegen und unbehülflich, kündigte er mit polternder Stimme an, er sei Grabbe. Kaum konnte es eine größere Selbsttäuschung auf der einen, und Enttäuschung auf der andern Seite geben. Von allen Talenten, die Grabbe von sich gerühmt hatte, besaß er keines, weder Stimme, noch Haltung, noch Wandlungsfähigkeit. Alles beruhte auf einer Einbildung, die sein Unglück vermehrte. Für nichts paßte er weniger, als für ein öffentliches Auftreten auf den Bretern. Der Druck enger Verhältnisse, und das trotzige Gefühl seiner Kraft hatten ihm etwas Störrisches gegeben. Einige Leseproben, auf denen er bestand, fielen ungünstig aus, und bestätigten, daß er für das Theater keinen Beruf habe. Auch ergab sich, daß durch häufigen Genuß geistiger Getränke seine Gesundheit zerrüttet sei.

Bei seiner Zügellosigkeit paßte er in kein bürgerlich geordnetes Verhältniß. Er war schwer unterzubringen; seine Dramen, auf die er hoffte, ließen sich nicht darstellen. Auf Tieck's Verwenden suchte indeß die Intendanz des dresdener Theaters ihn anderweitig zu unterstützen. Aber dies konnte ihm nicht genügen. Er vermochte von seinen

Einbildungen nicht zu laſſen, und glaubte ſich verkannt und zurückgeſetzt. Er hatte ſich Tieck in die Arme geworfen, von ihm erwartete er Hülfe, Erleichterung ſeines Zuſtandes und Erfüllung phantaſtiſcher Wünſche, in der er eine Anerkennung ſeines Werthes ſah.

Tieck that, was in ſeinen Kräften ſtand; er behielt ihn in ſeiner Nähe, und zog ihn zu ſeinen Geſellſchaften. Aber es war ſchwer mit ihm zu verkehren. Die Gegenwart Anderer war ihm läſtig; er war bald ſcheu, bald hochfahrend. An keinem Geſpräche nahm er Theil; oft ſtand oder ſaß er ſtumm auf einer Stelle, oder ſah, unbekümmert um die Gegenwärtigen, zum Fenſter hinaus. Es war ein ſeltſames Gemiſch von Stolz und Unbehülflichkeit. Am beredteſten war er in der Mitte ungebildeter Leute. Als Tieck einſt zufällig an einer gewöhnlichen Schenkwirthſchaft vorüberging, ſah er Grabbe in der Mitte mehrerer Spießbürger beim Biere ſitzen, denen er erhitzt und großſprecheriſch von ſich und ſeinen Dramen erzählte, obgleich ſie ſchwerlich je etwas von Poeſie, und von ſeinem Namen gewiß nichts gehört hatten.

Endlich zeigte ſich, daß er auch in Dresden nicht finde, was er ſuchte. Mit erhöhter Bitterkeit ſchied er, um ſein Glück anderweitig zu verſuchen. Tieck gab ihm Empfehlungen an einige Freunde mit. Zuerſt bot Grabbe ſeine Dienſte dem braunſchweiger Theater an. Aber Klingemann, der Vorſteher deſſelben, wußte ihn nicht zu beſchäftigen. Er ſchrieb an Tieck, es ſei eine heraustobende Natur, die bei allem Drange für die Bühne gar nicht paſſe. Ein ähnliches Schickſal hatte er in Hannover. Man bot ihm ein Gehalt, das einem Almoſen gleich kam. Hoffnungslos und verzweifelt kehrte er nach Detmold zurück. In der Nacht ſchlich er ſich in das Haus ſeiner Aeltern, denen er von ſeinem Berufe ſo viel erzählt, und die an ihn geglaubt hatten. Im Auguſt

1823 rief er Tieck's Hülfe von neuem an; er sei bereit Allem zu entsagen, und mit einer Schreiberstelle zufrieden zu sein.

Später nahm Grabbe's Schicksal für einige Zeit eine günstigere Wendung. Seinem Andenken an Tieck mischte sich aber ungerechterweise eine gewisse Gereiztheit bei. Sie war nicht zu verkennen in den halb widerlegenden Anmerkungen, mit denen er fünf Jahre später Tieck's Brief über den „Theodor von Gothland" begleitete, als er seine dramatischen Dichtungen herausgab. Noch minder in der Abhandlung über Shakspearomanie, in welcher er in absichtlichem Gegensatze zu Tieck Shakspeare's nachtheiligen Einfluß auf die deutsche Poesie zu beweisen suchte. Und doch war Grabbe selbst eine Zeit lang ein so exaltirter Bewunderer Shakspeare's gewesen, daß Tieck hatte mäßigen und zügeln müssen.

Im Herbste des folgenden Jahres 1824 kam F. Schlegel nach Dresden. Manches Jahr war verflossen, seit sie sich nicht miteinander ausgesprochen hatten. Auf der Rückkehr von England sah Tieck den Freund flüchtig in Frankfurt a. M., Briefe waren nur gelegentlich gewechselt worden. Ein Blick auf ihre gegenwärtige Stellung und ihr Verhältniß zueinander, und die Erinnerung an frühere Zeiten erweckte ernste Betrachtungen. Schon äußerlich war Schlegel bedeutend verändert. Er war corpulent geworden, sein Gesicht hatte breite, zerfließende Züge angenommen; man erkannte den Feinschmecker, dem bei aller Prophetik die Freuden der Tafel keineswegs gleichgültig waren. Er war wortkarg und bequem, nicht ohne Vornehmheit; in Gegenwart minder Bekannter schweigsam. Er schien nur Bedeutendes, Tiefsinniges sagen zu wollen.

Gleich in den ersten Gesprächen zeigte sich, daß sie das frühere persönliche Wohlwollen, das vollständig kaum je er-

löſchen konnte, zwar noch bewahrten, aber eine Verſtändigung ſchien nicht erreichbar. In den Zeiten des Idealismus hatte Schlegel das Wiſſen und die Kunſt vergöttert, jetzt wollte er ſie kaum noch dulden. Die Kirche und ihre Formen ſollte Eines und Alles ſein. Doch weder damals noch jetzt konnte Tieck dieſen Anſichten beiſtimmen. Die Philoſophie als Wiſſenſchaft verachtete Schlegel, beſonders die Dialektik. Zum Theil verwarf er hier, was er nicht kannte, und im ſtolzen Gefühle, zu beſitzen, was noththue, hielt er es für überflüſſig, die einzelnen Erſcheinungen kennen zu lernen. Als Tieck Solger rühmte, ſprach er von dieſem als einem unfertigen jungen Manne, aus dem vielleicht mit der Zeit hätte etwas werden können. Alles Studium hielt er für zu umſtändlich, zu weitläufig und für unnöthig, da man dies Alles auf kürzerm Wege haben könne. In der Poeſie erkannte er nur Calderon an, höher noch ſtanden ihm die Orientalen, ſie enthielten Alles in Allem.

Seine Urtheile über Tieck's neuere Dichtungen waren daher nichts weniger als ſchmeichelhaft. Er beſtritt die Möglichkeit, das moderne Leben dichteriſch zu behandeln; überhaupt jede Gegenwart entziehe ſich dem Dichter, nur die Vergangenheit könne er darſtellen. Von den Novellen meinte er, ſie ſeien ſchwacher Wein der Poeſie mit vielem Waſſer des Verſtandes vermiſcht. Als er hörte, Tieck beſchäftige ſich mit dem „Aufruhr in den Cevennen", und denke einen religiöſen Stoff zu behandeln, rieth er beſorgt von einem ſolchen Vorhaben ab; hier dürfe nichts übereilt werden, in ſo wichtigen Dingen könne Unreife oder Verſtimmung leicht zur Sünde werden.

Tieck dachte zu billig, um Schlegel Vorwürfe zu machen, aber es war eine Geduldprobe, wenn dieſer ſtets nur aus dem höchſten Tone ſprach, wenn er überall vorausſetzte,

Alles um ihn her liege im Argen, oder ſei im Traume befangen, er allein kenne die Zeit und wiſſe, wie ihr zu helfen ſei. Beſonders gegen Tieck liebte er, im untrüglichen Orakeltone zu reden. Stellte er ihn gleich als Dichter hoch, ſo ſprach er ihm doch jede Einſicht in die Philoſophie ab, und pflegte ihn mit der zuverſichtlichen Ueberlegenheit anzuhören, mit welcher der Meiſter die ſchwachen Verſuche eines eben geweihten Schülers oder eines Laien geduldig erträgt. In das eigenthümliche Weſen ſeiner Anſichten und Dichtungen einzugehen, hielt er nicht der Mühe werth, er glaubte ſie ohne das zu erkennen. Jedes Geſpräch ließ bei Tieck das tiefe Bedauern zurück, daß ein ſo reiches Talent der Verblendung maßloſer Selbſtüberſchätzung gerade in dem Augenblicke verfallen mußte, wo es ſich der größten Selbſtverleugnung rühmte.

3. Amt und Würden.

Tieck's Leben in Dresden hatte ſich jetzt feſter geſtaltet. Sein dauernder Aufenthalt daſelbſt blieb nicht ohne Einfluß. Als mittlere Reſidenzſtadt, im Beſitze großer künſtleriſcher und wiſſenſchaftlicher Hülfsmittel, gewährte es bedeutende Anregungen, aber es war nicht groß genug, um eine ſolche geiſtige Macht zu neutraliſiren oder in den Hintergrund zu drängen. Viele Verhältniſſe waren angeknüpft, Anerkennung und Widerſpruch hatten ſich eingeſtellt, dichteriſch ſchaffend und ſtudirend führte Tieck ein Leben, welches ihm ganz zuſagte. Sich ſelbſt, ſeiner Kraft verdankte er Alles. Durch keine Schranke beengt, wollte er ſich dieſe Freiheit be-

wahren. Auch war Niemand weniger geeignet, ſich äußern Dienſtverhältniſſen zu fügen; er kannte keine andere Ordre als die ſeines Genies, und keine andere Arbeit als die dichteriſche Muße.

Anders dachten ſeine Freunde. Manche wünſchten ihm eine ſorgenfreie Exiſtenz, welche der Staat ſicherſtellte; andere wollten ihn in eine geregelte Thätigkeit des bürgerlichen, oder wenigſtens des wiſſenſchaftlichen Lebens hineinziehen. Sie dachten ſein kritiſches Talent, ſeine künſtleriſche Erfahrung, ſeine Kenntniß der neuern Literatur und ausgedehnte Buchgelehrſamkeit dem praktiſchen Nutzen dienſtbar zu machen. Sie meinten ihm eine Wohlthat zu erweiſen, ſelbſt gegen ſeinen Willen. Man wollte ihn bei der Leitung des Theaters beſchäftigen, oder als Lehrer auf das Katheder ſtellen. Schon 1804 wünſchten ihm Einige an der reorganiſirten Univerſität Heidelberg eine Stellung zu ſchaffen. Auch Creuzer war dafür gewonnen worden; vorbereitende Schritte geſchahen, aber ſie führten zu keinem Ergebniß. Im Jahre 1812 trug ihm der Miniſter von Wietersheim die Stelle eines Oberbibliothekars in Dresden an, und 1816 ward ihm die unvermuthete Anerkennung einer wiſſenſchaftlichen Corperation zu Theil, indem die Univerſität Breslau ihm das Ehrendiplom eines Doctors der Philoſophie überſandte.

Später wurde eine mögliche Anſtellung Tieck's im Dienſte des Staats und der Wiſſenſchaft von Solger eifrig betrieben. Mit der Wärme des Freundes und dem Nachdrucke des Geſchäftsmannes nahm er ſich der Sache an. Schon in der Zeit des Aufenthalts in Ziebingen war Tieck dem Fürſten Hardenberg bekannt geworden. Er hatte auf dieſen einen günſtigen Eindruck gemacht. Der Mann war für ihn, welcher Alles durchſetzen konnte. Wiederholt hatte Hardenberg ihn zu Tiſche eingeladen. Es war eine ebenſo gewinnende

als imponirende Erſcheinung. Er mußte früher ſchön geweſen ſein; in der vollendeten Bildung des vornehmen Ariſtokraten und mächtigen Staatsmannes trat er ihm entgegen. Die würdigſte Haltung verband ſich mit einnehmender Freundlichkeit, fern von beleidigender Herablaſſung. Auch waren in Hardenberg's Nähe Perſonen, welche dieſe wohlwollende Stimmung für den Dichter zu nutzen ſuchten. Zu dieſen gehörte Koreff, der ſelbſt ein Romantiker ſein wollte; auch Stägemann. Mit Solger vereinigte ſich F. v. Raumer, der 1819 von Breslau als Profeſſor nach Berlin berufen worden war. Auch wollte man wiſſen, daß der Kronprinz, ein Gönner und Liebhaber der Poeſie, Tieck's Dichtungen beſonders günſtig ſei.

Der Staatskanzler forderte darauf den Cultusminiſter v. Altenſtein auf, für Tieck's Anſtellung geeignete Vorſchläge zu machen. Dieſer hielt es gerathen, den Dichter ſelbſt zu hören. Er fragte bei ihm an, ob er eine Stellung bei der Univerſität, der Akademie der Wiſſenſchaften oder der Künſte wünſche, wobei zugleich die Ausſicht auf eine dramaturgiſche Thätigkeit beim Theater eröffnet wurde. Aber auch hier lagen manche Schwierigkeiten in der Sache ſelbſt; noch ſchlimmer war es, daß durch Solger's plötzlichen Tod dieſer Plan im entſcheidenden Augenblicke ſeinen eifrigſten Beförderer verlor. Nun faßte man den Gedanken, Tieck an Solger's Stelle zum Profeſſor der Aeſthetik zu berufen. Aber dagegen ſträubte ſich ſeine Pietät; er fühlte ſich durch den Antrag erſchüttert und verletzt. Wie hätte er daran denken können, den Lehrſtuhl eines Mannes einzunehmen, als deſſen Schüler er ſich bekannte, und jetzt, wo er den Verluſt mit dem tiefſten Schmerze empfand? Er war Dichter und nicht Philoſoph; das Katheder erforderte ein Syſtem, und er hatte keines. Niemand ſprach trefflicher als er, aber

die Stimmung mußte ihn leiten, und dieſe ließ ſich durch keinen Lectionsplan gebieten. Ein ſolcher Lebenswechſel, eine ſo fremdartige, bisher nie geübte Thätigkeit noch im reifern Mannesalter zu übernehmen, war bedenklich. Erwog er dann ſeine Kränklichkeit, die Schmerzen, die ihn oft plötzlich und heftig überfielen, ſeine Schwerfälligkeit und Abhängigkeit von äußern Dingen, ſo ward er vollends unſicher und zaghaft. Er geſtand ſich, auf dem fremden Gebiete, als Profeſſor, der dociren ſolle, wurde er immer nur ein Stümper und halber Menſch bleiben. Nur widerſtrebend hatte er ſich durch ſeine Freunde in dieſe Sache verwickeln laſſen. Er hatte gezögert und ihre Geduld auf die Probe geſtellt; endlich ward Solger's Tod die Veranlaſſung, den Plan ganz fallen zu laſſen.

Bald darauf, es war 1822, hatten andere Freunde in Breslau eine ähnliche Abſicht. Nun wollte man ihn zum Profeſſor der neuern Literatur und Dramaturgen des Theaters machen, aber auch dies zerſchlug ſich.

Tieck kannte ſeine Natur beſſer als die Freunde, die ihn verſorgen wollten. Er wußte, daß ein feſtes amtliches Verhältniß für ihn nicht geeignet ſei; es konnte fraglich ſein, ob es irgendein Amt gebe, welches er zu führen im Stande ſei. Das Talent, die Kunſt dienſtbar und nützlich zu machen, war ihm platterdings verſagt; er hatte es ſo oft verſpottet und verlacht. Er zog es daher vor, frei zu bleiben und aus eigener Kraft die Bedrängniſſe zu überwinden, die von der Stellung eines modernen und eines deutſchen Dichters nicht zu trennen ſind.

Doch es gab noch einen Lehrſtuhl, der für ihn der entſprechende war, eben der, welchen er längſt ſchon inne hatte, der kritiſche beim Theater. Endlich trat auch hier eine glückliche Wendung ein. Schon früher hatte die berli-

ner Bühne, welche unter der Leitung des Grafen Brühl ſtand, Tieck's Rath für Einzelnes zu nutzen geſucht. Als Ludwig Devrient 1816 „Richard III." einſtudirte, wollte man ihn darüber hören, und als darauf Wolff den „Blaubart" zur Darſtellung zu bringen dachte, gab dies Veranlaſſung zu neuen Beſprechungen. Später, als der Fürſt Radziwill in ſeinem engern Kreiſe die Aufführung einiger Scenen aus dem „Fauſt" mit ſeiner Compoſition veranſtaltete, lud er Tieck ein, derſelben beizuwohnen. Er wünſchte ſein Urtheil zu hören, und obgleich Tieck ſonſt ein Gegner der Verſuche der Fauſtdarſtellungen war, fand er dennoch Vieles anzuerkennen. Nächſt der Muſik machte der Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz als Mephiſtopheles einen bedeutenden Eindruck. Nie hatte er einen Schauſpieler dieſe Rolle beſſer auffaſſen und darſtellen ſehen.

Endlich eröffnete ſich die Ausſicht, von Dresden einen größern Einfluß auf die berliner Bühne auszuüben. In Berlin war das königliche Theater das allein herrſchende. Es gab kein vorſtädtiſches, volksthümliches, wie in den ſüdlichen Städten. Zum Charakter dieſer ruhigen, genießenden Friedensjahre gehörte eine geſteigerte Theaterluſt. Man ſah in der Bühne zwar keine Erziehungsanſtalt für das Volk, aber das wichtigſte Kunſtinſtitut. Es waren die einzigen öffentlichen Intereſſen, die öffentlich beſprochen werden konnten; alles drehte ſich um dieſen Mittelpunkt. Man entwarf den Plan zu einer zweiten unabhängigen, nur von Privatleuten unterſtützten Bühne. Endlich war die Conceſſion gewonnen. Es war für Berlin ein großes Unternehmen, welches Schauſpieler, Kunſtkenner und Liebhaber, Beamte, Journaliſten und officielle Kritiker gleich ſehr in Aufregung ſetzte. Die durch das Privilegium geſchützte Kunſt ſollte aufhören, und eine Volksbühne gegründet werden. Das war

die Meinung der Enthuſiaſten, und die Freunde Tieck's wün ten, in ihm eine Autorität dafür zu gewinnen. Die erſte Nachricht gab ihm Ludwig Robert. Einer der Hauptleiter des Unternehmens erſchien ſelbſt in Dresden, und 1823 erfolgte die amtliche Einladung der Direction des neuen Königſtädtiſchen Theaters, an deſſen Einrichtung Theil zu nehmen, ein Repertoire aufzuſtellen, und für die Eröffnung ein Vorſpiel zu ſchreiben.

Einen Augenblick glaubte auch Tieck an dieſe Entwürfe. Er dachte ſich eine wirkliche Volksbühne, ein mittleres bürgerliches Theater, wie er es in ſeiner Jugend geſehen hatte; er hielt es für möglich, ein ſolches herzuſtellen. Bei mäßigen Mitteln konnten übertriebene Anſprüche nicht gemacht werden, der blendende, für den Geſchmack verderbliche Pomp ſollte fern bleiben, damit das einfache, bürgerliche Schauſpiel, welches mit Unrecht jetzt ganz verachtet wurde, das harmloſe Singſpiel und der Volkswitz wieder Raum gewinne. Nicht ein kritiſch naſenrümpfendes und überbildetes Publicum dachte er ſich, ſondern ein bürgerliches, wie es in den entlegenern Theilen der Stadt inzwiſchen entſtanden war. In die Zeiten ihrer Jugend und Unbefangenheit ſollte die Bühne zurückkehren, um von neuem heranzuwachſen. Er ſtellte ein Verzeichniß älterer Luſtſpiele zuſammen, auf dem Schröder, Jünger, Holberg, Gozzi ſtanden, auch Kotzebue und Iffland waren nicht ausgeſchloſſen.

Doch bald ward es klar, auf ſo ſchlichtem Wege waren die Dinge nicht mehr zu führen. Die Leiter des Unternehmens waren mit der anſpruchsloſen Hausmannskoſt der Väter, welche ihnen zugemuthet wurde, nicht zufrieden. Auch verlangten ſie, Tieck ſolle auf Beſtellung Verſe machen und Stücke ſchreiben. Damit durfte man ihm am wenigſten kommen. Er eilte ſich zurückzuziehen und bereute das umſowe-

niger, als auch hier Alles die verkehrte Bahn einſchlug, gegen die er unaufhörlich eiferte. Keine Volksbühne, ſondern eine glänzende Oper entſtand, und jener unerhörte Sturm der Theaterwuth brach los, den der Kritiker als das Zeichen einer abgeſpannten und an großen Intereſſen armen Zeit nicht ohne Bitterkeit belächelte.

Am nächſten ſtand Tieck die dresdener Bühne; ſie war auf ihn angewieſen. Schon ſein vollendetes Vorleſen dramatiſcher Werke mußte unwillkürlich einen bildenden Einfluß ausüben. Für den Schauſpieler konnte es keine beſſere Schule geben. Und er las nur, was vollendet war, oder mindeſtens nach einer Seite hin bedeutenden Werth hatte. Auch für die Darſtellung größerer dramatiſcher Dichtungen erholte man ſeinen Rath. Schon 1821 war der „Kaufmann von Venedig" nach ſeinen Angaben in drei Acten zur Aufführung gekommen. Bald darauf ſetzte er es durch, daß Kleiſt's „Prinz von Homburg" gegeben wurde. Zugleich hatte er Veranlaſſung, als Dramaturg öffentlich aufzutreten. Seine Kritiken fanden Eingang in die „Abendzeitung", und bildeten in den Jahren 1823 und 1824 einen ſtehenden Artikel derſelben. Ueber dem Standpunkte des gewöhnlichen Tageskritikers ſtehend, hatte er ſtets das Ganze der Kunſt und Literatur, und ihre Entwickelung im Auge. Das Niedere und Mittelmäßige fertigte er kurz ab, oder überſah es, zum Verdruſſe der Verfaſſer, um das wirklich Claſſiſche um ſo allſeitiger zu beſprechen. Wie Leſſing, kam er von den Künſtlern auf die Kunſt, und ſeine Kritiken erwuchſen allmälig zu einer dresdener Dramaturgie.

Ungeſucht, aus den Verhältniſſen hatte ſich dieſe Stellung gebildet. Zu ſeinem und des Theaters Vortheil wünſchten die Freunde ſie in eine ausgeſprochene und dauernde zu verwandeln. Auf dieſen Punkt wieſen ihn Talent, Gelehrſam-

keit und Vorliebe gleichmäßig hin. Bei Hofe war man ihm günſtig geſonnen; die Königin, die Prinzen und andere einflußreiche Perſonen wollten ihm wohl, ſo kam es zur Entſcheidung. Mit Beginn des Jahres 1825 wurde er bei der Hofbühne als Dramaturg mit einem jährlichen Gehalt von 700 Thalern und dem Titel eines Hofraths angeſtellt. Den Kreis ſeiner Pflichten hatte man weit und allgemein gezogen, ſie ſollten keine Laſt für ihn ſein. Als literariſcher Rathgeber trat er dem neuen Chef des Theaters, Herrn von Lüttichau, an die Seite. Bei Beſetzung, Anordnung und Einſtudirung der Stücke ſollte er gehört werden, an der Aufſtellung des Repertoires Theil nehmen. Vor allem hofften ſeine Freunde, er werde durch das Vorbild, welches er gab, durch Kritik, Einſicht und edle Humanität auf die allgemeinere Durchbildung und künſtleriſche Erziehung der Schauſpieler wirken.

So war denn endlich in Erfüllung gegangen, was er ſchon früher als ſeinen Beruf erkannt hatte. Von Amtswegen wurde ihm eine Stelle in jenem Kunſttempel angewieſen, in den er ſich als Knabe heimlich zu ſchleichen ſuchte; Alles, was er ſtudirt und erfahren hatte, kam zur Anwendung. Dazu erhielt er noch den Titel eines Hofraths, und die Hofräthe waren gerade die Perſonen, deren er in ſeinen jugendlichen Dichtungen oft genug geſpottet hatte. Dieſe Ironie hob er nicht ohne Selbſtbefriedigung hervor. Er hatte Recht gehabt, eine ſolche Wendung abzuwarten, und voll des beſten Humors ſchrieb er bald darauf: „Nun werde ich doch endlich einmal dafür bezahlt, daß ich reiſe und Komödie ſehe! Es iſt meine verdammte Schuldigkeit, daß ich mich amüſire, und Dienſt. Prügel dafür in der Jugend bekommen, im Alter Hofrath geworden; ſo gebührt es ſich!“

4. Die Kunſtreiſe.

Alſo ein Amt hatte Tieck, und dieſes Amt legte Pflichten auf, welche erfüllt ſein wollten. Eine der erſten und angenehmſten war eine Kunſtreiſe. Er ſollte den Intendanten bei einer theatraliſchen Rundreiſe durch Deutſchland begleiten. Freundſchaft, Neigung und Humor, ja ſelbſt Geſundheit, Alles kam zuſammen, ihm dieſe Amtshandlung ſo leicht als möglich zu machen.

Er fühlte ſich friſch und kräftig, wenngleich er manchen Anfall zu beſtehen gehabt hatte. Die Krankheit war mit ihm nach Dresden gewandert und mußte ebenfalls heimiſch werden. Wochen, Monate lang war er leidend geweſen. Zu Zeiten lähmte die Gicht Arm und Hand, ſie machte das Schreiben faſt unmöglich; er fühlte ſich in allem gehemmt, was ihm Lebensbedürfniß war. Von neuem duldete er, trug die Schmerzen mit Ruhe, ja Heiterkeit, und benutzte die Pauſen, die ihm gegönnt waren. Wiederum ward ein regelmäßiger Beſuch der Bäder nothwendig. Das nächſte und geeignetſte war Teplitz. Mit Erfolg brauchte er es in den Jahren 1821, 1823 und 1824. Dieſe Leiden waren jetzt ſo weit zurückgedrängt, daß er an eine weitere Reiſe denken konnte.

Mit ſeinem Vorgeſetzten, den er begleiten ſollte, verband ihn ein näheres Verhältniß. Das Haus deſſelben war ein Sammelplatz der gebildeten und künſtleriſchen Geſellſchaft Dresdens. Hier hatte er nicht nur Anerkennung und Verſtändniß ſeiner Dichtungen, ſondern auch bedeutende Anregungen und vor allem die edelſte Freundſchaft gefunden. So geſtaltete ſich die Amtsreiſe doppelt angenehm. In den er-

ſten Tagen des Mai 1825 brachen ſie auf. Der nächſte Zielpunkt, wo man länger verweilen wollte, um die Theaterzuſtände kennen zu lernen, war Wien. Der Weg führte über Teplitz und das wohlbekannte Prag. Bei jeder Meile, welche ſie weiter zurücklegten in dieſen heitern, oft geſehenen und doch immer neuen Landſchaften, fühlte er ſich freier, und erlebte wieder jene Empfindungen, welche ihm früh das Gedicht eingegeben hatten, „über Reiſen kein Vergnügen, wenn Geſundheit mit uns geht!“ Es war ihm eine Probe dafür, daß er noch nicht ſo alt und hinfällig ſei, wie er oft in den Stimmungen der Krankheit und des Unmuths geglaubt hatte. Er konnte die zweiundfunfzig Jahre ſeines Alters und die trüben Erfahrungen vergeſſen, und mit freudigem Staunen ſchrieb er nach Hauſe, er fühle, daß er ſeit 1819 jünger geworden ſei.

In einen weiten Kreis alter Freunde, neuer Bewunderer und Kunſtgenoſſen, und ariſtokratiſch glänzender Geſellſchaften trat er in Wien ein. Auch hier ging der literariſche Enthuſiasmus über die engern Grenzen hinaus. Ein Jeder wollte geleſen haben, wollte gebildet ſein und Verſtändniß für die Literatur zeigen. Alles, was dazu gehörte, ward zur öffentlichen Frage, ein berühmter Dichter mußte Aufſehen erregen.

Tieck lernte die wiener Literatur kennen; Grillparzer, deſſen liebenswürdige Perſönlichkeit ihn faſt mit ſeinen Trauerſpielen ausſöhnte, den vielgenannten Caſtelli, Weſt, Kurländer und Deinhardſtein, die ſchnellfertigen Theaterſchriftſteller. Er machte die Bekanntſchaft des Grafen Dietrichſtein und des Hofraths von Moſel, die an der Spitze des Theaterweſens ſtanden. Noch manchen wohlbekannten Schauſpieler fand er wieder, darunter Lange; neue Talente ſah er in Anſchütz und Sophie Müller, und das kaiſerliche

Burgtheater bewährte auch vor ihm ſeinen Ruf. Die reichen Kunſtſchätze bewunderte er wie früher, die Stadt, den Prater mit ſeiner bunten Menſchenmenge. Auch F. Schlegel ſuchte er in den eigenen Zauberkreiſen auf, und erkannte bald, daß auch hier ſeine Prophetie nicht ſo viel gelte, als er ſelbſt glaubte.

In den höhern Geſellſchaften empfing ihn ſein alter Bekannter Hormayr mit voller Ueberſchwänglichkeit. Bei der Fürſtin Hohenzollern, der Gräfin Salm, den Grafen Zichy, Palfy und Andern wurde er eingeführt. Er ward der Mittelpunkt ihrer Geſellſchaft, er ſollte vorleſen, converſiren, diniren und ſoupiren. Er ging von einer Hand in die andere, um ſich bewundern zu laſſen, und überall mußte er die Seite feinſter geſelliger Bildung und dichteriſcher Liebenswürdigkeit herauskehren. Mit aufrichtig gemeinten Huldigungen kam man ihm überall entgegen; man wollte zeigen, daß man einen Dichter zu ehren verſtehe. Doch mitten unter dieſer Bewunderung, im glänzenden Kreiſe der Damen, in den ſtrahlenden Salons ergriff ihn bisweilen eine dichteriſche und menſchliche Selbſtironie, die um ſo unwiderſtehlicher zu werden drohte, je weniger er ſie äußern durfte. In der ſonderbaren Stimmung hätte er über ſich ſelbſt lachen mögen, wo er ſich ernſthaft mußte feiern laſſen. Das gewaltſame Niederkämpfen dieſes ſchadenfrohen Kitzels erregte ihm beinahe körperliches Unbehagen. Jetzt erſtickte er im Lehnſeſſel faſt an der Fülle des Ruhms, nach dem er als heranwachſender Jüngling oft ſehnſüchtig geſeufzt hatte.

Nächſt Wien war München das bedeutendſte Reiſeziel. Sie gingen über den Traunſee, Iſchl, durch das Salzburgiſche. München war für Tieck ein Ort ſchmerzlicher Erinnerungen; kaum erkannte er es wieder. Manche, mit denen er damals verkehrt hatte, waren geſtorben, andere ihm

entfremdet; die Stadt ſelbſt trug ihren alten Charakter nicht mehr. Seitdem hatte ſich das neue Baiern erhoben, und neben dem alten München war ein neues entſtanden. Auch hier trat das Alterthümliche, das Volksmäßige, Vieles, was an die Vergangenheit erinnerte, vor einer glänzenden Gegenwart zurück. Prachtbauten im griechiſchen Stile ſtanden neben altbairiſchen Kirchen, Galerien und Sammlungen wurden geöffnet, eine Kunſtſchule gebildet, München ſollte eine großſtädtiſche Reſidenz werden. Auch ein glänzendes Theater gab es; die volksthümlichen Spiele waren herabgekommen. Man war ſtolz darauf, in Eßlair den erſten tragiſchen Schauſpieler Deutſchlands zu beſitzen.

Bei einem der erſten Beſuche des Theaters wurde Tieck dem Könige Max und der Königin in ihrer Loge vorgeſtellt. Der König war noch ganz der einfache, bürgerlich-ſchlichte Mann, wie er ihn früher geſehen hatte. Mit wohlwollender Gutmüthigkeit unterhielt er ſich eine Zeit lang mit Tieck. Tags darauf hatte dieſer eine Audienz bei dem Kronprinzen Ludwig, den ſein enthuſiaſtiſches Intereſſe für Kunſt und Literatur längſt ausgezeichnet und beliebt gemacht hatte. Der Prinz begrüßte ihn als alten Bekannten, und begann ein literariſches Geſpräch, in dem er zuletzt ſagte: „Eine große Ehre für mich, Ihren Namen zu haben! Heiße auch Ludwig. Große Ehre für mich, ebenſo zu heißen, wie ein ordentlicher Dichter.“

Von den neugeordneten Kunſtſchätzen wurden die Reiſenden nicht minder in Anſpruch genommen, als von dem geſelligen Verkehr. Tieck ſah ſeinen literariſchen Freund Schlichtegroll wieder, er lernte Thierſch und Klenze, den Schöpfer der münchener Prachtbauten, kennen, und in dem Miniſterialrath Schenk einen liebenswürdigen Dichter, der ihn ganz für ſich einzunehmen wußte.

Von München ging die Reiſe nach Stuttgart, wo man abermals die Boiſſerée'ſche Gemäldeſammlung bewunderte. Dann über Konſtanz, Winterthur und Zürich nach Schaffhauſen und Strasburg. Hier ſahen ſie die franzöſiſche Schauſpielerin George in zwei der größten tragiſchen Rollen, als Mutter der Makkabäer und Lady Macbeth, an einem Abend auftreten. Endlich erreichten ſie Karlsruhe und Manheim.

Winterthur hatte Tieck zu berühren gewünſcht, um den ſchweizeriſchen Schriftſteller Ulrich Hegner perſönlich kennen zu lernen. Alles, was dieſer Mann geſchrieben hatte, ſprach ihn in hohem Grade an, beſonders das treffliche Buch „Saly's Revolutionstage", welches Hegner bereits zu einem Briefe an Tieck Veranlaſſung gegeben hatte. Der einfache und natürliche Zug dieſer Schriften hatte ihn gewonnen. Er glaubte darin etwas von ſeinem eigenen Weſen zu erkennen, und wünſchte nun in mündlicher Unterredung manche Andeutung weiter ausgeführt zu hören. Erwartungsvoll eilte er, den unbekannten Freund aufzuſuchen. Er fand ihn in ſeinem altväteriſchen Hauſe, deſſen ganze Einrichtung die Erinnerung an altſchweizeriſches Leben erweckte, und eine überlieferte feſtſtehende Sitte verkündete. Als er ins Zimmer trat, erhob ſich ein ſtarkgliederiger und corpulenter Mann, der in den Sechzigen ſein mochte, ſchwerfällig vom Seſſel. Er hatte ein breites, bleiches Geſicht und einen kalten Blick. In ruhiger phlegmatiſch maſſiver Haltung trat er auf ihn zu. Doch als er hörte, wer der Ankömmling ſei, belebte ſich ſein Geſicht, ein eifriges Geſpräch begann, welches mit der Einladung endete, längere Zeit zu verweilen, damit man ſich ganz ausſprechen könne. Tieck mußte dies natürlich ablehnen, bat aber für heute mit ſeinem Reiſegefährten wiederkehren zu dürfen. Auf dieſes unbefangene Wort hin änderte ſich plötz-

lich die Scene. Die Aussicht, einen ihm unbekannten, hochgestellten Mann ohne Vorbereitung bei sich zu sehen, machte den an altfränkische Höflichkeit gewöhnten Schweizer stutzig. Er ward verlegen, kalt und einsilbig, das Gespräch stockte, er ließ die Einladung fallen; Tieck erkannte, daß es Zeit zum Rückzuge sei. Er ging nicht ohne Verstimmung über den wunderlichen Mann, der sich um einer Aeußerlichkeit willen in demselben Augenblicke eigensinnig verschloß, wo er sich mitzutheilen wünschte.

In Karlsruhe sah Tieck den rheinischen Hausfreund Hebel, dessen großes Talent volksthümlicher Dichtung er bewunderte. Wer Hebel recht kennen lernen wollte, that am besten, ihn im Wirthshause aufzusuchen, wo er bürgerlich bei Bier und Pfeife Abends zu sitzen pflegte. Er fand den schlichten, kindlichen Mann wieder, den er aus den Gedichten kannte. In der Unterhaltung kam man auf die Anekdoten des „Rheinischen Hausfreundes". In zutraulichem Tone fragte Tieck: „Aber, lieber Mensch, warum schreiben Sie denn nicht mehr solche hübsche Sachen?" Mit naiv trocknem Humor antwortete Hebel: „Jo, i wees nischt mehr."

Während eines kurzen Aufenthalts in Manheim fand Tieck auch seinen ältesten Freund Bothe wieder, der ihm die ersten Seelenschmerzen verursacht hatte. Dieser war als rühriger Philolog bekannt. Wol seit dreißig Jahren mochte ihn Tieck nicht gesehen haben. Wie jener sich auch äußerlich verändert hatte, selbst in der freundschaftlichen Aufregung erkannte er ihn innerlich wieder. Das Gespräch kam auf das Sonett, welches Tieck an ihn gerichtet hatte, und wie er ihn jetzt beurtheilte, sah er wohl, daß nur schwärmerischer Jugendenthusiasmus eine Freundschaft zwischen zwei so entgegengesetzten Naturen für möglich halten konnte.

Der nächste Beſuch galt den Theatern von Darmſtadt und Frankfurt a. M., wo Tieck zugleich den Rath Schloſſer und manchen andern Bekannten wiederſah. Darauf folgte ein Ausflug in den Rheingau, dann wandten ſie ſich nach Kaſſel zurück, deſſen Bühne ebenfalls zu berückſichtigen war. Kurze Zeit verweilten ſie in Hannover und Braunſchweig. Ende Juni war Tieck wiederum daheim. Ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in Teplitz ſchloß ſich zur Stärkung und Erholung ſogleich an.

So endete dieſe inhaltvolle Reiſe. In den Raum weniger Wochen drängte ſich das Bedeutendſte zuſammen. Die böhmiſchen Gebirge, die Tiroler- und Schweizeralpen und den Harz, die Donau und den Rhein hatte er in raſchem Fluge geſehen. Die mannichfaltigſten Erſcheinungen in Kunſt und Natur waren an ihm vorübergegangen; er hatte einen Ueberblick des neuen deutſchen Lebens gewonnen.

5. Die Novellen.

Die Rundreiſe durch Deutſchland hatte den Beweis geliefert, daß Tieck's dichteriſches Anſehen in der allgemeinen Meinung feſt ſtehe. Ueberall hatten ſich alte und neue Freunde um ihn geſchart; es ſprach ſich der Gedanke aus, nächſt Goethe verehre man in ihm den größten der lebenden Dichter Deutſchlands. Man erkannte, er ſei es geweſen, der nach Goethe der Literatur noch einmal eine neue eigenthümliche Wendung zu geben vermocht habe. Aber man feierte nicht allein den Dichter einer glänzenden Vergangenheit. Denn in den letzten Jahren war er mit einigen Werken hervorge-

treten, welche bewieſen, der neuen Zeit werde er ſich in anderer Weiſe gegenüberſtellen. Soeben hatte das Publicum den erſten Eindruck ſeiner Novellen empfangen.

Die Wirkung dieſer neuen Erſcheinungen war überraſchend. Man war geblendet, befremdet; man zweifelte, wie man dieſe Novellen zu verſtehen habe, mochte man dabei den Dichter oder die Literatur im Auge haben, in welche ſie eingriffen. Und dieſe ſtand in einem wunderbaren Gegenſatze zu denſelben.

In neuerer Zeit iſt die erzählende Dichtung für die mannichfaltigen Wandlungen des öffentlichen Geiſtes immer am empfänglichſten geweſen. Häufig geht ſie allein aus dem Bedürfniſſe des Tages hervor, und hat kaum einen andern Zweck, als der Unterhaltung zu dienen. Keine dichteriſche Form ſinkt leichter zum Mittelmäßigen, Gewöhnlichen, ja Gemeinen herab. In ſeiner Jugend hatte es Tieck mit Spieß und Cramer, Schlenkert und Meißner zu thun. Sie waren mit dem Tage vorübergegangen. Aber das Bedürfniß einer leichten Nahrung, einer augenblicklichen Zerſtreuung, das Wohlgefallen am Gewöhnlichen war geblieben. Es machte keinen Unterſchied, daß die größten Geiſter die Literatur umgewandelt hatten; es gab Viele, die nichts gelernt und nichts vergeſſen hatten.

Mit dem Jahre 1820 neigte ſich die Glanzzeit der neuen Ritterromane und Nordlandshelden ihrem Ende zu. Fouqué's Stelle als Beherrſcher der Modeliteratur theilte mit ihm ein anderes bizarr neckendes und irregehendes Talent, E. T. A. Hoffmann. In der Region der Erzählung, wo das Furchtbare und das Grauſen heimiſch war, welches vorzugsweiſe für romantiſch galt, war er der Erſte. Hier gab es alle erdenkliche Zerrgebilde krankhafter Phantaſie, den bis zum Schwindel geſteigerten Wechſel brennender Farben. Alles ver-

wandelte sich in Alles; der Wahnwitz war zuletzt der wahre Tiefsinn, und das Leben erfüllte sich mit Gespenstern, die ebenso gräßlich als scurril waren. Die Fieberhitze dieser Nachtstücke und Teufelselixire ging auf das Publicum über; durch den nervösen Schreck wollte es ergriffen und geängstigt werden. In den „Serapionsbrüdern" gab Hoffmann eine Nachbildung des „Phantasus", aber nur die Carieatur davon vermochte Tieck wiederzuerkennen. Andere schrieben abgeschwächt in Hoffmann's Weise; doch auch die Erzählungen Conteffa's und Weißflog's wurden gern und viel gelesen.

Auf die Krämpfe folgte Abspannung. Jetzt war das wässerige Gebräu der trivialen Geister sehr willkommen. Mit gleicher Gier verschlangen die Leser die seichten, unsittlichen Erzählungen von Clauren, dessen Taschenbücher Deutschland überfluteten. Seine „Mimilis" und „Lislis", seine „Dijonröschen" und „Christpüppchen", die hungerigen und lüsternen Schilderungen von Dinées und Toiletten; die breite Darstellung gemeiner Sinnlichkeit fand nicht allein in den Leihbibliotheken, sondern auch bei denen, die für gebildet galten, reichen Beifall.

Endlich stellte sich der historische Roman mit seiner ganzen Schwere in den Vordergrund. Er vorzugsweise war das Product der Poesie, welche sich der Vergangenheit zuwendet. Die Romane des großen Unbekannten, die Waverley-Novellen, hatten einen Eindruck ohne Gleichen gemacht, und drohten alles Andere zu verdrängen. Die deutschen Uebersetzer und Buchhändler waren haufenweise zur Arbeit bereit, und die Nachahmer eilten, auf dem neugebahnten Wege zu folgen. Historisches Leben und Charaktere wurden verlangt; Schlachtstücke, Burgen, Costüme bis auf die Strumpfbänder, Alles sollte historisch sein. In van der Velde und Tromlitz war mehr als ein deutscher Walter Scott gefunden, der ebenso

ſchnell produeirte wie der engliſche, ohne zu beſitzen, was dieſen groß machte, die nationale Grundlage.

Dieſen Erſcheinungen der Tagesliteratur fehlte, was allein einen bleibenden Werth verleihen kann, die ſchöpferiſche Idee, der tiefere geiſtige Gehalt, der das Leben zum Leben macht. Und eben hier lag die Stärke der Novellen Tieck's.

Seit dem zweiten Theile des „Fortunat" hatte er keine eigenen Dichtungen herausgegeben. Jetzt erſchien in Wendt's Taſchenbuche „Zum geſelligen Vergnügen" von 1822 die erſte Novelle, „Die Gemälde"; gleich darauf eine zweite, „Die Verlobung" im „Berliner Taſchenkalender für 1823", mehrere andere kamen in raſcher Folge hinzu. War der Tieck, welcher hier die Verhältniſſe der Gegenwart in hellem und ſcharfem Lichte darſtellte, derſelbe, welcher einſt den Heiligenſchein, das myſtiſche Dämmerlicht des Mittelalters und die mondbeglänzte Zaubernacht in trunkener Begeiſterung beſungen hatte? War es wirklich der Dichter der „Genoveva", des „Octavian" und „Phantaſus", der hier mit nüchterner Dialektik und Ironie die Verkehrtheiten der neueſten Zeit nachwies? ſo fragte man ſich zweifelnd und bedenklich. Kaum daß man die alten, wohlbekannten Züge in dieſem Bilde wiedererkennen wollte. Er ſchien ein Anderer geworden, von ſich abgefallen. In ihm ſelbſt mußte irgendwo ein Widerſpruch, eine Inconſequenz liegen, ſo wenig begreiflich ſchien dieſe überraſchende Wandlung. Oder ſollte ſie etwa ihren Urſprung in eigenſinniger Laune und Willkür, in der offenbaren Caprice des Romantikers haben?

Es mußte überraſchen, wenn er gewiſſen Modeneigungen, welche ſich gerade auf ihn beriefen und in ſeinen ältern Dichtungen ihre Quelle zu haben behaupteten, den Krieg erklärte. In der Novelle, „Die Gemälde", wurde die An-

ſicht der Malerei, welche Genie und Beruf aus der Frömmigkeit und andächtigen Verehrung der alten Kunſt herleiten wollte, von der unzweideutigſten Ironie getroffen. Es war die Zeit der Deutſchthümelei, der altdeutſchen Röcke und breiten Spitzenkragen, der langen, wallenden Haare und Sammetbaretts. Der fromme und biderbe Sinn der Altvordern ſollte mit ihrem harten Kunſtſtile wieder lebendig werden. Eine Caricatur war entſtanden, die ſich vaterländiſch und altdeutſch, in der Kunſt fromm und heilig begeiſtert nannte. Noch mehr Entrüſtung erregte es, als er es wagte, in der zweiten Novelle, „Die Verlobung", das neumodiſche, ausſchließende Chriſtenthum in ſeiner Zweideutigkeit darzuſtellen. Es hatten ſich Kreiſe gebildet, in denen man die Geheimniſſe der chriſtlichen Lehre beſſer zu verſtehen und tiefer zu fühlen meinte, als die außerhalb Stehenden, wo man durch beſondere Erleuchtungen und Begnadigungen zu beſitzen wähnte, was die nicht Erweckten in der Irre gehend umſonſt ſuchen. In eine allein gültige Form des chriſtlichen Lebens ſollte Alles hineingezwängt werden, und Kunſt, Wiſſenſchaft und Philoſophie glaubte man nicht allein entbehren zu können, ſondern auch verfolgen zu müſſen, weil ſich in ihnen die Weisheit und Eitelkeit der Welt beſpiegele.

Wenn die Schilderung ſolcher Zuſtände die Anklage hervorrief, daß Tieck den religiöſen Geiſt jetzt ſelbſt verfolge, den er in der Zeit des Abfalls habe erwecken helfen, ſo mochte Vielen, die ſeine Entwickelung nicht kannten, dieſer Vorwurf annehmlich ſcheinen. Er und ſein Freund Wackenroder hatten zuerſt von dem frommen Glauben, der Einfalt der alten deutſchen Kunſt mit jugendlicher Begeiſterung geſprochen. Sein „Sternbald" war das Abbild dieſer alten Meiſter, und ward nun das Urbild dieſer jungen altdeutſchen Künſtler, die alle zu ſternbaldiſiren anfingen. Aber

weil man Kunſt und Kunſtſinn zuerſt in den Formen des Mittelalters wiedergefunden hatte, folgte daraus, daß man ſich von dem griechiſchen Kunſtwerke, als einem heidniſchen Gräuel, mit frommem Schauder abwenden mußte? War denn die altdeutſche Kunſt die einzige, die Kunſt überhaupt? Wenn in einer Zeit der Unbefangenheit Glauben und Kunſt miteinander verſchwiſtert waren, wenn fromme Männer treffliche Maler geweſen waren, hatten darum die Nachahmer Recht, welche Künſtler zu ſein behaupteten, weil ſie fromm waren, und fromm zu ſein wähnten, weil ſie eckige und hölzerne Heiligenbilder malten? Weil Wackenroder's künſtleriſcher Glaube tief und wahr geweſen war, hatten darum die Recht, welche ihm gedankenlos nachſprachen? War es eine nothwendige Folge, alle Zerrbilder gutzuheißen, weil man das Urbild anerkannte? Keinem Freierblickenden konnte es zweifelhaft ſein, daß bei dieſem Pochen auf Genie und Frömmigkeit, bei dieſer Verehrung des Einſeitigen in der altdeutſchen Malerei, die Kunſtbildung ſelbſt gefährdet war.

Ebenſo ſtand es mit Tieck's Widerſpruch gegen die ausſchließliche und anmaßliche Frömmigkeit. Er hatte den Katholicismus von ſich abgewieſen, ſollte er ſich jetzt einem puritaniſchen Syſteme gefangen geben, welches viel inconſequenter als jener, die Freiheit im Glauben aufzuheben, und aller Wiſſenſchaft und Kunſt den Krieg zu erklären drohte? Den Quell des ewigen, unveräußerlichen religiöſen Gefühls ſuchte er wieder aufzudecken, als er im Sande zu verrinnen ſchien, und jetzt wollten Manche unter dem Vorgeben, ihm ein neues Bette zu graben, ihn von neuem verſchütten. Die beſchränkten Aufklärer hatten das Chriſtenthum herabgeſetzt, weil ſie ſeinen Inhalt glaubten entbehren zu können; die beſchränkten Eiferer ſetzten es herab, weil ſie allein in ſeiner äußern Ge-

ſtalt es in Wahrheit zu beſitzen wähnten. Es waren zwei entgegengeſetzte Syſteme, welche nur Eines miteinander gemein hatten, die Intoleranz.

Andere Tadler wollten die Ironie, mit welcher Tieck dieſe Fragen behandelte, verwerflich finden. Man vergaß, daß die ſchärfſten Waffen des Dichters gegen die verhaßte Aufklärung Witz und Ironie geweſen waren. Hätte er als Mann, bei ſoviel reiferer Entwickelung und freierm Blicke nicht wagen dürfen, was er als Jüngling unter Beifall und Anerkennung der Unbefangenen gewagt hatte? Oder waren etwa die Vorurtheile der Gegenwart ſoviel beſſer, als die der Vergangenheit?

Aus den Verhältniſſen erwuchſen ihm die ergiebigſten Novellenſtoffe, welche die Ironie in ſich ſelbſt trugen. Der Gemäldeſammler, der auf ſeine Kennerſchaft ſtolz iſt, läßt ſich durch einen groben Betrug täuſchen; in einer muſikſchwelgeriſchen Zeit, wo Alles ſingt und muſicirt, ſind die Unmuſikaliſchen die Lauteſten; die ſelbſtgerechten Frommen erſcheinen als unfromm; oder wenn endlich der Hüter der Thoren mit ihnen ſelbſt zum Thoren wird, ſo war das nicht willkürlich geſucht, ſondern eine Ironie, für welche ſich Hunderte von Beiſpielen aus dem Leben herausgreifen ließen. In dieſen Novellen entwarf er eine Reihe von Zeitbildern, die man ironiſch oder dialektiſch, oder ſocial nennen konnte, denn ſie enthielten alle dieſe Beſtandtheile zuſammen. Die muſikaliſche Ueberſchwänglichkeit der zwanziger Jahre ſtellte er in den „Muſikaliſchen Leiden und Freuden“ dar; die Vorliebe für Hoffmann'ſche Spukgeſchichten im „Zauberſchloß“; die wiederauftauchende Wunderſucht in den „Wunderſüchtigen“; das Selbſtbelügen, das für ſeine Truggebilde zuletzt mit gläubigem Eifer auftritt, in dem „Geheimnißvollen“ und der „Geſellſchaft auf dem Lande“. Die Frage, auf welchem Wege das ſittliche Element im Menſchen ſich entwickeln könne oder

müſſe, ob und welche Zwiſchenſtufen durchzumachen ſeien, behandelte er in einer andern Novelle, deren Anfänge in ſeine früheſte Zeit zurückgingen. Schon 1819 waren die erſten Bogen des „Jungen Tiſchlermeiſter“ gedruckt, doch erſt viel ſpäter kam er zum vollſtändigen Abſchluß. Aber dieſe Novelle hatte noch eine andere Seite. Sie übernahm die Darſtellung und Vertheidigung des ältern deutſchen Handwerkslebens, das ſich in ſtiller Selbſtbeſchränkung durch ämſigen Fleiß und künſtliche Arbeit zur Kunſt erhebt. In ihm wie in den Zünften ſah er ein altehrwürdiges und nothwendiges Element des deutſchen Lebens, das er gegen die mechaniſche Gleichmacherei des wachſenden Fabrikweſens gewahrt wiſſen wollte.

Den Novellen lag überall ein beſtimmter Inhalt und eine feſte Anſicht zu Grunde, die faſt vorſätzlich verkannt wurde, wenn man behauptete, daß die Ironie in ihrem dialektiſchen Spiel die Dinge und zuletzt ſich ſelbſt auflöſe, um den Leſer auf ödem und unfruchtbarem Boden unbefriedigt zurückzulaſſen. Vielmehr diente die Ironie dazu, das Poſitive zu entwickeln. Man that ihm Unrecht, wenn man ihm Kälte, Zurückhaltung und ein gleichgültiges Spielen mit ſeinen Stoffen zum Vorwurfe machte. Wenn er ſich an dieſe nicht aufgab und verlor, ſo bekundete das ſeine volle dichteriſche Reife. In dieſem ſicheren und ſchöpferiſchen Wirken, das die Natur des Stoffes zugleich in der künſtleriſchen Form offenbart, lag ihm die höchſte, die künſtleriſche Ironie ſelbſt. Welchen Antheil er menſchlich an den tiefſinnigſten Fragen unausgeſetzt nahm, bewieſen ſchon die Stoffe ſelbſt, welche er für die Novellen wählte. Wie ihn in der Jugend die religiöſen Räthſel erfüllt hatten, ſo noch jetzt, nur war es natürlich, daß der Mann, der an ſich und Andern ſo viel erfahren hatte, ſie in anderer Weiſe zu löſen ſuchte, als der

Jüngling. Hatte er ſie damals mit größerer Glut aufgefaßt, ſo war er jetzt im Stande, ſie mit größerer Tiefe und Milde zu beantworten. In verſchiedener Beleuchtung kehrte dieſer Inhalt in der „Verlobung", „Dichterleben", den „Wunderſüchtigen", im „Alten vom Berge" und vor allen im „Aufruhr in den Cevennen" wieder. Schon im Jahre 1806 war er auf dieſen merkwürdigen Stoff, der alle jene dunkeln Elemente in ſich ſchloß, aufmerkſam geworden, doch erſt 1820 begann er die Bearbeitung.

Das Verhältniß des Menſchen zum Göttlichen war der eine Punkt, auf den alles ankam. Früher hatte er deſſen Ausdruck in der Legende und Myſtik gefunden. Auch jetzt war er weit entfernt Wunder und Geheimniß anzugreifen, wie man ihm Schuld gab; vielmehr faßte er es tiefer und unmittelbarer auf. Das Geſetz, von deſſen ſcheinbaren Ausnahmen wir als von einem Wunder ſprechen, iſt ſelbſt das Wunder, hier liegt das Geheimniß, es umgibt uns, in ihm leben wir, aber wir nehmen es nicht wahr. Darum kann und ſoll die vereinzelte Thatſache eines Wunders niemals zum ausſchließlichen Mittelpunkte des religiöſen Bewußtſeins oder Bedürfniſſes gemacht werden. Die Offenbarung bedarf deſſen nicht, und die unruhige Wunderſucht, welche immer nach neuen Beſtätigungen des Ewigen ſucht, iſt am Ende Irreligioſität oder Schwärmerei. Das höchſte aller Wunder aber begibt ſich in dem Menſchen ſelbſt, wenn das Herz des Bereuenden oder Gleichgültigen ſich unwiderſtehlich zu Gott hingezogen fühlt. Denn hier geht der Schöpfungsproceß zum zweiten Male vor ſich, in dieſer Wiedergeburt wird aus Nichts Etwas geſchaffen.

Der Menſch iſt ewigen Urſprungs, aber das Böſe iſt in ihn eingedrungen, es iſt die Unkraft, der Ungrund, das reale Nichts. Iſt er dagegen abſolut ſchlecht, ſo hat alles von

vornherein ein Ende. Aber ohne die Offenbarung und ihre Aufnahme gibt es keinen Sinn im Tiefſinn, keinen Geiſt in der Geſchichte, keinen Troſt in der Natur, keinen Scherz, keine Kunſt, keine Liebe. Er, der Quell und Keim aller Liebe iſt, kann ſich dem Herzen nicht entziehen, das ihn mit ſeinen heiligſten Kräften ſucht und ihm entgegenſtrebt. Doch die höchſte Entzückung kann nicht gleichmäßig fortdauern; der gewonnene Beſitz wird durch den Zweifel angefochten, er ſcheint ſich uns wieder zu entziehen, das iſt die Schwäche und Beſchränktheit der menſchlichen Natur. Aber der Zweifel iſt der Diener des Glaubens; wer nie gezweifelt hat, wird auch nicht im vollen Sinne glauben können. Der Sichere wird nur um ſo eher zu Falle kommen. Wer vor der in Entzückung erkannten Wahrheit nicht in Ehrfurcht zurücktritt, wird in geiſtiger Schwelgerei untergehen, oder ſich zu fanatiſcher Verfolgungsſucht verhärten. Die abſchreckendſten Verzerrungen treten aber da hervor, wo die höchſten göttlichen Erhebungen der nichtigen Leidenſchaft dennoch verfallen und ſich mit den dunkeln Naturkräften und dem dämoniſchen Nichts verbinden. Hier entſteht wilde Schwärmerei. Jede Schwärmerei aber iſt die Zwillingsſchweſter der ihr ſcheinbar unähnlichſten, und die ewige Wahrheit wird herabgezogen und entweiht. Vor dieſen Verirrungen bewahrt nur Demuth, Entſagung, einfacher Wandel und Gebet. Das Chriſtenthum aber in ſeiner unendlichen Milde weiſt kein wahres Bedürfniß und keine wahre Sehnſucht ab. Wie es ein unendliches und allgemeines iſt, ſo iſt es auch für Jeden ein beſonderes; darin liegt ſeine Freiheit. Beſchränktheit iſt es, ſeinen ganzen tiefen Inhalt auf eine Silbe ſtellen, und dieſe Silbe aller Welt aufdrängen zu wollen, und Profanation des Heiligen, es unaufhörlich im Munde zu haben. Es gibt viele Wege, die zu Gott hinführen.

Das Höchſte, Unſichtbare ſuchte Tieck hier dichteriſch faßlich und gegenſtändlich zu machen. Denn das war ihm die Aufgabe der Poeſie, daß die wahre Begeiſterung auch im Geringen das Hohe, im Irdiſchen das Ueberirdiſche wiedererkenne, und Gott auch da ſehe, wo das blöde Auge verſchloſſen bleibt. Auf dieſen Gipfel wahrhaft prophetiſcher Seherkraft erhob er den Dichter in den Novellen „Dichterleben", und dieſer Seher trug den Namen Shakſpeare.

Wie in der Jugend war ihm die Poeſie auch jetzt noch eine Offenbarung, welche das Göttliche in ihrer Weiſe ausſprechen ſollte. In den frühern Naturdichtungen und Sagen hatte er ſtets das altkluge bewußte Thun und Machen der Menſchen im Gegenſatze zu der inſtinctiven Macht des Geiſtes dargeſtellt. Während die Klugen und Weiſen zu Schanden werden, fällt den Kindlichen und geiſtlich Armen das Höchſte ungeſucht zu. Das war die ewige Ironie der Weltordnung. Auch in den Novellen faßte er ſie ſo auf. Nichts anderes war es, wenn im „Funfzehnten November" der dunkle Inſtinct des Blödſinnigen die Todesgefahr lange vorher ahnt, und die Klugen, die ihn verſpotten, daraus errettet, und wenn dieſer Inſtinct die Macht Gottes genannt wird.

An dieſen Stoffen bildete ſich die dialektiſche Entwickelung und ſinnlich gegenſtändliche Darſtellung zur Meiſterſchaft. Wo hätte man ausgeprägtere mannichfaltigere Charaktere gefunden? Es war eine Galerie der eigenthümlichſten Menſchen, die aufgeſtellt wurde. Aber es waren keine Bilder, ſondern Menſchen von Fleiſch und Blut. Man ſieht ſie ſinnlich, handgreiflich vor ſich, in ihrem Thun und Laſſen, in allen ihren Bewegungen. Selten hatte ſich das große Talent der Menſchendarſtellung glänzender bewährt. Wie behaglich in ihrer Selbſtzufriedenheit trat nicht die Thor-

heit auf, und hier wie überall zeigt ſich die ungetrübte Komik, die von jeder böswilligen Abſicht fern, ſich nur um ihrer ſelbſt willen gibt, und ſo zu reiner Wirkung gelangt. Und wie ſchwebte über Allem, was ſcharfe Beobachtung des Lebens, reife und allſeitige Erfahrung geſammelt hatten, die verſöhnende Milde des Urtheils, der Tiefſinn, die verklärende Kraft der Dichtung. Freilich war es eine andere Strahlenbrechung der Poeſie als in der „Genoveva", im „Octavian" und „Phantaſus", aber es war Poeſie hier wie dort; und wo das reichere Licht ſei, darüber konnte man kaum zweifelhaft ſein.

Konnte man die älteſten Erzählungen in den „Straußfedern" grobe aber charakteriſtiſch derbe Holzſchnitte nennen, die Märchen im „Phantaſus" ſchaurige Nachtbilder, ſo waren die Novellen vollendete Gemälde, auf denen das helle Tageslicht des Kunſtwerkes ruhte. Muſter und Vorbilder waren ihm Boccaz und Cervantes, dann Goethe, der in der deutſchen Literatur die erſten Beiſpiele reiner novelliſtiſcher Kunſtform gab. Durch Tieck kam ſie jetzt zum Abſchluſſe, und den ältern Meiſtern der Novelle geſellte er ſich als der jüngſte zu. Dieſe Gattung der Erzählung, die bisher ſchwankend und zweideutig geweſen war, ward nun faſt die populärſte. Die Idee der Novelle bildete ſich ſchärfer und klarer aus.

Auch ſeine Theorie derſelben enthielt nichts Anderes, als was er zu allen Zeiten in den Dichtungen darſtellen wollte. Eine hervortretende Spitze, einen Brennpunkt ſollte die Novelle haben, in welchem ein beſtimmtes Ereigniß in das hellſte und ſchärfſte Licht geſetzt wird. Dieſes Ereigniß mag alltäglicher, ja ſcheinbar geringfügiger Natur ſein, und dennoch iſt es wunderbar, ja vielleicht einzig, weil es nur unter dieſen Umſtänden geſchehen, und nur dieſen Perſonen wider-

fahren kann. Es erſcheint ſomit das Wunder in unſerer gewöhnlichen Umgebung, und doch in der eigenthümlichſten und überraſchendſten Weiſe ausgeprägt. Von nicht minder wunderbarer Einwirkung iſt es auf die Welt der Geiſter. Es bildet den dialektiſchen Wendepunkt der Handlung, und um ihn ſammelt ſich die geſpannteſte Theilnahme des Leſers. Die Novelle, welche das Wunder im täglichen Laufe der Dinge zu enthüllen ſucht, iſt mehr auf die Stoffe der Gegenwart, als der Vergangenheit angewieſen. Daraus folgte der Uebergang von den Legenden und Sagen der Vorzeit zu den Problemen des Tages.

Er, der einſt das romantiſche Land eröffnete, wollte nun zeigen, die wahre Poeſie ſei frei und unbedingt; daß ſie den romantiſchen Glanz wol annehmen könne, aber zu ihrem Weſen ſeiner nicht nothwendig bedürfe. Die Verhältniſſe und Eigenthümlichkeiten der neuen Zeit erſchließen ſich dem klaren dichteriſchen Auge nicht minder als die Vergangenheit; ward doch auch für Cervantes ſeine Zeit zum Stoffe reicher und tiefſinniger Darſtellung. Nicht allein die Lebensfülle der Gegenwart in ihren beſondern Geſtalten und Charakteren war darzuſtellen, auch die großen Fragen, welche die Parteien in Staat, Kirche und Literatur beſchäftigten, die oft in Familien und häusliche Verhältniſſe zerſtörend eingriffen, gerade ſie vorzugsweiſe mußten zur Sprache kommen. Die Gegenſätze der Geiſter, die ſcharfen und ſchneidenden Contraſte der Anſichten konnten ſich in der Handlung bis zur Wirkung der Tragödie erheben; aber ſie ließen ſich auch zum Gegenſtande der ruhigen Erörterung und des Dialogs machen. In dieſen Geſprächen, welche tiefſinnig ernſt, oder leichtſcherzend und humoriſtiſch große Stoffe behandelten, bewährte ſich di Meiſterſchaft künſtleriſcher Dialektik. Es war eine beſtimmte, aber doch höchſt dehnbare Form der Erzählung gewonnen,

die jeder Erweiterung fähig war, und jedem Gegenſtande ſich anſchmiegte. Immer aber ſollte die Novelle den höchſten Standpunkt des Dichters feſthalten, ſie ſollte die Welt nicht allein abſpiegeln, ſondern die Widerſprüche des Lebens, die Wirren und Kämpfe der Leidenſchaft auflöſen und zur verſöhnenden Auffaſſung erheben.

In derſelben Zeit entwickelte Tieck auch als literariſcher Sammler und Forſcher eine ungemeine Thätigkeit. Es hatte ſich ihm eine Reihe von Aufgaben gebildet, welche er allmälig zu löſen hoffte. Immer noch ſtand hier ſein Shakſpeare voran; was er für dieſen that, galt ihm nur für eine Vorbereitung, für einen Abſchlag auf das Hauptwerk, deſſen Gedanke der Mittelpunkt aller ſeiner Studien war. Unterſtützt durch das Talent jüngerer Freunde, gab er ſeit 1823 eine Reihe altengliſcher Stücke, unter dem Titel „Shakſpeare's Vorſchule" heraus, und begleitete ſie mit einer hiſtoriſch-kritiſchen Einleitung. Da Schlegel von der Ueberſetzung des Shakſpeare ſich vollſtändig zurückgezogen hatte, übernahm er es ſie zu vollenden. Dieſe neue Ausgabe des ſogenannten Schlegel-Tieck'ſchen Shakſpeare erſchien ſeit 1825; die einzelnen Stücke begleitete er mit kritiſchen Anmerkungen und Excurſen. 1827 gab er die Ueberſetzung von Eſpinel's „Leben des Marcos Obregon" heraus, und führte in der umfaſſenden Vorrede in die gleichzeitige ſpaniſche Literatur ein.

Ebenſo thätig war er für die deutſche Literatur, wo er durch Sammlung und Herausgabe anderer Dichter und Schriftſteller eine perſönliche Schuld abtragen, eine Pflicht der Pietät erfüllen wollte. Von dem hohen Talente H. v. Kleiſt's überzeugt, von ſeinem tragiſchen Geſchicke tief erſchüttert, ſah er in der Erhaltung des Andenkens des halbvergeſſenen Dichters eine unerläßliche Pflicht. Er wollte die Nachwelt zu der

Anerkennung nöthigen, welche die Mitwelt verweigert hatte. Ihm verdankt man die Erhaltung von Kleiſt's beſtem Werke, des „Prinzen von Homburg". Er erinnerte an das einzige noch vorhandene Manuſcript, welches unter den Papieren einer hohen Perſon, die ſich einſt dafür intereſſirt hatte, vergeſſen worden war. Schon 1821 gab er Kleiſt's hinterlaſſene Schriften, 1826 die geſammelten Werke heraus, und in demſelben Jahre vereint mit Raumer, Solger's Nachlaß und Briefwechſel. Auch Lenz war damals ein verſchollener Dichter. Er zog ihn aus der Vergeſſenheit hervor und ſammelte ſeine Dramen, für deren derbe Natürlichkeit er ſeit der Jugend eine große Vorliebe hatte, aufs neue. Die Einleitung dazu geſtaltete ſich zu einer literarhiſtoriſchen Darſtellung der Epoche, in welcher Goethe zuerſt auftrat. Auch ſchrieb er manche Kritik oder Vorrede, oft auf Bitten der befreundeten Verfaſſer, und ſeine dramatiſchen Recenſionen in der „Abendzeitung" gab er 1826 unter dem Titel „Dramaturgiſche Blätter" geſammelt heraus.

Endlich legte er Hand an die erſte Geſammtausgabe ſeiner Schriften. Sie ſollte, zugleich der Weiterverbreitung der verſchiedenen unrechtmäßigen Ausgaben (eine ſolche war zuletzt in Wien erſchienen) entgegentreten. Die erſte Lieferung von fünf Bänden wurde 1828 ausgegeben. Ihr, wie den beiden folgenden, ging ein ausführliches Vorwort voran. Hier erläuterte er Veranlaſſung und Entſtehung ſeiner ältern Werke, die ſchon in den Hintergrund getreten waren. Es waren zugleich die erſten Anſätze, die er zu einer Geſchichte ſeines Lebens und Bildungsganges machte. Leider ſind es die einzigen geblieben.

6. Das Haus des Dichters.

Vielleicht niemals war Tieck's Leben in ſich befriedigter geweſen und gleichmäßiger verfloſſen als in dem Jahrzehend von 1820 bis 1830. Die Schwermuth, welche ihn früher oft lange niederdrückte, hatte ſich gemildert, er war zu einer abgeſchloſſenern und zugleich heiterern Auffaſſung des Lebens gekommen. Die aufſteigenden Zweifel fanden ein ſiegreiches Gegengewicht in der ſtillen Reſignation, die immer mehr der Mittelpunkt ſeiner Gedanken ward. In dieſer Seelenruhe öffneten ſich die Quellen der Dichtung von neuem, und in der raſchen Production der Novellen ſchienen ihm die Jugendkräfte wiedergekehrt. Nicht mit Unrecht mochten Freunde und Fernerſtehende über dieſe zweite, faſt reichere Ernte ſtaunen, welche nach längerer Ruhe eingetreten war. Es war eine ſpäte und glänzende Verjüngung des Dichterruhms, den er zuerſt vor einem Menſchenalter gewonnen hatte.

Auch die Krankheit hatte mit ihrer Dauer an Kraft verloren, und es war möglich, ihr zeitweiſe den Stachel abzubrechen. Anderes, was ihn früher bedrängte, war ausgeglichen, ſeine äußere Stellung geſichert, bedeutende Verhältniſſe nach allen Seiten hin angeknüpft, und ſein Haus der Sammelplatz eines reichen literariſchen und künſtleriſchen Lebens und edelſter Geſelligkeit.

Der Kreis der nächſten Angehörigen und Freunde trug weſentlich dazu bei, ſeinem Hauſe den für alle geiſtigen Kräfte ſo anziehenden Charakter zu geben. Neben Tieck's Frau ſtanden ſeine beiden Töchter, und die Gräfin Finkenſtein, eine alte Freundin des Hauſes, war der Familie nach Dresden

gefolgt. Frau von Lüttichau und die Witwe ſeines Freundes Solger hatten ſich ihnen in treuer Ergebenheit angeſchloſſen.

Eigenthümlich entwickelte ſich die ältere Tochter Dorothea. Sie war ein ſo beſtimmtes geiſtiges Element in dieſem Verkehre, daß ſie bald nicht allein den Freunden und Verehrern des Vaters eine merkwürdige und anziehende Erſcheinung war. Bei der Ueberſiedelung nach Dresden war ſie etwa zwanzig Jahre alt geweſen. Schon früh zeigte ſie reiche Fülle des Talentes und eine Kraft, die ihren eigenen Weg gehen wollte. An den Dichtungen des Vaters bildete ſie ſich heran und wußte deren beſondern Charakter aufzufaſſen. Mit reger Theilnahme verfolgte ſie ſeine Thätigkeit, und ward die Genoſſin ſeiner Studien. Unter ſeiner Anleitung lernte ſie die neuern Sprachen kennen und ihre Dichter lieben. Schon vor dem zwanzigſten Lebensjahre war ſie mit Shakſpeare und Calderon vertraut.

Kaum bedurfte es der Anregung durch ſolche Geiſter, um ſie in die Tiefen des Lebens blicken zu laſſen. Früh genug waren ſchmerzliche Gefühle in ihr erwacht. Nicht allein ein Theil des Talentes und der ſchnellen Auffaſſungskraft des Vaters war auf ſie übergegangen, ſie war auch Erbin ſeines Tiefſinns und ſeiner Schwermuth. Wie reich ihr Leben nach einer Seite hin ausgeſtattet war, immer vermochte ſie es nur mit dem Blicke des Ernſtes zu betrachten. Und dieſer Blick war ſchärfer für die ſchneidenden Contraſte, welche das Auge verwunden, als für die hellern wohlthuenden Farben. Dieſelben Zweifel, mit denen Tieck ſo oft gekämpft hatte, wiederholten ſich bei ihr, und warfen früh einen dunkeln Schatten auf ihr Leben.

Aber das war es nicht allein. Die geiſtigen Schwingungen, welche die Romantik hervorgerufen hatte, ſetzten ſich hier in einer ſpätern Generation fort. Die dichteriſche Stim-

mung, welche die Legende wiederbelebte und ſich zum Glauben des katholiſchen Mittelalters neigte, war bei ihr zur Ueberzeugung geworden und in das Leben übergegangen. Das ſehnſüchtige Bedürfniß der Religion fand nur in dieſen Formen Ruhe und Frieden. Schon als Kind war ſie mit ihrer Mutter zur katholiſchen Kirche übergetreten. Doch was ihr Frieden gab, war von manchen Gegenſätzen unzertrennlich. Tieck's eigene religiöſe Ueberzeugung war weſentlich proteſtantiſch, das ſprachen alle ſeine neuern Dichtungen aus. So kamen Augenblicke, wo ſie ſich von den Nächſtſtehenden nicht verſtanden glaubte, und bei der kindlichſten Liebe zu ihren Aeltern ſich dennoch einſam fühlte. War es doch als wenn gerade aus dem Verkehre mit den Menſchen, mit welchen man am innigſten verbunden iſt, die man am meiſten liebe, auch die reichſten Schmerzen erwachſen müßten. Und was wollte dieſes Leben überhaupt, in dem Freude wie Schmerz, wenn ſie vorübergegangen waren, nur wie ein dunkler und fernliegender Traum erſchienen? Wie bunt trieb alles durcheinander! Mit welchem Eifer jagten die Menſchen dem Geringfügigen, Vergänglichen nach! In ſolchen Augenblicken konnte ſie alles für ein leeres Spiel halten. Aber dennoch machte die Gegenwart immer wieder ihre Anſprüche geltend. Hatte man denn kein Recht auf Glück? War es wirklich ein leerer Traum, wenn die Kindheit ſich ein ſolches Bild ausmalte? Von einer tiefen und mit den Jahren ſteigenden Sehnſucht nach innerer Ruhe wurde ſie ergriffen, in der ſie dieſe verwirrenden Netze von ſich abſtreifen und den Gedanken, die einander anklagen und freiſprechen, auf immer entfliehen könne. Nur die Einſamkeit eines Kloſters erſchien als ein Hafen der geängſtigten Seele, als letzte Löſung aller Fragen der Tod.

Doch ſie fühlte, dieſe Seelenſtimmung bedürfe eines Ge-

gengewichts, wenn ſie nicht zu Grunde gehen wolle. In dieſem einſamen Zurückziehen auf ſich ſelbſt ſchien ein geiſtiger Egoismus zu liegen. Auch bot ihr das Leben manches Mittel der Entwickelung mehr als Andern. Mit aller Kraft begann ſie dann gegen die Schwermuth zu kämpfen; ruhiger wollte ſie werden. So gewann ſie ſich Zeiten gleichmäßiger Stimmung ab, in denen ſie mittheilend, ſelbſt heiter erſchien. Sie unternahm geregelte Studien und literariſche Arbeiten, die ihr Zerſtreuung und geiſtige Sammlung gewährten. Von den neuern Sprachen ging ſie auf die alten zurück, und gewann einen reichen Schatz von Kenntniſſen, die man Gelehrſamkeit nennen konnte. Die Homeriſchen Gedichte und den Virgil, die griechiſchen Tragiker und den Horaz, den Herodot und den Livius las ſie, und nicht ein Mal, ſondern zu wiederholten Malen. Es war keine Neugier, kein gewöhnlicher Dilettantismus; eine Zeit lang lebte ſie in dieſen Schriftſtellern, und ſuchte ſich mit dem antiken Charakter vertraut zu machen. Aber ſorgfältig verbarg ſie dieſe Studien, kein Fremder hätte eine Ahnung davon haben dürfen; ſie waren ihr Sache des Herzens wie ihre innern Kämpfe. Darum war ſie fern von der kokettirenden Vielwiſſerei gelehrter Frauen. Alles Prunken mit Kenntniſſen, alles was als moderne Emancipation hätte gedeutet werden können, haßte ſie in tiefſter Seele. Nur die vertrauteſten Freunde wußten darum, allen Andern wollte ſie eine Frau ſein, die ſich durch nichts über das hergebrachte weibliche Daſein erhebe. Mit demſelben Eifer unterzog ſie ſich daher auch den kleinen weiblichen Arbeiten.

Dennoch konnte ſich eine ſo eigenthümliche Erſcheinung nicht verleugnen, ſelbſt wenn ſie es wollte. Die Art ihres Seins war nicht die gewöhnliche. Jedes Urtheil, jede Meinung trug das Gepräge ihrer ernſten Stimmung. Wer

ſo Vieles in ſich ſelbſt durchgearbeitet hatte, konnte Menſchen und Verhältniſſe nicht in gewöhnlicher Weiſe anſehen. Die Wahrheit war ihr Bedürfniß; alles gemachte, alles falſche Scheinweſen haßte ſie, aber ſie ſprach die Wahrheit nicht ohne Schärfe aus, und erſchien Fremden oft ſtreng, herb, ja ſchroff. Auch das gehörte zu den Prüfungen ihres Lebens. Alle dieſe Gegenſätze waren ſchwerer zu überwinden für die Frau, welcher eine große praktiſche Einwirkung auf die Welt verſagt war. Auch war ihr literariſches Talent ein receptives; wol zum Nachbilden, nicht zu eigenen dichteriſchen Hervorbringungen fühlte ſie ſich befähigt. Vielleicht waren ihre Empfindungen zu tief und verzehrend, um ſie ſchöpferiſch zu geſtalten. So blieb ihr Weſen räthſelhaft, unverſtanden, aber eigenthümlich und anziehend.

Bald nach dem Jahre 1820 begann die Tochter an der literariſchen Thätigkeit des Vaters Theil zu nehmen. Sie überſetzte die Sonette Shakſpeare's und die altengliſchen Stücke des erſten Bandes der „Vorſchule Shakſpeare's", mit Ausnahme der „Hexen von Lancaſhire". Im Publicum ſchrieb man dieſe Arbeiten längere Zeit Tieck ſelbſt zu. Als er die Fortſetzung des Schlegel'ſchen Shakſpeare übernahm, führte ſie einen großen Theil derſelben aus, während ein jüngerer Freund das Werk nicht minder eifrig förderte. Der Graf W. Baudiſſin hatte ſich ſeit 1827 in Dresden niedergelaſſen, und theilte bald Tieck's Studien des engliſchen Theaters. Dieſer ſelbſt hatte ſchon früher manches aus den von Schlegel zurückgelaſſenen Dramen nach Stimmung und Laune überſetzt. Einzelne Bruchſtücke des „Macbeth", „Othello" und des Luſtſpiels „Der Liebe Müh umſonſt", waren da. Jetzt vollendete ſeine Tochter das erſte dieſer Stücke, und überſetzte den „Coriolan", „Cymbeline", „Timon von Athen", „Die beiden Veroneſer" und „Das Wintermärchen" voll-

ſtändig. An einigen andern hatte ſie keinen unweſentlichen Antheil. Ueberhaupt ſah man dieſe Arbeit als eine gemeinſchaftliche an. Die Ueberſetzungen wurden vorgeleſen, mit dem Originale verglichen, geprüft und verbeſſert. Schwierige Stellen beſprach man gründlich, und bisweilen nahm die endgültige Feſtſtellung weniger Verſe einen ganzen Vormittag ein.

Ein zweiter Kreis theilnehmender und mitſtrebender Freunde war in dieſer Zeit entſtanden. Denn ſchon hatte der erſte ſich aufgelöſt. Nach einem bewegten Leben war Burgsdorff, der dem Freunde nach Dresden gefolgt war, 1822 geſtorben. In ihm verlor Tieck einen der älteſten Jugendgenoſſen, der bei aller Verſchiedenheit des Charakters ihm ſtets treu ergeben geweſen war. Zwei Jahre ſpäter wurde Malsburg daheim auf ſeinem Gute Eſcheberg vom Nervenfieber unerwartet fortgerafft. Im Jahre 1825 erlag Loeben langen und ſchweren Leiden; einige Jahre ſpäter folgte ihnen Wilhelm Müller. Keiner dieſer jüngern Dichter erreichte das vierzigſte Lebensjahr.

Dem neuen Kreiſe gehörte Rehberg an, der in Staatsgeſchäften alt geworden war, und noch ſpät eine aufrichtige Freundſchaft mit Tieck ſchloß. Er kam 1823 nach Dresden, nachdem er der öffentlichen Thätigkeit entſagt hatte. Bekannt als einer der erſten und geiſtreichſten Gegner der franzöſiſchen Revolution, faßte er die Dinge überall ſcharf mit eindringendem Blicke auf. Der Verſchiedenheit der Stellungen, und zum Theil auch der Anſichten, ungeachtet, einigte ſich Tieck in den Hauptſachen dennoch mit dem realiſtiſchen Staatsmanne. So gingen z. B. ihre Urtheile über Goethe weit auseinander; Tieck hatte aber vor dem Scharfblick Rehberg's eine ſo hohe Achtung, daß er einem Briefe, den dieſer, angeregt durch die Einleitung zu Lenz' Schriften, über Goethe an ihn

geſchrieben hatte, eine Stelle in derſelben einräumte. Immer ſah er es als ein freudiges Ereigniß an, noch in ſpätern Jahren einen wahren Freund gewonnen zu haben. Zu den heimiſchen Freunden Tieck's gehörten K. M. Weber, der Hofmarſchall von Lüttichau, Carus, Quandt, der Kunſtkenner, Ungern-Sternberg, Karl Förſter, Graf Baudiſſin, die Maler Dahl und Vogel. Eine Zeit lang verſammelte man ſich regelmäßig zu literariſchen Mittheilungen und Vorleſungen.

Eine reiche geiſtige Anregung gewährten die literariſchen Cirkel, welche der Prinz Johann um ſich verſammelte. Es war die ſogenannte Dante-Geſellſchaft, in der die Kenner der italieniſchen Literatur, Förſter, Tieck, Carus und Baudiſſin, ſich unter dem Vorſitze des Prinzen zur Lectüre und Erklärung des Dichters in Dresden oder Pillnitz vereinten. In der Regel ließ der Prinz die einzelnen Abſchnitte ſeiner Ueberſetzung des Dante von Tieck vorleſen. Ueberall zeigte er ein tiefes Verſtändniß des Dichters und eine ſeltene Gelehrſamkeit in der ſcholaſtiſchen Philoſophie. Mit Unbefangenheit und Freimuth beſprach man den Gegenſtand allſeitig, eine vollkommene Debatte entſpann ſich. Ganz als Gelehrter, dem es allein um die Sache zu thun iſt, erſchien der Prinz; er nahm Kritik an, wie er ſie ausübte, und ließ das Uebergewicht, welches ihm ſeine Stellung gab, vollſtändig vergeſſen. Frei und ungezwungen bewegte man ſich. Heimiſche und fremde, alte und neue Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft boten einen unerſchöpflichen Inhalt, an dem man Geiſt und Kenntniſſe förderte.

Es war ein behagliches, heiteres Leben damals in Dresden. Es gibt Zeiten der Ruhe, wo Noth und Mühſal vergeſſen ſcheinen, und die geiſtige Entwickelung, die oft nur im heißen Kampfe zu gewinnen iſt, zum befriedigenden Genuſſe wird. Dresden konnte an das reiche Leben in Weimar

und in jenen italieniſchen Städten erinnern, welche ſprüchwörtlich geworden ſind. Da eilen die Maler, Kenner und Kunſtfreunde des Morgens nach den Galerien. Vor der Sixtiniſchen Madonna oder den Gemälden Correggio's ſind ſie verſammelt; mit Eifer tragen ſie ihre Anſichten vor, ſie vertheidigen ihre Lieblinge, und ſuchen einander zu überzeugen. Dann hält der alte Böttiger im Antikencabinet eine Vorleſung über Pallas oder Artemis, man geht in die Werkſtätte eines befreundeten Malers, um irgendein eben vollendetes Gemälde zu betrachten, oder man ſitzt im Laden des Italieners beim Glaſe Wein und unterhält ſich tiefſinnig, oder ſchwatzt gemüthlich über Kunſt, Welt und Leben. Am Abende wird es im Theater ein neues Trauerſpiel oder eine neue Oper geben, das beſchäftigt die Gemüther und hält ſie in Spannung. Tieck wird vor auswärtigen Gäſten ein Drama von Shakſpeare, eine Dichtung aus ſeiner ältern Zeit, oder im Kreiſe der vertrauteſten Freunde eine neue Novelle aus dem Manuſcript leſen. Dann gibt es irgendein Feſt zu feiern, ein Liederfeſt, ein Künſtlerfeſt, den Geburtstag des Dichters. Man beſingt und bekränzt ihn, man ſtellt in ſceniſchen Verſuchen Einzelnes aus ſeinen Dichtungen dar, und verſammelt ſich abermals an ſeinem Seſſel, oder macht am Frühlingsabende eine Fahrt in das Elbthal. Man wird nicht müde zu ſprechen von Poeſie und Malerei, von Drama und Novelle, von Shakſpeare und Goethe.

Dann kommen auf längere oder kürzere Zeit auch auswärtige Freunde. Schon früher hatte Uechtritz ſeine erſten dramatiſchen Arbeiten dem Urtheile Tieck's unterworfen, und 1827 gab dieſer das Trauerſpiel „Alexander und Darius" mit einer Vorrede heraus.

Auch Eduard von Schenk hatte durch ſeine liebenswürdige

Perſönlichkeit Tieck ſchon während des Aufenthalts in München für ſich eingenommen. Als Dichter wünſchte er ſeine Kritik, und als Staatsmann ſuchte er für ihn zu wirken. Bei der Begründung der neuen Univerſität in München zählte König Ludwig auch Tieck zu den Autoritäten, die gewonnen werden ſollten. Dieſes Mal wiederholte ſich die Zumuthung, das Katheder zu beſteigen, unter glänzenden Bedingungen. Man bot ihm eine Profeſſur der neuern Literatur mit einem Gehalte von 2500 Gulden. In der Wahl und Anordnung der Vorleſungen ſollte er die vollſte Freiheit behalten, und in ſeinen literariſchen Arbeiten in keiner Weiſe geſtört werden. Doch dieſes Anerbieten lehnte er ab; er war in Dresden heimiſch geworden, und fühlte ſich nicht geneigt, nachdem er das funfzigſte Lebensjahr überſchritten, eine neue Laufbahn zu beginnen. Auch war ſeinen körperlichen Leiden das wechſelnde Klima von München nicht zuträglich, das ihn zwei Mal an den Rand des Grabes gebracht hatte.

Außer dieſen jüngern Freunden beſuchten ihn in regelmäßiger Wiederkehr auch manche der ältern. Einen lebhaften Briefwechſel unterhielt er mit F. von Raumer, der an Allem, was Tieck berührte, den wärmſten Antheil nahm, und im Frühjahr und Herbſt einige Wochen bei ihm zu wohnen pflegte. Mit treuer Freundſchaft ſtand er dieſem in den Zeiten heftiger und ungerechter politiſcher und literariſcher Angriffe zur Seite. Auch Steffens kam, der mit ſeinem vielgeleſenen Roman „Walſeth und Leith“ Tieck auf das Gebiet der Novellendichtung folgte; nicht minder Tieck's Bruder und ſein Neffe Guſtav Waagen. Rumohr ſchlug zu Zeiten ſeinen Wohnſitz in Dresden auf. Er war noch der Alte; geiſtreich, ſanguiniſch, unruhig und abſpringend. Aber immer kehrte er wieder. Heiter und durch ihre eigenthümliche Küche ausgezeichnet waren die Geſellſchaften, die er in ſeinem Gar-

tenhauſe auf einem Weinberge bei der Stadt gab; obgleich er ſtets behauptete, in ganz Dresden ſei kein Biſſen genießbares Eſſen zu finden. Denn längſt hatte er den Geiſt der Kochkunſt praktiſch ſtudirt. Später las er die „Deutſchen Denkwürdigkeiten“ Tieck vor, und zeigte ſich auch hier reizbar und wunderlich. Ein leichter Tadel, den er eines vereinzelten Wortes wegen erfuhr, erregte ſeinen heftigen Zorn, und lange war er nicht von dem Gedanken abzubringen, Tieck verfolge ihn feindſelig, und wolle ihm ſeine Schriftſtellerei verleiden. Dagegen räumte er gutwillig ein, daß ſeinem Buche der Schluß fehle, und auf Tieck's Aufforderung fügte er einen vierten Theil hinzu.

In dieſen glänzenden und bewegten Kreis älterer und neuerer Freunde trat 1827 als Zeuge einer längſt entſchwundenen Zeit Tieck's älteſter, faſt vergeſſener Jugendfreund Biesker, jener altkluge Mentor, der unter den Jünglingen die Rolle des ſtrafenden Gewiſſens zu übernehmen liebte. Seinem verſtändigen und ehrenfeſten Weſen gemäß war er in die Beamtenlaufbahn eingetreten, und war dann nach Polen verſchlagen worden; endlich hatte ihn Tieck während ſeiner Sturm- und Drangperiode ganz aus den Augen verloren. Der dürftige Briefwechſel war eingeſchlafen; Tieck wußte nicht einmal, ob der alte Freund noch lebe. Jetzt kündigte er plötzlich nicht nur ſein Leben, ſondern auch ſeinen Beſuch in Dresden an, und zwar mit einem Theile ſeiner ziemlich zahlreichen Familie. Er war unterdeß als arbeitſamer Actenmann Landgerichtsrath in Meſeritz geworden. Es war die freudigſte Ueberraſchung, den älteſten Jugendfreund ſo unerwartet wiederzuſehen, den einzigen von jenen Genoſſen, der noch lebte. Alte Zeiten wurden in dieſem Wiederſehen neu. Doch bald wich die überſchwängliche Freude andern Betrachtungen. Der Landgerichtsrath aus Meſeritz war ein guter und pflicht-

eifriger Mann, deſſen Geiſt in dem kleinen Beamten- und Stadtleben zuſammengeſchrumpft war. In der erſten Begeiſterung las ihm Tieck Einiges von ſeinen Dichtungen vor, und führte den wenig Gereiften in Dresden umher. Doch ſtatt aller theilnehmenden Aeußerungen hörte er ſtets nur die eine Gegenbemerkung, daß, dies und jenes ausgenommen, Alles in Meſeritz ebenſo ſei. Es war vergeblich, aus ihm einen Funken herauszuſchlagen, und Tieck konnte ſchließlich nicht begreifen, wie er in der Jugend im Verein mit dieſem gutmüthigen, aber trockenen Gefährten Trauerſpiele hatte ſchreiben wollen.

Einen anziehenden Charakter gewann dieſes freundſchaftliche und literariſche Zuſammenleben durch Tieck's dramatiſche Vorleſungen. Längſt waren ſie mehr geweſen als eine anregende Unterhaltung. für die Familie und die nächſten Freunde. Sie waren eine Vermittelung für Fernerſtehende, ein künſtleriſches Vorbild für Schauſpieler, Gegenſtand der Bewunderung oder Neugier für Fremde, und Mittelpunkt der Geſelligkeit. Ihr Ruf ging weit über Dresden hinaus, und Tieck's Meiſterſchaft im dramatiſchen Leſen trug vielleicht ebenſo viel dazu bei, ihn zur öffentlichen Perſon zu machen, als ſein dichteriſcher Ruhm. Seine Vorleſungen wurden zu Dresdens Merkwürdigkeiten gezählt. Bisweilen fragten ſogar die Lohnbedienten der Gaſthöfe im Namen angekommener Fremden an, ob heute Abend Vorleſung ſein werde. Man ſprach von ihnen, wie von der Gemäldegalerie, von der Kapelle der katholiſchen Kirche, oder dem Theater. Wer nach Dresden kam, mußte Tieck beſucht, irgendeine ſeiner Vorleſungen gehört haben, das war unerläßlich. Sie vollendeten den künſtleriſchen Charakter der Stadt. Wie Goethe zu Weimar, gehörte Tieck zu Dresden.

Dem Huldigungseifer der Fremden kam er mit Unbefan-

genheit, Gutmüthigkeit und der edelſten Liberalität entgegen. Selten mag eine uneigennützigere Gaſtfreiheit ausgeübt worden ſein. Er empfing ſeine Gäſte wie der feingebildete Mann, der zugleich Dichter iſt. Wenn in der deutſchen Geſelligkeit irgend etwas den vielgerühmten literariſchen pariſer Salons entſprach, ſo fand es ſich im Hauſe Tieck's. Nur mit den mäßigen Mitteln eines deutſchen Privatmannes und Gelehrten ausgeſtattet, ſah er dennoch faſt an jedem Abende Gäſte; außerdem galt der Sonnabend als officieller Empfangstag. Die Verſammlung in ſeinem Leſezimmer war in der Regel ſehr zahlreich. Mitunter ſtellten ſich gegen die Sitte des Hauſes noch um zehn Uhr Abends Fremde ein. Die verſchiedenſten Menſchen und Geſtalten fanden ſich zuſammen; die nächſten Freunde, Reiſende, Bekannte und Unbekannte, Künſtler, Schriftſteller und Gelehrte, neben den Deutſchen oft Franzoſen, Dänen, Engländer, Ruſſen oder auch Nordamerikaner. Es war eine bunte Menge, wie ſie Freundſchaft, Verehrung, Neugierde oder fremde Empfehlung zuſammengeführt hatte. Denn ein Wort, eine Zeile irgendeines Bekannten, eine anſpruchsloſe Selbſteinführung reichte hin, dieſen Kreis jedem Gebildeten zu öffnen. Man fühlte nichts von der Herrſchaft, welche die geiſtige Größe auf ihre Umgebung unwillkürlich ausübt. Er dachte nicht daran, daß er der Mittelpunkt ſei, und war weit entfernt, das Geſpräch an ſich zu ziehen.

Die Vorleſung erfüllte ihn jedes Mal ganz; er ging perſönlich ſo vollſtändig in ſeinen Dichter auf, daß er der Geſellſchaft umher oft entrückt wurde, und nach dem Schluſſe nur allmälig zu ſeiner Umgebung zurückkehrte. Die künſtleriſche Vollendung, mit der er las, mochte damals den höchſten Punkt erreicht haben. Während man früher Vorleſen für ein Leichtes hielt, was ſich von ſelbſt verſtehe, zeigte er,

auch der Vorleſer vermöge ein Kunſtwerk zu ſchaffen, welches die Wirkung der Bühne überbiete. Unter den Stücken, die er zu leſen pflegte, ſtanden die Shakſpeare'ſchen obenan; häufig las er auch Goethe oder Schiller, Calderon oder Holberg, ein älteres deutſches Luſtſpiel, oder er griff zu einer neueſten dramatiſchen Dichtung eines jüngern Freundes. In ausgewähltern Kreiſen ging er nicht ſelten auf Sophokles zurück, ſtets nach Solger's Ueberſetzung. Gern und unter tiefem Eindrucke las er den Euripides, nur vor Männern, in der Regel im Hauſe eines der Freunde auch den Ariſtophanes. Dieſe eigenthümliche Miſchung von kühnem Witz und Phantaſterei ſchien ihm beſonders zuſagend. Die Theilnahme der Zuhörer ſtieg, wenn er eines ſeiner eigenen Werke vortrug, und als Dichter und Vorleſer zugleich auftrat. Fühlte er ſich ganz kräftig, ſo konnte er wol zwei fünfactige Dramen, eine Tragödie und ein Luſtſpiel ohne größere Pauſe oder merkliche Ermattung hintereinander leſen. Die Jahreszeit machte keinen Unterſchied; an den Sommerabenden fanden ſich die Fremden vielleicht noch zahlreicher ein. Das Leſepult ward aufgeſtellt, man ſammelte ſich mit einer gewiſſen Andacht, und bald nach ſechs Uhr begann die Vorleſung.

Manches gleichgültige Geſicht, welches er nie wiedergeſehen hat, ging damals an ihm vorüber, und mancher Name wurde ihm genannt, deſſen er ſich nicht wieder erinnerte. Doch auch die berühmteſten Männer ſaßen vor ſeinem Leſepulte. Faſt jeder Abend erweiterte den Kreis der perſönlich Bekannten. Schon 1820 beſuchte ihn Hegel, den er auf der Rückreiſe von England in Heidelberg kennen gelernt hatte. Dieſer hatte ſeitdem ſein Syſtem im ganzen Umfange entwickelt, er war eine Autorität geworden, welche die Stimmung der Wiſſenſchaft zu beherrſchen anfing.

Eine innere Annäherung oder Ausgleichung zwiſchen beiden war unmöglich. Bei Tieck's Stellung zur Philoſophie konnte er ſich am wenigſten mit der Strenge und ſcharfen Dialektik Hegel's befreunden, und dieſem lag die Plaſtik antiker Kunſt näher, als das moderne Gefühl. Später wurde Tieck durch Hegel's Kritik über Solger verletzt. Er ſah darin ein Verkennen der tiefſten Gedanken ſeines Freundes, die auch ſein eigenes Leben gebildet hatten.

Diesmal kamen Dichter und Philoſoph auf dem neutralen Boden dramatiſcher Vorleſung zuſammen. Tieck las im Kreiſe ſeiner Freunde den „Othello". Am Schluſſe machte Hegel einige Bemerkungen über den Charakter des Jago; er ſah darin einen Beweis des unbefriedigten Gemüths des Dichters ſelbſt. Bei Tieck ſtand der Gedanke der reinſten künſtleriſchen Stimmung Shakſpeare's feſt. Im Eifer herausfahrend, rief er: „Profeſſor, ſind Sie denn des Teufels, ſo etwas zu behaupten?" ein Gefühlsausbruch, der auf Hegel keinen günſtigen Eindruck machte.

Zu den Vertretern der deutſchen Kunſt- und Dichterwelt, welche bei Tieck erſchienen, und mit denen er zum Theil im brieflichen Verkehr blieb, gehörten Thorwaldſen, Cornelius, Schadow, Jean Paul, Robert, Häring, Holtei, Hauff, Schall, Immermann, Eduard Devrient, die Ueberſetzer Gries, Kauffmann und Regis. Ein unbequemer Gaſt war Müllner. Er war abſprechend und hochfahrend, umſomehr, da er Tieck's Widerwillen gegen ſeine Trauerſpiele kannte, und ſich nicht hinreichend geehrt glaubte. Er hielt es überwiegend mit den Gegnern, und ließ es in ſeinem „Mitternachtsblatte" an Ausfällen nicht fehlen.

Unter den Gelehrten ſchloß ſich ihm in naher Freundſchaft Loebell an, der neben ſeinen Fachſtudien an den Geſchicken der deutſchen Literatur und Tieck's Einwirkung auf die-

ſelbe lebhaften Antheil nahm. Auch mit Ottfried Müller war er in nähere Verbindung getreten, deſſen Liebenswürdigkeit und geiſtvolle Gelehrſamkeit gleich ſehr feſſelte. Er ſtand mit Thorbecke, Hormayr, A. Wendt, Adolf Wagner im Briefwechſel; gelegentlich auch mit A. von Humboldt' Schleiermacher, Neander. Herbart, Ranke und andere Gelehrte ſah er in ſeinem Hauſe. Als er 1828 Teplitz mit Baden-Baden vertauſchte, lernte er auf der Reiſe durch das Würtembergiſche Wolfgang Menzel kennen, der mehr als einmal ſeine Vertheidigung gegen ungerechte Angriffe übernahm; dann Kerner und Eſchenmaier, welche ihm die Seherin von Prevorſt nicht erließen. Durch die Schweiz über Strasburg ging er nach Bonn, um nach langer Zeit ſeinen alten Freund Schlegel zu beſuchen. Hier hielt er ſich vierzehn Tage auf, und obgleich ihm die indiſche Gelehrſamkeit durchaus fern lag, verſtändigten ſie ſich doch bald. Schlegel misbilligte die myſtiſche Richtung ſeines Bruders in ſo harten Ausdrücken, daß Tieck mäßigen mußte.

Auf der Rückreiſe, es war in den erſten Tagen des October, berührte er Weimar. Zwanzig Jahre waren verfloſſen, ſeit er Goethe nicht geſehen hatte. In dieſer Zeit waren ihre Berührungen nur vorübergehender Natur geweſen. Als Goethe Tieck's Novelle, „Die Verlobung", geleſen hatte, dankte er ihm ſchriftlich dafür, und öffentlich ſprach er ſeine Anerkennung aus. Jetzt war Tieck mit ſeiner Familie einen Mittag bei Goethe, den Dorothea durch eine gelungene Recitation eines Theiles der „Iphigenia" aus dem Gedächtniſſe überraſchte. Am folgenden Abend las Tieck in einem größern Kreiſe bei Goethe's Schwiegertochter den „Clavigo". Goethe ſelbſt erſchien nicht; er hatte ſich entſchuldigen laſſen.

Indeß war Tieck auch dem Auslande als Dichter bekannt

geworden. Zuerſt vielleicht im ſkandinaviſchen Norden, wo die nationalverwandten Gemüther für die romantiſche Poeſie große Vorliebe zeigten. Die Einwirkungen von Steffens und Oehlenſchläger waren nicht ohne Erfolg geblieben. Selten ging ein namhafter Däne nach Deutſchland, ohne Tieck aufzuſuchen. Noch 1831 kam Oehlenſchläger nach Dresden; zu andern Zeiten Heiberg, Ingemann, Hauch, Herz nnd Anderſſen; ſpäter die Schweden Atterbom und Beskow.

Seit die deutſche Literatur in Frankreich Gegenſtand eifrigen Studiums geworden war, fehlte es auch an franzöſiſchen Beſuchern nicht. Ampère und Marmier, welche Deutſchland in Deutſchland kennen lernen wollten, verweilten bei Tieck. Obgleich er ſich mit Abſcheu von der neufranzöſiſchen Romantik abwandte, die ihm nicht als Poeſie, ſondern als Krankheit galt, ward der literariſche Verkehr doch nicht geſtört. Auch brachte die „Revue des deux Mondes" einen eingehenden und anerkennenden Artikel über ſeine dichteriſche Entwickelung. Später kamen Barante, Montalembert, der Marquis Cubières, der, wie Marmier, ihn in franzöſiſchen Verſen beſang, Carnot, der Schauſpieler St.-Aubin und mancher Andere. Mit England blieb er durch Shakſpeare in ſteter Verbindung, durch die Kenner der altengliſchen dramatiſchen Literatur Coleridge, Dyce, Hayward und Colliers. Auch beſuchten ihn die Ruſſen Schukowſki, Uwarow und Stackelberg. Von Nordamerikanern lernte er den Theologen Robinſon und den Literarhiſtoriker Ticknor kennen.

7. Das alte und das junge Deutſchland.

Mit dem Ablauf des dritten Jahrzehends ging dieſes gleichmäßige künſtleriſche Stilleben zu Ende. Neue Ereigniſſe traten ein, denen Verſtimmung und Unruhe, Schmerz und Erſchütterung in den engen Grenzen nächſter Verhältniſſe wie im öffentlichen Leben folgten. Für Tieck wurde dieſer Lebensabſchnitt durch zwei Todesfälle bezeichnet, die ihn tief ergriffen. Zu Anfang des Jahres 1829 ſtarb Friedrich Schlegel, dann folgte der Tod Goethe's.

Von dem Wunſche getrieben, den wohlbekannten Boden des nördlichen Deutſchland auf längere Zeit wiederzuſehen, kam Schlegel im Spätherbſte 1828 nach Dresden. Er beabſichtigte in den Wintermonaten eine Reihe von öffentlichen Vorleſungen in alter Weiſe zu halten. Er wollte darin die Ergebniſſe ſeiner philoſophiſchen und hiſtoriſchen Studien, ſeine Lebensphiloſophie, wie er es nannte, vortragen. Mehr als je erſchien er von dunkler Myſtik und Prophetik erfüllt. Er ſprach mitunter glänzend, es war ein Aufblitzen des alten Talents, öfter ſophiſtiſch, unklar und verworren; Paradoxie und Anmaßung waren vorherrſchend. Seine neuen Vorleſungen waren bei weitem mehr Gegenſtand der Neugier und des Staunens, als der wahren Theilnahme. Für Tieck waren ſie ungenießbar. Es gab Augenblicke, in denen er nicht ohne Schrecken die apokalyptiſchen Verkündigungen ſeines Freundes anhörte. Faſt geſpenſtiſch erſchien er ihm. Wie hatte ſich dieſer reiche Geiſt aus den weiteſten Räumen in die engſte Dürftigkeit zuſammengezogen! Im Willkürlichen, Abenteuerlichen, Verkehrten fand er Genügen, und gerade jetzt meinte er auf der Höhe der Weisheit angelangt zu ſein.

Dem reinſten Aberglauben war er verfallen; jedes Geſpräch zeigte nur die immer größer werdende Kluft. Er behauptete wirklich prophetiſch in die Zukunft zu blicken, die er aus einzelnen Bibelſprüchen deuten wollte. Dieſe nahm er aber nur aus der Vulgata. Wenn Tieck ſich erlaubte, beſcheidene Zweifel zu äußern, wies er ihn pathetiſch mit den Worten ab: „Mein Sohn, auf deinem Standpunkte verſtehſt du das nicht.“ Als ihm Tieck einmal einen phantaſtiſchen Traum erzählte, erkannte Schlegel darin einen Wink der heiligen Jungfrau, die es gut mit Tieck meine, und ihn in den Schoos der Kirche zurückführen wolle. Ein anderes Mal kündete er die Nähe des jüngſten Tages an, dann würden die Geſtirne des Himmels ſich gegeneinander bewegen, und die Geſtalt eines Crucifixes bilden. Unwillkürlich brach Tieck bei dieſem Orakel in den Ruf aus: „Menſch, ſage einmal, glaubſt du denn wirklich das Alles?“ Nach ſolchen Zweifeln ſprach dann Schlegel ſein tiefes Bedauern aus, daß der Freund, der doch alle Elemente des Glaubens in ſich trage, ſich zum Glauben ſelbſt nicht erheben könne.

Schlegel ſollte ſeine Vorleſungen nicht beenden. Es war am 10. Januar, als er noch einmal in heiterer Geſelligkeit mit den Freunden vereint war; in der Nacht darauf wurde er vom Schlagfluß getroffen.

Am 22. März 1832 ſtarb Goethe. Die letzte Berührung hatte Tieck mit ihm, als 1829 zur Feier von Goethe's Geburtstage auf der dresdener Bühne der „Fauſt“ zur Aufführung gebracht wurde. Er war mit dieſem Plane nicht einverſtanden, weil er darin eine Beeinträchtigung des Gedichts fand, dennoch ſchrieb er für die Darſtellung einen Prolog. Wenige Tage ſpäter erhielt er ein dankſagendes Schreiben von Goethe's Hand.

Jetzt war auch er dahingegangen, der in dem Reiche

deutſcher Dichtung ſechzig Jahre lang als König geherrſcht, an dem ſich die ſpätern Geiſter alle gemeſſen oder emporgerankt hatten. Es war eine tiefe Lücke im deutſchen Leben ſelbſt. An Goethe's Dichtungen hatte Tieck in kindiſchem Spiele gelernt, von ihm als Knabe geträumt, für ihn als Jüngling voll Begeiſterung gekämpft. Unaufhörlich hatte er ſeine frühern Werke ſtudirt, in ihnen lebte er. Wie viel hatte er nicht ſeit dreißig Jahren über Goethe's dichteriſchen Genius gedacht, geſprochen und geſchrieben! Doch nie war es zu einer dauernden perſönlichen Verbindung zwiſchen ihnen gekommen. Sie ſtanden einander zu nah und doch auch fern. Aber nur um ſo klarer ward Tieck's reine und uneigennützige Pietät. Es war ein innerſtes Verſtändniß, welches das Zufällige von dem Unvergänglichen trennte, und deshalb in den hergebrachten Ton der Bewunderung nicht überall einſtimmen konnte. Goethe's Tod wirkte auf ihn mit ſchmerzlicher Gewalt. Wochen lang war er in ſchwermüthiger Trauer, und vermochte ſeiner Rührung nicht Herr zu werden. Familie und Freunde fingen an für ſeine Geſundheit zu fürchten. Ergreifend ſprach er das Gefühl ſeiner tiefen Wehmuth aus, als er einmal ſagte, Goethe ſei der Stern geweſen, der ſeiner Jugend vorgeleuchtet habe; wie Ferdinand für Egmont, habe er für Goethe gefühlt. In dem Epilog zum Andenken Goethe's, der nach der Darſtellung der „Iphigenia" geſprochen wurde, legte er ein letztes Zeugniß für ihn als Vorbild, Lehrer, Freund und hohen Meiſter ab, indem er ihn mit Dante und Shakſpeare zuſammenſtellte, und ſie als das leuchtende Dreigeſtirn der Poeſie bezeichnete.

Es war, als wenn mit dem Scheiden Goethe's, des Schöpfers der nationalen Poeſie, und Schlegel's, des Vorkämpfers der Myſtik, eine große Zeit hätte abſchließen ſollen.

Denn jetzt drängte gewaltſam ein jüngſtes Geſchlecht nach, in deſſen Augen die alten Lorbern längſt vertrocknet waren, welches Talent, geiſtige Kraft und Bedeutung allein für die Gegenwart und für ſich ſelbſt in Anſpruch nahm. Die Julirevolution war ausgebrochen, und der Widerhall der heftigen Exploſion erſchütterte zunächſt Deutſchland. Eine fieberhafte Bewegung durchzuckte das Leben. Alle Unzufriedenheit, alles geſellſchaftliche Misbehagen, deſſen Aeußerungen die Reſtaurationspolizei bisher niedergedrückt hatte, brach hervor, und ſuchte ſich einen politiſchen Ausweg zu bahnen. Aber ſeit lange lag es im Charakter des deutſchen Geiſtes, die Schlachten, die er ſich ſelbſt liefert, vorzugsweiſe auf dem Gebiete der Literatur zu ſchlagen. So geſchah es auch jetzt.

Die Jahre der Ruhe gehörten überwiegend den jüngern Romantikern, deren Letzte die Nachzügler Walter Scott's waren. Sie prieſen unaufhörlich die gute alte Zeit, und ſuchten ſie auf allen Wegen. Man war ſicher und ſtolz geworden im Beſitze der wiedergewonnenen Güter. Aber die ausſchließende Einſeitigkeit bereitete ſich ſelbſt den Fall. Nicht Alle dachten ſo, wie die Tonangeber. In der Stille erhoben ſich andere Kräfte, deren Erbitterung mit ihrer Unterdrückung wuchs, und die um ſo begieriger waren, ſich hören zu laſſen, je weniger man ſie zu Worte kommen ließ.

Lord Byron war das Urbild der literariſchen Oppoſitionsmänner neueſter Zeit, der Dichter des Schmerzes, der ſittlichen Zerfallenheit, der Verzweiflung und auch der Koketterie mit der Verzweiflung. Er war das Ideal der modernen Fauſte und himmelſtürmenden Titanen, der volle Ausdruck der durchbrechenden Zeitverſtimmung, welche die Selbſtgenügſamkeit der herrſchenden Reſtauration verſpottete, nichts mehr glaubte, an Allem zweifelte, Alles beſtritt, und dem Misbehagen der Welt durch eine radicale Umwandlung abhelfen

wollte. Vorher war Alles poſitiv und althiſtoriſch geweſen, jetzt ſollte Alles negativ und jung ſein. Raum ſollte gemacht werden für das Neue. Aber was war das Neue?

Was den deutſchen Nachahmern Byron's an Kraft und Tiefe fehlte, erſetzten ſie durch Syſtematik. In der lyriſchen Poeſie hatte ſich mit Heine's Liedern ein verneinender Geiſt in glänzender und populärer Hülle erhoben, deren beſtes Theil von Goethe entlehnt war. Der ſcharfe, freſſende Hohn, der Alles, was über dem einzelnen Menſchen ſteht, angriff, das Gefühl verſpottete und endlich ſich ſelbſt vernichtete, war in dieſen leichten Verſen durch Deutſchland getragen worden. Börne's Kritiken, die ſich mit Zerſtörungsluſt auf alles Deutſche warfen, wurden das Signal zu heftigen und maßloſen Angriffen. Die Literatur ſchien überſättigt, von Ekel vor ſich ſelbſt ergriffen. Solange hatte man gedichtet und Bücher geſchrieben, jetzt wollte man Thaten; man hatte Dichter bewundert und geprieſen, jetzt ſollte die Zeit gekommen ſein, wo man ſie haſſen und ſich ſelbſt verhaßt machen müſſe, um zu wirken. Hatte man bisher an Autoritäten geglaubt, ſo ſollte jetzt die Axt an die Götzenbilder gelegt werden. Goethe's Name war der erſte, der fallen mußte. Was man hier verlor, behaupteten die Neuerer durch die Einwirkung auf Volk, Staat und Geſellſchaft tauſendfach zu erſetzen. Dem Leben ſollte im Leben ſelbſt zu ſeinem Rechte verholfen werden. Das junge Deutſchland wollte dieſe Thaten ausführen. Unter ſeinen Händen nahm die bisher ſo harmloſe Tagespreſſe einen andern Charakter an, und bald erſcholl in Zeitungen und Journalen in allen Tonarten der Ruf nach Emancipation.

Aber es war keine dichteriſche Schule, es war eine halb politiſche, halb literariſche Partei, dieſes junge Deutſchland. Die Freiheit ſah ſie auch in der Zerſtörung deſſen, was ſeit

faſt einem Jahrhunderte das Eigenthümlichſte des deutſchen Lebens geweſen war, und die Anerkennung ihrer Gedanken forderte ſie mit einem Terrorismus, der alles Frühere überbot. Es hatte eine Zeit gegeben, wo Leſſing und Goethe gegen Gottſched, wo Tieck und die Schlegel gegen Nicolai das junge Deutſchland geweſen waren. Sie hatten die Poeſie, das Genie für ſich, aber niemals war es ihnen eingefallen, ſich das junge Deutſchland zu nennen. Man war ſehr wenig, wenn man nichts weiter war, als jung; es war bedenklich, von dem allgemeinſten und vergänglichſten aller Vorzüge, von der Jugend, das Parteizeichen herzunehmen. Auch Goethe's und Tieck's Polemik war eine ſcharfe geweſen; aber ihre Werke zeigten, daß ſie nicht im Zerſtören ihre Aufgabe fanden. Goethe's dichteriſches Schaffen war ein urkräftiges Behagen, Tieck erklärte, nur in der Poeſie ſein höchſtes Geſetz zu finden; die neue Partei wollte nicht dieſe, ſondern in ihr Politik und ſociale Reform. Dem Syſtem der neuen Freiheit, des Staats, der Geſellſchaft ſollte die Poeſie unterthan ſein. Dieſe Politik war keine deutſche, keine volksthümliche, vielmehr bekämpfte ſie, was bisher dafür gegolten hatte. Franzöſiſche Schriftſteller hatten ein allgemeines, patentirtes Schema einer kosmopolitiſchen, ſocialen Politik aufgeſtellt. Die Nationalität war auch nur eine Schranke; der Menſch ſollte ſich erweitern.

An das eigenthümliche Leben des deutſchen Volks hatte Tieck in Kunſt und Poeſie ſich angeſchloſſen. Niemand ſtudirte auch die Literaturen fremder Völker eifriger als er; er that es um ihres beſondern Charakters willen, und dieſen achtete er. Aber der Gedanke einer allgemeinen Weltliteratur lag ihm fern. Von einer ſolchen hatte Goethe in der Zeit ſeiner letzten allegoriſirenden Dichtung öfter geſprochen, und dieſen Gedanken griff die neue Partei auf, und beutete ihn aus. Doch das

Allgemeinſte im Menſchen, was jedem verſtändlich ſein mußte, war die ſinnliche Kraft, der Naturtrieb; dieſer ſollte in ſein Recht eingeſetzt werden. Es war die Emancipation des Fleiſches.

Tieck hatte den Freiheitstaumel der franzöſiſchen Revolution, an ſeinen eigenen Freunden den älteren Kosmopolitismus erlebt, und wußte welche Emancipationsideen ſchon damals zu Tage gekommen waren. Die neuen Schriften dieſer Art beſaßen nicht die Originalität von Schlegel's „Lucinde". Nur wer dieſe vergeſſen hatte, konnte jene für neu halten. Man wiederholte in tumultuariſcher Weiſe, was in der Sturm- und Drangperiode und ſpäter geſagt worden war.

Auch die literariſchen Productionen der jüngſten Schule bewegten ſich nur auf engem Raume. Es waren lyriſche Lieder oder Kritiken, immer wieder Charakteriſtiken von Perſonen und Zuſtänden der Gegenwart, ein unaufhörliches Sprechen über die Literatur. Oder man benutzte die Novelle, weil man hier den ganzen Inhalt politiſcher und ſocialer Polemik ausſchütten konnte. Die Novelle lernte man von Tieck behandeln und gebrauchen, wie man das literariſche Raiſonnement von den Schlegel gelernt hatte.

Während die Neuerer Goethe als einen höfiſchen Dichter anklagten, der des Sinnes für Freiheit und volksthümliche Entwickelung entbehre, machten ſie vorzugsweiſe Schiller, als den Dichter der Sittlichkeit und des Fortſchrittes der Menſchheit, zu ihrem Helden. Noch heftiger waren die Angriffe auf die romantiſchen Dichter, die jetzt den vollen Rückſchlag ihrer eigenen Einſeitigkeit erfuhren. Sie hatten Ritterthum und Mittelalter beſungen und oft carikirt, dafür wurden ſie als Träger des Servilismus, als Feinde des Volks bezeichnet. Sie galten für Kryptokatholiken, Vertheidiger der geiſtigen Unfreiheit und Obſcuranten. Romantiſch

hieß alles, was der freien Entwickelung zuwider war, und Romantik war planmäßige Verfinsterung. Diese Anklagen nahmen einen systematischen Charakter an, je mehr sich ihrer die letzten Jünger der Philosophie bemächtigten. Hier sollte der neueste Fortschritt logisch erwiesen und die Nothwendigkeit dargethan werden, daß vorerst unter den alten Größen aufgeräumt werden müsse. Der philosophische und politische Radicalismus trat auf. In voller Stärke erschien er in dem Kriegsmanifest, welches die „Hallischen Jahrbücher" gegen die Romantik, und Alles was damit zusammenhing, erließen.

Diese Feindseligkeit der jüngern Schriftsteller sammelte sich immer entschiedener auf Tieck. Manche mochten bei ihm Sympathien erwartet haben, eine Voraussetzung, die sich als irrthümlich erweisen mußte. Er hatte das Wort gegen die falsche Frömmigkeit ergriffen, andere Thorheiten der Gegenwart gelegentlich berührt, und von seinen eigenen überfrommen Anhängern sich abgewendet. Noch viel kecker war der Ton seiner Jugenddichtungen. Aber niemals hatte er dem politisch literarischen Radicalismus gehuldigt. Die Ueberzeugung, daß Misbräuche vorhanden seien, welche Abhülfe erforderten, gab noch kein Recht, die Grundlagen des Staats selbst anzutasten. Eben weil der Mensch nur in der geordneten Gesellschaft zum echten Menschen werden kann, ist es nothwendig, ihre Formen mit heiliger Scheu zu behandeln. Wer immer nur das Einzelne tadelte und angriff, bewies, daß er für das Ganze keinen Sinn hatte, und löste auf, ohne etwas besseres dafür geben zu können. Diese Ansichten sprach er wiederholt mündlich und schriftlich aus.

Die jüngern Kritiker behandelten den Glauben an Tieck's dichterischen Genius als Aberglauben, seinen Einfluß auf die Literatur als ein Unglück, ihn selbst als einen Abtrünnigen, als gewandten aber gesinnungslosen Taschenspieler, der

mit ſeiner Ironie ein kindiſches, oder boshaft perfides Spiel treibe. Alle möglichen Schmähungen, aus allen Winkeln hergeholt, wurden auf ihn gehäuft. Er ſelbſt ließ ſich durch dieſes wüſte Geſchrei nicht beirren. Er kannte dieſe Anklagen und Vorwürfe aus alter Zeit, ſie erſchienen nur mit neuen Stichwörtern ausgerüſtet. Die vergeſſene Aufklärung war diesmal im Bunde mit dem neuen Liberalismus und darum doppelt intolerant. Jede Gelegenheit ward von den Parteiblättern zu Verunglimpfungen oft der niedrigſten Art benutzt. Selbſt ſeine körperliche Gebrechlichkeit wurde nicht geſchont.

Dennoch geſchah es, daß er die Gegner in ſeinem Hauſe ſah, um Erfahrungen mit ihnen zu machen, die noch weniger erbaulich waren. Offen und unbefangen, häufig auch unbekannt mit dem augenblicklichen Einfluſſe der gefürchteten Tagesſchriftſteller, nahm er manchen auf, der ſich dem berühmten Manne demüthig nahte. Nicht ſelten las er bald darauf in irgendeinem öffentlichen Blatte das Geſpräch, welches er geführt hatte. Man conterfeite ihn und ſeine Umgebung, man ſchalt ihn abſprechend, hochmüthig, unfähig andere Meinungen zu ertragen, man verdrehte ſeine Worte, kritiſirte ſie, oder hatte ſie misverſtanden. Da alles öffentlich ſein ſollte, mußte auch das unbefangene Wort, das ein bekannter Mann geſprochen hatte, ſogleich in die Oeffentlichkeit kommen. Einſt überſandte ihm ein Tagesſchriftſteller ein Drama mit der Bitte um ein anerkennendes Urtheil und Darſtellung auf der dresdener Bühne. Wirklich äußerte er ſich beifällig darüber. Doch bald änderte der Verfaſſer ſeine Politik und ließ nun drucken, er ſelbſt ſei an ſeinem Stücke irre geworden, als er gehört habe, es ſei von Tieck gelobt worden.

Ein anderes Mal lehnte er den Beſuch eines Publiciſten den er früher in ſeinem Hauſe geſehen, ab, weil er ſich, wie

oft, in einem leidenden Zuſtande befand, der die Unterhaltung mit Fremden nicht erlaubte. Sogleich ſchrieb dieſer einen drohenden Brief, mit der Anzeige, er werde dieſer Beleidigung zu ſeiner Zeit eingedenk ſein. Ein anderer wollte gar eine Art von Conſpiration gegen ihn zu Stande bringen. Er beſuchte einen namhaften Mann im ſüdlichen Deutſchland, deſſen Verbindung mit Tieck er nicht kannte, und trug ihm vor, wie alle literariſchen Kräfte ſich einigen müßten, um Tieck in der Meinung des Publicums zu ſtürzen.

Mit nichtachtender Großartigkeit ließ er dieſe Flut von Verunglimpfungen über ſich ergehen. Nur den heitern Gleichmuth und die ſcherzende Laune der Poeſie ſetzte er ihr entgegen, und auch hier führte er nicht allein ſeine, ſondern auch Goethe's Vertheidigung. Die nüchternen Philiſter alten Schlages waren ausgeſtorben, nun war es nöthig ihn gegen die modernen Philiſter in Schutz zu nehmen, welche ſeinen Standpunkt längſt überwunden zu haben glaubten. Den Vandalismus der kritiſchen Bilderſtürmer, das Literatenthum, die Einſeitigkeit dieſer politiſchen Glaubensſätze, die Intoleranz und dichteriſche Unfruchtbarkeit, dies Alles ſtellte er in Andeutungen oder Ausführungen in einigen ſpätern Novellen dar. Zu dieſen gehörten „Der Mondſüchtige", „Die Reiſe ins Blaue", „Die Vogelſcheuche", „Der Waſſermenſch", „Liebeswerben".

So oft behaupteten die neuen Kritiker, daß es mit ihm und ſeinen Dichtungen vorüber ſei. Neben den polemiſchen bewieſen andere Novellen, daß die Dichterquelle immer noch friſch und reich ſprudele. Einen wahrhaft volksthümlichen Dichter verherrlichte er in Camoens, der getragen von einem glänzenden, ritterlichen und ruhmreichen Volksleben, in deſſen Mitte verkannt, ſtill und einfach, ja als Bettler lebt, der zufrieden, den Ruhm ſeines Vaterlandes, das ſich nicht dank-

bar erwies, beſungen zu haben, mit deſſen Unabhängigkeit ſtirbt. Die Sehnſucht des Phantaſus erkennt man wieder in der „Reiſe ins Blaue". Wie die Cevennen, eröffnet „Der Hexenſabbath" die Abgründe religiöſer Schwärmerei, und tiefſinnig und verſöhnend iſt „Der Schutzgeiſt".

Daneben vollendete er andere literariſche Arbeiten. Er überſetzte die vier altengliſchen Schauſpiele, welche er gegen die hergebrachte Kritik Shakſpeare zuſchrieb. Auch war er immer noch bereit, jüngeren Freunden den Eintritt in die Literatur durch ein empfehlendes Wort oder ausgeführtere Einleitungen zu erleichtern. In dieſer Zeit gab er Eduard von Bülow's literariſche Sammlungen und Ueberſetzungen heraus. Er erneuerte das Andenken ſeiner im Jahre 1833 geſtorbenen Schweſter, deren letzten Roman „St.-Evremont" er veröffentlichte. Endlich empfahl er die erſten novelliſtiſchen Verſuche eines vielverſprechenden jugendlichen Talentes, welches unter dem Namen Franz Berthold auftrat.

8. Anerkennung.

Zu allen Zeiten war Tieck von den Wortführern und Anhängern herrſchender Richtungen in Philoſophie, Religion und Politik angegriffen worden, weil er ſtets der überflutenden Strömung entgegentrat und jeder einſeitigen Gleichmacherei ſich widerſetzte. Um ſo häufiger fand er Freunde unter den Naturen, welche, wie er ſelbſt, ihr eigenes Weſen der im Augenblicke geltenden Stimmung nicht unterordnen wollten. Die ſcharf ausgeprägten Perſönlichkeiten konnten ſich in manchen Punkten um ſo eher verſtändigen und einander nähern, je weniger ſie darauf rechneten ſich ge-

genſeitig zu beſtimmen. Das Eigene und Originale, das wodurch der einzelne Geiſt gerade das war, was er war, hatte ihn überall am meiſten angezogen. Auch jetzt gewann er manchen neuen Freund. Schon früher war er mit einem Manne in Berührung gekommen, deſſen Gegenſatz gegen die Richtung der Zeit der ſchärfſte war. Vereinzelt, und trotz zahlreicher Productionen wenig beachtet, war die Stellung S. Wieſe's, der es ſich zur Aufgabe machte, das chriſtliche Dogma in Drama und Roman darzuſtellen. Es war eine beſtimmte Auffaſſung des Chriſtenthums, welche zugleich das höchſte Kunſtprincip ſein ſollte. Obgleich Tieck hier Talent und Ernſt anerkannte, ſo war er, fortgeſetzter Ausgleichungsverſuche ungeachtet, nicht im Stande, dieſe Anſichten zu theilen. Doch es beſtand zwiſchen beiden ein freundſchaftliches Verhältniß, welches auf gegenſeitiger Anerkennung des Eigenthümlichen ruhte.

Ein männlich kräftiger und ſtark ausgeprägter Charakter war Immermann. Auch ſeine Stellung war eine abgeſonderte und eigenthümliche. Obgleich angeregt durch die Nachwirkungen der romantiſchen Poeſie, war er weit davon entfernt, ſich ihren hergebrachten Glaubensartikeln zu beugen, oder Anhänger irgendeines Syſtems zu ſein. Seine Dichtung, das ihm verliehene Talent wollte er ausbilden, und fern von dem allgemeinen Strome ſuchte er ſeinen eigenen Weg zu gehen. Darum fanden ſeine erſten Werke keinen Anklang, ſie erſchienen hart, dunkel und ſchwerfällig. Im Jahre 1820 beſuchte er Tieck zum erſten Male, bald darauf überſandte er ihm eines ſeiner Trauerſpiele. Sogleich erkannte Tieck in dem damals noch ſehr jungen und beſcheiden auftretenden Manne eine eigene Natur.

Indem Immermann unter manchen Angriffen ſein Talent weiter ausbildete, ward er zu einem markirten Charakter,

der ſich Anerkennung erzwang. Nach längerer Unterbrechung knüpfte er die Verbindung mit Tieck wieder an, und aus fortgeſetztem Briefwechſel und wiederholten Beſuchen erwuchs eine Freundſchaft zweier verſchiedener aber ebenbürtiger Geiſter. Er beſaß ein männliches ſtarkes Selbſtvertrauen, in ſeinem Weſen lag etwas Kampfbereites, Zornglühendes. Er konnte ſchroff und bitter ſein, Manche wollten ihn dämoniſch unheimlich finden. In ſteigendem Maße gewannen ſeine Dichtungen Tieck's Theilnahme, beſonders der zweite Theil des „Alexis", an deſſen Aufführung man in Dresden dachte, die indeß aus manchen Rückſichten unterbleiben mußte. Seinen „Merlin" las Immermann während eines Beſuches 1831 vor. Später überſandte er die „Epigonen", dann den „Münchhauſen", in dem Tieck den ausgezeichnetſten Roman der Gegenwart anerkannte. Einen andern Einigungspunkt bildete das Theater, an deſſen Hebung und künſtleriſche Fortbildung Immermann glaubte, und für die er mit eifriger und aufopfernder Thätigkeit arbeitete. Als er die Leitung der düſſeldorfer Bühne übernommen hatte, ließ er 1835 Tieck's „Blaubart" aufführen, was ihm Dichter und Schauſpieler ebenſo ſehr wie die Zuſchauer dankten.

Schon vor 1830 hatte Tieck's geſelliger und freundſchaftlicher Kreis ein neues Mitglied in der Verfaſſerin der Novellen gewonnen, welche ſpäter unter dem Namen Franz Berthold erſchienen. Unter den zahlreichen deutſchen Schriftſtellerinnen iſt Adelheid Reinbold eine der begabteſten, und doch iſt kaum eine weniger anerkannt worden. Was ſie beſaß und vermochte, ſelbſt ihre Dichtungen, hatte ſie dem Leben in hartem Kampfe abgerungen. Schon als junges Mädchen war ſie auf ſich ſelbſt, auf ihre eigene Kraft angewieſen. Sie ſtammte aus einer hannoveriſchen Beamtenfamilie, in der, wie nicht ſelten in den mittlern Ständen,

Bildung, Anlage und Lebensansprüche nicht durch genügende Mittel unterstützt werden konnten. Früh machte sie manches verborgene Leiden durch. Dennoch erwarb sie reiche Kenntnisse in Sprachen und Wissenschaft, und suchte sich dadurch eine selbständige Stellung zu schaffen. Zuerst hatte sie in Rehberg's Familie eine freundschaftliche, und für ihre Ausbildung folgenreiche Aufnahme gefunden, dann ging sie nach Wien, wo sie im Hause des Bankiers Pereira sieben Jahr als Erzieherin lebte, und zugleich in die Welt der großen Gesellschaft eingeführt wurde. Als sie ihre Aufgabe gelöst hatte, schied sie mit einer Pension aus, und ging nach Dresden, wo sie Tieck kennen lernte.

Sie war eine glänzende Erscheinung, schön, lebhaft, geistreich, von seltener Schnellkraft und Thätigkeit, und im vollsten Besitze der modernen geselligen Bildung. Berufen für das Leben in der großen Welt, war sie an die engsten und beschränktesten Verhältnisse gebunden. Sie war fern von jeder Weichheit und Sentimentalität, und besaß eine männliche Kraft des Talentes. Zu weiterer Fortbildung, zu eigenen Schöpfungen fühlte sie sich hingedrängt, sie wollte aussprechen, was sie in sich und unter schweren Verhältnissen erlebt hatte. Zuerst theilte sie Tieck ein Trauerspiel „Saul" mit, welches sie auf seinen Rath mehrfach umarbeitete, dann ein zweites „Semiramis". Auch in der Novelle versuchte sie sich mit dem besten Erfolg. Sie verstand es Gestalten zu schaffen, die Bewegung anschaulich zu machen, was sie darstellte, lebte; manches war von ergreifender Wirkung. Auch Malerin war sie, indeß eine eintretende Schwäche der Augen machte ihr eine weitere Ausbildung unmöglich. Mit den künstlerischen und literarischen Studien wußte sie auch praktische und häusliche Gewandtheit zu verbinden.

Zu ihrer Familie nach Marienfee zurückgekehrt, empfand

ſie das Drückende ihrer Lage tief. Sie wollte vorwärts und wurde bei jedem Schritte gehemmt. An der Seite einer hinſterbenden Mutter, eines kränkelnden und aus dem Dienſte geſchiedenen Vaters, unter zahlreichen jüngern Geſchwiſtern, für die geſorgt werden ſollte, führte ſie ein Leben des Leidens und Kummers. Von jedem anregenden geiſtigen Verkehr, von den gewöhnlichſten literariſchen Hülfsmitteln war ſie abgeſchnitten. Dennoch ergriff ſie das Anerbieten, welches ihr gemacht wurde, für einige öffentliche Blätter, namentlich für das „Morgenblatt", Artikel zu ſchreiben. In dieſem erſchienen unter angenommenem Namen ihre erſten Novellen. 1831 ging ſie nach München, wo ſie eine Zeit lang in der Familie Schelling's lebte. Doch nahm ſie bald nachher abermals eine Stelle an als Erzieherin in einem fürſtlichen Hauſe in Sachſen. Aber dieſe Verhältniſſe erforderten ein volles Aufgeben ihrer Selbſtändigkeit und ihres Talents, und beide wollte ſie ſich bewahren. Sie wagte, es ſich eine unabhängige literariſche Stellung zu begründen. Da ſie an allgemeinen und wiſſenſchaftlichen Fragen den lebhafteſten Antheil nahm, ſo begann ſie auch Kritiken zu verfaſſen, die ſich durch reifes Urtheil, Schärfe und ſchlagenden Witz auszeichneten. Sie erſchienen in den „Blättern für literariſche Unterhaltung".

Der politiſche Umſchwung des Jahres 1830 machte auch auf ſie tiefen Eindruck. Mit geſpannter Erwartung folgte ſie den auswärtigen Verhältniſſen und den Verfaſſungskämpfen im ſüdlichen Deutſchland. Unter dieſem Einfluſſe ſtellte ſie in der erſt ſpäter erſchienenen dramatiſirten Novelle „Der Prinz von Maſſa" einen Volkshelden dar, den die Popularität zum Führeramte erhebt, ihn aber vernichtet, als er ſich ihm nicht gewachſen zeigt. Daran ſchloß ſich ein zweites Drama „Maſaniello", welches ſie anonym an Rotteck ſchickte, mit der Bitte den Druck zu vermitteln, weil ſie in ihrer

Heimat nicht hoffen könne, die Strenge der Cenſur zu überwinden. Rotteck's Antwort bewies, daß er in dem Verfaſſer einen liberalen Parteigenoſſen vermuthete. Seit 1834 lebte ſie in Dresden, wo ſie einen ihrer jüngern Brüder auf die Militäranſtalt gebracht hatte. Mit voller Selbſtverleugnung und Aufopferung verwandte ſie ihr Talent, um die Ihren zu unterſtützen; ſie ſelbſt beſchränkte ſich auf das Nothwendigſte. In der Familie eines einfachen Handwerkers hatte ſie ſich eingemiethet, deren kleines häusliches Leben ſie theilte. Auf ihrem Zimmer ſchrieb ſie Dramen, Novellen und Kritiken, und in der Geſellſchaft erſchien ſie als Weltdame. Jetzt ward ſie in Tieck's Familie heimiſch. Ihm ſelbſt faſt leidenſchaftlich ergeben, war ſie ein belebendes Element der Kreiſe, welche ſich bei ihm verſammelten. Sie beherrſchte die Unterhaltung vollkommen, mochte ihr der Diplomat oder Philoſoph, der Engländer, Franzoſe oder der deutſche Dichter gegenüberſtehen. Stets erſchien ſie heiter, witzig, ſprühend. Sie war ein Gegenbild zu Tieck's Tochter Dorothea, die nicht minder talentvoll, ja gelehrt, einfach und tiefſinnig neben dieſer glänzenden Erſcheinung ſtand.

Als treuer Hausfreund ſchloß ſich um dieſe Zeit auch Eduard von Bülow an, der auf manche Seiten von Tieck's literariſchen Studien eifrig einging und ſie auszuführen ſuchte.

Im Spätherbſt 1834 gewann Tieck einen andern Freund in dem Bildhauer David, der ſelbſt Gegenſtand der Theilnahme und Bewunderung ward. Es konnte überraſchen, daß ein ausgezeichneter franzöſiſcher Künſtler allein durch ſeine Neigung für deutſche Literatur und die entſchiedene Vorliebe für einen Dichter nach Dresden geführt worden war. Tieck's ältere phantaſievolle Dichtungen hatte er ſich mit künſtleriſcher Wärme angeeignet. Es lebte in ihm deutſches Gefühl. Man konnte den Franzoſen leicht vergeſſen; auch ſeine äußere Er-

ſcheinung verrieth ihn kaum. Er war unterſetzt, blond und hatte blaue Augen. Sein Geſicht hatte durch Blatternarben gelitten, aber es war weder entſtellt noch abſtoßend, eine tiefe Glut zuckte darüber hin, wenn er lebhaft ward. In Dresden ſelbſt ließ er ein Denkmal ſeiner Kunſt zurück. Er modellirte Tieck's Kopf in koloſſalem Maßſtabe, die in Marmor ausgeführte Büſte überſandte er ihm zwei Jahr ſpäter als Geſchenk zu ſeinem Geburtstage. Es war ein Kunſtwerk, welches durch Großartigkeit der Auffaſſung und Ausführung allgemeine Bewunderung gewann. Zugleich war es ein Denkmal der edelſten Geſinnung und der Verſöhnung, welche ſelbſt in Zeiten feindlicher Aufregung die nationalen Gegenſätze auf dem höhern Gebiete der Kunſt finden. Tieck ſchenkte ſpäter die Büſte der königlichen Bibliothek in Dresden, in deren großem Saale ſie aufgeſtellt iſt. Ein zweites Exemplar übergab der Künſtler ſeiner Vaterſtadt Angers, wo ſchwerlich je ein deutſcher Dichter in dieſer Weiſe gefeiert worden iſt. Auch fertigte er eine kleine Statuette an, Tieck in ganzer Figur auf dem Seſſel ſitzend.

Dieſe Kunſtwerke veranlaßten zugleich die Entſtehung eines andern. Der Maler Vogel, in deſſen Atelier David gearbeitet hatte, entlehnte daraus das Motiv zu einem Genrebilde. Er ſtellte Tieck und David nebeneinander dar. Jener ſitzt auf einem erhöhten Stuhle, hinter dem ſeine Tochter Dorothea ſteht, vor ihm David an dem faſt vollendeten koloſſalen Kopfe formend. Beide ſind umgeben von einem Kreiſe zahlreicher Freunde, welche die Arbeit des Künſtlers aufmerkſam verfolgen. In einer Ecke ſteht der Maler, er iſt im Begriff, die ganze Gruppe aufzunehmen. Bald darauf vollendete Vogel ein zweites Bild Tieck's in Lebensgröße. Auch Friedrich Tieck modellirte um dieſe Zeit eine Büſte ſeines Bruders, und auch ein zweites Porträt von Stüler folgte.

Zu dieſen Anerkennungen geſellten ſich andere. Die königliche Familie zeichnete ihn durch Aufmerkſamkeiten in mancher Weiſe aus. Auch am Hofe ſchätzte man die Kunſt des Vorleſers, und es geſchah wol, daß er vor dem Könige Friedrich Auguſt oder auch bei der Anweſenheit fremder Fürſten las. Auch in weitern Kreiſen beſaß er immer noch Freunde, welche trotz aller Angriffe jüngerer Kritiker in ihm das Haupt der deutſchen Dichtung ehrten. Ein Jahr nach dem Tode Goethe's, am 31. Mai 1833, wurde in Berlin eine öffentliche Feier ſeines Geburtstages veranſtaltet. Er. war jetzt ſechzig Jahre alt. Mehrere Hundert ſeiner Freunde und Verehrer hatten ſich zu dieſem Acte der Huldigung verſammelt. An ihrer Spitze ſtanden Raumer, Rauch, Häring und Holtei; den Haupttoaſt brachte Steffens aus und begleitete ihn mit einer längern Rede, in welcher er Tieck's Einfluß auf die deutſche Dichtung entwickelte. Der Mittelpunkt der Feier war die Recitation des Vorſpieles zum „Octavian", zu der ſich die bedeutendſten Schauſpieler der beiden berliner Bühnen vereint hatten. Der Dichter, der ſo oft die Romanze beſungen hatte, wurde jetzt von ihr gefeiert.

Ein Jahr ſpäter, abermals an ſeinem Geburtstage, ließ ihm der König von Baiern durch ſeinen Geſchäftsträger den Civil-Verdienſtorden mit einem eigenhändigen Schreiben, König Ludwig dem Meiſter Ludwig, überreichen. Später folgten andere Orden, Patente und Ehrendiplome. Es waren reiche äußerliche Ehren, die ihm bewieſen, daß er nicht vergeſſen ſei. Dieſe Auszeichnungen deuteten auf ein Leben voll reicher Wirkſamkeit, aber ſie wieſen auch darauf zurück als auf ein vergangenes, hinter ihm liegendes. Wenn er alle dieſe zuſammentreffenden Anerkennungen überblickte, ſo ſchien es ihm, als wenn ſie ihn an den Abſchluß mahnen ſollten, und der Kreislauf ſich erfüllt habe.

9. Auflöſung.

Eine trübe Stimmung beherrſchte ihn, als er ſich im Sommer 1836 zur Reiſe nach Baden-Baden anſchickte, das er ſchon 1830 und 1834 beſucht hatte. Bei ſeiner ſtets regen Reiſeluſt, war es ihm nie widerfahren, daß er unter ſo ängſtigender Beklemmung gegangen wäre, als damals. In bedenklichem Krankheitszuſtande ließ er ſeine Frau zurück. Er glaubte ſie nicht wiederzuſehen, denn er ſchied faſt mit der ſtillen Ueberzeugung, daß er ſelbſt von dieſer Reiſe nicht zurückkehren werde.

Wenig fehlte, ſo hätte dieſe Ahnung Recht gehabt. Bei Wiesloch hinter Heidelberg auf dem abſchüſſigen Straßendamme gingen die Pferde durch, der Wagen wurde gegen eine Mauer geſchleudert, und bewußtlos zog man ihn unter den Trümmern deſſelben hervor. An der rechten Seite der Stirn und im Nacken war er lebensgefährlich verwundet. Man ſchaffte ihn zunächſt nach dem Wirthshauſe in Wiesloch, wo mit Hülfe des dortigen Arztes der erſte Verband angelegt wurde, einen zweiten Arzt holte man aus Heidelberg herbei. Sobald es ſein Zuſtand verſtattete, ſetzte man in Begleitung eines Arztes die Reiſe fort. In Baden-Baden konnte für alle erforderlichen Hülfsmittel geſorgt werden. Sechs Tage wurden unter Fieber und Schmerzen die Eisumſchläge fortgeſetzt, denn bei der Stärke des Falles fürchtete man eine Gehirnerſchütterung. Auch dieſes Mal kämpfte ſich ſeine gute Natur durch, und der Gebrauch der Bäder förderte die Geneſung. Doch behielt er ein Wahrzeichen dieſes Unglücks. Den Halswirbeln blieb eine Steifigkeit zurück, die eine etwas ſchräge Stellung des Kopfes verurſachte, und zu-

gleich an der Stirn eine Narbe. Es war ein trauriges Wiederſehen, als er im Herbſt ſchwächer, leidender und mit vermehrten Schmerzen zu den Seinen zurückkehrte.

Auch hier fand er Krankheit. Schon ſeit Jahren hatte ſich bei ſeiner ſonſt ſo kräftigen Frau ein Krankheitszuſtand entwickelt, der mit Waſſerſucht endete. Mit günſtigem Erfolge überſtand ſie mehrere Operationen, man glaubte auf Beſſerung hoffen zu dürfen, doch Schwäche und Entkräftung wuchſen, ihr Leben neigte dem Ende zu.

Die langwierige Krankheit der Mutter, das geſteigerte Siechthum des Vaters, der Verluſt mancher Freunde, und die wachſenden geiſtigen Wirren gaben auch dem Ernſte, welcher in Dorothea's Charakter lag, reichen Stoff. Eine dunkle Schwermuth legte ſich um ihre Seele. Sie ſah in dem Leben eine Schule fortgeſetzter Entſagung, und in dem vernichtenden Wechſel alles Irdiſchen und dem Verluſte deſſen, was dem Herzen am theuerſten iſt, fand ſie nur einen Troſt, der Stand halte, und nur Eines, was noth ſei. Denn welche Sicherheit vermochte dieſes glänzende, eine Zeit lang blendende Leben zu gewähren? Jugend und Geſundheit, mit ihren reichen Hoffnungen waren dahingeſchwunden. Hatten Poeſie und Kunſt den innern Zwieſpalt heben, die Wunden heilen können? Ein herbſtlicher Reif war auf den Frühling der Poeſie gefallen, und öde, kalt und traurig lagen die einſt reichen Blumengefilde da. Und gab es denn überhaupt eine Zukunft auf Erden? Jede Zukunft wird einſt Vergangenheit. Nur in Einem heben ſich alle Gegenſätze auf, nur in Einem hört Freude und Leid auf ein ſchmerzlicher Wechſel zu ſein, im Glauben.

Unermüdlich pflegte ſie ihre Mutter; ſie ſtand ihr zur Seite während der ſchmerzhaften Operationen, ſie ſaß an ihrem Bette, ſie umgab ſie Tag und Nacht, und freute ſich jedes

freiern und erträglichern Augenblicks. Er ward ihr ſtets ein neues göttliches Geſchenk, und darum ſchien es ihr eine Wohlthat, daß es auf Erden keinen dauernden Beſitz gebe. Sie ſah in den Leiden eine fortwährende Erlöſung, und in jedem Schmerze eine tiefere Einführung in die göttlichen Geheimniſſe.

Endlich fiel der lange gefürchtete Schlag. Am 11. Februar 1837 erlag Tieck's Frau ihrer Krankheit. Für alle war es ein ſchwerer Verluſt. Dorothea fühlte, eine Hälfte des Lebens ſei von ihr losgeriſſen. Sie wußte, was ſie ihrem kranken, tiefgebeugten Vater ſei, daß ſie für ihn leben müſſe, daß er ſie nicht entbehren könne, dennoch ward es bei ihr zur Ueberzeugung, daß auch ihr Tod nicht mehr fern ſei. Ihr Leben war eine fortgeſetzte Vorbereitung darauf.

Nicht, daß ſie jede Thätigkeit aufgegeben hätte, vielmehr eifriger ward ſie als je, jede Minute Zeit kaufte ſie aus, aber alle Thätigkeit hatte nur einen Zweck, nur ein Ziel. Ihre literariſchen Arbeiten und Studien ſah ſie als eine ihr auferlegte Pflicht an. Nicht lange vor dem Tode der Mutter hatte ſie die Ueberſetzung der „Leiden des Perſiles und der Sigesmunde" beendet. Jetzt übernahm ſie auf Raumer's Rath, und unter ſeiner Leitung, die Bearbeitung von Spark's „Leben und Briefen Waſhington's". Auch die Beſchäftigung mit den alten Sprachen ſetzte ſie fort, aber immer mehr gewann dieſes Studium einen religiöſen, kirchlichen Charakter. Sie las die Schriften des heiligen Bernhard, der heiligen Thereſe, dann das neue Teſtament im Urtexte, endlich lernte ſie Hebräiſch. Auch ihre Theilnahme an den Künſten, beſonders der Muſik, hatte dieſe Richtung. Sie ſtudirte Generalbaß, um die alten kirchlichen Meiſter zu verſtehen. Mit tiefſter Erſchütterung hörte ſie Bach's Paſſion; dann glaubte ſie, wie ſie ſagte, am Kreuze Chriſti ſelbſt zu

ſtehen. Denn was war alles Wiſſen? Ihr Wahlſpruch ward: „Chriſtum lieb haben iſt beſſer denn alles Wiſſen.“

Eine kirchlich praktiſche Thätigkeit wollte ſie ſich ſchaffen. Mit der Frühmeſſe begann ſie ihren Tag. Die erſte im Hauſe erhob ſie ſich, und eilte jeden Morgen um ſechs Uhr zur katholiſchen Kirche. Mit der Laterne ging ſie im Winter über die dunkeln Plätze und Straßen; die Jahreszeit machte keinen Unterſchied, nicht Wind, nicht Wetter ſcheute ſie. Dann erſt fing ihr weltlicher Tag an. Sie ward Mitglied eines katholiſchen Frauenvereins, und übernahm in einer Armenſchule den Unterricht in weiblichen Handarbeiten. Hier ſaß ſie oft des Nachmittags in der Mitte verwildeter Mädchen, und ſuchte ſie in den erſten Handgriffen zu unterrichten. Für die Aermſten unter ihnen fertigte ſie zu Hauſe die nothwendigſten Kleidungsſtücke an. Sie that abermals einen tiefen Blick in das menſchliche Leben. Wie viel leibliches Elend, wie viel geiſtige Noth und Verſunkenheit gab es in dieſen dunkeln Regionen. Den Lehren und Heilsmitteln ihrer Kirche gab ſie ſich ganz hin, Symbole und Cultus umfaßte ſie mit vollem Glauben, die Kirche war das Heil und der Troſt, ſie der Fels, der Rettung verhieß, wenn die Welt um ſie her verſank.

Während ſie ſo auf den Tod bedacht war, riß er ein anderes volles, blühendes Leben von ihrer Seite. Unerwartet ſtarb am 14. Februar 1839 Adelheid Reinbold. Auch ſie trug manchen Kummer im Herzen, aber ſie ſtellte der Noth des Lebens den Kampf entgegen, und ſuchte die Welt in der Welt zu bezwingen. Obgleich niedergedrückt durch die geringe Anerkennung, welche ihre Dichtungen im Allgemeinen fanden, hoffte ſie dennoch, und jetzt mehr als früher. Ihre letzte Novelle in der „Urania“ war beifällig aufgenommen, und die erſten Bogen ihres „König Sebaſtian“ ihr ſoeben zugeſandt worden. Da nahm ein leichtes und wenig

beachtetes Halsübel plötzlich eine lebensgefährliche Wendung. Es ward zur brandigen Bräune; in acht Tagen war ſie todt.

Ein jäher Schreck traf alle Freunde. Mitten aus einer vollen, wenn auch oft angeſtrengten Thätigkeit, in der Blüte der Jahre war ſie hingerafft worden. Durch ihre Heiterkeit, ihre lebhafte und geiſtvolle Unterhaltung, ihre hülfreiche und entgegenkommende Theilnahme bei allen Vorfällen des Lebens hatte ſie ſich ihren Freunden unentbehrlich gemacht. Eine zweite nicht zu füllende Lücke war entſtanden. In Tieck's geſelligen Kreiſen begann es ſtiller zu werden. Ihre Grenzen zogen ſich enger zuſammen, mehr auf die älteſten und vertrauteſten Freunde beſchränkte man ſich. Das ſonſt an Abwechſelungen reiche Leben nahm eine eintönige und dunkle Farbe an. Todesfälle, ſteigende Kränklichkeit, das Unbefriedigende der literariſchen Verhältniſſe vereinten ſich, um die trübe Stimmung zur herrſchenden zu machen.

Auch das Theater gewährte keine Zerſtreuung mehr. Einen Kunſtgenuß, ſelbſt ein augenblickliches Vergnügen hatte Tieck ſeit vielen Jahren dort nicht mehr geſucht, aber immer noch hatte er ihm ſeine Theilnahme erhalten. Er ſuchte zu fördern, zu helfen, er wünſchte das Gute zu entwickeln, wo es ſich noch zeigte, er warnte vor Uebelſtänden, die der Verderb der Bühne werden mußten. Die glänzenden Geſtalten, welche ſeine Jugenderinnerung bewahrte, waren freilich nicht herzuſtellen, aber er ward doch nicht müde, darauf hinzuweiſen und eine Annäherung zu verſuchen. Immer noch ſah er in dem Theater eine wichtige, und für das Volk bedeutſame Anſtalt, welcher er durch ſeine Erfahrung und Kenntniß zu nützen dachte. Aber auch dies Intereſſe erloſch. Er begann ſich von der Erfolgloſigkeit ſeiner Bemühungen zu überzeugen, er ward gleichgültig und theilnahmlos.

Sonderbares Geſchick der größten deutſchen Dichter, die in glaubensvoller Begeiſterung einen Theil ihres Lebens an dieſes Inſtitut ſetzten, um es zu einer künſtleriſchen und ſittlichen Schule zu machen, und ſich dann enttäuſcht, verſtimmt, voll Entrüſtung, ja Verachtung von demſelben abwandten! Voll Bitterkeit hatte Leſſing über den gutherzigen Einfall gelacht, ein nationales Theater haben zu wollen, da wir Deutſche ja noch keine Nation ſeien; umſonſt hatte Schiller ſich gemüht, Goethe hatte die Breter vor einem Hunde räumen müſſen, und Immermann gab ſeine mit jugendlichem Muthe unternommenen Verſuche bald wieder auf. Keiner von ihnen hatte an der ausübenden Kunſt des Theaters ſelbſt mehr Antheil, Keiner hatte einen größern Glauben gehabt als Tieck, und wie er das Theater ein ganzes Leben hindurch verfolgt; und auch er nahm die Ueberzeugung von der vollſtändigen Verſunkenheit der Bühne mit ſich fort. Siebzig Jahre nach Leſſing, nach Schiller, nach Goethe und ſeiner eigenen langen Thätigkeit kam er auf die Grundfrage zurück, ob die Deutſchen überhaupt eine dramatiſche Nation ſeien. Er war geneigt, dieſe Frage mit Nein zu beantworten!

Dichter und Schauſpieler, Publicum und Kritiker ſah er einer gleichen Verwilderung entgegengehen. Wie viel ſchlimmer war es nicht in den letzten dreißig Jahren ſeit Müllner geworden! In Müllner erkannte Tieck ein ſtarkes, faſt maſſives und handfeſtes Talent; um ſo übler war es, wenn es ſich verirrte und das Publicum mit allen Schreckmitteln bearbeitete. Die Flut der Schickſalstragödien brach ein. Auf Müllner folgten Grillparzer und Houwald und andere Nachahmer. In dieſen Dramen, wo die ſittliche Freiheit aufhörte, ſollte das Verbrechen als ſolches intereſſiren, es ſollte Tragik, Poeſie ſein! Das Rohe, das Gräßliche verband ſich mit dem Abgeſchmackten, und ſich ſelbſt überſchlagend, machte

es beinahe eine komiſche Wirkung. Sonderbar ging die antike Schickſalsidee mit Calderon's Wunderglauben zuſammen, und beides wurde in das alte pedantiſche Schema der drei Einheiten hineingezwängt.

In grellerm Contraſte ſtand damit die leichte Fabrik- und Dutzendarbeit der franzöſiſchen Vaudevilles, mit denen der deutſche Markt nicht minder überſchwemmt wurde, und die trocken docirenden hiſtoriſchen Trauerſpiele der folgenden Jahre. Der Prunk in Oper und Ballet, die Pedanterie des ſogenannten hiſtoriſchen Coſtüms trugen dazu bei, die Phantaſie des Zuſchauers träger zu machen. Und was ſollte Tieck von einem Publicum denken, das Stücke von Calderon und Shakſpeare, die er einſtudirt hatte, auspochte? Eine armſelige Rolle ſpielte die Kritik. Ueberall Oberflächlichkeit, Halbwiſſerei, oft Unkenntniß des Erſten und Unerläßlichſten. Um eine Theaterkritik zu ſchreiben, brachte, wer ſoeben der Schule entlaufen war, immer noch genug mit. Nirgend galt es der Sache. Schmähungen, durch irgendein Parteiintereſſe eingegeben, wechſelten mit abgeſchmackten Liebeserklärungen, und Klatſchgeſchichten wurden in den Correſpondenzen geleſener Journale und obſcurer Winkelblätter breitgetreten. Mit Ueberdruß wandte ſich Tieck von dieſem Treiben ab.

Auch ſeine perſönliche Wirkſamkeit am dresdener Theater erfuhr manche Hemmung. Vieles davon kam auf Rechnung der allgemeinen Stimmung und des Zeitgeſchmacks, Anderes lag in Verhältniſſen, die ſich mit dem beſten Willen nicht ändern ließen. Er ſelbſt war nicht immer im Stande, mit gleichmäßiger Kraft einzugreifen. Der Vorwurf ward laut, er erfülle die Erwartungen nicht. Dann ſtieß er bei Schauſpielern und Kritikern auf entſchiedenen Widerſpruch. Einige ſchloſſen ſich ihm freundſchaftlich an, Andere zeigten ſich reizbar, rechthaberiſch und eitel; ſie glaubten einer Lei-

tung nicht zu bedürfen, und die Sache mindeſtens ebenſo gut zu verſtehen. Sprach er einmal ein entſchiedenes Wort, ſo erhob ſich der Ruf, daß er tyranniſch verfolge und unterdrücke, und durch alle Inſtanzen hindurch, bis hinauf zu den höchſten, verklagte man ihn. So fanden ſeine Anſichten, ſein Vorleſen, ſein Einſtudiren der Rollen bei denen, auf die die er zunächſt wirken ſollte, vielleicht die geringſte Anerkennung. Der Gedanke, ſich aus allen dieſen Verwickelungen zu befreien, und ein undankbares Geſchäft aufzugeben, kam zur Reife.

Unter dieſen Verluſten und Widerwärtigkeiten ſammelte er dennoch Kräfte zu einem größern Werke. Im Juli 1840 vollendete er die 1836 begonnene „Vittoria Akkorombona". Es war ſeine letzte Dichtung. Er nannte es nicht Novelle, ſondern Roman; es war ein ausgeführtes Zeitbild, das dem hiſtoriſchen Roman nach Walter Scott eine neue Richtung gab. Die volle ſchöpferiſche Phantaſie trat noch einmal hervor und führte in die Welt verzehrender Leidenſchaft und ſchwarzen Verbrechens ein. Dies Bild Italiens am Ausgange des ſechzehnten Jahrhunderts war ein furchtbares Nachtſtück, das an manche ſeiner Jugenddichtungen erinnerte. Auch in dieſer letzten ſeines Alters lag etwas Herbes, Gewaltſames, Dämoniſches. Er ſchilderte einen hohen, ſtarken Charakter, der inmitten einer verderbten und ruchloſen Zeit ſich im Bewußtſein der Kraft überhebt, und in den allgemeinen Sturz hinabgezogen wird. Auch hatte dieſer Stoff zuerſt in der Jugend, vor faſt funfzig Jahren, ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. Ein altengliſches Drama in Dodsley's Sammlung hatte ihn 1792 in Göttingen darauf hingeleitet.

Der Eindruck war ein getheilter. Indem man die friſche Kraft des Dichters anerkannte, wurde Einzelnes ſittlich anſtößig, das Ganze im Geſchmacke der ſogenannten franzöſi-

ſchen Romantik gefunden. Die ſtrengſten Kritiker ſahen ihn auf dem Wege, zu den Feinden überzugehen, zu den Schriftſtellern der Emancipation und des geſellſchaftlichen Radicalismus. Von Allem, was die Anklage ſo zuverſichtlich gegen ihn ausſprach, wußte er ſich frei, nichts davon hatte er gewollt oder beabſichtigt.

Auch das Jahr 1840 war durch einen Todesfall bezeichnet. Immermann, der faſt dreißig Jahre jüngere Freund, ſtarb in einem Augenblicke, wo er zum erſten Male allgemeine Anerkennung fand. In ſeinem letzten Briefe hatte er Tieck mitgetheilt, daß er mit der Erneuerung von „Triſtan und Iſolde" beſchäftigt ſei. Es war ihm nicht vergönnt, dieſes Werk zu vollenden.

Endlich erfüllte ſich auch die Todesahnung, welche ſich bei Dorothea Tieck zur feſten Ueberzeugung geſteigert hatte. Die Studien, die häuslichen Beſchäftigungen, ihre Wohlthätigkeit hatte ſie ununterbrochen fortgeſetzt. Weder innere Bewegungen noch wankende Geſundheit konnte ſie beſtimmen, von dem ſtreng geregelten Gange ihrer Zeiteintheilung abzuweichen. Im Anfange des Februar 1841 erkrankte ſie an den Maſern. Als dies überwunden ſchien, trat plötzlich ein Nervenfieber hinzu. Sie ſtarb am 21. Februar, vierzehn Tage nach der Erkrankung. Es waren dieſelben Wochen, in denen vor zwei Jahren Adelheid Reinbold, vor vier Jahren die Mutter geſtorben war.

Vom erſten Augenblicke hatte Tieck das Schlimmſte gefürchtet. Eine tödtliche Angſt und Unruhe quälte ihn. Mit dieſem Leben wurde Vieles von ihm losgeriſſen, ſein eigenes wankte. Wie nimmer war ſeine Natur in ihren Grundlagen angegriffen worden, es faßte ihn ein krampfhaftes, zuſammenpreſſendes Schmerzgefühl, das vergebens nach einem Ausdrucke rang. Kalt, ſtarr, thränenlos, ohne ein Wort oder irgendeinen Laut zu finden, verbarg er ſich in dem entlegenſten Zimmer. Keinen Menſchen wollte er ſehen, keinen Zuſpruch hören; die Stunden, Tag und

Nacht gingen gleichgültig und unbemerkt an ihm vorüber. Für seine Umgebung hatte dieses stumpfe Hinstarren etwas Schreckenerregendes. Am Tage der Beerdigung übersandte die Königin einen reichen Blumenkranz. Als man ihm davon Nachricht gab, fand er die ersten Thränen.

Tief bewegt waren seine zahlreichen Freunde, und die wenigen, welche die schweren Kämpfe der Hingeschiedenen gekannt hatten. Wer wußte, was sie dem Vater gewesen war, konnte zweifeln, ob er diesen Schlag verschmerzen, und im Stande sein werde, das Leben noch fernerhin zu tragen. Wie ihre Gesichtszüge ein Abbild der seinen waren, so besaß sie einen Theil seines reichen Geistes; seine Liebe für Dichtung, Sprachen und Literatur, die Beweglichkeit des Talents, die tiefe Empfindung, den sinnenden Ernst und die dunkle Schwermuth, die ihm so oft das Leben verhüllte. Sie hatte ihm zur Seite gestanden, sie theilte seine Arbeiten und Studien und den dichterischen Ruhm. Konnte er auch die Abgeschlossenheit ihres kirchlichen Glaubens weder annehmen noch überall billigen, so war dieser Gegensatz doch nur selten hervorgetreten, da sie bei aller Stärke der Ueberzeugung von Unduldsamkeit fern war.

Seine Kränklichkeit nahm zu, das Alter war da, die besten Kräfte dahingeschwunden; seine Arbeiten widerstanden ihm, das Leben ward ihm zur Last. War es möglich, es noch lange in dieser Weise zu tragen?

Aber noch war das Ende nicht da. Noch ein letzter Act sollte beginnen. Wenige Tage nach dem Tode der Tochter traf ein Brief aus Berlin ein. Er brachte eine königliche Einladung, den Sommer in Potsdam zu wohnen. Tieck's Entschluß war gefaßt; er folgte diesem Rufe. Er wurde Berlin, seiner Vaterstadt, wiedergegeben.

Fünftes Buch.

Der Tod des Dichters.

1841—1853.

1. König und Dichter.

Friedrich Wilhelm IV. hatte die Regierung angetreten. Es war ein Ereigniß, dem man mit Spannung entgegengeſehen hatte, und an welches ſich eine neue geiſtige Bewegung knüpfte. Auch auf die gegenwärtigen Zuſtände der wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Welt konnte es nicht ohne Einwirkung bleiben. Bekannt war die perſönliche Theilnahme, welche der König vornehmlich dieſen Seiten des Lebens zuwandte. Man ſah bedeutenden Veränderungen entgegen, und hörte, daß er die berühmteſten Männer, welche die deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt aufzuweiſen hatte, in Berlin um ſich zu verſammeln gedenke.

Kein Augenblick war günſtiger, um auch an Tieck zu erinnern, und die oft beſprochene Rückberufung nach ſeiner Vaterſtadt endlich durchzuſetzen. Man wußte, daß der König ſchon in früherer Zeit ſich über ſeine Dichtungen mit voller Anerkennung ausgeſprochen hatte, daß er in ihm den letzten großen Vertreter einer glänzenden Literaturperiode ſehe, und an dem Menſchen keinen geringern Antheil nehme als an dem Dichter. Schon im Sommer 1840 hegten Tieck's Freunde in Berlin den Wunſch, daß dieſe Umſtände zu einer Veränderung ſeiner Stellung führen möchten. Soeben hatte er die „Vittoria Akkorombona" geendet. Es ſchien ange-

meſſen, daß er den neueſten Roman dem Könige als Zeichen der Huldigung gerade in dieſer Zeit überſende. Da er deſſen günſtige Geſinnungen kannte, überwand er die natürliche Scheu, welche ihn von allen Schritten der Art zurückgehalten hatte, um ſo eher. Es war das erſte Mal, daß er eine ſeiner Dichtungen einem regierenden Fürſten überreichte. Aber dieſer Fürſt war der König ſeines Vaterlandes und ein Bewunderer ſeiner Poeſie.

Zugleich hatte der König ſelbſt den Gedanken gefaßt, Tieck wenn nicht dauernd zu berufen, ihn doch als Gaſt an ſeinen Hof einzuladen. Schon im Auguſt machte der preußiſche Geſandte in Dresden, Jordan, in dieſem Sinne Eröffnungen. Die Frage war nur, ob Tieck bei ſeiner Kränklichkeit das ruhigere Leben in Dresden mit einem längern Aufenthalte am Hofe in Sansſouci werde vertauſchen können; ob die mannichfachen Verhältniſſe, in denen er zu Sachſen ſtand, dies überhaupt verſtatten würden. Der König entſchied in der edelſten Weiſe. Er wollte ihm keinen Zwang, am wenigſten auf Koſten der Geſundheit, auferlegen; nur ſeine äußere Lage wünſchte er günſtiger zu geſtalten. Die nächſte Abſicht war, ihm zu der ſächſiſchen Penſion eine jährliche Zulage zu geben; erlaube es ſeine Geſundheit, ſo ſolle er zum Beſuch nach Sansſouci kommen, wo im Schloſſe eine paſſend eingerichtete Wohnung bereit ſtehen werde. Man werde ſeine Zimmer mit den Bildern älterer Dichter und Meiſter ſchmücken, und in jeder Weiſe für ihn Sorge tragen. Es war die wohlwollendſte königliche Geſinnung, die humanſte Rückſicht, welche ihm überall entgegenkam, und ihm noch jetzt das Leben erfreulicher zu geſtalten wünſchte. Tieck ſelbſt fühlte ſich ſchon in näherer Beziehung zu den neuen Zuſtänden. Als man am 15. October das Huldigungsfeſt und zugleich den Geburtstag des Königs feierte,

verfaßte er für die glänzende Vorſtellung im Opernhauſe den Feſtprolog.

Im Winter endlich nahten die Dinge einem erſten Abſchluſſe. Bei ſeiner Anhänglichkeit an hergebrachte und gewohnte Verhältniſſe möchte er ſich vielleicht doch nur ſchwer entſchloſſen haben; aber Eins gab den Ausſchlag, der Tod ſeiner Tochter Dorothea. Tief erſchüttert durch die Leiden der letzten Zeit, richtete er ſich allmälig an dem Gedanken der neuen Ausſicht wieder auf, welche ſich ihm unerwartet im Alter eröffnet hatte. Er wünſchte ſeinen bisherigen Wohnort wenigſtens auf einige Zeit zu verlaſſen; er mußte ſich mit dem Leben von neuem befreunden. Die Einladung, welche er wenige Tage nach dem Tode ſeiner Tochter erhielt, war entſcheidend. Der König wünſchte die Darſtellung einer griechiſchen Tragödie auf dem Theater des Neuen Palais in Potsdam; Tieck als bühnenkundige Autorität erhielt die Aufforderung, ſie durch Rath und That zu unterſtützen, und mit andern gelehrten Männern des Fachs leiten zu helfen.

Zunächſt aber bedurfte er der Stärkung. Er hoffte ſie wieder in Baden-Baden zu finden. Im Mai reiſte er ab. In Heilbronn verweilte er einige Zeit bei Kerner, dann in Baden; im Sommer kehrte er zurück. Als er durch Heidelberg kam, in deſſen Nähe er auf der letzten Reiſe jenen faſt tödtlichen Unfall gehabt hatte, brachten ihm die Studenten ein Lebehoch und einen Fackelzug. Endlich traf er in Sansſouci ein.

Der König empfing ihn huldvoll. Er wünſchte vor allem einen freien, ungezwungenen geiſtigen Verkehr, und freie Bewegung allein konnte dieſen gewähren. Tieck ſollte zu nichts verpflichtet ſein, und ſich nur als befreundeten Gaſt anſehen. Ohne die üblichen Förmlichkeiten ſollte er, ſo oft es ſeine

Geſundheit erlaube und ſo oft er wolle, an der königlichen Tafel, wie des Abends in den engern Kreiſen erſcheinen.

Er fühlte ſich kräftig genug, noch einmal in ein neues Leben, welches königliche Gunſt ihm bot, einzutreten. Ein Verhältniß entwickelte ſich, welches den edelſten dieſer Art an die Seite geſetzt werden kann. Hier ging in der That der Dichter mit dem König. In den freien Unterhaltungen, deren Mittelpunkt nur die höchſten Intereſſen bildeten, herrſchte ein unbefangenes Geben und Nehmen. Nächſtdem machten auch hier Tieck's Vorleſungen, die eine Zeit lang regelmäßig fortgeſetzt wurden, den größten Eindruck. Er las die „Antigone", dann Tragödien des Euripides und Shakſpeare, oder auf Verlangen ſeine eigenen Dichtungen.

Auch zu einer beſtimmten Thätigkeit kam es. Es ſollte der Verſuch gemacht werden, die „Antigone" durch eine Darſtellung dem Verſtändniſſe der Gegenwart näher zu bringen. Nicht das Stück in ſeiner tragiſchen Wirkung allein, auf der antiken Bühne ſollte es hergeſtellt werden. Es war eine großartige Studie des Alterthums. Nachdem Tieck die Tragödie mehrere Male nach der Ueberſetzung von Donner vorgeleſen hatte, begannen mit den dazu auserleſenen Schauſpielern Einſtudirung und Proben. Felix Mendelsſohn hatte die Chöre componirt, die Herſtellung der Bühne war nach den Angaben von Böckh verſucht worden. Am 28. October fand die Aufführung im Neuen Palais zu Potsdam in einem Kreiſe eingeladener Zuſchauer ſtatt. Sie gelang über Erwarten gut; die Wirkung war eine ſo großartige, ſo unbedingt für ſich ſelbſt ſprechende, daß man es ſpäter unternehmen konnte, die Tragödie vor dem großen Publicum zu wiederholen. Auch hier bewährte ſich die Gewalt des antiken Dichters.

Tieck's nächſte Aufgabe war jetzt erfüllt. Mit dem Be-

ginn des Winters kehrte er nach Dresden zurück. Zugleich aber zeigte ſich, es war nicht möglich, dieſes doppelte Verhältniß zu Dresden und Berlin dauernd aufrechtzuerhalten, ſich zwiſchen beide zu theilen und Pflichten und Rückſichten gegen zwei Höfe zu erfüllen. Tieck's Natur war auf nichts weniger als auf einen Hofmann angelegt. Schon ſeine Geſundheit, ſein Alter, geiſtige und körperliche Lebensweiſe machten es unmöglich. Er fühlte jetzt erſt, wie viel ihn an Dresden feſſele. Es war die Gewohnheit von faſt einem Vierteljahrhundert; die reichſten und ruhigſten Jahre des Lebens hatte er hier zugebracht. Die freundſchaftlichen und künſtleriſchen Verbindungen, ſelbſt die Erinnerung waren Mächte, die ihn hätten halten können. Auf der andern Seite bot ſich die Ausſicht auf ein zwar ungewohntes, aber inhaltvolles und durchaus ſorgenfreies Leben dar, vielleicht auf eine nochmalige bedeutende Wirkſamkeit. Endlich war es ſeine Vaterſtadt, in der ihm dies geboten wurde, wo er ſeinen Bruder, Raumer und noch manchen Freund wiederfand. Nach vierzigjähriger Abweſenheit in Folge des ehrenvollſten Rufes zurückzukehren, hier wieder heimiſch zu werden, nachdem er ſo lange ein Fremdling geweſen war, darin lag eine innere Ausgleichung und Gerechtigkeit, ein künſtleriſcher Abſchluß ſeines Lebens. Auch das war von Bedeutung und der Berückſichtigung wol werth.

Im April 1842 erfolgte eine zweite Einladung zum Beſuche in Sansſouci, welche einer förmlichen Berufung gleichkam. Ein bedeutendes Jahrgehalt wurde verheißen, und nur im Allgemeinen der Wunſch ausgeſprochen, Tieck möge ſich des Theaters annehmen, und in Verbindung mit dem Intendanten der königlichen Schauſpiele Mittel und Wege berathen, wie der geſunkenen Bühne aufzuhelfen ſei. Für gewiſſe Stücke, namentlich Shakſpeare's, ſollte er völlig freie

Hand behalten, ſie ſollten ganz nach ſeinen Anordnungen dargeſtellt werden. Er beſchloß dem ehrenvollen Rufe zu folgen, und ging für den Sommer nach Sansſouci. Hier wurden ihm neue Anerkennungen zu Theil. Schon früher hatte ihm der König den Rothen Adlerorden dritter Claſſe und den Titel eines Geheimen Hofraths verliehen. Um dieſe Zeit war der neue Orden für Verdienſt in Wiſſenſchaft und Kunſt geſtiftet worden, deſſen geſchloſſene Mitgliederzahl nur die hervorragendſten Notabilitäten umfaſſen ſollte. Am 31. Mai, dem Geburtstage Tieck's, überreichte ihm der König perſönlich in einer Verſammlung im Neuen Palais die Decoration dieſes Ordens. Ein Jahr früher hatte ihm Guizot das Kreuz der Ehrenlegion überſandt.

Im September kehrte er zum letzten Male nach Dresden zurück, um Abſchied zu nehmen und ſein Hausweſen aufzulöſen. Der große Umfang ſeiner Bibliothek erſchwerte die Ueberſiedelung nicht wenig. Endlich war man ſo weit. Aber den Eintritt in das neue Leben mußte er mit Krankheit erkaufen. Auf der Reiſe wurde er von einem Schlaganfalle getroffen. Noch erreichte er Potsdam, aber ſein Zuſtand ſchien lebensgefährlich. Die Sprache verſagte ihm und die rechte Seite war gelähmt. Ein langwieriges Krankenlager folgte. Erſt in den nächſten Monaten wurde er hergeſtellt, doch blieb eine Schwäche in der Hand zurück, die zu Zeiten das Schreiben erſchwerte. Vor Ablauf des Jahres 1842 konnte er indeß die Winterwohnung in Berlin beziehen.

In der Folge wurde ihm auf Befehl des Königs eine eigene Wohnung in Potsdam eingerichtet. Sie war in einem Hauſe vor dem Brandenburger Thore, das unmittelbar an der Hinterſeite des Parks von Sansſouci und nicht fern vom Schloſſe lag. Ueber der Thür war die Geſtalt einer Muſe

nach einem Modell von F. Tieck angebracht. Hier erholte er ſich vollſtändig. Es war für ihn eine ſchöne Zeit; Poeſie, Natur, und dieſes Mal auch die weltliche Ehre, nahten ihm vereint. Der Schein eines glänzenden Abendroths ging über ſein Leben dahin. Berathungen über künſtleriſche Fragen, Vorleſungen der Lieblingsdichter wechſelten mit Geſpräch und Geſelligkeit. Auch an den Luſtpartien des Königs in der Umgegend Potsdams und auf der Havel nahm er Theil. Er erfuhr die mannichfachſten Beweiſe königlicher Huld. Bis auf den Stuhl, auf dem er ſaß, und den Mantel, den er trug, erſtreckte ſich die vorſorgliche Rückſicht auf ſein Alter und ſeine Geſundheit. War er unwohl, ſo geſchah es, daß der König ſelbſt ihn in ſeiner Wohnung beſuchte. Da auch ein Wagen zu ſeiner Verfügung ſtand, ſo lernte er jetzt die anmuthigen Havelufer nach langer Entfremdung von neuem kennen.

Hier traten die Bilder der früheſten Jugend wieder hervor. In den Havelgegenden lebten die Verwandten ſeiner Mutter, und länger als funfzig Jahre war es her, daß er als wandernder Schüler in dieſen Waldungen und Hügeln umhergeſtreift war. Er erinnerte ſich jener verklungenen Gefühle und Rührungen, die ihn damals erfüllten, und der Menſchen, welche ſie mit ihm getheilt hatten. Zu dieſen gehörte ein Freund, wie er ihn zu jener Zeit nannte, der Sohn des Schulmeiſters in Lehnin, den er als Knabe häufig beſuchte. Später heirathete dieſer eine Tochter von Tieck's mütterlichem Oheim, aber nie hatte er von ihm etwas gehört; er wußte nicht, ob er noch am Leben ſei. Jetzt erfuhr er, der Jugendgenoſſe lebe noch, und ſei ebenfalls Schulmeiſter in Lehnin. Er beſchloß ihn aufzuſuchen.

Es erregte nicht wenig Aufſehen, als der königliche Wagen erſchien, und die darin Sitzenden nach dem Cantor

Hinneberg fragten. Bei dem Superintendenten ſtieg Tieck ab, und durch dieſen wurde der alte Schulmeiſter citirt. Voll Erwartung, was eine ſo außerordentliche Vorladung zu bedeuten habe, kam er. Welch ein Wiederſehen war es! Es war ein alter, ſtumpf gewordener Mann, der bei der Verwunderung ſtehen blieb, daß der Herr Superintendent ihn habe rufen laſſen. Es überraſchte ihn nicht, unvermuthet einen Jugendfreund zu finden, obgleich er nie wieder von ihm gehört hatte; er wußte nichts von ſeinen Dichtungen, nichts von ſeinem Ruhme, nichts von der Rückkehr nach Potsdam. Als er von Tieck's Stellung beim Könige hörte, und daß er ihm vorläſe, erregte es nur ſein Staunen, daß Tieck bei ſo vorgerücktem Alter ſeinen Druck zu leſen im Stande ſei; er ſelbſt habe das längſt aufgegeben und beſchränke ſich nur noch aufs Grobe. Im engſten Raume war ſein Leben verfloſſen, für Alles, was darüber hinauslag, hatte er Sinn und Kraft verloren, oder nie beſeſſen.

Aehnliche Gefühle bewegten Tieck, als um dieſelbe Zeit auch die Erinnerung an ſeinen älteſten Jugendfreund Piesker wieder auftauchte. Auf jenes erſte Wiederſehen in Dresden war eine lange Pauſe gefolgt. Dann hörte er einmal, der Freund ſei geſtorben. Jetzt brachte ihm ein Mitglied von Piesker's Familie die Nachricht, er lebe noch, habe aber ſeinen Abſchied genommen. Mehrere Briefe von ihm ſelbſt beſtätigten es gleich darauf. Zum zweiten Male war es eine erſchütternde Freude, welche ihn bei dieſer Auferſtehung, wie er es nannte, erfüllte. Da er gerade damit umging, für ſeine Denkwürdigkeiten zu ſammeln, ſo forderte er den Freund auf, ihm Alles zu ſchreiben, was er von ihrem jugendlichen Zuſammenleben noch wiſſe. Doch lächeln mußte er, als jener ihm nicht nur mancherlei Notizen ſchickte, ſondern auch den gutgemeinten Vorſchlag machte, da ſie jetzt

beide Zeit genug hätten, die vor mehr als funfzig Jahren begonnenen Tragödien gemeinſchaftlich zu beenden. Es war in der That eine Rückkehr in die Kindheit, welche das ganze dazwiſchenliegende Leben und die Kluft vergaß, welche das Talent des Dichters von dem engen Sinne des Kleinbürgers trennte. Wohl mochte Tieck ſein Geſchick trotz aller Leiden preiſen, welches ihn über die ſtaubigen Heerſtraßen auf die freien Höhen des Lebens gehoben hatte.

2. Theater, Literatur, Politik.

Eine nicht unwichtige Frage war, ob es in Berlin, ſelbſt bei den reichſten Mitteln und einem entgegenkommenden Willen, möglich ſein würde auf das Theater einzuwirken. Zunächſt fuhr man mit der Herſtellung der antiken Tragödie fort. Am 7. Auguſt 1843 wurde Euripides' „Medea" mit der Muſik von Taubert, am 1. November 1845 „Oedipus in Kolonos" mit der Muſik von Mendelsſohn im Schloſſe zu Potsdam aufgeführt. An der Einſtudirung beider hatte Tieck Antheil. Aber ſchon blieb der allgemeine Eindruck hinter dem der „Antigone" zurück. Manches lag in dieſen Stücken der Gegenwart ferner, und konnte für das moderne größere Publicum nicht anſprechend ſein. Glücklicher war der Erfolg des „Sommernachtstraums", der zuerſt am 14. October 1843 mit Mendelsſohn's Compoſition aufgeführt wurde. Man hatte Shakſpeare's Bühne zum Theil hergeſtellt; Alles griff wohl ineinander, und auch dieſes Drama des großen Dichters wurde dadurch dem Theater dauernd gewonnen.

Anders fielen die Verſuche aus, welche man mit einigen

von Tieck's älteſten Stücken zu machen wagte. Am 20. April 1844 kam „Der geſtiefelte Kater", am 1. Februar 1846 „Der Blaubart" zur Darſtellung. Nicht auf Tieck's Wunſch, vielmehr gegen denſelben fanden die Aufführungen ſtatt. Er wußte, welche Schwierigkeiten dieſen eigenſinnigen Dichtungen entgegenſtanden, darum hatte er in Dresden, wo es in ſeiner Macht geweſen wäre, nie daran gedacht ſie auf die Bühne zu bringen. Es war eine höchſt misliche Aufgabe, ein humoriſtiſches Spiel wie „Der geſtiefelte Kater" aus der Phantaſie in die ſinnliche Wirklichkeit zu überſetzen. Vollends die der Breter mit ihren Maſchinerien war zu eng dafür. Die Phantaſie wurde überall auf ein geringeres Maß herabgeſetzt. Alles hatte man voller, friſcher erwartet und war geneigt die Dichtung entgelten zu laſſen, daß man ſich getäuſcht ſah. Aber man bedachte nicht, daß man Anſprüche machte, die ſie weder erfüllen wollte noch konnte, daß ihre Darſtellung auf der Bühne eine Vergröberung war, bei der ſie nothwendig verlieren mußte. Auch war Manches ohne Commentar kaum verſtändlich, obgleich die hiſtoriſchen Anſpielungen für die allgemeine Auffaſſung nicht die Wichtigkeit beſaßen, welche einige Kritiker ihnen beilegten. Doch in Einem behielt der Kater Recht, die Zuſchauer von vor funfzig Jahren waren noch ein lebendiges und getreues Abbild des Publicums, welches im Augenblicke vor den Couliſſen ſaß, und ſich ſelber darſtellen ſah, ohne ſich zu verſtehen. Man hörte diesſeits dieſelben Kunſturtheile wie jenſeits. Als die Katergeſchichte zu Ende war, entfernte ſich der größte Theil, ohne den Epilog der Zuſchauer abzuwarten.

Auch mit der Darſtellung des „Blaubart" konnte man nicht den Erfolg erreichen, der noch unter Immermann's Leitung in Düſſeldorf möglich geweſen war. Die matte Haltung der meiſten Schauſpieler, die Gleichgültigkeit des Publi-

cums und die kritiſche Oppoſition gegen dergleichen Erneuerungen hemmten auch hier den Erfolg.

Tieck ſelbſt hatte von dieſen Verſuchen nichts erwartet. Zwar fehlte es ihm nicht an Freunden in der Theaterverwaltung, doch auch Widerſpruch und Misverſtändniſſe erhoben ſich. Die glänzenden Mittel der berliner Bühne waren nicht im Stande, ihm eine andere Meinung vom Theater überhaupt zu geben; vielmehr traten manche Uebelſtände erſt hier in ein grelles Licht. Vor der ſchweren Aufgabe einer durchgreifenden Reform würde ſelbſt eine jüngere Kraft zurückgeſchreckt ſein, ſein Zuſtand erlaubte ihm ſolche Anſtrengungen nicht mehr, er beſchränkte ſich daher allmälig nur auf gelegentliche Rathſchläge und Gutachten, wenn ſie ausdrücklich verlangt wurden.

Dieſe Theaterverſuche waren zugleich für ſein Verhältniß zum Publicum wichtig. Freilich war es nur ein einſeitiges, ſoweit die öffentliche Meinung und die, welche in ihrem Namen ſprachen, Gelegenheit fanden, über ſeine Berufung und Wirkſamkeit zu urtheilen. Ihm ſelbſt war es durch die Umſtände geboten, dieſen Aeußerungen gegenüber zu ſchweigen, die zum Theil ein deutliches Echo jener Anſichten waren, die ſich ſeit 1830 kundgegeben hatten. Sahen Viele in ſeiner Berufung einen Act königlicher Liberalität, ſo fragte doch auch manche laute Stimme, was Gegenwart und Zukunft von einem Dichter zu erwarten habe, der an der Grenze des Lebens ſtehe; ſeine Dichtungen ſeien zum größten Theile veraltet und unverſtändlich, die Zeit ſei über ihn und ſie hinweggegangen, ſie verlange anderes als dichteriſche Spielerei, romantiſches Geflimmer und mittelalterliches Halbdunkel. Ihn und ſeinen Einfluß machte man für vieles verantwortlich, was ganz außerhalb deſſelben lag. In der Aufführung ſeiner Stücke wollte man das Gelüſten romantiſcher Reaction er-

kennen; seine Auffassung der englischen Bühne und Shakspeare's galt für willkürlich, sonderbar und grillenhaft, und erfuhr wie seine dramaturgische Kritik harte Angriffe, in welchen der Meister meistens mit den eigenen Waffen bekämpft wurde.

Andere hatten von Tieck's Einwirkung auf Theater und Publicum bedeutenderes erwartet, und bestätigten nun jene feindlichen Ansichten. Sie hatten geglaubt, er werde einen Kreis um sich bilden und die geistige Herrschaft, die er in Dresden geübt, fortsetzen. Aber weder das Eine noch das Andere war möglich; sie übersahen, daß in Berlin Alles anders stand als in Dresden.

Ihm selbst war es ein fremder Ort geworden. Nur auf kurze Zeit und als Fremder hatte er es in den verflossenen Jahrzehnden besucht, er mußte auf dem alten und doch neuen Boden erst wieder heimisch werden. Ihm schwebte das Berlin aus dem Anfange des Jahrhunderts vor, welches kaum zur großen Stadt zu werden anfing. Wie sehr war es seitdem räumlich und geistig gewachsen! Zu den Erinnerungen an Friedrich waren die Wirkungen der Freiheitskriege hinzugekommen, die Universität war begründet, auf die Romantiker und Fichte war Hegel, auf Teller und Zöllner Schleiermacher gefolgt, und viele bedeutende Persönlichkeiten herbeigezogen worden. Ueberall war System und Organisation, eine Masse gelehrter Kenntnisse und scharfer Kritik hatte sich angesammelt. Dazu kamen die tausendfach gespaltenen Interessen der großen Haupt- und Residenzstadt, welche die verschiedenartigsten und oft feindlichsten Elemente in sich vereinigt. Trotz aller Centralisation und der augenblicklichen Anstöße, welche die öffentliche Meinung bald nach der einen oder der andern Seite hin trieben,, war es doch unmöglich die bedeutendsten Kräfte um einen Mittelpunkt zu

ſammeln. Es gab hier eine Art von Republikanismus der Geiſter, der keine Herrſchaft eines Geiſtes anerkannte. In jedem Augenblick war man mit einer ſchlagfertigen Kritik, mit einem Witzworte bei der Hand, und ſtets geneigter Fehlendes zu vermiſſen als Vorhandenes anzuerkennen. Die kritiſirenden Gebildeten hatten Alles längſt beſſer gewußt, die Frommen kreuzigten ſich vor dem weltlichen Treiben, welches auf Wiſſenſchaft und Kunſt einen hohen Werth legte, und die politiſchen Reformer riefen immer lauter auf, das Spielzeug bei Seite zu werfen, weil man der Männer und Thaten bedürfe. Und in dieſe Bewegungen hätte ein greiſer Dichter mit harmloſen dramatiſchen Vorleſungen und Kritiken eingreifen ſollen?

Auch er war nicht mehr derſelbe wie in Dresden; er war alt, von Leiden gebeugt, die letzten Jahre des Lebens ſetzte er ein. Schon darum konnte er nicht mehr, wie er früher gethan, ein offenes Haus halten. Um ſo gehäſſiger war der Vorwurf, daß er ſich abſichtlich mit kleinen Geiſtern umgäbe, welche ihm nichts Fremdes und Unbequemes nahe zu bringen vermöchten, und ihm die Mühe jedes Streites und der Vertheidigung ſeiner Autorität erſparten. Es verrieth ſich darin die kleinliche Eitelkeit, die ſich zurückgeſetzt glaubte und ſeine einfache Weiſe nicht kannte. Der Zutritt ſtand auch jetzt noch einem Jeden offen, und wer ſich ihm in unbefangener Weiſe nahte, konnte der freundlichſten Aufnahme gewiß ſein.

Aber er war darum nicht vereinzelt. Immer ſammelten ſich genug der Geiſter um ihn, und es waren die bedeutendſten darunter, und die zahlreichen Sendungen, Briefe und Anfragen, die er empfing, bewieſen, daß er noch im Mittelpunkte der literariſchen Welt ſtehe. Sein Verhältniß zum Theater brachte ihn in nähere Berührung mit Felix Men-

delsſohn, Meyerbeer; er verkehrte mit Rauch und Kaulbach. Mit Wärme hatte A. v. Humboldt das alte freundſchaftliche Verhältniß aufgenommen. Auch andere berliner Gelehrte, namentlich v. d. Hagen, ſtanden ihm nahe. Fremde, beſonders Engländer, darunter Carlyle und der Negerſchauſpieler Aldridge, verſäumten es nicht ihn aufzuſuchen; ebenſo viele Schriftſteller und Dichter der jüngern Literatur.

Seine literariſche Thätigkeit hatte in dieſer Zeit einen ſichtenden und ſammelnden Charakter. Zunehmende Kränklichkeit, dann wieder nach außen ablenkende Zerſtreuungen ließen es zu nichts Anderm kommen. Zwar war er immer noch reich an Plänen und literariſchen Stoffen, die er bearbeiten wollte, oft mahnte ihn auch die Fortſetzung der „Cevennen" als eine Schuld, die abzutragen ſei, doch dies Alles trat vor einem andern Gedanken zurück. Er dachte ernſtlich daran, die Denkwürdigkeiten ſeines Lebens zu ſchreiben. Mehr als funfzig Jahre, voll der gewaltigſten Umwälzungen, überblickte er; ſo vieles hatte er in ſich und mit Andern erlebt und mit bedeutenden Männern in naher Verbindung geſtanden. Es war ein Leben, wohl würdig, daß davon ausführlicher geſprochen werde. Schon im Jahre 1838 hatte er dieſen Plan. Er hatte es, wie er damals an ſeinen Bruder ſchrieb, als eine Pflicht erkannt, in unſerer verwirrten Zeit, Umſtände und Perſonen, ſoweit ſie ihn angingen, in das gehörige Licht zu ſetzen. Zu demſelben Zwecke ordnete er mit Hülfe eines jungen Beamten, den der König ihm als Secretär zugegeben hatte, ſeine umfaſſende Briefſammlung, die von 1792 bis auf die Gegenwart herabging. Seine literarhiſtoriſchen Schriften, die gelegentlich als Vorreden und Einleitungen erſchienen waren, gab er geſammelt unter dem Titel „Kritiſche Schriften" in zwei Bänden heraus. Eduard Devrient, der ſich ihm ſchon früher in freund-

ſchaftlicher Verehrung angeſchloſſen hatte, fügte ihnen ſpäter die „Dramaturgiſchen Blätter", durch eine Nachleſe vermehrt, als dritten und vierten Band hinzu. Außerdem fand ſich öfter Gelegenheit, hier und da ein empfehlendes oder einleitendes Wort öffentlich zu ſagen. Er führte ein ehrenvolles und gleichmäßiges literariſches Stillleben. Da kam das Jahr 1848.

Fünfundſiebzig Jahre war er alt geworden, als er dieſen jähen politiſchen Umſturz erlebte. Er erinnerte ſich der Aufregungen beim Ausbruch der Franzöſiſchen Revolution, der Napoleoniſchen Herrſchaft und ihres Falles, der Kämpfe von 1830, aber keine Revolution war unerwarteter und unter drohendern Zeichen hereingebrochen als dieſe. Am 18. März erbaute man Barrikaden und ſchoß und ſchlug ſich unter ſeinen Fenſtern. Mit ſeinen Büchern beſchäftigt blieb er die Nacht über aus dem Bette. Für das Daſein irgendeiner ſtaatlichen Ordnung wurde in den nächſten Monaten geſtritten, und alles was die Gemüther vorher harmlos beſchäftigt hatte, war von einer vernichtenden Flut fortgeriſſen. Wen kümmerten jetzt noch die Streitfragen der Romantik!

Der regelmäßige Beſuch des Hofes ward unmöglich, obgleich Tieck, um den fortwährenden Unruhen zu entgehen, die Sommerwohnung in Potsdam frühzeitig bezogen hatte. Mit tiefer Empörung betrachtete er dieſe Ereigniſſe. Verhaßter, widerwärtiger war ihm nichts als ein anarchiſches Straßenregiment, in deſſen wilden Strudeln Staat und politiſche Vernunft, Sitte und Ordnung, Dichtung und Wiſſenſchaft gleichmäßig unterzugehen drohten. Herangewachſen im Zeitalter Friedrich's des Großen hatte er, wenn ſonſt auch nichts, doch Eines aus demſelben mit herübergenommen, die Ueberzeugung eines ſtrengen Monarchismus. Dennoch hatte er bei Gelegenheit des „Geſtiefelten Katers" von übereifrigen Roya-

liſten den Vorwurf gehört, durch jenen marionettenhaften König das Königthum erniedrigt zu haben. Was er dagegen in dem kurzen Bericht über die Aufführung des Luſtſpiels ſagte, war ſeine vollſte Ueberzeugung: „Ich behaupte, daß die Macht des Königs die natürlichſte, begründetſte und wohlthätigſte von allen politiſchen Einrichtungen iſt. Dem Poeten iſt nun vollends die Erſcheinung eines Königs groß und bedeutend; er wird ſeinen poetiſchen Standpunkt völlig einbüßen, wenn ihm dieſe natürlichſte Würde und Hoheit nicht mehr mit Glanz entgegentreten ſollte. Die Republik iſt der Proſaismus, und wenn ſie auch große Erſcheinungen bietet, wie es im Alterthum der Fall war, ſo kann ſie ſich poetiſch nicht mit dem Königthum meſſen.“

So war ihm Alles zuwider, was in jenen Tagen geſchah. Vom Liberalismus erwartete er nichts, den Kosmopolitismus in ſeiner nebelhaften Allgemeinheit verachtete er, die rohen Ausbrüche der Tagesdemokratie haßte er. Es war ihm höchſt zweifelhaft, ob die Kammern mit ihren Debatten und oft ſchwierigen Beſchlüſſen das Wohl des Landes zu fördern vermöchten. Er ſah in ihnen kein Gegengewicht monarchiſcher Allgewalt. Ueberall wollte er ſtrenge, feſte Ordnung. Für das bürgerliche Kleinleben, und auch das war eine jugendliche Erinnerung, liebte er die Zünfte. Ein feſter, vernünftiger Wille ſollte die Dinge entſcheiden. Nächſt den wohlbegründeten Ordnungen der Verwaltung fand er nur in dem offenen, wohlmeinenden und unerſchütterlichen Freimuth der Räthe und guten Patrioten eine politiſche Schranke. Auch hier war ihm die tüchtige, durchgebildete Perſönlichkeit Alles.

Obgleich er nichts mehr floh als politiſchen Streit, ſo war es doch bei der herrſchenden Aufregung unmöglich, ihm ſelbſt in engern Kreiſen zu entgehen. Ward er durch heftigen Widerſpruch, oder unverſtändige und übertriebene Aeuße-

rungen allzu ſehr gereizt, ſo ſchlug ſein gewöhnlicher Gleichmuth in heftigen Zorn um. Alter und Lage würden ihn völlig entſchuldigt haben, wenn er ſich von allen öffentlichen Handlungen ferngehalten hätte. Dennoch konnte er ſich nicht verſagen für die gute Sache ſeine Stimme als Urwähler abzugeben. Das war für ihn kein kleines Opfer. Große Verſammlungen, lautes und leidenſchaftliches Durcheinanderreden, der Aufenthalt in ſtickiger Luft waren ihm phyſiſch unerträglich. Aber er überwand Alles und hielt mehrere Stunden, eingehüllt von dichten Tabackswolken, in einem Wahllocale aus, bis er ſeine Stimme abgegeben hatte. Als er an der Treppe ſeiner Wohnung anlangte, ward er faſt ohnmächtig, und erreichte das Zimmer nur mit Mühe.

Auch andere Opfer brachte er bereitwillig. Als nach dem Eintritt des erſten Rückſchlags faſt alle Häuſer mit militäriſcher Einquartierung belegt wurden, wies man ihm einen jungen Lieutenant zu, der höchlich erfreut war, auf dieſem Wege die Bekanntſchaft des Dichters zu machen. Mittags aß Tieck mit ihm und lud ihn, ſo oft es der Dienſt erlaubte, auch Abends zu den Vorleſungen ein.

Obgleich entſchieden monarchiſch geſinnt, ſah er doch die rückwärts drängende Bewegung, welche auf den demokratiſchen Sturm folgte, nicht ohne Beſorgniß. In den Uebertreibungen eines einſeitigen Parteipatriotismus konnte er das Heil ebenſo wenig finden, als in der formalen Strenge der Kirchlichkeit. Indeß nur ſelten ſprach er ſeine abweichenden Anſichten aus, aber ſtets ebenſo entſchieden und freimüthig als maßvoll und würdig, nie im Tone der politiſchen Partei, die für ihn überhaupt keine Bedeutung hatte.

3. Lebensweiſe und Eigenthümlichkeiten.

Die Kataſtrophe von 1848 machte einen Abſchnitt in ſeinen letzten Lebensjahren. Die Verhältniſſe und Kreiſe, in denen er zuerſt geſtanden hatte, waren dadurch zum großen Theil aufgelöſt worden. Anderes, was ihn perſönlich berührte, war hinzugekommen. Schon 1843 hatte ſich ſeine zweite Tochter nach Schleſien verheirathet, 1847 war die langjährige Freundin ſeines Hauſes, die Gräfin Finkenſtein, geſtorben. Er, für den Geſpräch und geiſtiger Verkehr eine Nothwendigkeit geworden, war jetzt allein, und ſaß manche Stunde einſam unter ſeinen Büchern. Die Pflege und Hülfe, deren er in jedem Augenblick bedurfte, übernahm nun eine treue Haushälterin, welche ſeit mehr als fünfundzwanzig Jahren ſeinem Hauſe angehörte.

Je weniger es die oft lang anhaltende körperliche Abſpannung erlaubte, ſeine Freunde aufzuſuchen, um ſo lieber verſammelte er ſie in jedem günſtigen Augenblicke um ſich. Häufig geſchah es Mittags, und wenn ſeine Stimmung irgend heiter war, ſo belebte er durch anmuthigen Witz und manche Mittheilungen aus ſeinem Leben die Unterhaltung. Die vieljährigen Leiden und das Alter hatten ſeine innerſte Kraft angegriffen, aber nicht vernichtet. Das bewieſen die dramatiſchen Vorleſungen, die er auch jetzt noch fortſetzte. Sie waren ihm geiſtiges, faſt auch körperliches Bedürfniß geworden. Er konnte die lange Gewohnheit nicht miſſen, und die Anſtrengung eines drei- bis vierſtündigen lauten und affectvollen Vorleſens vertrat zuletzt die Stelle körperlicher Bewegung, welche er ganz aufgegeben hatte. Freilich mußte er ſich engere Grenzen ziehen als früher. Der Kreis der Zuhörer

war kleiner geworden; ſelten waren es mehr als zehn oder zwölf Perſonen, meiſtens nähere Freunde, von denen manche wie ſein Bruder ſtehende Gäſte waren. Doch fanden ſich auch Fremde ein, und oft waren es die berühmteſten Männer. In der Wahl des Stückes richtete er ſich häufig nach den Wünſchen der Anweſenden. Nur eines verweigerte er entſchieden, Tragiſches oder Shakſpeare zu leſen; dazu reiche ſeine Kraft nicht mehr aus, auch greife es ihn innerlich zu ſehr an. Er beſchränkte ſich daher auf Komiſches; die Luſtſpiele von Schröder und Holberg, Goethe's kleinere Singſpiele und ſeine eigenen ſatiriſchen Dramen lagen ihm zunächſt. Bisweilen zog er auch eine Novelle oder ſeine Briefe vor. Noch las er mit alter Meiſterſchaft; an dieſem kräftigen, vollen Tone hätte Niemand den ſiebenundſiebzigjährigen Mann erkannt. Wer ihn wenige Male auch nur dieſe leichtern Stücke leſen hörte, wie er beinahe alle mimiſche Mittel, die der gewandte Vorleſer zu brauchen pflegt, verſchmähte, mußte bald erkennen, daß das Geheimniß ſeines Leſens auf einer ganz andern Stelle zu ſuchen ſei. Der Dichter that mehr als der Vorleſer, den oft verblaßten Geſtalten hauchte er Leben ein, und indem er las, ſchaffte er dichteriſch von neuem; wie die einzelnen Charaktere ward das Ganze in ihm lebendig. Es gab eine einfache Probe. Wer ſpäter im Buche nachlas, was er zuerſt aus ſeinem Munde gehört hatte, erkannte es nicht wieder, und fand nur todte und langweilige Buchſtaben, wo er vorher Leben und Bewegung geſehen und gehört hatte.

Nichts war ihm lieber als mit zwei oder drei Freunden allein zu ſein. Das unbefangene, ruhige, eindringende Geſpräch zog er jeder bewegtern Unterhaltung vor. Den wahren Austauſch der Gedanken, die Wechſelwirkung der Geiſter wollte er. Kaum mag es je einen größern und zugleich lie-

benswürdigern Meiſter des Geſpräches gegeben haben. Es war ihm ein Zauber eigen, dem auch entſchiedene Gegner ſelten zu widerſtehen vermochten, wenn ſie in ſeine Nähe kamen. Alle ſeine Freunde, in welchen Lebensperioden ſie auch mit ihm verbunden ſein mochten, haben dieſe Gewalt kennen gelernt. Es war nicht das lebendige, leicht und anmuthig fließende Wort allein, welches dieſen Eindruck machte, es war ſein bald tiefſinniger, bald humoriſtiſcher Inhalt, dieſe geiſtige Durchſichtigkeit, die Bewegung, welche man überall fühlte und die ſich dem Zuhörer mittheilte. Was er erzählte, auch das Kleinſte, geſtaltete ſich zum anſchaulichen Bilde, zu einer mündlichen Novelle.

Doch nur zum Theil lag der hohe Reiz dieſer Unterhaltungen in dem, was er im Zuſammenhange gab, vielmehr darin, wie er die Gedanken des Mitſprechenden aus der Tiefe der Seele hervorzuholen wußte. Kann man von einer Sokratiſchen Kunſt reden, die dunkel geahnten Gedanken Anderer zur Klarheit zu bringen, ſo beſaß er ſie, aber nicht als angelernte, ſondern als angeborene Kunſt. Da war nichts von Ueberhebung, von drückender oder abweiſender Vornehmheit, nichts von Bevormundung und gemachter Würde. Mit ungetheilter Aufmerkſamkeit folgte er der Gegenrede. Ohne Empfindlichkeit hörte er Anſichten, welche den ſeinen entſchieden widerſprachen, ja er forderte dazu heraus. Auf jeden Einwand und leiſen Zweifel ging er ein. Er erwog ihn, gewann ihm überraſchende Seiten ab, und baute daraus eine Brücke, auf der das Geſpräch ſich weiter bewegte, und jenſeits that ſich eine neue, vorher nicht geahnte Gegend auf. Unterredungen, in denen ihm Befangenheit oder Phlegma nur beiſtimmte, langweilten ihn, machten ihn verlegen, verdrießlich und endlich ſtumm. Dieſelbe Wirkung hatte auch das unruhige Durcheinander der gewöhnlichen Unterhaltung,

wo jeder nur ſpricht um ſich ſelbſt zu hören. Manche Beſucher glaubten ſich vor ihm in die beſte geiſtige Toilette werfen zu müſſen, erhitzten ſich, wollten genial erſcheinen, und überſchütteten ihn mit langen Auseinanderſetzungen fertiger Gedanken. Nichts brachte ihn ſicherer zum Schweigen als das. Sein Geſpräch belehrte, hob und befreite unmerklich; in dieſen geiſtigen Regionen fühlte man ſich zu eigenem Erſtaunen fähiger, klarer, kräftiger.

Es wirkte ſchon anregend, ihm während er ſprach, in das geiſtvoll bewegte Geſicht zu ſehen. Auf dieſer hoch gewölbten, glänzenden Stirn ſah man die Gedanken aufſteigen; ſchwarze anliegende Haare bedeckten noch den Hinterkopf bis zum Scheitel. Eine unergründliche Tiefe ſchien ſich in den großen, dunkeln braunen Augen zu öffnen, aus denen bald die Schwermuth, bald die Schalkheit hervorblickte. Hier ruhte der Zauber des Phantaſus neben der Ironie der Novelle. Die Naſe war edel, etwas langgezogen, der Mund anmuthig, er hatte einen weichen, faſt weichlichen Ausdruck. Bei der Beweglichkeit der Züge war das Geſicht der unmittelbare Spiegel jeder Stimmung; ſie wechſelten mit den Gedanken, die ihn beherrſchten. Oft ſchien es kaum daſſelbe Geſicht zu ſein. Wenn er das Kinn mit Zeigefinger und Daumen der rechten Hand ſtützend, unbeweglich ſaß und ſinnend in ſich hineinſchaute, wurde man unwillkürlich an einen ruhenden alten Löwen erinnert. Dann trat auch die Aehnlichkeit mit den Porträts Napoleon's aus deſſen ſpäterer Zeit, etwa mit denen von Vernet, überraſchend hervor. Dagegen ging ein helles Licht über ſeine Züge, ſie nahmen einen ſchalkhaft graziöſen Ausdruck an, wenn er einen ironiſchen Gedanken verfolgte, oder deſſen Eintritt und Wirkung erwartungsvoll vorherſah. Sein Lächeln hatte etwas Glänzendes; er lachte gern, aber nichts verabſcheute er mehr als den Ton

des rohen Gelächters, das ihm als Zeichen höchſter Unbildung galt. Fühlte er ſich matt und leidend, ſo veränderte ſich die Scene völlig; wie ein trüber Schleier lag es auf ſeinem Geſicht, die Züge hängend, der Mund ſchlaff und heruntergezogen. Doch ſelbſt in der Krankheit reichten wenige Minuten der Unterhaltung, ja ein treffendes Wort hin, ihn zu erwecken; man kannte ihn nicht wieder, ſobald er geiſtig Theil nahm.

Die Umgebung, in welcher man ſich bei ihm befand, machte den behaglichſten Eindruck. In den letzten zehn Jahren ſeines Lebens wohnte er in einem ältern geſchloſſenen Hauſe in der Friedrichſtraße 208. Auf der Hausflur und der breiten Treppe herrſchte noch die bequeme Raumverſchwendung früherer Zeiten. Das Geländer der Treppe lief in eine koloſſale Lyra aus, auf welche der Blick des Eintretenden zuerſt fiel. Seine Wohnung war weitläufig, die ganze Zimmerreihe eines Stockwerkes hatte er inne. Schon ſeine große Bibliothek erforderte einen bedeutenden Raum; Bücher waren ſein Hauptbeſitzthum, und ein Hauptſchmuck der Zimmer. Bis zur Decke hinan erfüllten ſie die Wände. Die ſeltenern waren in dem eleganten Salon aufgeſtellt, in welchem er Abends die Vorleſung hielt. Hier war Alles einladend, nichts prahleriſch, oder überladen. Auf Repoſitorien und freien Poſtamenten ſtanden die Büſten Holberg's, F. H. Jacobi's, Solger's und ſeines Bruders Friedrich, über dem Sopha hing ſein eigenes lebensgroßes Bild von Stieler. Im Studirzimmer umgaben ihn die Bücher, mit denen er ſich vorzugsweiſe beſchäftigte. Alles war auf Bequemlichkeit berechnet; Lehnſtühle von verſchiedenen Formen und Größen waren hier vertheilt. Ueber dem Schreibtiſch hing das jugendliche Gemälde von Novalis, welches E. von Bülow wiederaufgefunden hatte, daneben ein Gypsmedaillon Wacken-

roder's, eine der erſten Arbeiten ſeines Bruders, auf der andern Seite ein Bild ſeiner Tochter Dorothea. Außerdem ſah man einige Kupferſtiche nach Rafael und aus der Boiſſerée'ſchen Sammlung.

In der Regel fand man ihn im ſchwarzen Sammetrocke hinter einem niedrigen Tiſchchen, das mit Papieren bedeckt war, im Lehnſtuhl ſitzen. Fremde empfing er ſtehend, und wer ihn nicht kannte, folgte den Bewegungen der gebeugten Geſtalt mit Beſorgniß; doch dieſen Eindruck vergaß man, ſobald er im Stuhle aufrecht ſaß. Für den befreundeten Beſucher war ſchon ſein gewöhnlicher Gruß, „Ah, da ſind Sie ja, lieber Freund!" der helle Blick, die Handbewegung, womit er ihn begleitete, erheiternd. Man ſetzte ſich und das Geſpräch begann.

Es iſt mehr als einmal bemerkt worden, daß in ſeiner Haltung ſich eine ruhige und bequeme Vornehmheit ausgeſprochen habe, ein ariſtokratiſcher Zug, durch den der Beſucher ſich bald angezogen, bald abgewieſen fühlte. Es war eine Vornehmheit im edelſten Sinne des Wortes, welche der Ausdruck der wahren Durchbildung und des Seelenadels iſt. Eben darum iſt ſie Vornehmheit, weil ſie äußerlich weder angeeignet noch auch verloren werden kann. Daher das wohlthuende Gleichmaß im Thun und Laſſen, ſeine Sicherheit, niemals die Grenzen des Erlaubten und Ziemlichen zu überſchreiten. Zeichen der Unbildung und Roheit machten ihn ſcheu und verſtimmt. Zu den ungeſelligen und übeln Angewohnheiten rechnete er auch das Tabackrauchen, das er bei Freunden nur widerwillig ertrug. Er ſchilderte es als ein verderbliches Laſter, und kämpfte mit allen äſthetiſchen und moraliſchen Gründen dagegen, der unausbleibliche Raucherzug um den Mund gebe jedem Geſichte einen rohen Ausdruck, ihn ſelbſt mache der Rauch krank u. ſ. w. Wie

unzertrennlich die feine Form von ſeinem Weſen war, ſpricht er charakteriſtiſch in einem Briefe aus, den er 1825 von Wien nach Hauſe ſchrieb: „Vornehm und reich, heißt es hier, können nicht Alle ſein, aber was ich begehre, kann auch der Geringſte ſich verſchaffen, die Entfernung alles Widerwärtigen, Gemeinen, was uns das Leben ſo erbärmlich erſcheinen läßt. Noch im Gefängniß und in Ketten wird man den Gentleman vom gemeinen Menſchen unterſcheiden können. — Ueber jene Bosheit der Menſchen und alle Schlechtigkeit will ich bald hinwegkommen, weil es mich nur berührt, ſoviel ich davon zulaſſen will; aber jene Kläglichkeit und Gemeinheit, die ſich im Sitzen und Stehen, Gähnen und Sprechen, Schweigen und Schwatzen, Eſſen und Trinken kundgibt, kann mich ſo elend machen, weil es ſich mir immerdar aufdrängt, daß es mein ganzes Leben zerſtört. — Gute Erziehung, Feinheit des Betragens iſt mir immer das nothwendigſte Element geweſen, um nur zum Bewußtſein zu kommen, daß ich eine Seele im Leibe habe.“

Auch wer es aus ſeinen Dichtungen nicht gewußt hätte, würde aus jeder Unterredung, die über die nächſten Grenzen hinausging, erkannt haben, daß es in ihm eine geheimnißvolle, dem gewöhnlich Verſtandesmäßigen, abgekehrte Seite gab. In plötzlich aufleuchtenden Geiſtesblitzen und Anſchauungen, in Ahnungen und Träumen, ſah er eine höchſte, und darum räthſelhafte geiſtige Macht.

Auf Träume gab er viel. Er meinte, ſtatt ſie zu verlachen, ſolle man mehr auf ſie achten; in ihnen kämen verborgene Seiten der menſchlichen Natur zum Vorſchein, die für den nüchternen Verſtand des Tages gar nicht da ſeien. Von ſich ſelbſt, der im Leben der Humanſte und Gutmüthigſte war, behauptete er, in Träumen ſei er ſchadenfroh, ja diaboliſch grauſam und blutdürſtig, ſodaß ihn

in der Erinnerung daran ein Grauen erfaſſe. Wirklich waren ſie noch in ſpätern Jahren entſetzlich, und wiederholten ſich oft, genau in derſelben Geſtalt, mehrere Nächte hintereinander. Eine Zeit lang wurde er durch einen kalten Luftzug geweckt, der über die Augen hinſtrich. Er blickte auf, ſah das Zimmer erhellt und an ſeinem Bette drei leichenhafte Mönchsgeſtalten, die ſoeben dem Grabe entſtiegen ſchienen. Jedes Mal wurde er von Fieberſchauern ergriffen. Doch hatten ſeine Träume auch einen ſehr beſtimmten geiſtigen Inhalt. Als er Correggio's Gemälde kennen lernte, konnte er ihre geprieſene Trefflichkeit nicht einſehen, und mühte ſich vielfach um ihre Auffaſſung. Da träumte er, er ſei auf der Galerie, der Meiſter ſelbſt träte zu ihm, und rede ihn kurzweg mit den Worten an: „Biſt du nicht ein dummer Menſch, das Treffliche nicht zu erkennen?“ Darauf habe er ihn vor die Gemälde geführt, und ihm ihre Schönheit eröffnet. Er erwachte, und voll von dieſen Gedanken, konnte er die Zeit des Eintritts in die Galerie kaum erwarten. Sogleich eilte er zu Correggio's Gemälden. Wie ein Blitz leuchteten ſie ihm entgegen, die Augen waren ihm aufgegangen, und ſeit der Zeit war er ihr größter Bewunderer. Auch hier ſpielte Shakſpeare eine große Rolle. Einmal entdeckte er im Traume ein neues, völlig unbekanntes Stück deſſelben; deutlich bis ins Einzelne hinein lag es vor ihm, es war vortrefflich. Wie verſtimmt war er, es beim Erwachen ſeinen Händen entſchwunden zu ſehen, und ſich keines einzigen Wortes entſinnen zu können. Dann war er geſtorben. Die erſte Frage in jener Welt war, wo er Shakſpeare, den Vielbewunderten, treffe. Man antwortete ihm, der große Geiſt ſei nicht mehr hier, ſondern in einer noch höhern Welt zu ſuchen, er aber werde ihn ſchwerlich jemals erreichen. So habe er ihn von Stufe zu Stufe vergebens verfolgt.

Dieſer myſtiſchen Seite gehörte auch der Zahlenaberglaube an, den er ſich öfter ſcherzend vorwarf. Vor den Zahlen 7 und 9 hatte er eine dunkle Furcht, in deren humoriſtiſcher Ausmalung er ſich gefiel.

Er lebte in der Welt der Phantaſie und Anſchauung. Lange konnte er lautlos ſitzen, und der Bewegung ſeiner Gedankenwelt und den auftauchenden Geſtalten zuſchauen. In ſolchen Augenblicken war er dichteriſch am thätigſten; er producirte innerlich, wenn er äußerlich unthätig ſchien. Freilich hatte dieſes Verſinken oft auch andere Urſachen. Faſt mit periodiſcher Regelmäßigkeit kamen Zeiten, in denen die alte Schwermuth ihn immer wieder ergriff, wo ihn Muthloſigkeit, ein Verzweifeln an ſich und ſeinen Kräften, und wahrer Lebensüberdruß überfiel. Er klagte, ſeine Seelenkräfte ſeien dann wie erlahmt, die Fäden ſeines Innern zerriſſen. Jede Störung war ihm unbequem, und es war faſt unmöglich, ihn dieſen Kriſen zu entziehen. Er fuhr jähzornig auf. Er ſchalt ſich ſelbſt, daß in jüngern Jahren oft eine blinde Wuth wie eine unwiderſtehliche Gewalt über ihn gekommen ſei, von der er ſich nur mit Mühe, und immer noch nicht ganz frei gemacht habe. Der geheimnißvolle Inſtinct ſtand ihm überall obenan, er lauſchte auf ſeine Stimme und wartete darauf, mitunter auch da, wo das Leben zur That drängte.

Mit dieſer Eigenthümlichkeit hing es zuſammen, daß er ſich vor jedem unmittelbaren und entſcheidenden Handeln ſcheute. Ebenſo wenig liebte er ein abwägendes, verſtandesmäßiges Ueberlegen. Selbſt in kleinen Dingen vermied er nothwendige Entſchlüſſe ſolange als möglich, und endlich im Drange des Augenblicks that er nicht, was er wollte, ſondern was er mußte. Selbſt das Briefſchreiben ſchob er Monate, in manchen Fällen Jahre lang hinaus, während er ſich des La-

ſters des Aufſchiebens unaufhörlich bitter anklagte. Viele Unannehmlichkeiten ſeines Lebens floſſen aus dieſer Quelle, und ließen ihn vor der Welt ganz anders erſcheinen, als er war, die ihn dafür durch ſchonungsloſes Verurtheilen hart genug ſtrafte.

Am heftigſten zürnten ihm jüngere Dichter und Schriftſteller, welche ihm zwei, drei Manuſcripte nacheinander zuſandten, und auf keines Antwort erhielten, während ſie in verzeihlicher Autorenungeduld brannten, irgendein anerkennendes Wort aus dem Munde des Meiſters zu hören. Sie ſahen darin Laune, Geringſchätzung, oder gar literariſche Eiferſucht, die unlauterſten Beweggründe ſchoben ſie ihm unter, und es war nur der Widerwille, ſich ſeinen Gedanken zu entreißen, die Furcht, einen Brief ſchreiben zu müſſen. Zu dieſen Gegnern gehörte auch der unglückliche Skepsgardh, der das Wohlwollen, welches ihm Tieck bewieſen hatte, durch hämiſche Angriffe und Verdächtigungen in ſeinem Romane vergalt.

Ueberhaupt beurtheilten Fernſtehende ihn oft falſch, und entwarfen ſich nach einzelnen Zügen in ſeinen Schriften ein Bild, das mit der Wahrheit nichts gemein hatte. Man hielt ihn für ſcharf, abſprechend, intolerant, oder auch für böswillig. Man hatte aber, wie er ſelbſt darüber an Solger ſchrieb, das Unabſichtliche, Argloſe, ja Leichtſinnige in den Dichtungen nicht herauserkannt. Es war eben ſeine volle und reine Unbefangenheit, die man ihm nicht zutraute. Er konnte auch über Freunde ſcherzen, und Niemand ſtellte ſeine wahren Freunde höher als er; nur da könne man wahrhaft lieben, wo man das Menſchliche auch in den Schwächen erkenne. Ebenſo mit Recht ſagte er, daß er die Schriftſteller, welche er früher angriff, niemals gehaßt habe.

Güte, ja Weichheit des Herzens waren Grundzüge ſei-

nes Weſens. Keiner Bitte, keiner Forderung, die ſeine Unterſtützung in Anſpruch nahm, vermochte er zu widerſtehen. Ueberall war er bereit, mit Rath, Verwendung oder Geld zu helfen. Er ermüdete nicht, ſelbſt einem häufig wiederkehrenden, und mehr als dreiſten Anſinnen zu genügen. Praktiſche Freunde ſuchten oft zu ſeinem Vortheile dieſer Wohlthätigkeit ein Ende zu machen. Aber er ſelbſt kannte die kleinlichen und drückenden Verlegenheiten, die das Leben bereitet, aus frühern Zeiten nur zu gut. Geld hatte nur als ein leidiges, aber unentbehrliches Mittel der gegenwärtigen Subſiſtenz Werth für ihn, darum gab er mit vollen Händen und ohne Berechnung, um der augenblicklichen Noth Anderer abzuhelfen. Es ließ ihm innerlich keine Ruhe, bis er weggegeben hatte, was er ſelbſt irgend entbehren konnte. Manchen alten Schulbekannten, manches darbende Talent befreite er aus der dringendſten Noth, ohne dafür Dank zu ernten oder zu erwarten. Großartig vergaß er, was er gethan hatte. Auch ſeinen Einfluß machte er zum Vortheile Anderer geltend, während er für ſich ſelbſt nichts wünſchte.

Gegen äußere Ehren war er gleichgültig. Obgleich Inhaber des bairiſchen Civilverdienſtordens pflegte er doch ſarkaſtiſch über Diejenigen zu lächeln, welche von dem perſönlichen Adel, der damit verbunden iſt, Gebrauch machten. Auf die Frage, welche Orden er habe, wußte er kaum zu antworten.

Bei der praktiſchen Beurtheilung der Menſchen leitete ihn ſeine Milde in ſpäterer Zeit mitunter irre. Der Herzenskündiger in der Novelle, vor deſſen klarem Blicke die feinſten Schattirungen des Charakters und die Beweggründe des Handelns offen dalagen, überſah im Leben die augenſcheinlichſten Mängel und Fehler. Unbefangen ſetzte er überall das Beſte voraus; es war daher in gewöhnlichen Dingen leicht, dieſen Glauben zu

täuſchen und zu misbrauchen. Bis auf den letzten Augenblick hielt er an ſeiner guten Meinung feſt, und in den Verſuchen der Freunde, ihn aufzuklären, ſah er übertriebenen Eifer oder gar Verfolgungsſucht.

Wie das dichteriſche Talent wurzelte in ſeinem dämoniſchen Weſen manche andere Eigenthümlichkeit, ja Sonderbarkeit, die den außerordentlichen Menſchen verrieth, der die gerade gezogenen Linien des Lebens unbewußt oder mit humoriſtiſcher Keckheit überſchritt. Aus ſeiner Wandlungsfähigkeit ergab ſich das ſchauſpieleriſche Talent. Es war nicht allein die mimiſche, ſondern die dichteriſche Kraft ſich in die verſchiedenen Stimmungen, Leidenſchaften und Charaktere zu verſetzen und ſie wiederzugeben. Die Größe derſelben hat Niemand treffender gewürdigt als Brentano, der in einem Briefe ſagt: „Ludwig Tieck iſt allein beauftragt, der Mimik ein Licht aufzuſtecken, da er das größte mimiſche Talent iſt, was jemals die Bühne nicht betreten. Dieſer Dichter, der als darſtellender Künſtler die Bühne zu einer Ehre gebracht haben würde, deren ſich wenige diesſeit oder jenſeit der Lampen träumen, iſt kein Schauſpieler geworden, worüber Thalia und Melpomene mit inniger Beſchämung trauern ſollten, denn er hat den innerſten Beruf und ein Talent zur Bühne, wie es ſich alle Jahrhunderte einmal hinauf verirrt.“

Aus der Zeit des frühern Mannesalters wußten ſeine Freunde von den Wirkungen dieſes Talents Staunenswerthes zu erzählen. Ergötzlich berichtet Steffens, wie er ein höchſt draſtiſches Luſtſpiel: „Der Affe als Liebhaber“, improviſirt und in allen Rollen allein aufgeführt habe. Auf einem Stuhle ſitzend oder liegend parodirte er zu allgemeinſtem Jubel der Zuſchauer die mimiſchen Darſtellungen der Händel-Schütz als Sphinx oder Ariadne. Es kam vor, daß er in

den Kreis wohlbekannter Freunde trat, und in einem angenommenen Charakter längere Zeit sprach, ohne erkannt zu werden, oder daß er in der Menge zudrängender Menschen, etwa im Theater, von ihrer Seite fortgerissen schien, während er nur einen fremden Ausdruck des Gesichts angenommen hatte. Noch aus dem Jahre 1806, wo er durch Krankheit bereits geschwächt war, erzählt er in seinen italienischen Reisegedichten eine ähnliche List. Um in Rom einem lästigen Schwätzer zu entgehen, den er aus der Ferne heranteilen sah, erhob er seine Gestalt und änderte die Züge so vollständig, daß der Herzutretende stutzig ward, den Hut zog und ihn mit der Entschuldigung verließ, daß er sich in der Person geirrt habe.

Die Lust, mimisch zu agiren, zeigte sich auch in der Liebhaberei für Bleisoldaten. An diesem phantastischen Spiele nahm früher Bernhardi, später Dorothea Theil. Durch Kauf und Geschenk kam er in den Besitz eines bleiernen Heeres, für das eigene Kisten und Tische angefertigt werden mußten. Auch das war eine Selbstironie; während ihm im Leben das militärische Wesen zuwider war, unterhielt er sich mit den Abbildern desselben im Spiele. Die letzten Trümmer dieser großen Armee gab er in den Kindergesellschaften preis, welche er noch in Berlin ab und zu veranstaltete. Hier präsidirte er unter großem Freudengeschrei der Theilnehmer, und das Fest endete gewöhnlich damit, daß er „Rothkäppchen", „Die Elfen" oder sonst ein Märchen vorlas.

Diesen Eigenthümlichkeiten stand ein anderes Element seines Charakters gegenüber, das er als angeborene Pedanterei und Philisterei bezeichnete. Es war ein heilsames Gegengewicht der dunkeln Naturkräfte, und seinen gelehrten Neigungen und Arbeiten verdankte er oft Zerstreuung und Ret-

tung in innern Kämpfen. Er behauptete, zu Zeiten Tabellen und registrirende Schriften mit dem größten Vergnügen angefertigt zu haben; schon das mechanische Schreiben sei ihm dann angenehm gewesen.

Zu den gelehrten Liebhabereien gehörte vor allen das Ankaufen und Sammeln von Büchern. Schon in Dresden war er im Besitze einer Bibliothek, die mit Recht berühmt genannt werden konnte, und deren Umfang endlich auf 16000 Bände stieg. Für alle Zweige der philologischen, historischen und dichterischen Literatur sammelte er, jedoch für keine mehr als für das Drama, und am liebsten für das altenglische und spanische. Er besaß eine bedeutende Anzahl sehr seltener Drucke Shakspeare's, Cervantes', Lope de Vega's und Calderon's, und eine fast vollständige Literatur dieser Dichter. Mit den namhaftesten Antiquaren und Buchhändlern stand er in Verbindung, und nie ließ er einen Freund nach Frankreich oder England reisen, ohne ihm Aufträge mitzugeben. Für den alten Druck eines dramatischen Werks war ihm kaum ein Preis zu hoch, und manches Vergessene brachte er durch seine wiederholte Nachfrage wieder in Gang. In früherer Zeit in Dresden besuchte er selbst die Bücherauctionen, die ihm zu einem Glücksspiele wurden, an dem er mit Eifer und Leidenschaft Theil nahm. Schon die Lectüre von Auctionskatalogen gewährte ihm besonderes Behagen. Auf dem Zimmer verfolgte er die Bücherauctionen in Halle oder Leipzig mit dem Katalog in der Hand, indem er sie sich dramatisch ausmalte, und im Stillen mitbot. „Jeder Mensch", sagte er, „hat seine Narrheit und seinen Wahnsinn; ich bin ein unverbesserlicher Büchernarr."

Zu seinem Vergnügen gehörte es auch, die Bücher stets nach neuen Gesichtspunkten zu ordnen oder durch seinen Diener ordnen zu lassen. Mehr als einmal drohte ihn die

Maſſe derſelben aus der Wohnung zu verdrängen. Im Jahre 1849 ward er ihrer plötzlich überdrüſſig. Was er Jahre lang umſichtig und ſorgfältig geſammelt hatte, ward ihm zu einer Laſt, von der er je eher je lieber befreit zu ſein wünſchte. Ein namhafter Antiquar kaufte die Bibliothek und brachte ſie zur Verſteigerung. Mit Recht fürchteten ſeine Freunde, er werde den Eindruck der kahlen Wände nicht ertragen, und ſeine geliebten Bücher ſchmerzlich vermiſſen. Kaum war er die erſte Bibliothek los geworden, ſo begann er eine zweite zu ſammeln, die in kurzer Zeit ebenfalls 11000 Bände betrug. Bei dieſer Gelegenheit ward ihm ein neuer Beweis königlicher Huld zu Theil. Der König ließ eine bedeutende Anzahl der ſeltenſten alten ſpaniſchen Drucke aus der erſten Bibliothek zurückkaufen, und überraſchte ihn am nächſten Weihnachtsfeſte mit dieſem Geſchenke.

4. Die letzten Tage.

Seit der ſchweren Krankheit und lebensgefährlichen Operation, die er 1845 beſtanden, hatte die körperliche Schwäche zugenommen. Spaziergänge in freier Luft hatte er ſchon früher ſelten gemacht, jetzt gab er ſie ganz auf; nur an den heißeſten Sommertagen pflegte er auszufahren. Im Jahre 1850 bezog er zum letzten Male ſeine Wohnung in Potsdam. Hier ſaß er faſt den ganzen Tag auf dem geſchützten Balkon in der Sonne. Dieſer Luftgenuß gewährte ihm große Stärkung. Der Blick auf den grünen Park von Sansſouci war der letzte in jenes Naturreich, das ihn oft unwiderſtehlich an ſich gezogen hatte. Er, der einſt die Nächte unter

freiem Himmel, im Walde durchwachte, war des Waldesrauſchens ſo entwöhnt, daß er freie Luft und Bewegung ſcherzweiſe ein Vorurtheil ſchalt, und über den leiſeſten Zugwind in heftigen Zorn ausbrach. Damit und ſeinen übrigen körperlichen Gebrechen hing es zuſammen, daß er auf Reiſen die Eiſenbahnen ſoviel als möglich vermied. Der ſchneidende Luftzug, der Kohlenſtaub, das Geraſſel der Schienen, das Menſchengewirr, die Eile, Alles war ihm unerträglich und übertäubte ihn nervös bis zur Krankheit. Ihn verdroß die fabrikmäßige Haſt, mit der das Reiſen betrieben wurde, der Untergang aller Reiſepoeſie, in der ihm das Leben ſtets am glänzendſten erſchienen war. Darum blieb er bei dem alten Reiſewagen, und der Eiſenbahn zum Trotz fuhr er nach Potsdam nie anders als auf der einſamen Poſtſtraße.

Am 7. Januar 1851 las er in einer kleinen Geſellſchaft Goethe's Singſpiel: „Scherz, Liſt und Rache." Wie öfter in dieſer Zeit wurde er von heftigem Huſten unterbrochen, der ſich krampfhaft ſteigerte. Verſtimmt ſchlug er nach dem dritten Acte das Buch zu. Es war ſeine letzte Vorleſung. Zuſtände nervöſer Abſpannung, beſonders nach lebhafter Unterhaltung, wurden jetzt häufiger. Zugleich war eine Verſchleimung der Bruſt eingetreten, die den Athem verſetzte. Im März verfiel er in eine langwierige Krankheit, welche ihn dem Tode nahe brachte. Die Lebensfunctionen ſchienen aufgehört zu haben. Einmal erwartete man mit Gewißheit vor Anbruch des Morgens ſeinen Tod. Aber es war die Kriſis; auch jetzt noch rang ſich die ſtarke Lebenskraft durch. Man bewachte und pflegte ihn mit unermüdlicher Sorgfalt. Der König ſchickte einen ſeiner Leibärzte, den Dr. Grimm, durch den er ſich über Tieck's Befinden Bericht abſtatten ließ. Sein unermüdlicher Hausarzt war der Regimentsarzt Dr. Hauck. Nach Monate langem Schwanken

genas er so weit, als es noch möglich war. Zum Alter gesellte sich die Schwäche der Krankheit; sie war unüberwindlich. Er vermochte ohne Unterstützung nicht mehr zu gehen, und befand sich nur einen Theil des Tages außerhalb des Bettes. Immer später erhob er sich, immer früher verlangte er dahin zurück; zuletzt verließ er es nur in den Mittagsstunden, endlich gar nicht mehr. Sobald er es sich im Bette bequem gemacht hatte, ward er wieder gesprächig und heiter, und leuchtend blitzte die geistige Kraft auf.

Es machte einen trüben Eindruck, den Mann auf den ärmlichsten Raum des Daseins beschränkt und in jeder freien Bewegung schmerzlich gehemmt zu sehen, dem einst das Leben nicht weit genug schien. Doch längst war er im Leiden geübt, und auch mit dieser Weise befreundete er sich. Von der letzten Höhe des Wegs schaute er aus einem andern Gesichtspunkte auf das Leben zurück, das in neuer Beleuchtung wie ein durchmessenes Land, von dem der Wanderer Abschied nimmt, hinter ihm lag. Noch einmal machte er seinen Umkreis durch. Zunächst in der Lectüre; Shakspeare und Ben Johnson, Calderon und Lope, Tasso und Goethe, alle Geister seiner Jugend rief er auf. Er sagte, er habe versuchen wollen, welchen Eindruck das Buch in seiner jetzigen Lage auf ihn machen werde. Auch die Bibel las er von Anfang an durch. Abwechselungen gewährten die neuesten Erscheinungen der Literatur, die er flüchtig durchlief, seine Bücherkataloge und die Zusendungen von Freunden. Auf einem kleinen Tische, neben dem alterthümlichen Himmelbette, an dessen unterm Ende ein Lehnstuhl für den Besuchenden stand, lagen die nächsten Bücher, sein unentbehrlicher Rothstift und das übrige gelehrte Handwerkszeug.

Noch 1850 dictirte er eine freie Uebersetzung von Sheridan's „Nebenbuhlern". Dann begann er die Revision der No-

vellen für die neue Geſammtausgabe, deren erſte Lieferungen er noch ſah. Sein letzter literariſcher Plan war, eine Auswahl ſeiner Briefe zu geben, die er zu dieſem Zwecke nochmals durchging. Das Letzte, was er für den Druck ſchrieb im Spätherbſt 1852, war das kurze Vorwort zu den Märchen von Wahl. Der herzliche Zuruf: „So fahre denn wohl, du liebes Büchelchen!“ war ſein Abſchiedswort für die Literatur.

Seit er keine geſelligen Kreiſe mehr bildete, ward die Zahl der Freunde, die ſich an ſeinem Bette verſammelten, immer geringer. Die Gegenwart von mehr als etwa Dreien konnte er ohnehin nicht ertragen. Dennoch blieb er mit der Außenwelt in Verbindung. Regelmäßig gegen Abend kam früher ſein Bruder, der die letzten Stunden des Tages bei ihm zubrachte. Es war intereſſant zu hören, wie ihre Erinnerungen ſie in Scherz und Ernſt auf alte Zeiten zurückleiteten. Auch er war geiſtvoll, in den verſchiedenſten Zweigen des Wiſſens reich an Kenntniſſen, ſicher in ſeinem Urtheile, mit den ausgezeichnetſten Perſonen hatte er Umgang gehabt, ſeine Unterhaltung war beredt und anziehend. Man mußte es tief bedauern, daß Schwäche des Charakters und ungünſtige Umſtände ein ſo reiches Talent nicht hatten zur vollen Entwickelung kommen laſſen. Nach ſchwerer Krankheit war er 1851 geſtorben. Auch Tieck's älteſter und treueſter Freund, F. von Raumer, beſuchte ihn täglich. Oft kam er unmittelbar von parlamentariſchen oder literariſchen Kämpfen, und lebendig und friſch wußte er ſtets Neues zu berichten, wie es draußen in der Welt hergehe, und manches bewegte Geſpräch zu veranlaſſen. In allen praktiſchen Dingen war er ſeit langer Zeit der vertrauteſte Rathgeber. Aehnlich ſtand der Graf York-Wartenberg, ein Freund aus der dresdener Zeit, der in Leben und Dichtung an Al-

lem, was Tieck betraf, den lebhafteſten Antheil nahm; ſo oft er in Berlin war, beſuchte er ihn. Sein Neffe, G. Waagen, Director bei dem Muſeum, berichtete ihm von Kunſtſachen; andere treue Freunde, der Hofrath Teichmann vom Theater, der Profeſſor Werder von Philoſophie und Literatur. Auch manche Jüngere fanden ſich ein, und Alle brachten herbei, was ſie vermochten. So ward er mit Allem, was den Tag beſchäftigte, auch mit deſſen Launen und Wunderlichkeiten bekannt, und ſelbſt über das eben auftauchende Unweſen des Tiſchrückens und der Klopfgeiſter lächelte er noch ſarkaſtiſch.

Gern und oft führte er aus, wie er immer reich an Freunden geweſen ſei, und wie es zum Weſen der Freundſchaft gehöre, mit einem jeden ein beſonderes und eigenthümliches Leben zu führen; wie ſich das auch auf Gleichgültigeres erſtrecke, denn was er dem Einen leicht, faſt unwillkürlich mittheile, komme ihm bei der Unterhaltung mit einem Andern nicht in den Sinn. Dann ließ er alle bei ſich vorüberziehen, Wackenroder, Novalis, Fr. Schlegel, Solger, und wie er ſo lange ſie alle überlebt habe. In dieſem Sinne ſchrieb er ſchon 1832 an Raumer: „Iſt es nicht die Seligkeit der Freundſchaft, daß wir von jedem echten Freunde auf eine ganz eigene, andere Art geliebt werden, wie wir jedem denn auch mit einer eigenthümlichen Liebe entgegenkommen? — — Wie hätte z. B. A. W. Schlegel die Liebe brauchen können, mit welcher ich Novalis zugethan war? Wackenroder hätte mit meinen Solger'ſchen Geiſtesergüſſen nichts anzufangen gewußt, und Solger hätte ſich gewiß zurückgezogen, wäre ihm eine Freundſchaft wie zu Wackenroder in mir entgegengetreten. — Je mehr wahre Freunde der Menſch hat, je reicher geſtaltet und entwickelt er ſich ſelbſt. Nur der ſelbſt reiche Menſch kann auch viele reichbegabte Freunde haben."

Die angenehmſte Unterhaltung, vielleicht der letzte Genuß, der ihm geblieben, waren im vertrauten Geſpräche ſeine Erinnerungen. Das ganze Leben rollte ſich vor dem Blicke auf, und in der Erzählung jugendlicher Kämpfe und Abenteuer, von ſeinem erſten Dichten und Ahnen ward er wieder jung. Jene ältern Männer, die er damals geſehen und gekannt hatte, ſtanden in ſeiner Phantaſie als Greiſe da; er war der Jüngling, er war kühn, unternehmend und hoffnungsvoll. Die Zeiten verſchwanden in dieſer Entzückung, ſeine Umgebung vergaß er, und übertrug die Bezeichnung „der alte Herr" auf lebende Perſonen, welche jünger waren als er. Neben den Freuden der Jugend durchlebte er auch alle Schmerzen und Verluſte, die er erlitten, jeden Kummer, den er an und mit Freunden und Verwandten erfahren hatte, und alte Wunden brachen auf. Dann vergrub er ſich in verzehrenden Gram und Schwermuth. Indem er der Geſchlechter gedachte, welche an ihm vorübergegangen waren, ſagte er: „Ich fühle, was die Schrift ſagen will, wenn ſie die Patriarchen alt und lebensſatt nennt. Man hat endlich auch des Lebens genug. Welche Augenblicke kommen nicht in einſamen und ſchlafloſen Nächten, wo alle Erfahrungen und Verluſte an uns vorübergehen! Ich habe meine nächſten Angehörigen und Freunde verloren. Alles, was ich mit ihnen erlebt habe, wie ihr Verluſt, iſt mir wie geſtern. Man kann wol zu Zeiten heiter ſein, aber dergleichen verſchmerzt ſich nicht."

Dieſe gramvollen Erinnerungen, die ihn Tage und Nächte lang beſchäftigten, führten ihn wieder auf wohlbekannte allgemeine Betrachtungen. Wie räthſelhaft waren nicht Talent, Glück und Unglück im Leben vertheilt! Was wollte das Uebel, das Böſe in der Welt, was war Gottes Rathſchluß mit ihr? Es waren dieſelben Fragen, vor denen er als Jüngling geſtanden hatte. Doch zwiſchen jetzt und damals lag

ein langes Leben, sein Ergebniß war eine fromme und demüthige Weisheit. Stets schloß er mit dem Gedanken hingebender Resignation ab. Wohin immer Zweifel und Forschung führen, was er auch erlebt habe, oder die Zukunft ihm bringen möge, er stehe in der Macht und Hand Gottes, was sein unendlicher Rathschluß ihm zutheile, sei das Beste. Seit er diese Hingebung an einen heiligen Willen gewonnen, könne er die ruhige und versöhnte Stimmung nie ganz verlieren, auch wenn sie von Zweifeln angefochten werde, sie sei der Anfang der wahren Weisheit. In diesem Glauben söhnte er sich mit allen Schmerzen aus, die ihm so reichlich zu Theil geworden waren. Es war dieselbe Ansicht, die er 1832 in einem Briefe an Raumer aussprach: „Und warum sollen wir denn unsere Schmerzen nicht ausdulden, sind sie nicht unser kostbarstes Gut? Ohne die echten wäre ja unser Leben nur ein Spiel und die Freude nüchtern."

Blickte er auf die hellen Seiten des Lebens, auf das, was ihm vor vielen Andern geworden war, wog er Schmerz und Freude, Verlust und Besitz gegeneinander ab, so schloß die Rechnung mit tiefster Demuth und der frommsten Dankbarkeit gegen Gott. Was hatte er gethan, um diese reichen Talente, diese Entzückungen zu verdienen? Warum war es gerade ihm gegeben? „Alles ist Wohlthat und unverdiente Gnade", sagte er.

Diese Frömmigkeit war stets eine Grundstimmung seines Herzens, aber niemals hatte er sie auf der Zunge getragen, sondern als sein Heiligstes, was er nur den vertrautesten Freunden zeigte, in sich verschlossen. Nach der Feier seines sechzigsten Geburtstags schrieb er an Raumer: „Wesentlich ist mein Leben ein glückliches gewesen. Diese tödtlichen Krankheiten habe ich überstanden, und bin gesunder und kräftiger als Viele meines Alters. Mir ward es ver-

gönnt, das Schöne und Große zu ſehen und zu erkennen. Der Enthuſiasmus, der mich auf meine Bahn getrieben hat, war kein vorübergehender Jugendrauſch, die Vorzeit iſt mir verſtändlich geworden, die Natur mir befreundet, und viele große Geiſter der Weltgeſchichte und Kunſt ſind mir kein ſtummes Räthſel. Meine Arbeiten haben auf meine Zeit und edle Gemüther eingewirkt." Im Jahre 1831 ſchrieb er an denſelben Freund: „So viele Menſchen wiſſen ihres Jammers und der Anklage kein Ende, und ich weiß in Dankbarkeit gegen Gott keine Ausdrücke zu finden, über ſo unermeßliches Glück, deſſen er mich gewürdigt hat; — daß weder Andacht, noch Idee, noch Kunſtverſtändniß, ohne Gnade, ohne jene unmittelbare Vereinigung mit dem Göttlichen, zu dem mein Ich nichts thun kann, in mir aufgeht, und daß ich doch täglich ſo in verſchiedener Geſtaltung, die Ewigkeit in dem Unnennbaren in meinem Innern fühle. Wodurch habe ich es verdient, daß die Gnade mich ſo vor Tauſenden, vor Millionen ausgewählt hat? Dies Geheimniß bleibt unerforſchlich. Der alſo, der ſo viel für mich unwiderſprechlich gethan hat, wird mich nicht fallen laſſen, wenn ich ſeine Gnade nicht ſündlich misbrauche. Das Innerſte, der Geiſt deſſen, was ich gedacht, gearbeitet, geſchaut, jede Begeiſterung und Entzückung folgt mir nach, oder vielmehr, ich finde ſie da wieder, von wo ſie mir auf Augenblicke in meine Seele herabſtieg."

Wenn er in den letzten Tagen in einem ähnlichen erhabenen Tone ſprach, ſchien eine höhere Weihe und Entzückung auf ihm zu ruhen; er hatte mit der Erde abgeſchloſſen. Dieſe tiefe Ruhe theilte ſich allmächtig mit, und wer an ſeinem Bette ſaß, fühlte ſich auf einer geiſtigen Höhe, zu der das verworrene Geſchrei des gewöhnlichen Lebens nicht mehr hinaufreichte.

In ſolchen Geſprächen kam er häufig auf die Lehren des Chriſtenthums. Er beugte ſich vor ihrer Heiligkeit und Einfachheit, ihrem Tiefſinn und ihrer reinigenden Kraft; ſie waren ihm das Höchſte, was die Welt geſehen. Wenn er am Gemeindeleben keinen Antheil nahm, ſo hatte das den nächſten Grund in ſeiner Kränklichkeit. Die dröhnenden Töne der Orgel übten einen Druck auf die Nerven aus, dem er nicht widerſtehen konnte. Auch manche Predigt fand er trivial und gewöhnlich. Sein Standpunkt konnte kein anderer ſein, als der evangeliſcher Freiheit, darum erhob er ſich über den confeſſionellen Kampf. Allein aus einer echt proteſtantiſchen Ueberzeugung ging früher ſeine Anerkennung des Katholicismus hervor, welche ihm ſo oft die Anklage, daß er ein heimlicher Katholik ſei, zugezogen hatte. Nichts war unwahrer. Geiſtige Freiheit und Selbſtbeſtimmung vertheidigte er zu allen Zeiten, und vor allem im Heiligthum religiöſer Ueberzeugung und des Glaubens. Die Herrſchaft und amtliche Bevormundung durch Prieſter, die Verketzerung und Verfolgungsſucht war ihm als beſchränkt und unchriſtlich in allen Geſtalten zuwider. Das Höchſte ſah er in der chriſtlichen Milde und Duldung, welche allein den Zwieſpalt des Lebens thatſächlich auszugleichen vermag.

Im März 1853 beſuchte ihn der Prediger Sydow, den er von Potsdam her kannte. Tieck hatte manche perſönliche Berührung mit ihm gehabt, und ihm bei ſeiner Reiſe nach England Empfehlungen an einige Würdenträger der dortigen Kirche mitgegeben. Die theologiſche Richtung deſſelben war ihm bekannt; er wußte, daß er der Schule Schleiermacher's angehöre. Das Geſpräch, welches jetzt geführt wurde, faßte er im Hinblick auf ſein vielleicht nahe bevorſtehendes Ende auf. „Ich wünſche", ſagte er, „daß Sie an meinem Grabe ſprechen, und nicht etwa einer von den Zeloten." Nachdem

ihm die Zuſicherung des letzten Dienſtes geworden, ſprach er bald darauf denſelben Wunſch gegen Raumer aus, den er als nächſten Freund verpflichtete, für die Vollziehung ſeines Willens Sorge zu tragen. Das letzte Wort, das über ihn als Menſch geſagt wurde, ſollte ein Wort der Verſöhnung ſein.

Immer näher rückte der Augenblick des Scheidens, auf den er ſich innerlich ſeit Jahren vorbereitet hatte. War doch ſein Leben ſeit lange nur ein Abſchied vom Leben geweſen! Oft wenn er den Freunden die Hand drückte, war es ihm, als ſei es zum letzten Male geſchehen. Und jetzt ſchlug die Stunde. In den Wintermonaten hatten die körperlichen Kräfte abgenommen. Die gewohnten Nahrungs- und Stärkungsmittel widerſtanden ihm, oder verſagten ihre Dienſte. Der Auſtern und Spargel, die er leidenſchaftlich gern gegeſſen hatte, ward er überdrüſſig; der leichte Frankenwein, den er zu trinken pflegte, erhitzte und machte ihm Beſchwerde. Seit der letzten Krankheit war das, was er zu ſich nahm, auf das geringſte Maß herabgeſunken, und die Appetitloſigkeit ſtieg bis zum Widerwillen gegen das Eſſen überhaupt. Da häufig dabei ein Verſchlucken, dann lang anhaltender und heftiger Krampfhuſten eintrat, war es ihm zur Pein und ein Gegenſtand ängſtlicher Beſorgniß geworden. Den Mangel der Nahrungsmittel erſetzte noch ein geſunder und regelmäßiger Schlaf; nach einer ruhigen Nacht fühlte er ſich immer zu heiterm Geſpräch aufgelegt.

Es war in der Oſterwoche, als ſich ähnliche Anzeichen, wie ſie der letzten ſchweren Krankheit vorangegangen waren, einſtellten; Beklemmungen, ſtarke Schleimanſammlung auf der Bruſt, Luftloſigkeit, Beſchwerde beim Sprechen und ſteigende Schwäche. Aber das Leben ſiegte noch für einen Augenblick. Am 29. März dictirte er einen Brief, in dem er die Hoff-

nung auf literariſche Arbeiten ausſprach. „Dieſe Krankheitsſtimmung wird vorübergehen", ſagte er darin. Schon am folgenden Tage kehrte ſie mit verdoppelter Gewalt zurück. Die krankhaften Beklemmungen ſtiegen bis zur Gefahr des Erſtickens, die Schwäche ging in Ohnmacht über, eine tödtliche Erſtarrung trat ein. Als der herbeieilende Arzt einen Aderlaß verordnete, floß das Blut erſt nach wiederholten Verſuchen an beiden Armen. Mehrere Stunden währte die Todesgefahr. Endlich trat eine Gegenwirkung ein; die ſinkenden Kräfte ſammelten ſich, aber die Hoffnung, das fliehende Leben feſtzuhalten, war gering.

Noch kämpfte der Frühling mit einem rauhen Nachwinter. Man tröſtete ſich, die warme Sonne werde ihn befreien von dem Drucke, der auf ihm laſtete. Das Bedürfniß geiſtiger Mittheilung erwachte wieder, und er ſetzte es durch, daß ſeinen Freunden der Zutritt verſtattet wurde. Er hatte ſich in dieſen Tagen ſehr verändert. Die Athemzüge gingen in einen bald röchelnden, bald pfeifenden Ton über, die ſonſt ſo klangvolle Stimme war rauh und heiſer, das Geſicht kleiner geworden, ein wehmüthig ſchmerzlicher Zug um den Mund gab ihm einen fremden Ausdruck. Er verſuchte die Unterhaltung in gewohnter Weiſe zu beginnen; es ging nicht mehr. Nach wenigen Minuten mußte er, was er ſonſt nie that, das Zeichen zum Aufbruch geben. Er ſprach über ſeinen Zuſtand, und klagte über ſchweren und doch häufig unterbrochenen Schlaf. In den Stunden unruhigen Wachens hatte er zu den Büchern gegriffen, die ihn zuletzt beſchäftigten. Geiſtig war er klar wie nur ſonſt, und gern kehrte er zu frühern Gedanken zurück. Von Leſſing ſagte er: „Welch' eine Natur! Nie hat einer die Skeptik edler und würdiger verkündet, und doch die Fundamente nicht berührt!" Seinen oft wiederholten, aus tiefem Herzen kommenden Abſchieds-

worten: „Leben Sie wohl, leben Sie recht wohl!“ fühlte man die Todesſchauer an. In einigen Unterredungen mit Raumer machte er die letzten irdiſchen Dinge ab. Seinen Diener hatte er ſchon früher der Gnade des Königs empfohlen.

Am 25. April Vormittags forderte er heftig zu eſſen. es war ein letztes Aufflammen der Natur. Dann befahl er die Fenſtervorhänge zu ſchließen, weil er ſchlafen wolle. Am Abend deſſelben Tages traf ſeine Tochter aus Schleſien ein, der man von ſeinem Zuſtande Nachricht gegeben hatte In der folgenden Nacht traten Augenblicke der Betäubung ein, die zwar den angewandten Mitteln wich, aber eine noch ſchlimmere Wendung der Krankheit fürchten ließ. Am 27. April Nachmittags hatte er eine letzte Unterredung mit ſeiner Tochter. Er hatte mit der Erde abgeſchloſſen.

Seit dem Eintritt der Nacht ſprach er nicht mehr. Die gereichten Medicamente vermochte er nicht mehr zu nehmen; er verfiel in einen dumpfen, betäubenden Schlaf. Gegen Morgen ward der Athem leiſer; es war der Todesſchlummer. Ein Viertel nach ſechs Uhr am 28. April that er den letzten Athemzug. Sein Schmerzenslager war zur ſtillen Friedensſtätte geworden. Das tiefe Auge, die beredte Lippe hatte ſich geſchloſſen, aber auf dem Geſichte ruhte eine ſanfte Verklärung. Es waren wieder die wohlbekannten Züge, mild und groß, die reine hohe Stirn. Es war das edelſte Haupt!

So war denn der Traum des Lebens ausgeträumt, der dunkle Vorhang gehoben, vor dem er ſo oft zweifelnd und bangend, hoffend und glaubend geſtanden hatte! Das Räthſel war gelöſt. Was den Dichter in heiliger Begeiſterung durchzuckte, der Glanz, der in einzelnen Strahlen ſein geblendetes Auge getroffen hatte, war ihm ein Unvergängliches

geworden, das Geheimniß offenbart, die Schauer und Ahnungen Gottes erfüllt.

„Tieck iſt geſtorben!“ ſo ging in den nächſten Tagen die Kunde von den Freunden in die weitern Kreiſe über; ſie durchlief die öffentlichen Blätter in Berlin, in allen Gegenden Deutſchlands. Lange hatten ſie von dem greiſen Dichter geſchwiegen; ſein Tod gab Veranlaſſung, noch einmal das Wort über ihn zu erheben, der Vergangenheit gehörte er jetzt an. Es war ein Ereigniß in der literariſchen Welt, deſſen abſchließende Bedeutung unverkennbar war. Aus dem Geräuſch handwerksmäßiger Tagesarbeit, der Erbitterung religiöſer Streitfragen und politiſcher Kämpfe, und der Beſorgniß allgemeiner Kriſen wandte ſich die Aufmerkſamkeit für einen Augenblick zu dem Manne zurück, der in dem Garten der Poeſie gelebt hatte. Das Haupt und der Fürſt der Romantik, der letzte Dichter aus einer großen Zeit war geſtorben! Bei den Aeltern ſtiegen die vergeſſenen Erinnerungen einer begeiſterten Jugend auf, wo auch ſie dieſen nun verklungenen Zaubertönen gelauſcht hatten!

Am 1. Mai wurde er beſtattet. An der Stelle, wo er ſo oft vor ſeinem Leſepulte eine lebensvolle Welt geſchaffen hatte, ſtand der einfache Sarg, der die irdiſchen Reſte einſchloß. Das grüne, unverwelkliche Lorberreis lag darauf. Er hatte es wohl verdient! Kein prunkendes Leichengefolge hatte ſich eingefunden; es handelte ſich um keine Kundgebung, keine Parteianſicht. Die Anweſenden hatte Liebe, Freundſchaft und Verehrung, oder die Anerkennung des großen Mannes herbeigeführt. In ihrer Mitte ſtand ein Altersgenoſſe des Dichters, A. von Humboldt, wie er Zeuge und Mitſtreiter im Wettkampfe der größten Geiſter. Die Vertreter der Wiſſenſchaft und der Künſte, der Akademien, der Univerſität und Gymnaſien, des Theaters und der Literatur, und

zahlreiche Freunde und Verehrer ſchloſſen den Kreis, in dem ſich mancher berühmte Name fand. Der Domchor ſtimmte den Choral an: „Wenn ich einmal muß ſcheiden"; der Prediger Sydow ſprach in ergreifenden Worten den letzten Scheidegruß, wie ſie nur aus dem Verſtändniß des Geiſtes und wahrer Verehrung hervorgehen können. Er ſtellte ihn dar als einen der Hochbegabten und Hervorragenden, die berufen ſind, die großen Schlachten des Geiſtes zu ſchlagen. Und der Chor ſang: „Ja, der Geiſt ſpricht, daß ſie ruhen von ihrer Arbeit!" und „Chriſtus iſt die Auferſtehung und das Leben!"

In langem Zuge bewegte ſich das Trauergefolge durch die verſammelte Menſchenmenge, die Friedrichſtraße hinab, dem Halleſchen Thore zu. Der Wagen des Königs folgte dem Sarge unmittelbar. Auf dem Friedhofe der Dreifaltigkeitskirche, neben dem Grabe Schleiermacher's, nicht fern von ſeinem Freunde Steffens, war auch für Tieck die letzte Ruheſtatt bereitet. Nach langen winterlichen Stürmen ſchien die Sonne zum erſten Male hell und warm. Sie brachte den Frühling, den klaren Himmel, und ihm die Ruhe. Als der Sarg eingeſenkt wurde, und die Erdſchollen auf die reichen Blumenkränze niederfielen, ſtieg oben im blauen Raume die Lerche auf; als die Trauernden den Kirchhof verließen, ſchlug die Nachtigall im jungen Grün. Die Natur blieb ihrem Dichter treu. Der Frühling hatte ihn an der Schwelle des Lebens empfangen, er gab ihm am Ausgange das letzte Geleit. Am 31. Mai 1773 war er geboren, achtzig Jahre ſpäter, am 1. Mai 1853, wurde er beſtattet.

Da ruht er draußen auf der Anhöhe vor den Thoren ſeiner Vaterſtadt, die ihn nun nicht wieder verlieren wird. Ueber dem Grabhügel rauſcht traulich der Fliederbuſch und die Pappel, und über Gebüſch und Felder blickſt du hinab

zur Stadt, die mit ihren Häuſern, Straßen und Thürmen ſich ausbreitet unten zu ſeinen Füßen. Da brauſt der wogende Strom des Lebens fort, auf dem auch er kämpfte, bis er ſanft zum Hafen geleitet wurde.

Sein Leben war ein volles menſchliches, wie es nur Wenigen vergönnt iſt. Gefühl, Phantaſie und Dichterkraft trugen ihn empor, Kunſt und Wiſſenſchaft nannte er ſein, und das Feuer höchſter Begeiſterung durchglühte ihn. Aber auch Leiden, Schmerz und die Angſt der Verzweiflung, die nach dem Göttlichen ſucht, waren ihm in hohem Maße zu Theil geworden. War er an Liebe und Freundſchaft reich, ſo iſt ihm auch Neid und Misgunſt nicht erſpart worden. Engherzigkeit und böſer Wille haben ihn oft geſchmäht, ſie riefen ihm zu, daß er ſchon vergeſſen ſei. Er iſt nicht vergeſſen! Nur was irdiſch an ihm war, deckt der Grabeshügel. Er lebt und wird leben im Garten der Poeſie mit jenen großen Geiſtern, die ſeine entzückte Rede ſo oft gefeiert hat! Er lebt und wird leben, ſolange das Gedächtniß deutſcher Dichtung lebt!

In den prophetiſchen und tiefſinnigen Worten ſeines ſterbenden Dichters hat er auch auf ſein Denkmal die Inſchrift geſetzt: „Das iſt eben das Uebermenſchliche in den Schickſalen großer Helden und Volkslehrer und Wohlthäter der Menſchen, daß man ſie vergißt, wol verkennt; und die tiefe Rührung unſers Herzens, das ſchönſte Gefühl unſerer Anbetung aus der Ferne nach tauſend Jahren noch, dieſe Huldigung der Urenkel und ſpäteſten Nachkommen, die jedes Gemüth, welches der Erkenntniß des Großen und Schönen fähig iſt, opfert; dieſes, was nicht Gold, noch Ehre, noch Lob iſt, dieſe ſtumme Bewunderung, in der die reinſte Verehrung und ein heiliges Mitleid ſich wunderſam vermiſchen, iſt jener Helden ſchönſter Lohn. So ſind ſie nicht vergeſſen,

nicht verarmt, vertrieben, geſtorben; die Geiſterwelt iſt ihre Heimat, der Palaſt, den ſie bewohnen. Und jede gute That, jede ſchöne Regung, der Glaube an den Adel der Menſchennatur wächſt und blüht in dieſem geweihten Boden!"

5. Tieck's Werke.

Des Dichters Werke ſind ſein Leben. Jede ſeiner Schöpfungen iſt eine That ſeines Geiſtes, in der er die höchſten Kräfte ſammelte, ein Zeichen, an dem die Abſchnitte des Weges gemeſſen werden, den er zurücklegte. Seine Werke ſind das Erbe, welches er der Nachwelt hinterläßt; wer ſie kennt, kennt den Dichter. Aber weil ſein Leben in ſeinen Werken liegt, darum muß man jenes kennen, um dieſe zu verſtehen. Nur aus der Erkenntniß des Wechſelverhältniſſes zwiſchen Leben und Dichtung, zwiſchen Menſch und Dichter ergibt ſich ein klarer Einblick in ſein Weſen, eine gerechte Würdigung ſeiner Stellung. Alles Sammeln zur Lebensgeſchichte der Dichter, alles Erklären ihrer Werke beruht darauf.

Auch die Erinnerungen aus Tieck's Leben ſind eine hiſtoriſche Erläuterung ſeiner Werke; ſie weiſen deren Entſtehung als Thaten ſeines Geiſtes nach. Von einem andern Standpunkte aus über ſie zu ſprechen, iſt nicht die Abſicht, obgleich es nicht an Stoff gebräche, ſchon darum nicht, weil ſo Vieles über ſie geſprochen worden iſt. Doch ſoll zum Schluſſe noch einmal davon die Rede ſein, wie er ſich menſchlich und ſchriftſtelleriſch im Einzelnen zu ihnen verhielt.

„Man muß es erlebt haben!“ war ſein Loſungswort. Er hatte erlebt, was er dichtete. Seine Dichtungen waren der reine Ausdruck ſeines innern Lebens; ſie waren etwas durchaus Perſönliches, ein Theil ſeines Weſens. Darin liegt ihre Bedeutung, die Tiefe ihrer Gedanken, die Kraft, die Lebendigkeit, die Anſchaulichkeit der Darſtellung.

Aber auch Vieles von dem, was er äußerlich erlebte und erfuhr, hat er darin niedergelegt. Für die Novellen hat man das immer anerkannt, nur aus der Fülle der Erfahrungen und Beobachtungen konnten ſie hervorgehen. Wenn es ſich bei ihm mehr als bei tauſend Andern beſtätigt, daß es darauf ankomme, wie man die Dinge erlebe, ſo war er doch in dem, was er erlebte, nicht minder bevorzugt. Freilich waren Leiden kein geringer Theil davon. Wer ſein Leben kannte, wußte, daß auch in den frühern Dichtungen Vieles der Art zerſtreut ſei. Mit hiſtoriſcher Treue hat er es in der Regel gegeben, höchſtens, daß er etwa einen Namen verſchwieg, oder einen erfundenen an deſſen Stelle ſetzte. Er hatte keine Veranlaſſung, zu ändern und umzugeſtalten. Die hiſtoriſche Wahrheit des Thatſächlichen verband ſich ungeſucht mit der dichteriſchen Wahrheit. Das iſt kein geringes Zeugniß für ſeine Dichtungen überhaupt.

In ſolchen vereinzelten Darſtellungen aus ſeinem Leben hat er Bruchſtücke der Denkwürdigkeiten gegeben, die er nicht geſchrieben hat. Aber man könnte ſie daraus herſtellen. Geſammelt ergeben dieſe zerſtreuten Züge ſein Lebensbild, nicht wie er es im Ganzen entworfen hat, aber wie es ihm aus dem Standpunkte des Augenblicks, von einer Seite her betrachtet erſchien. Die folgenden Nachweiſungen machen den Verſuch, eine ſolche Zuſammenſtellung einzelner Lebensmomente nach ihrer Zeitfolge zu geben.

Erinnerungen aus der Kindheit und dem Knabenleben

finden ſich in dem „Jungen Tiſchlermeiſter"; ſeines Vaters Erzählungen von dem Magiſter Kindleben ſind bei der Schilderung des alten Magiſters benutzt. Die jugendliche Begeiſterung des Tiſchlers für den „Götz" iſt ſeine eigene. Züge aus dem Jugendleben enthalten ferner: „Der Weihnachtsabend" die Schilderung des berliner Weihnachtsmarkts; die Geſpräche im „Phantaſus" die Geſchichte des magiſchen Theaterbillets; „Muſikaliſche Leiden und Freuden" ſeine jugendlichen Verſuche in der Muſik; „Der junge Tiſchlermeiſter" ſeine Schülerfahrten nach Jeſſen und Wittenberg; die Geſchichte „Peter Leberecht's" eine Charakteriſtik ſeines Jugendfreundes Piesker unter dem Namen Liesker; die Novelle „Das Zauberſchloß" die Schilderung eines andern Schulgenoſſen Namens Schwieger. Den Mann mit dem rothen Rocke, der die fixe Idee hat, die Pygmäen mit ſeiner Peitſche verfolgen zu müſſen, der in den „Reiſenden" erſcheint, hatte er als Schüler auf einer Hochzeit in einem berliner Bürgerhauſe geſehen. Die Erinnerungen an Franken und ſeine Irrfahrten im Fichtelgebirge mit Wackenroder hat er im „Jungen Tiſchler" niedergelegt; der Mondſüchtige, der jene mondbeglänzte Zaubernacht im Fichtelgebirge ſchildert, iſt er. Die Eindrücke, welche er in Nürnberg empfing, liegen dem „Sternbald" zu Grunde; ſein Abenteuer im Lager der Reichstruppen bei Fürth erzählt er in den Geſprächen im „Phantaſus". Die muthwillige Täuſchung Wackenroder's, daß der Hund leſen gelernt habe, läßt er dem alten Labitte im „Hexenſabbath" widerfahren. Die Nachtſcene, die er in Göttingen beim Leſen des „Macbeth" erlebte, ſchildert er im „Lovell"; von ſeinen Studien des Spaniſchen in dieſer Zeit ſpricht er im „Zauberſchloß". Die Abenteuer mit jener Ophelia und dem Irrſinnigen, der ſich für einen Sohn Friedrich's des Großen hielt, erzählt er in den „Reiſenden" und im „Jungen Tiſchler"; die Geſchichte

mit dem Bergmann im „Alten vom Berge", der nie ein Kornfeld geſehen hatte, erlebte er in Andreasberg am Harz.

Einzelne Erlebniſſe aus der ſpätern Zeit bis zur Ueberſiedelung nach Dresden gibt er an folgenden Stellen: In den „Abendgeſprächen" die Viſion von 1798, als er ſeiner Braut bis Tegel entgegenging; in der „Gelehrten Geſellſchaft" eine Schilderung ſeines literariſchen Lebens mit Wackenroder, Bernhardi und Andern; in der Novelle „Waldeinſamkeit" ſpricht er von der Entſtehung des „Blonden Ekbert"; ebenda finden ſich Erinnerungen an Jena. Die ſatiriſch-phantaſtiſchen Luſtſpiele ſchildern ſein Verhältniß zur damaligen literariſchen Welt; ſeine Liebhaberei für Bleiſoldaten übertrug er auf den alten König im „Zerbino"; in den „Briefen über Shakſpeare" und den Geſprächen im „Phantaſus" berichtet er von ſeiner Theaterleidenſchaft. Von dem Eindrucke, den Jakob Böhme's Schriften auf ihn machten, erzählt er in der Perſon des Pfarrers Watelet in den „Cevennen", deſſen religiöſe Anſichten die ſeinen ſind. Seine Reiſe durch Deutſchland im Jahre 1803 mit Burgsdorff, ſeine damaligen Verhältniſſe und Stimmungen ſtellt er in der „Sommerreiſe" dar und im „Jungen Tiſchler"; das muſikaliſche Leben in der Familie des Grafen Finkenſtein in den „Muſikaliſchen Leiden und Freuden". Reichardt's Buch „Napoleon Bonaparte und das franzöſiſche Volk unter ſeinem Conſulate" gab Veranlaſſung zu der Novelle „Der Geheimnißvolle". Ein dichteriſches Tagebuch ſeiner italieniſchen Reiſe enthalten die „Reiſegedichte eines Kranken"; den Eindruck der Muſik in der päpſtlichen Kapelle gibt er in den „Muſikaliſchen Leiden und Freuden", Erinnerungen an das deutſche Liebhabertheater in Rom im „Jungen Tiſchler", an ſeinen Aufenthalt in Florenz im „Pokal". Krankheit und Leben in München wird geſchildert in den Geſprächen im „Phantaſus" und im „Liebeszauber". Die Scenerie für

die Geſellſchaft im „Phantaſus“ iſt aus dem Leben in Ziebingen entnommen; der blödſinnige Theophilus iſt eine Geſtalt, der er dort begegnete. Der Held der „Zopfnovelle“, der ſich für einen Ziethen'ſchen Huſaren hält, ohne jemals Soldat geweſen zu ſein, iſt eine hiſtoriſche Perſon. Er war Verwalter in Ziebingen, und wirklich ſtellte man zu ſeiner Beruhigung Nachforſchungen in Berlin an, in Folge deren ſeine wunderliche Selbſttäuſchung entdeckt wurde. Anekdoten aus dem Leben Fichte's und Oehlenſchläger's, deren Zeuge er ſelbſt war, gibt er in den „Uebereilungen“, ſeine Erfahrungen vom Somnambulismus erzählt er in den „Wunderſüchtigen“.

Endlich haben die dresdener Verhältniſſe den Stoff für die „Vogelſcheuche“ geliefert, in der mehrere literariſche Perſönlichkeiten jener Zeit auftreten; ebendaher iſt die Dichterin im „Zauberſchloß“. Von ſeinen Beſuchen in Seſenheim, Stratford und bei Ulrich Hegner erzählt er im „Mondſüchtigen“. „Dichterleben“ und der „Tod des Dichters“ enthalten eine Reihe von Selbſtbekenntniſſen und Schilderungen im Munde Shakſpeare's und Camoens'. Die Anſichten über die altengliſche Bühne entwickelt er als Profeſſor im „Jungen Tiſchler“; den er auch ſonſt mit manchen ſeiner Eigenthümlichkeiten ausgeſtattet hat. Seinen proſaiſchen Jugendfreund Pieſker, wie er ihn ſpäter in Dresden wiederſah, ſchildert er als Beskow in der „Reiſe ins Blaue“; ſeine Stellung zum Jungen Deutſchland beſpricht er ebenda, und im „Waſſermenſch“, „Eigenſinn und Laune“, „Vogelſcheuche“ und „Liebeswerben“.

Den Stoff zu Novellen gaben auch Anekdoten, welche Freunde ihm erzählt hatten, ſo zum „Waſſermenſch“, „Eigenſinn und Laune“, „Die Klauſenburg“, „Der Weihnachtsabend“; die Veranlaſſung zum „Funfzehnten November“ ein

Kupferſtich in einem holländiſchen Buche, der eine Ueberſchwemmung darſtellte.

Ueberall, was man auch berühren möge, treten eigene Erlebniſſe und Erfahrungen entgegen. Der Stoff aus dem Leben drängte ſich ihm von allen Seiten herzu, niemals war er darum verlegen, eher war es ihm zu viel, was er Alles noch ausſprechen und darſtellen wollte. War er im Zuge der Arbeit, ſo reichten Zeit und Kraft kaum hin. Er arbeitete unendlich raſch und leicht, namentlich in ſeiner Jugend, wo er oft mit kühner Sorgloſigkeit die Dinge unter der Feder entſtehen ließ. Alles Verbeſſern, Feilen und Putzen im Einzelnen war ihm verdrießlich. Selten corrigirte er, noch ſeltener entwarf er Concepte. Alles, was er ſchrieb, war aus einem Guſſe; wie er es vorher innerlich bei ſich feſtgeſtellt hatte, ſo ſprach er es aus. Dieſen Charakter des Flüſſigen und Fertigen tragen auch ſeine Manuſcripte. Zu dem, was einmal fertig war, kehrte er ungern zurück.

Man kann darum nicht ſagen, daß er übereilt gearbeitet habe; die Vorbereitungen währten vielmehr oft ſehr lange. Er kannte keine abgemeſſene Methode des Arbeitens; thatſächlich aber lag ſie in einem ſteten Wechſel von träumeriſchem Nachdenken und Verſinken und dem angeſtrengteſten mechaniſchen Schreiben. Hatte er ſich unter vielen Plänen und Geſtalten, die ihm vorſchwebten, endlich für einen entſchieden, ſo fing er an den Stoff innerlich zu durcharbeiten und zu bilden, indem er ſcheinbar müßig und verſunken ſeine Umgebung völlig vergaß. In ſolchen Zeiten ward Alles lebendig vor ſeiner Seele bis in das Einzelne hinein; er machte es, wie er zu ſagen pflegte, im Kopfe fertig. Endlich kamen die Maſſen in Fluß, der Durchbruch trat ein. Hier entſchieden nicht ſelten äußere Veranlaſſungen, eine bevorſtehende Reiſe, das Drängen der Buchhändler, die ſich um ſeine

Novellen für ihre Taſchenbücher bewarben. Nun begann er zu ſchreiben, ohne einen Freund zu ſehen und zu ſprechen, ohne ſich vom Stuhle zu erheben; kaum daß er ſich Zeit zum Eſſen ließ. So ſchrieb er in wenigen Tagen Novellen von vielen Bogen nieder. Mit unglaublicher Eile flog die Feder über das Papier hin.

Bei dieſer zuſtrömenden Fülle konnte er ſich nie zum dictiren bequemen; bei der Ungeduld, mit welcher er ſchrieb, war ihm der Umweg durch die Feder eines Dritten viel zu lang. Nur wenn er ſelbſt dazu griff, fand er das rechte Wort. Die Stenographie, welche ihm in Berlin empfohlen wurde, wies er mistrauiſch ab, und erſt in den letzten Jahren, als er an das Bett gefeſſelt war, entſchloß er ſich zu dictiren, doch beſchränkte er ſich meiſt nur auf Briefe.

Tieck's Methode zu arbeiten hing mit ſeinem Weſen genau zuſammen, nur eine bedeutende Kraft konnte ſo arbeiten; doch fühlte er die Nachtheile, welche damit verbunden waren, ſehr wohl. Wie er ſich des Aufſchiebens anklagte, ſo in vertrauten Briefen, auch ſeiner Art zu arbeiten; er könne ſeinen Stimmungen nicht gebieten, er verſinke in Träumerei und arbeite dann wieder zu viel und zu raſch; nur Weniges von dem ſei geſchehen, was ſeine jugendliche Phantaſie ihm als möglich gezeigt habe, das Beſte ſei unterblieben aus Uebermuth im Projectiren; der Menſch ſei unerſättlich in Plänen. Es fehlte an einem gewiſſen Gleichgewichte zwiſchen Ausführung und Entwurf; das Durcharbeiten deſſelben in der Phantaſie verzehrte einen Theil der Kraft, und begünſtigte am liebſten immer die neueſten Pläne und Stoffe.

In gelegentlichen mündlichen und ſchriftlichen Aeußerungen, in Briefen oder auch öffentlich, entwickelte er daher einen unendlichen Reichthum von Plänen. In ſolchen Andeutungen nahm er dann die Freude, welche er ſich von ihrer Aus-

führung verſprach, vorweg. Was er wollte ſtand klar und feſt ausgeprägt vor ſeiner Seele, er ſah das noch nicht Gewordene, und die Lebhaftigkeit der Phantaſie ließ ihn die Linie überſehen, welche Gedanken und Ausführung trennte.

Von den Ausführungen ſolcher Entwürfe iſt wenig vorhanden, denn nur in ſeltenen Fällen kam er bis zum Anfange derſelben. Ein Plan, der neben dem Sternbald entſtand, war, in einem Romane „Alma", den er ein Buch der Liebe nannte, ein Gegenſtück zu jenem zu geben. Seit 1797 trug er ſich mit dieſem Gedanken, ſeine theilweiſe Ausführung iſt jedoch ſpäter und fällt in die Jahre 1803—6. Er klagte oft, daß dieſe Papiere verloren gegangen ſeien. Erhalten ſind die unter dem Namen „Alma" in die Gedichtſammlung aufgenommenen Sonette und Liebesgedichte. Die religiöſen Fragen wollte er 1802 in einem andern Roman erörtern, deſſen Skizze er in der Novelle „Die Sommerreiſe" aufbewahrt hat. Lyriſche Abſchnitte aus einer dramatiſchen Bearbeitung der „Magelone" finden ſich unter ſeinen Gedichten. Einen Fauſt begann er in der ziebinger Periode zu dichten, der ſich ebenfalls nicht erhalten hat. Einige andere Bruchſtücke gibt der literariſche Nachlaß. Doch ſind davon nur der „Anti-Fauſt", die dramatiſirte „Meluſine" und ein Anſatz zu einer „Märchennovelle" aus der ſpäteſten Zeit erwähnenswerth. Wirklich angefangene uud nicht vollendete Dichtungen hat er daher ſicher nicht mehr hinterlaſſen als andere unſerer Dichter, als Leſſing, Schiller, Goethe.

Dennoch hat eine ſcharfe Kritik gerade bei ihm einen bedeutenden Nachdruck darauf gelegt; ſie hat ſeinen Genius nicht nach dem gemeſſen, was er wirklich gethan und vollendet hat, vielmehr nach dem, was er thun wollte, was er unvollendet zurückgelaſſen hat. Es gibt kein ungerechteres Verfahren, als einem großen Dichter danach ſeine Stelle in der Literatur

anweiſen zu wollen. Dieſe Kritik glaubt erwieſen zu haben, daß Tieck's Dichtungen ſeinem eigenen Weſen nach nur Fragmente ſein konnten. Werfen wir ſolchen Behauptungen gegenüber einen Blick auf das Thatſächliche.

Tieck hat nach Ausweis des angehängten Verzeichniſſes ſeiner Werke 23 vollendete dramatiſche Dichtungen hinterlaſſen, von denen fünf zuerſt durch den Nachlaß bekannt geworden, und drei vollſtändig mitgetheilt worden ſind. Zwei von jenen 23 Dramen beſtehen jedes aus zwei fünfactigen Theilen nebſt einem Vorſpiel, „Octavian" und „Fortunat", eines, „Herr von Fuchs", iſt eine freie Bearbeitnng nach Ben Johnſon; alle Ueberſetzungen ſind von dieſer Zählung ausgeſchloſſen. Auf ſo viel abgeſchloſſene und zum Theil ſehr umfaſſende Dichtungen kommen vier nicht vollendete; der „Anti-Fauſt", „Magelone", „Meluſine" und das „Donauweib".

Der erzählenden Poeſie im weiteſten Sinne gehören 75 vollendete Dichtungen an, davon kommen 38 auf die ſpätere Novelle, 37 auf die ältere Erzählung und den Roman, mit Einſchluß der „Vittoria Akkorombona". Dieſen ſtehen nur drei Fragmente gegenüber, der Roman „Sternbald", die „Cevennen" und das im Nachlaß mitgetheilte Bruchſtück „Hüttenmeiſter". Daß die Anlage des Phantaſus nicht zur Ausführung gelangte, wird nicht in Betracht kommen, denn es iſt ein Sammelwerk, das jeden Augenblick abgebrochen werden konnte, und die einfaſſende Geſprächsnovelle iſt weſentlich abgeſchloſſen.

Außerdem hat er 16 Skizzen über Kunſt in dem lyriſchen Tone Wackenroder's geſchrieben, 45 kritiſch literariſche und literarhiſtoriſche Abhandlungen, die er in der Form von Briefen, Recenſionen, Einleitungen und Vorreden gab; davon verfaßte er 23 als Herausgeber oder Vorredner für Schriftſteller der neuern Zeit und für verſtorbene oder noch lebende Freunde. Dazu kommen 107 dramaturgiſche Kritiken,

Abhandlungen und Anzeigen größern oder kleinern Umfanges, ferner ein ſtarker Band lyriſcher Gedichte, und endlich die Anmerkungen zum Shakſpeare, und die Bearbeitungen und Ueberſetzungen aus dem Altdeutſchen, Engliſchen und Spaniſchen.

Alſo neben umfaſſenden kritiſchen und literarhiſtoriſchen Arbeiten, zahlreichen Ueberſetzungen und lyriſchen Gedichten ſtehen 98 vollendete, zum Theil große Dichtungen, in dramatiſcher oder erzählender Form, und ihnen gegenüber ſieben unvollendete! Kann man ein funfzigjähriges Dichterleben beſſer auskaufen? Fürwahr, es gehört die Verblendung einer überſichtigen Kritik dazu um zu behaupten, Tieck habe ſeinem Weſen nach nichts vollenden können!

Stets hat man es mit Recht am meiſten bedauert, daß er gerade die Novelle, in der die Novelle über ſich ſelbſt hinausgeht, und zu einem ebenſo tiefſinnigen als großartigen hiſtoriſchen Gemälde ſich erhebt, nicht zum Abſchluſſe geführt habe, den „Aufruhr in den Cevennen". Es ging ihm auch hier wie öfter; die günſtige Conſtellation, die er abwartete, in der ſeine Stimmung mit den Umſtänden zuſammentreffen ſollte, erſchien nicht. Später bedauerte er oft, daß er nicht zur Vollendung gekommen ſei, da er den Schluß bei ſich ganz durchgearbeitet habe. Er hatte die weitere Entwickelung der Fabel im Kopfe fertig, und bisweilen ſprach er davon in allgemeinen Andeutungen. Der alte Parlamentsrath Beauvais, Edmund's Vater, wird in ſeinem Zufluchtsorte im Gebirge durch den humoriſtiſchen Muſikus entdeckt, der ſich rühmt ihn durch ſeine geheime Wiſſenſchaft erkannt zu haben, während ihn der Hund Hektor auf die Spur des Verfolgten geleitet hat. Der alte Beauvais wird gefeſſelt von den königlichen Truppen fortgeführt, und es ergibt ſich Gelegenheit, die Grauſamkeit des Marſchalls Montrevel und

der Verfolger in ihrem ganzen Umfange noch einmal zu ſchildern. Edmund beſchließt ſeinen Vater mit Hülfe der Genoſſen zu befreien. Dies geſchieht bei jener geheimnißvollen Eſche, von der der Jäger Favart im Anfange erzählt. Hier hat einſt in den Zeiten der erſten Religionskämpfe ein hugenottiſch geſinnter Sohn ſeinen altgläubigen Vater durch einen Schuß getödtet. Dieſer hatte flüchtend den Baum erſtiegen, und ſtürzt nun hinab auf den Sohn, der über ſeine That wahnſinnig wird. An derſelben Stelle befreit jetzt der Hugenott Edmund ſeinen Vater; der Baum iſt entſühnt. Edmund macht ſich von ſeiner Partei los, der er innerlich nicht mehr ganz angehört; er flieht mit Vater und Schweſter nach Genf; Chriſtine folgt ihnen. An die Stelle des grauſamen Montrevel tritt Villars, der den Abſchluß dieſer Bewegungen herbeiführt. Dies ungefähr ſollte der Inhalt des dritten und vierten Abſchnitts ſein.

Es mag kühn ſein dem Dichter gegenüber, der ſein Werk fortſetzen wollte, die Anſicht feſtzuhalten, daß es in ſich ſchon jetzt vollendet, abgeſchloſſen ſei. Iſt dem ſo, möchte man vermuthen, vielleicht eben darum ſei es zu einer äußern Fortſetzung nicht gekommen. Die verſchiedenen Punkte, durch welche das religiöſe Bewußtſein, der Glaube ſich hindurch bewegen kann, ſind alle berührt; vom Atheismus bis zur ſchwärmeriſchen Viſion haben alle Formen ihre Darſtellung gefunden. Edmund erſcheint zuerſt als katholiſcher Fanatiker, der außerhalb ſeiner uralt hiſtoriſchen Kirche kein Heil ſieht, und die Unterwerfung des Glaubensbedürfniſſes und Gewiſſens unter ihre unwandelbaren Geſetze erzwingen will. Er ſchlägt um, und wird camiſardiſcher Schwärmer; nun findet er das Heil allein in den Viſionen und Offenbarungen, die ihm perſönlich zu Theil werden. An die Stelle der hiſtoriſch gläubigen Starrheit tritt ſchwärmeriſche Zerfahrenheit, aber

er bleibt ein religiöſer Verfolger, nur von dem andern Extrem geht er aus. Da lernt er durch den alten Geiſtlichen das milde und verſöhnende Chriſtenthum kennen, das Chriſtenthum der That, das über den Gegenſätzen ſteht, er ahnt, daß er aus einem ſchweren Irrthum in den andern verfallen ſei, er wendet ſich innerlich von ſeinen neuen Glaubensgenoſſen ab, und auf jenen Weg des Friedens und der Verſöhnung fühlt er ſich hingezogen. Soweit liegt die Entwickelung in dem was Tieck gegeben hat, klar und deutlich vor. Sollte darin nicht ein weſentlicher innerer Abſchluß erkennbar ſein?

„Aber Shakſpeare!“ ruft die ſchadenfrohe Kritik weiter; „wie war es mit ſeinem vielbelobten und lang verſprochenen Buche über Shakſpeare?“ Ja wol, in ſeiner überſchwänglichen Begeiſterung für Shakſpeare hat er oft von ſeinem Dichter und dem Buche über ihn geſprochen. Glaubte er doch hier eine Aufgabe ſeines Lebens zu finden! Die Einleitung zum „Sturm“ gab er 1796 „als eine Probe einer größern Arbeit über Shakſpeare“ und ſchloß mit einem genauen Programm derſelben; das altengliſche Theater von 1811 iſt ihm ein Supplement, um über Shakſpeare in ſeinem Buche gründlich zu ſprechen; die Andeutungen der Vorrede zur „Vorſchule“ 1823 hofft er ebendort genügend auszuführen, 1828 in der Einleitung zu Lenz erwähnt er wieder dieſes Werkes. Oft ſprach er ſo davon, als ſei es vollendet, als werde es binnen kurzer Zeit erſcheinen; und rührend war es in ſeinen letzten Jahren ihn klagen zu hören, wie Krankheit und Widerwärtigkeiten ihn immer noch nicht zur Vollendung ſeines Buches über Shakſpeare hätten gelangen laſſen. Wie eine Fata Morgana war die Idee dieſes Werks vor ihm hergegangen durch das Leben. Wie oft glaubte er ſie zu ergreifen, und ſtets floh ſie von neuem in die Ferne, bis

ſie an den Grenzen mit dem Leben ſelbſt unterſank! Es war ein unabläſſiges Streben nach einem Ziele, mit gleicher Begeiſterung bis an das Ende; ein Streben ohne zu erreichen, die menſchliche Schwäche in großer menſchlicher Kraft. Seine Gründlichkeit ebenſo ſehr als das Voraneilen ſeiner Phantaſie ließen dieſen Lieblingsgedanken nicht zur Ausführung kommen.

Zu der Geſellſchaft in der Phantaſusnovelle gehört auch der gelehrte Alterthumsforſcher, dem der humoriſtiſche Kritiker nachſagt, er gehöre zu den gründlichen Deutſchen, welche nie aus den Vorbereitungen herauskommen, und vor lauter Gründlichkeit die Sache kaum an der Oberfläche berühren. Tieck ſchilderte hier eine Seite ſeiner Natur. Der Name Shakſpeare ſchloß für ihn alle Poeſie, alle Begeiſterung, alles Höchſte und Größte in ſich. Nicht ohne Weihe und lange Vorbereitung glaubte er dieſes Heiligthum betreten zu dürfen. Alle Hülfsmittel, deren er habhaft werden konnte, zog er von nah und fern herbei, aber immer noch nicht ſchienen ſie ausreichend. Unaufhörlich las, ſtudirte und erwog er den Sinn des Dichters, aber er glaubte in die Tiefe noch nicht ganz hinabgetaucht zu ſein, ſie ganz ermeſſen zu haben. Immer weiter zog er die Grenzen der Aufgabe. Die Entwickelung Shakſpeare's wuchs ihm zur Geſchichte des engliſchen Dramas, der abendländiſchen Poeſie und Cultur empor, die Welt lag in Shakſpeare. Dann ward er über ſeinen Vorbereitungen ungeduldig; er ſah in den Keimen ſchon die vollen Früchte. Im Kopfe hatte er ſein Buch fertig, es ſchien nur nöthig die Hand zu erheben, um es zu vollenden, und die Vollendung galt ihm als Pflicht der Pietät gegen den großen Geiſt, in deſſen Zauberkreis er ſich magiſch gefeſſelt fühlte. Er faßte es als Opfer des Danks, das er zu bringen habe. Ebenſo ſprach er von der Pflicht, ein Buch

über Cervantes, über Goethe und Fleck zu schreiben. Er wollte Zeugniß ablegen für die Geister, die auf ihn gewirkt hatten, und alle Welt sollte ihre Größe erkennen, wie er sie erkannte.

Aber die Kritik erweckte ihn aus solchen Verzückungen. Von Zeit zu Zeit rückte sie ihm die Frage vor, wie es denn mit dem mysteriösen Buche stehe; sie ging zur Vermuthung über, es existire überhaupt wol nur in seinem Kopfe, und meinte endlich, es sei das nicht zu beklagen, sein Buch würde ein antiquirtes gewesen sein, denn längst sei man über ihn und seine Shakspearegrillen hinweggeschritten. An Tieck's romantischer Kritik wollten Tagesschriftsteller, kritische Philologen und buchgelehrte Literarhistoriker zu Rittern werden.

Jene Vermuthung hat sich als unrichtig erwiesen, und wie weit die neue Kritik mit ihren Behauptungen Recht hat wird sich erweisen, wenn die kritischen Acten über Shakspeare geschlossen sind. Tieck's Blick ist auch hier bis zuletzt klar geblieben. Wenige Monate vor seinem Tode, als ihm der Band des Collier'schen Shakspeare aus London zugesandt wurde, welcher die neu aufgefundenen Emendationen enthält, sagte er: „Ich kann nichts Besonderes darin sehen; die guten Verbesserungen kannte man schon lange, und die neuen sind entbehrlich." Hier stimmte er mit der Ansicht des Kritikers überein, der ihn selbst der schärfsten Censur unterworfen hatte.

Die neue Shakspearekritik ist gegen ihn ebenso undankbar als ungerecht gewesen. Sie selbst steht auf dem Boden, den er und Schlegel geschaffen haben, ihr Dasein verdankt sie zum Theil seiner begeisterten Prophetie, seinen unermüdlichen kritisch dichterischen Betrachtungen des Dichters, in Briefen, Abhandlungen, dramaturgischen Kritiken, literarhistorischen Einleitungen, Anmerkungen, Gesprächen und Novellen. Auch

hier mied er die abgemeſſene Straße des Syſtems, er wandelte lieber auf den verſchlungenen Pfaden des Dichters. Die neue Kritik verlangt Princip, Conſequenz, Claſſification der Zeugniſſe, Codices, Ausgaben, Lesarten, es iſt die hiſtoriſch philologiſche Kritik. Die ſeine war die intuitive, anſchauende des Dichters, durch alle Umhüllungen ſuchte ſie geradeswegs in das Herz der großen Erſcheinung zu dringen. Die Worte zählende Kritik machte ihn ungeduldig; wie der Geiſt zum Geiſte ſprach wollte er hören. In dieſem Sinne hat er für die Erkenntniß Shakſpeare's unendlich viel gethan; mehr vielleicht als ſein vollendetes Buch bewirkt hätte.

In der innigen Verbindung von Poeſie und Kritik liegt der Schwerpunkt ſeiner nicht leicht zu faſſenden und darzuſtellenden Eigenthümlichkeit. Man könnte Tieck mit Leſſing zuſammenſtellen. So unendlich verſchieden ſie ſind, deutet gerade dieſer Gegenſatz auf eine innere Beziehung beider hin. Leſſing kam von der Seite der Kritik zur Poeſie; ihr allein wollte er Alles verdanken was er vermochte; Tieck erklärte die Poeſie für ſeine unbeſchränkte Herrſcherin, die wol Geſetze zu geben, aber keine andern als die eigenen anzuerkennen habe. Von der Poeſie kam er zur Kritik. Leſſing war ein dichtender Kritiker, Tieck ein kritiſirender Dichter. Häufig zieht er die Kritik in die Dichtung hinein, in die humoriſtiſchen Luſtſpiele der erſten, in die Novellen der zweiten Periode, ſeine Ironie trägt ein kritiſches Element in ſich. Dagegen erhebt ſich die Poeſie in der Kritik; ſeine Studien engliſcher, ſpaniſcher, deutſcher Dichter ruhen überall auf dichteriſcher Begeiſterung. Seinen Kritiken gibt er gern eine künſtleriſche Form. Ueber Shakſpeare ſchreibt er Briefe und Novellen, die Charakteriſtik des Goethe'ſchen Zeitalters geſtaltet ſich ebenfalls faſt zur Novelle. Die Einleitung zur „Inſel Felſenburg" und andere Kritiken werden zum Geſpräch.

In ſeinen Dichtungen erſcheint die Kritik oft als eine literarhiſtoriſche, und ſetzt darum die Kenntniß mancher einzelner Beziehungen voraus, und ſeine Anſichten tragen den Stempel abweichender Eigenthümlichkeit. Daraus hat ein großer Theil ſeiner Beurtheiler die Meinung hergeleitet, Tieck's Dichtungen ſeien unpopulär. Dieſen Glaubensſatz hat man mit Vorliebe weiter ausgeführt; er ſuche das Aparte, Abſonderliche, Grillenhafte, er ſei ein ariſtokratiſcher Dichter für die Geiſtreichen, für äſthetiſche Theecirkel, nicht für das Volk. Nimmermehr könne es ſich mit ſeinen Märchen und Novellen befreunden!

Sonderbar! War es denn nicht ſeine Poeſie, die niedertauchte in das erſte nächſte Element, in dem der Menſch athmet, in die Natur? Was könnte populärer ſein als dieſe! War er es nicht, der den alten vergeſſenen oder verlachten Volksſagen nachging und ſie wieder zu Ehren brachte? Sprach er nicht überall mit Begeiſterung gerade von der Größe der Dichter, die volksthümlich waren? Behandelte er nicht in ſeinen Novellen, was die Geiſter der Gegenwart erfüllte? Und doch ſollte er nichts Volksthümliches haben? Wo dieſe Vorwürfe nicht aus Unkenntniß, Misverſtand oder Parteilichkeit hervorgegangen ſind, iſt ihr Grund in einer einſeitigen Auffaſſung ſeiner kritiſchen Richtung zu ſuchen. Gegen dieſe Anſicht ſpricht die Wirkung ſeiner Dichtungen im Allgemeinen wie im Einzelnen. Männer, den verſchiedenſten Lebensſtellungen angehörend, wurden von ihnen in früherer und ſpäterer Zeit tief ergriffen, in manchen Charakteren fanden ſie ſich, ihre eigenen Seelenzuſtände ſo klar dargeſtellt, daß ſie ſich gedrungen fühlten ihm zu ſchreiben, und ihn am liebſten zu ihrem Gewiſſensrathe gemacht hätten. Es waren ihm völlig unbekannte Perſonen, keine Gelehrte, keine Literaturmenſchen. Noch 1842

erhielt er einen Brief eines Bäckers in Karlsruhe, der ihm für den „Jungen Tiſchlermeiſter" als eine dichteriſche Verherrlichung des deutſchen Handwerkerſtandes dankte. Es iſt Thatſache, daß andere ſeiner Novellen von Perſonen, die man ſonſt ungebildet zu nennen pflegt, mit Eifer und Vorliebe geleſen worden ſind.

Und was iſt es mit jenem Vorwurfe der Unpopularität? Es gibt Kritiker, die über Schiller den Stab brechen, eben weil er populär ſei, die für Goethe's Größe einen Beweis in ſeiner weniger populären Haltung finden. Was iſt populär, wahrhaft volksthümlich? Nicht dasjenige, was die Tageskritik dazu ſtempelt, was ein enger Kreis von Menſchen, was eine beſtimmte Bildungsclaſſe dafür erklärt; nicht dasjenige, was heute Recht haben muß, weil es morgen Unrecht haben wird, was heute beſprochen wird und morgen vergeſſen iſt. Auch nicht im charakterlos Allgemeinen, vielmehr in der Fülle des Eigenthümlichen, in dem Geſchlechter und Zeiten ſich wiederfinden, liegt das Volksthümliche.

Tieck kannte das Schwierige ſeiner Stellung zur Gegenwart: „Irgend etwas iſt immer in Deutſchland an der Tagesordnung", ſchreibt er an Solger, „das leere Form, geiſtloſe Mode und übertriebene Einſeitigkeit wird, und immer ſehen wir einige von den Beſten eifrig Theil nehmen und ſich verblenden, und dieſelbe Nation, die für Viel- und Allſeitigkeit ſchwärmt, kann immer vor irgendeiner neuen Verblendung nicht zur Beſinnung kommen. Bei meiner Luſt am Neuen, Seltſamen, Tiefſinnigen, Myſtiſchen und allem Wunderlichen, lag auch ſtets in meiner Seele eine Luſt am Zweifel und der kühlen Gewöhnlichkeit, und ein Ekel meines Herzens, mich freiwillig berauſchen zu laſſen, der mich immer von allen dieſen Fieberkrankheiten zurückgehalten hat, ſodaß ich (ſeit ich mich beſonnen) weder an Revolution, Philanthropie,

Peſtalozzi, Kantianismus, Fichtianismus noch Naturphiloſophie als letztes einziges Wahrheitsſyſtem gläubig, habe in dieſen Formen untergehen können."

Und ſo hat er es gehalten bis ans Ende. Stets hat er an die große unſichtbare Gemeinde der Geiſter geglaubt, die nicht ausſtirbt, die lebt und wirkt zu allen Zeiten. Sie entſcheidet wer und was volksthümlich ſei; Tieck kann ihrem Ausſpruche ruhig entgegenſehen!

Sechstes Buch.

Unterhaltungen mit Tieck.

1849 — 1853.

1. Tieck über ſich und ſeine Dichtungen.

Alles Reflectiren und Raiſonniren hat meiner Natur ſtets fern gelegen. Ich habe die Dinge immer aus dem Ganzen, aus dem Gefühl und der Begeiſterung heraus, aufzufaſſen und anzuſchauen geſucht. Dieſe Anforderungen haben bei mir mit dem Alter nicht abgenommen, ſondern ſich geſteigert. Es iſt dies meine Individualität.

In meiner Jugend war ich ein einfacher und ſtiller Menſch, fern von Selbſtüberſchätzung und ungern im Widerſpruch mit Andern. Aber ſobald ich etwas wirklich in mir erlebt hatte, und es mir zur Ueberzeugung geworden war, mußte ich es ausſprechen, wenn ich eine andere Anſicht in abſprechender Weiſe geltend machen hörte. Dies zog mir mit Unrecht manchen Tadel meiner Lehrer zu, die mich für anmaßend und voll Widerſpruch hielten. Später bin ich manchem weich erſchienen. Vieles, worauf Andere einen hohen Werth legen, habe ich leichter genommen, weil es mir perſönlich gleichgültig war, ob etwas der Art ſo oder anders eingerichtet wurde. Man konnte mich daher in vielen Punkten für gefällig, nachgiebig, ja lenkſam halten. Doch ging das nur bis zu einer gewiſſen Grenze; denn von jeher hat

ſich meine ganze Seele dagegen empört, wenn ich bemerkte, daß man darauf ausgehe mich innerlich zu beſtimmen, und mein eigenſtes Weſen zu beherrſchen; das habe ich niemals gelitten.

Der Gegenſatz des Scherzes und des Ernſtes iſt für mein Weſen durchaus nothwendig. Bei der tiefen Schwermuth, bei dem Trübſinn, der mich oft angefallen hat, iſt er ein Glück für mich geweſen. Den Sinn für Scherz habe ich mir ſtets zu bewahren gewußt. Schon in meiner Jugend konnte man dieſes doppelte Weſen nicht begreifen, und hielt mich darum bisweilen für närriſch.

Der Proteſtantismus war in meiner Jugend zur leeren Form geworden, und der religiöſe Sinn zum großen Theil entwichen. Die jüngern Geiſtlichen glichen lange nicht mehr den ältern und würdigen, die ſich auch zur Aufklärung bekannten, aber ſittlichen Eifer beſaßen und an ſich ſelbſt arbeiteten. Dieſe waren achtungswerth; es war ihnen mit der praktiſchen Moral Ernſt, wie Sack, Spalding und Teller. Die jüngern waren Prediger, wie ſie auch irgend etwas Anderes hätten ſein können; daraus machten ſie auch gar kein Hehl. Sie thaten ihre Amtsfunctionen als etwas Aeußerliches ab, und wünſchten ſich oft ſehnlich eine andere Lebensſtellung. Verhaßt war mir ihre beſchränkte Selbſtgenügſamkeit, ihr Abfertigen der Dinge und ihre Beſſerwiſſerei, mit der ſie glaubten Alles erklären zu können. So konnten tiefere Gemüther wol zum Katholicismus hingezogen werden, der wenigſtens dem Gefühle zu genügen ſchien.

Im religiöſen Leben habe ich die ſonderbarſten Erfahrungen gemacht. Es ſind mir damals und auch ſpäter einſeitige Eiferer vorgekommen, die, kann man wol ſagen, voller proteſtantiſchen Aberglaubens und Fanatismus waren. Sie konnten von der katholiſchen Kirche nicht ſprechen hören, ohne darauf zu ſchelten, und ſie in ihren Reden zu verfolgen. Umſonſt verſuchte ich es ſie zu einer billigern und gerechtern Denkweiſe zu führen, und konnte ihnen kaum begreiflich machen, daß es doch wenigſtens Anerkennung verdiene, daß der Katholicismus ſich mit den Künſten verbunden, und ſie lange Zeit gepflegt und entwickelt habe. Dann plötzlich ſchlugen dieſe Leute um, wurden ſelbſt katholiſch, gingen weit über alles hinaus, was ich ihnen früher geſagt hatte, wollten mich bekehren, und verfolgten nun mit noch größerm Fanatismus alles was proteſtantiſch hieß.

Beſchränkt waren die Kritiker, welche in der Poeſie und Literatur in meiner Jugend das große Wort führten; Alles beurtheilten ſie nach ihrer Aufklärung, und auch Goethe wollten ſie nicht anerkennen. Von dem neuen Geiſte, der durch die deutſche Poeſie ging, hatten ſie keine Ahnung, und in ihrer Beſchränktheit meinten ſie ganz unbefangen, wenn ſie nur wollten, würden ſie Daſſelbe und Beſſeres als Goethe geben können. Sie ſtanden ihrer natürlichen Anlage nach im vollſten Gegenſatze zur Poeſie überhaupt, und darum konnte man ihre Anmaßung nicht entſchieden genug bekämpfen.

Man glaubt nicht wie iſolirt ich ſtand mit den Gedanken und Empfindungen, die ich im „Sternbald" ausgeſprochen habe; nicht etwa blos den berliner Aufklärern gegenüber,

ſondern auch manche meiner Freunde, z. B. die Schlegel, waren gar nicht mit mir einverſtanden. Auch ſie waren ganz erfüllt von dem damals geltenden Kosmopolitismus. Ich habe mich von der Richtigkeit dieſer Anſicht nie überzeugen können; mir galt das Vaterland als Erſtes und Höchſtes. Sein Leben und ſeine Kunſt, ſeine alte, einfache und treuherzige Weiſe, die man verlachte, weil man ſie nicht kannte, wollte ich wieder zu Ehren bringen und im „Sternbald" darſtellen. Ich habe es immer ſehr bedauert, daß ich nicht dazu gekommen bin, den „Sternbald" fortzuſetzen; im zweiten Theile ſollte ſich das innere Weſen des deutſchen Lebens noch bedeutender entfalten.

Die „Genoveva" habe ich mit vollſter Begeiſterung gedichtet. Das alte Volksbuch war mir zufällig in die Hände gekommen, und hatte mich durch ſeine Einfalt und Treuherzigkeit beſonders angezogen. Auch in dieſen verſpotteten und verachteten Büchern war ein echt deutſcher und natürlicher Ton, der mich unendlich rührte. Dazu kam noch, daß ich das Studium des Jakob Böhme damals mit Eifer betrieb. Das hat auf die Haltung dieſer Dichtung keinen geringen Einfluß gehabt. Doch aber machten ſich bei mir auch andere Stimmungen als Gegengewicht geltend, denn der „Zerbino" iſt faſt gleichzeitig entſtanden. Als ich beides unter dem Titel „Romantiſche Dichtungen" herausgab, kam es mir nicht in den Sinn, dieſem Worte eine beſondere Bedeutung geben zu wollen; ich nahm es ſo, wie es damals allgemein genommen wurde. Höchſtens wollte ich damit andeuten, daß hier das Wunderbare in der Poeſie mehr hervorgehoben werden ſolle. Nachher freilich iſt das Wort mir ſelbſt bis zum Ueberdruſſe gebraucht worden; es wurde dann im katho-

liſirenden Sinne angewendet. Schon bald nachdem ich die "Genoveva" geſchrieben hatte, fing der romantiſche Wunderglaube an bei manchen Leuten in Berlin guter Ton zu werden, namentlich bei den jungen geiſtreichen Juden. Ich konnte ſicher darauf rechnen, wenn Einer kam, und mir ſelbſt meine „Genoveva" in dieſer Weiſe anpries, ſo war es ein junger Jude, der mir dadurch ſeine Tiefe und Glaubensfähigkeit beweiſen wollte.

Nachher hat man mich zum Haupte einer ſogenannten Romantiſchen Schule machen wollen. Nichts hat mir ferner gelegen als das, wie überhaupt in meinem ganzen Leben alles Parteiweſen. Dennoch hat man nicht aufgehört gegen mich in dieſem Sinne zu ſchreiben und zu ſprechen, aber nur, weil man mich nicht kannte. Wenn man mich aufforderte eine Definition des Romantiſchen zu geben, ſo würde ich das nicht vermögen. Ich weiß zwiſchen poetiſch und romantiſch überhaupt keinen Unterſchied zu machen. Im „Octavian" wollte ich keine neue Poeſie geben, ſondern nur darſtellen, wie die Poeſie in einer beſtimmten Zeit erſchienen ſei.

Der Gedanke der Ironie hat ſich bei mir erſt ſpäter vollſtändig entwickelt, beſonders ſeit ich mit Solger in nähern Verkehr getreten war. Vorher ahnte ich mehr die Nothwendigkeit eines ſolchen Gedankens für den Dichter, als daß er mir zur klaren Ueberzeugung geworden wäre. Dieſe dunkeln Ahnungen hatte ich namentlich bei dem Studium Shakſpeare's; ich fühlte heraus, das ſei es, was ihn zum größten Dichter mache, und von ſo vielen bedeutenden, höchſt

trefflichen Talenten unterſcheide. In meinen eigenen Dichtungen iſt daher die Ironie zuerſt mehr unbewußt, aber doch entſchieden ausgedrückt; vor allen iſt dies im „Lovell" der Fall. Die directe Ironie herrſcht im „Geſtiefelten Kater", von der höhern findet ſich etwas im „Blaubart", und entſchieden iſt ſie im „Fortunat". Die „Genoveva", welche als Heilige dargeſtellt werden ſollte, hat freilich nichts davon, aber die Art, wie Golo in ſeiner Leidenſchaft immer tiefer ſinkt, ſtreift doch an das Ironiſche.

Später hat Solger einen tiefen Abſchnitt in meinem Leben gemacht. Sein „Erwin" iſt ein vortreffliches Buch, in dem er auf die Ironie, als auf ein Höchſtes hindeutet; ihm habe ich viel zu verdanken. Unter allen frühern Philoſophen hatte mich nur Jakob Böhme gefeſſelt, und eine Zeit lang, vollkommen beherrſcht. Indeß bin ich auch davon abgekommen, ſeit ich erkannte, daß auch er willkürlich abſchneide, ohne ſeinen Lucifer mit Gott ausgleichen zu können, und in einer Art von Verzweiflung ende. Solger's Gedankengang vermochte ich wirklich zu folgen, und auf dieſem Wege kam ich wieder in die Philoſophie hinein. Vor ſeinem großen Talente hatte ich die höchſte Achtung; es war ein ſeltener und ausgezeichneter Mann. Ich habe im innigſten Einverſtändniſſe mit ihm gelebt, und ihm meine Arbeiten im Manuſcripte oft mitgetheilt. Die Ueberzeugung einer innern myſtiſchen Verbindung zwiſchen Philoſophie und Religion ſtand bei ihm feſt; er hatte dieſe Gedanken in ſich durchgearbeitet, wollte ſie aber noch mehr reifen laſſen, und ſparte ihre Darſtellung für ſein Alter auf. Im Leben war er durchaus religiös; er hatte das Bedürfniß der Gemeinde, er mußte ſich mit ihr verſammeln, ſingen und Predigt hören. Er war der

Meinung, daß man ſich auch an dem Vortrage ſchlechter Prediger erbauen könne. Mit Schelling habe ich mich dagegen über die Wahlverwandtſchaft unſerer Richtungen eigentlich nicht zu verſtändigen vermocht.

In dem „Jungen Tiſchlermeiſter" habe ich das frühere Leben des deutſchen Handwerkerſtandes dargeſtellt, zugleich aber wollte ich eine gewiſſe Caſuiſtik durchführen. Der Handwerker wie der Edelmann ſind ſich darin vollkommen gleich, daß ſie eine Reihe von Verirrungen durchmachen müſſen, um dadurch auf den wahren moraliſchen Standpunkt zu kommen. Erſt durch ihre Verirrungen lernen ſie den rechten Weg kennen, und nun erſt ſehen ſie ein, was ſie an ihren ſittlichen Verhältniſſen beſitzen. Dies kommt im Leben ja unendlich oft vor, und mit Unrecht haben darum Manche in dieſer Novelle Unmoraliſches finden wollen.

In der „Vittoria Akkorombona" hat man gar eine ſittliche Verirrung ſehen wollen, und mir deshalb harte Vorwürfe gemacht. So erzählte mir einſt eine ſonſt verſtändige Frau, daß ſie in ihren Kreiſen nicht geſtehen dürfe, dieſes Buch geleſen zu haben, ſie müſſe es vielmehr in ihrem Bücherſchranke vor fremden Augen ſorglich verſchloſſen halten. Ich kann wol ſagen, daß ich dieſe Prüderie nicht begreife. Es iſt mir nicht eingefallen durch lüſterne Schilderungen einen ſinnlichen Kitzel hervorrufen zu wollen; das hat zu allen Zeiten meinem Weſen ganz fern gelegen. Ich habe das immer für gemein und durchaus unerlaubt gehalten. Auch iſt es nicht meine Abſicht geweſen, wie Manche gemeint haben, nach allen jenen Kämpfen den Sieg der Schwäche darſtellen

zu wollen. Der Papſt Sixtus iſt vielmehr eine gewaltige Perſönlichkeit, die endlich das Werk der Vergeltung für alle frühern Verbrechen übernimmt. Auch Vittoria hat im Gefühle ihrer Kraft die geſetzten Grenzen überſchritten, namentlich im Verhältniß zu ihrem erſten Manne. Dieſer iſt freilich ein ſchlechter Charakter, aber ſie behandelt ihn mit wegwerfendem Uebermuthe. Seine Kläglichkeit macht es ihr möglich, über die Schattenſeiten in Bracciano's Charakter hinwegzuſehen. Dieſer iſt auch nicht rein von ſchwerem Frevel, aber er iſt eine bedeutende Kraft. Manche haben gefragt, warum ich die eingeſchalteten Gedichte in Proſa aufgelöſt habe. Es war ſchwer für dieſe Gedichte die rechte Form zu finden; die nächſte würde die Canzone geweſen ſein, aber dieſe iſt nicht leicht zu handhaben. Auch wollte ich den gleichmäßigen Fluß der Darſtellung durch den Vers nicht unterbrechen.

Als das ſogenannte Junge Deutſchland aufkam, bildeten ſich einige von dieſen Leuten ein, daß ich mich an ihre Spitze ſtellen müſſe. Zu Zeiten hatte ich mich über Manches misbilligend, ja kühn und paradox geäußert; ich hatte das mündlich und ſchriftlich gethan, ich war mit den Schlegel befreundet geweſen, die in der Kritik zuerſt den kecken Ton angegeben hatten, und da glaubten dieſe modernen Schriftſteller, ich müſſe auch mit ihnen übereinſtimmen. Aber ſie kannten mich nicht. Nichts iſt mir mein Leben lang verhaßter geweſen als der abſprechende Ton des Syſtems, das mit allem fertig iſt; dagegen habe ich mich immer erhoben, es mochte kommen woher es wollte. Und nun gar erſt dieſe Eitelkeit, dieſes rohe Zerſtören, dieſe Oppoſition, die nur ſich will! Als es nun herauskam, daß ich mit dieſen Leuten

niemals gemeinſchaftliche Sache machen könne, haben ſie mich angegriffen und verfolgt, wie ſie nur konnten. Ich habe mich aber nie darum gekümmert.

Die Menſchen vergeſſen, daß ein Wohlthätigkeitsverhältniß eigene Pflichten auferlegt; habe ich einem Fürſten etwas zu danken, ſo iſt es Pflicht der Pietät, nicht in das Geſchrei ſeiner Gegner einzuſtimmen. Welche Verſchiedenheiten auch vorkommen mögen, die Dankbarkeit bedingt meine Stellung, das iſt für mich das Erſte; bin ich in irgendeinem Punkte anderer Meinung, ſo behalte ich ſie für mich, und ſchweige. Kommt man dennoch in die Lage ſie ausſprechen zu müſſen, ſo geſchehe das nicht plump und roh, ſondern mit Schonung und mit der Rückſicht, welche durch die Pietät geboten iſt. Wie viele haben nicht Wohlthaten empfangen und vergeſſen ſie? Ja ſie thun groß damit, daß ſie die erſte menſchliche Pflicht einer angeblichen Wahrheit aufopfern!

Das Theater hat einen großen Einfluß auf mein Leben gehabt. Ich verdanke ihm die genußreichſten Stunden, und bin früher namentlich durch daſſelbe ſehr gefördert worden, aber ſpäter hat es mir auch vielen Verdruß gemacht. In meiner Jugend hatte es für mich einen unüberwindlichen Reiz. Das Drama, ja ſchon die dialogiſche Form hat von jeher für mich etwas Anziehendes gehabt. Nachdem ich in meinem Leben ſo vieles geleſen habe, kommt es wol vor, daß ich manches ſchlechte Buch, was ich zu leſen angefangen habe, nicht beende. Wo ich aber etwas Dramatiſches ſehe, da greife ich noch heute zuerſt danach, und ſo ſchlecht es auch ſein mag, ich habe eher keine Ruhe als bis ich es durchge-

leſen habe. Dem Spiele von Fleck verdanke ich viel. Es war eine Offenbarung des dichteriſchen Genius, und über manchen Charakter Shakſpeare's habe ich durch ihn neue Aufſchlüſſe bekommen. Später freilich iſt das Theater immer mehr geſunken. Lange Zeit hindurch habe ich ſelbſt mir große Mühe damit gegeben, aber es hat mir viel Verdruß gemacht, und ich habe mich davon überzeugt, daß die Leitung eines Theaters eine ſchwierige und höchſt undankbare Aufgabe iſt. Am Ende kann man es beim beſten Willen Keinem recht machen. Jeder will mitreden, und die Schauſpieler ſind ſehr ſchwer zu leiten; in der Regel ſind ſie eitel, dünkelhaft und eigenſinnig. Heute kann ich mich über das Theater eigentlich nur ärgern! Sehe ich eines der vielen ſchlechten Stücke erträglich ſpielen, ſo verdrießt es mich, ſehe ich aber ein gutes Stück ſchlecht darſtellen, ſo ärgere ich mich ganz gewiß. Dennoch kann ich das Intereſſe dafür nicht loswerden, und es nicht unterlaſſen, wenn ich gefragt werde, Rath geben zu wollen, oder ſelbſt Rollen einſtudiren zu helfen.

Als Vorleſer, beſonders dramatiſcher Sachen, hatte ich mir ſchon in meiner Jugend auf dem Gymnaſium einen nicht unbedeutenden Ruf erworben. Später habe ich durch fortgeſetzte Uebung dieſes Talent weiter ausgebildet, und mir auch manche Regel darüber entwickelt. Auf das Athemholen kommt viel an, und vor allem darauf, daß man es an der rechten Stelle thue. Nothwendig iſt es durch die Naſe Athem zu holen, das bewahrt die Kehle vor zu ſtarker Luftzuſtrömung, die bei der Erhitzung des Leſens leicht erkältend wirken kann. Die Stimme wird dann rauh und verliert an Kraft und Ausdauer. Dagegen kann richtige Uebung für die Stärkung und Erweiterung des Organs ſehr viel thun.

In meiner beſten Zeit konnte ich zwei fünfactige Stücke ohne Ermüdung hintereinander leſen. Beim Leſen ſelbſt habe ich ſtets geſucht über dem Ganzen zu ſtehen. Obgleich ich im Affecte mit dem jedesmaligen Charakter gewiſſermaßen Eins werde, ſo habe ich mir doch ſelbſt dann ſo viel Ueberblick zu bewahren geſucht, daß ich mich im Augenblicke tadeln konnte ein Wort unrichtig betont zu haben. Das iſt die richtige Stimmung für den Vorleſer wie für den Schauſpieler und Künſtler überhaupt; es iſt das hier die Ironie. Der Ton des Vorleſers darf nie die Grenzen deſſen überſchreiten, was ich immer den edlern Converſationston genannt habe. Auch im Tragiſchen darf das nicht geſchehen, ſonſt wird es falſches Pathos und Manier, Einzelnes wird herausgeriſſen, und der Eindruck des Ganzen geht verloren. Aber auf dieſes kommt Alles an. Das Spiel mit ſtark wechſelnder Stimme zu leſen, oder gar bekannte Schauſpieler, wenn auch täuſchend, nachzuahmen, iſt ein Kunſtgriff, der für den Augenblick Effect machen kann, aber doch untergeordnet bleibt. Es iſt ganz unkünſtleriſch, und hebt die Geſammtwirkung auf. Darum iſt mir auch das jetzt ſo beliebte Leſen mit ſogenannter Rollenvertheilung ſtets zuwider geweſen. Hier wird das Ganze vollſtändig zerriſſen. Einer lieſt erträglich, ein anderer ganz ſchlecht, einer fiſtulirt, ein anderer hat einen knarrenden Baß, faſt alle verſtehen ihre Rollen nicht. Einmal wurde ich zu einem ſolchen Leſethee eingeladen. Es war eine Aufmerkſamkeit, die man mir erweiſen wollte, ich habe aber dabei eine wahre Pein zu überſtehen gehabt. In Berlin hat Feßler dieſe Art des Leſens zuerſt in Gang gebracht. Heutiges Tages glaubt Jedermann leſen zu können, aber die Wenigſten verſtehen es, und auch ausgezeichnete Leute täuſchen ſich oft darin. Der ältere Schlegel las lyriſche Sachen und ſeine eigenen Gedichte in ſehr angenehmer Weiſe, Dramatiſches

dagegen in einem unerträglichen Kanzelton, er glaubte aber sehr gut zu lesen. Mein einfaches Lesen tadelte er, weil es mir am tragischen Pathos fehle.

Ich habe eine Zeit gehabt, wo ich strebte, forschte und grübelte; sie hat mich nicht befriedigt; eine andere, wo ich als Dichter darstellend und gestaltend glaubte dem Räthsel des Lebens näher zu kommen. Ich habe Augenblicke gehabt, wo mir alles im Zweifel unterzugehen schien. Später bin ich immer mehr zu dem rückhaltslosen Anheimstellen an Gottes Macht gekommen. Momente des höchsten Glaubens sind freilich selten; es kommen dann doch wieder Zeiten, in denen alles zu wanken scheint. Jetzt, in meinem Alter, bin ich zu der Resignation gekommen, die sich in ihren reinsten Augenblicken Gottes Willen vollkommen unterwirft und sich in ihn versenkt. Dies ist wahre Religion; wenigstens für mich. Seit ich mich ihr ergeben habe, hat sich mir eine neue Welt eröffnet; sie macht mich frei, ruhig und leidenschaftslos.

---

2. Deutsche Literatur.

1. Klopstock.

Mit Klopstock's „Messias" habe ich mich niemals befreunden können. Ich kann ihn für kein großes Dichterwerk halten, und Manches darin finde ich sogar irreligiös. In meiner frühern Zeit, als ich auf dem Lande lebte, war von der „Messiade" noch viel die Rede; ich beschloß daher sie genau zu studiren, um es für mich mit einem Male abzuthun.

Ich habe ſie fünf Mal durchgeleſen, und wenig Poeſie darin gefunden. Es fehlt die Hauptſache, die gegenſtändliche Kraft; faſt Alles iſt verſchwommen, von den unſichtbaren Dingen, welche geſchildert werden, kann man ſich keine Vorſtellung machen, und die Anſchauung geht einem häufig ganz aus. Den Plan und Gedankengang feſtzuhalten iſt ſehr ſchwer; das Ganze hat etwas Verworrenes, wenn es auch an einzelnen ſchönen Stellen nicht gerade fehlt. Vieles hat Klopſtock gewiß erſt im Momente des Niederſchreibens gemacht. Es iſt ſo viel falſche Sentimentalität und erzwungene Erhabenheit darin, und das wirklich Erhabene iſt durch Decoration entſtellt. Alles wird oratoriſch, Declamation und Exclamation. Dieſe beabſichtigte Rührung erregt mit allem Aufwande zuletzt eine Art von Schwindel. Handlung und Charaktere werden, beſonders in der zweiten Hälfte, immer matter. Vieles iſt lyriſch, dithyrambiſch, oder gar opernmäßig, nur nicht epiſch. Die Verſe in den lyriſchen Chören ſind meiſtens wohltönend und ſchön; gerade darin liegt Klopſtock's Stärke, aber ihr Inhalt iſt dürftig. Für eine ſolche Behandlung des Stoffs wäre jedes andere Versmaß paſſender geweſen als der Hexameter. Der Reim und ein ſtrenges Silbenmaß würden ihn genöthigt haben mehr mit Gedanken herauszukommen; jetzt wird ſein Hexameter gar zu oft eine nachläſſige Proſa. An das Evangelium darf man dabei gar nicht denken. Wie einfach und rührend iſt hier alles, und auch wie wahrhaft poetiſch, im Vergleiche mit dieſer Poeſie! Ich finde es ganz begreiflich, daß die Gläubigen in dieſer Behandlung der evangeliſchen Geſchichte eine Profanation fanden. Für das wirklich Tiefſinnige und Geheimnißvolle ſcheint er kaum Sinn gehabt zu haben. Eigentlich hält er ſich in dem Gedichte zu keiner Kirche. Vieles iſt gegen die Bibel. Er will die Aufklärung ſeiner Zeit mit dem Glauben ver-

binden durch Reflexion oder Sentimentalität. Dies verleitet ihn bisweilen zu wahrhaft komischen Misgriffen, z. B. die Art, wie er die Verfinsterung der Sonne vor sich gehen läßt, ist ganz aufgeklärt und auch unpoetisch. Am Ende hat er es mit seinem Gedichte Keinem recht gemacht. Der Gläubige kann nicht damit zufrieden sein, und dem Ungläubigen hat er dadurch nichts klar gemacht.

2. Wieland.

Wieland ist heutiges Tages bei weitem mehr vergessen als er verdient. In meiner Jugend wurde er überschätzt. Ich darf wol sagen, daß ich es in meinen Kreisen und in meiner Weise zuerst mit Nachdruck ausgesprochen habe, daß er kein Dichter im großen Sinne des Wortes sei. Ich habe dies früher als die Schlegel gethan. Sie haben diese Ansicht von mir angenommen, doch wurde sie von ihnen übertrieben, sodaß es mir selbst verdrießlich ward, obgleich ich mir auch einige Späße mit Wieland erlaubt hatte. Sie haben ihm Unrecht gethan, zum Beispiel in der höhnischen Concurserklärung, welche im „Athenaeum" steht. Sein bestes Werk ist gewiß „Idris und Zenide", was heiter und anmuthig ist. Auch sein „Neuer Amadis" ist nicht ohne Witz. Weniger einverstanden bin ich mit dem „Oberon", wo die Schalkhaftigkeit, in der sich Wieland's ganzes Wesen ausdrückt, sich nicht mit den sentimentalen Scenen vertragen will. Was er in frühester Zeit unter Bodmer's Einfluß schrieb, ist ganz unerträglich. Auch seine prosaischen Schriften aus späterer Zeit sind gar zu lang, z. B. der „Agathon", ihre Lectüre wird zur Aufgabe. Besser sind dann wieder manche der letzten Sachen, z. B. „Peregrinus Proteus". Aber er war der erste, der lesbar und wirklich elegant zu

ſchreiben verſtand. Doch iſt er kein deutſcher Autor, er hat ſich nach franzöſiſchen Meiſtern gebildet, und iſt franzöſirt. Seine Nachahmer ſtehen darin weit hinter ihm zurück. Wie plump ſind nicht die Romane, welche Klinger in dieſem Geſchmacke geſchrieben hat. Perſönlichen Verkehr habe ich mit Wieland nicht gehabt, als ich in Weimar war; ich habe ihn nur einige Mal aus der Ferne geſehen.

3. Leſſing.

Das beſte unter den Stücken aus Leſſing's Jugendzeit iſt „Der Freigeiſt", in dem der gläubige Theolog gegen dieſen, und am Ende auch gegen Leſſing ſelbſt, Recht behält. Schwach iſt ſein erſtes Stück, „Der junge Gelehrte", das aber dennoch bei dem damaligen Zuſtande des Dramas Aufſehen erregen konnte. Eine große Vorliebe habe ich immer für „Miß Sarah Sampſon" gehabt. Ich dachte auch daran, es in Dresden aufführen zu laſſen; doch man fand es zu altmodiſch. Einige Kürzungen hätten auf jeden Fall eintreten müſſen. Die Marwood iſt ein höchſt bedeutender Charakter, und meiſterhaft iſt namentlich die Verführungsſcene. Der Vater und die übrigen Charaktere ſind ſchwach; aber eine bedeutende Schauſpielerin als Marwood würde das Stück gehalten haben.

In der „Emilia Galotti" iſt der vollendetſte und in ſich ſelbſt einigſte Charakter Marinelli; er iſt ganz aus einem Guſſe, eigentlich die Hauptrolle, und daher auch für den Schauſpieler die dankbarſte. Ihr zunächſt ſteht an innerer Vollendung der Prinz. Es iſt unendlich ſchwer, dieſe verführeriſche und ſchmeichelnde Liebenswürdigkeit nur einigermaßen wiederzugeben. Einen genügenden Darſteller dieſer Rolle habe ich nicht geſehen. Dann folgt die Orſina, die

auch ein ganzer Charakter ist. Eine schwere Rolle ist Odoardo. Die mannichfaltigen Uebergänge und Wandlungen seiner Stimmung sind zwar sorgfältig motivirt, aber doch sehr schwer darzustellen, eben weil etwas Berechnetes darin liegt. In dem Charakter der Emilia selbst tritt ebenfalls das Reflectirte zu sehr hervor; sie geht über die Grenzen eines jungen Mädchens hinaus. Aeußerungen, wie „Auch ich habe heißes Blut", ihre Schilderungen der Gesellschaft bei Grimaldi sind auffallend und stark. So hätte Shakspeare kein junges Mädchen reden lassen. Aber Lessing wollte ihren Tod dadurch motiviren. Sie liebt den Prinzen, oder fürchtet wenigstens ihn zu lieben, daher auch ihre Aufregung gleich in der ersten Scene. Auch ist die Heirath mit Appiani augenscheinlich eine Convenienzheirath. Aber die Katastrophe hat dennoch etwas Willkürliches; die ihrer selbst gewisse Unschuld mußte dies Alles überwinden. Ueberhaupt ist das Stück bei aller Trefflichkeit zu sehr ein zugespitztes Intriguenspiel, um eine Tragödie zu sein; beides verträgt sich nicht miteinander.

Ich habe „Minna von Barnhelm" immerdar der „Emilia Galotti" vorgezogen. Es ist ganz vollendet und abgeschlossen, und eines unserer trefflichsten deutschen Stücke. Der Hauptcharakter entwickelt eine große Liebenswürdigkeit. Die Spannung zwischen Tellheim und Minna kann wol etwas Quälendes haben, sie ist aber nothwendig, um das Schicksal beider abzuschließen.

Der „Nathan" gehört zu den merkwürdigsten Stücken, aber auch zu denen, die am wenigsten verstanden werden, weder von den Gegnern, und vielleicht noch weniger von vielen Lobrednern und Bewunderern. Steht es auch als Drama nicht sehr hoch, so offenbart sich doch Lessing's eigenthümlicher Geist darin. Doch wird man ihn hier von einer gewissen Ungerechtigkeit gegen das Christenthum nicht frei-

ſprechen können. Er ſtellte im Nathan das geläuterte Judenthum dar, warum in den Chriſten nicht auch das geläuterte Chriſtenthum, da ihm doch ſonſt eine ſo ſchöne Ehrfurcht vor echter Frömmigkeit eigen iſt?

Von ſeinen Zeitgenoſſen wurde Leſſing nicht verſtanden. Sie überſchätzten ihn als Dichter, was er nicht ſein wollte, und hatten von ſeiner wahren Größe und der Tiefe ſeines Geiſtes keine Ahnung. Er war nicht nur ein kritiſches Genie, ſondern myſtiſch, tiefſinnig, und nie hat es eine reinere und edlere Skepſis gegeben als die ſeine. Er ſtand unendlich hoch über ſeinen ſogenannten Freunden, die ſeinen Namen ſtets im Munde führten. Ihr Briefwechſel beweiſt, daß ſie häufig gar nicht begriffen, was er will. Was konnte ihm Nicolai ſein oder ſein Bruder? Was iſt ſelbſt Moſes Mendelsſohn, den er doch hoch ſtellt, gegen ihn? Iſt aber auch Leſſing wirklich zum Abſchluß gekommen? Seine „Erziehung des Menſchengeſchlechts“ iſt herrlich und tiefſinnig, aber woher hat er hier den Gedanken der Erziehung?

Sein Stil iſt ausgezeichnet, das iſt ſprüchwörtlich geworden. Er iſt ſcharf, ſchlagend und populär; er ſcheint ſo leicht, als könnte ihn Jeder nachahmen, aber er beweiſt nur, wie unendlich ſchwer das Einfache iſt. Leſſing weiß den Leſer auch bei den kleinſten und gleichgültigſten Dingen feſtzuhalten; man muß ihm bis ans Ende folgen. So in den „Antiquariſchen Briefen“, wo manches unbedeutend, veraltet und zum Theil unrichtig iſt, dennoch lieſt man ſie auch heute noch gern und mit Spannung.

4. Herder.

Herder's Kritik hat einen ſonderbaren Gang genommen. Wie friſch und kräftig trat er nicht im Anfange

der Genieperiode auf, als er Goethe in Strasburg kennen lernte, und in seinem Alter kehrte er zu der trockensten Reflexion zurück. Wie verkündigte er nicht Genie und Natur, und zuletzt waren ihm Canitz und Andere große Dichter und wahre Vorbilder! In diesem Sinne sind auch alle seine Abhandlungen in der „Adrastea" geschrieben, und die Allgemeinheiten in den „Briefen zur Beförderung der Humanität" stechen sehr gegen den nationalen Zug seiner frühern Zeit ab. Es war aber auch etwas Persönliches dabei. In Herder's Charakter lag etwas Scharfes, ja Bitteres und Misgünstiges, er fühlte sich neben Goethe gedrückt; und als die Schlegel eine unbedingte Anerkennung Goethe's zu verkünden anfingen, konnte er diesen das nie verzeihen. Goethe kannte diese schroffen Seiten seines Charakters wohl, und hat sich öfters sehr derb darüber ausgesprochen. Bei vielem Trefflichen, was Herder geschrieben hat, ist er doch auch in Manchem überschätzt worden. In den „Ideen zur Philosophie der Geschichte", von denen einst so viel die Rede war, ist doch viel Gewöhnliches. Ich habe die Schrift „Vom Geiste der hebräischen Poesie" immer vorgezogen. Ueberhaupt hat Herder zu viel geschrieben, namentlich in der letzten Zeit; wir würden jetzt mit einer Anthologie aus seinen Werken auskommen können.

5. Bürger.

Bürger's großes Talent war die populäre Behandlung der Poesie, und darum wird seine „Lenore" immer ein wahres Meisterwerk bleiben. Auch manche andere seiner Gedichte verdienen volle Anerkennung. Zu bedauern ist, daß er mitunter in einen platten, ja gemeinen Ton verfallen konnte, wie in dem Gedichte von der „Jungfrau Europa".

Dennoch iſt Schiller's bekannte Kritik zu ſtreng, beſonders wenn man bedenkt, daß dieſer ſich doch auch Manches vorzuwerfen hatte. Seine Recenſion Bürger's erſcheint um ſo ſchärfer, wenn man ſie mit der unnöthig anerkennenden des weichlichen Matthiſſon vergleicht. Dagegen war Goethe gegen ihn freundlich geſonnen, und die Erbitterung Bürger's in dem bekannten Epigramm war ungerecht. Ich habe die Veranlaſſung dazu von Reichardt erzählen hören, und danach fällt die Schuld bei weitem mehr auf Bürger. Goethe und Reichardt hatten miteinander muſicirt; während deſſen war Bürger, der Goethe beſuchen wollte, in das Nebenzimmer eingetreten. Goethe ſieht ihn, und noch erfüllt von der Muſik, tritt er ihm mit einer freudigen Begrüßung entgegen. In demſelben Augenblicke verbeugte ſich Bürger ſehr tief. Durch das Sonderbare dieſer Lage wird Goethe in Verlegenheit geſetzt, er wird verdrießlich, und eine ſteife und kalte Unterhaltung beginnt. Darüber wird nun Bürger empfindlich; er entfernte ſich bald, und ſprach in jenem Epigramm ſeinen Zorn aus.

6. Goethe.

Wie wunderbar iſt nicht Goethe's Entwickelung! Shakſpeare ganz entgegengeſetzt, aber wie bei Schiller ſind ſeine erſten Werke zugleich auch ſeine vollendetſten. Wie liebenswürdig und erhaben zugleich, groß und einzig ſteht er nicht in ſeinen Jugenddichtungen da, wie iſt er da ſo ganz echter, wahrer Menſch! Man kann ſagen, er hatte damals nur große Gedanken. Wie capriciös, wie ſtarr und ſteif, Launen und Einbildungen unterworfen in ſeinem geheimräthlichen Alter! Es iſt die Natur des ſteifen pedantiſchen Vaters, der ein wunderlicher Mann war, welche allmälig in ihm her-

vorkam. In den lyriſchen Gedichten, namentlich in den älteſten, iſt ein tiefer Zug der Empfindung, der unmittelbar aus dem Herzen kommt, und einzig in aller Poeſie iſt; und dieſer Zug iſt ein echt deutſcher. Leider hat Goethe ihn ſpäter faſt ganz verloren, und je älter er wurde, deſto undeutſcher wurde er. Man hätte von ihm wünſchen mögen, daß er nie nach Weimar und an den Hof gekommen wäre, was freilich in der Regel als ſein Glück angeſehen wird. Sein Hofleben, ſeine Titel, ſein Regieren hat ihm geſchadet; er hätte in der literariſchen Welt bleiben ſollen, dann würde er ſich ſeinem urſprünglichen Weſen gemäßer entwickelt haben. Noch mehr ſtieg er nach der italieniſchen Reiſe von ſeiner urſprünglichen Höhe herab. Damals faßte er die allgemeinen Gedanken des Geſchmacks, der Claſſicität und des Ideals auf. Auch mit den Naturwiſſenſchaften hätte er ſich niemals einlaſſen ſollen, für die er keinen Beruf hatte, und auf die er in ſeinem Alter einen höhern Werth legte, als auf ſeine Poeſien. Aber freilich hatte ihm ſchon Merck die Natur alter Knochen offenbart! Wie verkannte er ſelbſt ſpäter ſeine Jugend! Und wie konnte er ſich von einem Manne wie Merck imponiren laſſen, der den „Götz" für unbedeutend erklärte, und ebenſo den „Clavigo"? Ein Mann, deſſen eigene Schriften unendlich dürftig ſind, und ganz in dem ſterilen Geſchmacke der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Eine unbegrenzte Bewunderung habe ich ſeit meiner Jugend für den „Götz"; an ihm habe ich leſen gelernt und mich zuerſt gebildet. Es war mir eine höhere Offenbarung; ich konnte mich nicht davon überzeugen, daß es ein gewöhnliches, geſchriebenes Buch ſei. Hier iſt Alles Leben, Kraft und Natur, man nehme welchen Charakter man wolle. Auch der „Clavigo" iſt in ſeiner Weiſe vollendet.

Der „Werther" iſt eine einzige, großartige Offenba-

rung der Leidenſchaft; mit dem klarſten und einfachſten Ausdrucke iſt hier das Tiefſte geſagt. Alle Andern haben nicht das Wort dafür zu finden gewußt; ſie gehen ſtets um den Brei herum.

Das Tiefſinnigſte und Erhabenſte, was gedichtet worden iſt, iſt der „Fauſt"; ich weiß außer dem „Götz" und den „Räubern" keine Dichtung, die ſo gewaltig auf mich eingewirkt hätte. Aber für mich ſchließt ſie ſchon in den älteſten Fragmenten ab. Wie tief ergreifend und wahr iſt nicht Fauſt's Seelenſchmerz! Die innerſten Tiefen der menſchlichen Natur ſchließen ſich hier auf; ſo auch in dem Geſpräche mit Wagner. Die Erſcheinung des Erdgeiſtes iſt eine der außerordentlichſten Conceptionen, und überwältigend ſind jene Verſe: „Ich webe am ſauſenden Webſtuhl der Zeit" u. ſ. w. Es tritt hier eine zwiſchen Gott und Menſch ſtehende Kraft auf, deren Aufgabe es iſt, die wechſelvolle Welt der Erfahrungen zu ſchaffen. Was ſoll nun einem Menſchen, der dieſe erhabenſte aller Erſcheinungen gehabt hat, ein elender Mephiſtopheles, der doch am Ende im Weſen der Dinge in dieſer Geſtalt nirgends eine Stelle findet? Was ſoll ihm ein beſchränktes junges Mädchen wie Gretchen? Was können ihm beide mit ihrem Sein und Reden nach jener Erſcheinung noch bedeuten? Wer ſolche Offenbarung gehabt hat, bedarf deſſen nicht mehr. Schon in der Spaziergangsſcene mit Wagner liegt ein Abfall. Aber jene erſten Scenen ſind und können ihrer Natur nach nur ein Fragment ſein; hier iſt kein Abſchluß. Goethe wollte auch gewiß zuerſt keinen geben; es war ein unmittelbarer Erguß. Unter den ſpätern Scenen nehme ich nur eine aus, es iſt Fauſt's Geſpräch mit Gretchen über Gott: „Wer kann ihn nennen" u. ſ. w. Die hier gethanen Ausſprüche gehören zum Erhabenſten, was ſich denken läßt. So auch jenes Wort, welches Goethe Fauſt

in dem erſten Geſpräche mit Wagner ſagen läßt: „Die ihr Schauen offenbarten, hat man von je gekreuzigt und verbrannt!“ Wie ſteif und tief abfallend iſt dagegen nicht das Epigramm: „Schlaget mir jeglichen Schwärmer ans Kreuz“ u. ſ. w. Und welchen Abſtand nun des zweiten Theils des „Fauſt“ gegen den erſten! Er iſt mir ſtets unangenehm geweſen, und ich habe mit dieſem Allegoriſiren und dieſen Geheimniſſen nie etwas anzufangen gewußt. In ſeinem Alter ſprach Goethe faſt wegwerfend von den Offenbarungen ſeiner Jugend, und ſchon früher hatte er angefangen, die ältern Dichtungen zu verbeſſern. Ich habe immer die ältere Faſſung der „Stella“ vorgezogen, und wenn man im moraliſchen Sinne Einwendungen erhoben hat, ſo kann man dagegen fragen, ob es poetiſch berechtigt war, ſo zu ſchließen, wie es in der ſpätern Umarbeitung geſchieht. Fernando ſpielt freilich keine beſondere Rolle. Aber Goethe hat in dieſem Verhältniſſe Empfindungen geſchildert, die ihn ſelbſt gewiß häufig bewegt haben. Auch ziehe ich die frühere „Claudine“ und „Erwin und Elmire“ den ſpätern Bearbeitungen bei weitem vor.

In der „Iphigenia“ iſt Vieles herrlich, dennoch vermag ich ſie dem „Götz“ nicht vorzuziehen. Die Handlung iſt faſt zu ſehr vereinfacht und verfeinert; im vierten Acte ſteht ſie ganz ſtill. Auch iſt der Anfang mit einem Monolog, ſo herrlich dieſer ſelbſt iſt, vielleicht nicht ganz zu rechtfertigen. Oreſt, der Heros, erſcheint ſogleich in Ketten; das hat etwas Drückendes, dem Heldencharakter nicht Zuſagendes. Und niemals hätte ſich das excluſive Hellenenthum den Barbaren ſo gegenübergeſtellt wie hier; vielmehr iſt auch das wieder echt deutſch, wie Vieles in der „Iphigenia“. Auch tritt der Schluß zu raſch ein; es bricht beinahe ab.

Tief erſchütternd iſt „Taſſo“; es iſt eine echte Tragödie.

In vielen Punkten sprach Goethe hier sein eigenes Verhältniß zum Hofe und Hofleben aus. Nur verschwindet die Prinzessin zu rasch. Es hat etwas Unbefriedigendes, daß man nach der Katastrophe gar nichts weiter von ihr hört. Auch tritt der Charakter des Fürsten aus einer gewissen Unklarheit nicht heraus.

Auch im „Wilhelm Meister" hat die schließliche Entwickelung etwas Ungenügendes. Wilhelm wird zuletzt doch gar zu praktisch verständig, und sein Charakter immer mehr allgemein symbolisch. Und was will die sonderbare Gesellschaft im Thurme mit ihrem Treiben? Aber ausgezeichnet und ganz in Goethe's Jugendstil ist der Anfang. Wie tief stehen dagegen nicht erst die Wanderjahre! Ueberhaupt wird Goethe, wenn er recht praktisch werden will, bisweilen ganz gewöhnlich verständig, und es ist tief zu beklagen, daß ein so herrlicher Genius so sinken konnte, wie es in manchem der Fall ist, was er nach seiner italienischen Reise geschrieben hat. Er verleumdet sich selbst, indem er geringschätzig auf die herrlichen Werke seiner Jugend als Barbarei herabsieht.

Der „Natürlichen Tochter" habe ich nie Geschmack abgewinnen können; es ist darin allerdings eine hohe Vollendung der Sprache und des Verses, aber es ist eine kalte Pracht. Alles ist verallgemeinert. Auch könnte man sagen, das Stück bestehe nur aus fünf ersten Acten.

Die „Wahlverwandtschaften" sind mir immer zuwider gewesen. Alles ist hier berechnet und auf das äußerste zugespitzt. Eduard ist ein unleidlicher Geselle und dabei so anspruchsvoll. Auch Mittler, auf den Goethe offenbar Werth legt, ist ein platter Charakter.

Auch in das Lob des „Märchens" kann ich nicht einstimmen. Es ist für ein Märchen viel zu abstract und allgemein und zu dunkel allegorisirend.

Goethe ſuchte ſich ſtets mit der Vorſehung in Einklang zu halten, das iſt ſeinem Weſen angemeſſen; in der Richtung des Trotzigen, Herausfordernden und Anklagenden, was Schiller's Grundelement iſt, bewegt er ſich nur höchſt ſelten. Entſchieden iſt er eigentlich niemals hineingekommen, ſelbſt nicht einmal im „Fauſt". Anklänge dieſer Art finden ſich in dem Gedichte: „Wer nie ſein Brot in Thränen aß"; beſonders in dem Verſe: „Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte", in dem eine nicht auszudenkende Tiefe liegt. Das iſt wirklich erlebt und Ausdruck höchſter dichteriſcher Begeiſterung.

Ich habe Goethe in ſeinen Jugenddichtungen unendlich bewundert und bewundere ihn noch; ich habe ſo viel zu ſeinem Lobe geſprochen und geſchrieben, daß, wenn ich jetzt ſo viele unberufene Lobredner höre, ich noch in meinem hohen Alter in Verſuchung kommen könnte, zur Abwechſelung einmal ein Buch gegen Goethe zu ſchreiben. Denn darüber wird man ſich nicht täuſchen können, daß auch er ſeine Schwächen hat, die die Nachwelt gewiß erkennen wird. Und warum ſollte er ſie nicht haben? Ihre Erkenntniß kann ihn uns menſchlich nur näher bringen und verſtändlicher machen. In ſeinen Schriften wird darum früher oder ſpäter eine Scheidung eintreten müſſen; nicht Alles kann gleich gut und bedeutend ſein, und kann von der Nachwelt übernommen werden. Wie viel Gewöhnliches findet ſich nicht in den maſſenhaften Briefwechſeln, die man immer noch nicht müde wird herauszugeben, ſo z. B. in dem mit Zelter. Wirklich bedeutend ſind dagegen die erſten Bände des Briefwechſels mit Schiller. Die übermäßige Bewunderung ſelbſt muß nothwendig zu einer Ausſonderung des Dauernden führen.

7. Schiller.

Schiller's Entwickelung iſt nicht rein herausgekommen; mit ſeinem größten Werke hat er angefangen. In den „Räubern" ſprach er in der gewaltigſten Weiſe einen Gedanken aus, und richtete eine furchtbare Frage an die Gottheit: Wie iſt mit der göttlichen Liebe und Vorſehung das Elend ſo vieler Millionen zu vereinen? Die Gewalt, mit der dieſer Gedanke verfolgt wird, der Trotz, der darin liegt, wiegt alle Schwächen der Dichtung als Kunſtwerk auf. Franz iſt freilich als Charakter niedrig und kleinlich, es iſt eine misverſtandene Nachahmung Richard's III.; aber wahrhaft erhaben, ja koloſſal iſt ſeine Viſion des jüngſten Gerichts im fünften Acte. Schwach iſt die Motivirung, daß Karl zum Räuber wird auf jenen angeblichen Brief ſeines Vaters, deſſen Schwäche er doch kennen muß; wie großartig dagegen ſein Charakter, ſein gigantiſches Unternehmen, die Welt einrichten zu wollen. Ein Werk von ſo wirklich titaniſcher Kraft hat keine andere Dichtungsgattung, keine andere Literatur aufzuweiſen. Alle Kraft, welche der Menſch der göttlichen Vorſehung entgegenzuſtellen vermag, findet ſich ausgeſprochen; alle dämoniſche Elemente ſind entfeſſelt, und alle Gedanken menſchlicher Oppoſition gegen Gott laſſen ſich hier zuſammenfaſſen. Es iſt die Poeſie des Unglücks, welche mit einer imponirenden Gewalt auftritt. Und doch bei allem Trotze auch welche Milde! Das iſt der wahre Dichtergeiſt, der ſelbſt dieſe tiefſten und furchtbarſten Probleme in der Weiſe darzuſtellen verſteht, wie es Schiller hier gethan hat. Denn ein Grundton der Verſöhnung geht dennoch hindurch. In dem Charakter Karl Moor's finden ſich bei allem Trotze Züge echt menſchlicher Milde und Weichheit. Auch iſt in der Scene mit dem Pater und der Charakteriſtik einzelner Räuber eine Anlage zur Komik, die Schiller ſpäter gar nicht weiter aus-

gebildet hat, was unendlich zu bedauern iſt. Es iſt ein einziges Gedicht; für mich iſt ſeine Betrachtung unentbehrlich geworden, es iſt zu meinem Weſen nothwendig; ich würde es nicht miſſen können. Die Schlegel theilten meine Bewunderung der „Räuber" nicht; ſie fanden ſie roh und barbariſch, was ich nie habe begreifen können. Aber ſie verſtanden Schiller nicht, und hatten von ſeiner Großartigkeit keine Ahnung, wie auch noch die Epigramme des ältern Schlegel bewieſen haben; und die ſchlimmſten ſind gar nicht einmal gedruckt. Ebenſo die von F. Schlegel nicht.

In der erſten Bearbeitung ſind die „Räuber" nicht hoch genug zu ſtellen, aber in den ſpätern hat Schiller ſelbſt ſeine Dichtung durch ſeine Verbeſſerungen verdorben; ebenſo manche ſeiner großartig zu nennenden Gedichte in der Anthologie, welche er ſpäter umarbeitete. Wäre er in dieſer Weiſe fortgegangen, ſo würde er eine der gewaltigſten und furchtbarſten Erſcheinungen geworden ſein. Aber er erſchrak vor ſich ſelbſt, er fürchtete ſeine innerſte Natur, und brach darum ſeine freie Entwickelung ab. Später verdarb die Philoſophie ſeine Poeſie, ohne daß er darum ein Philoſoph geworden wäre. Mit ihrer Hülfe ſetzte er ſich ein Maß, welches ſeiner Natur entgegenſtand; Goethe dagegen, als er maßvoll wurde, nahm dies aus ſeiner Natur. Dennoch konnte Schiller auch die ſeine nicht ausrotten. Uebrigens wäre es meiner Meinung nach beſſer geweſen, Schiller und Goethe hätten ſich niemals kennen gelernt. Sie haben ſich gegenſeitig in ihrer Entwickelung gehindert und gehemmt, und ihre Eigenthümlichkeit verkürzt; jeder hat von dem Andern etwas angenommen, und darüber von dem eigenen eingebüßt. Sie arbeiteten ſich gegenſeitig in den Gedanken des Ideals hinein, der doch am Ende etwas ganz Allgemeines iſt. Schiller ſuchte Goethe für die Philoſophie zu gewinnen und ihre

Hineinziehung in die Poeſie, wogegen dieſer ſich mit Recht entſchieden wehrte. Dagegen nahm Schiller von Goethe das Ausgleichen, Abſchwächen und Moderiren an, und wandte ſich unter dieſem Einfluſſe von ſeinen älteſten kräftigen Productionen noch mehr ab. Und doch hat er, wenn auch in mildern Formen, von jener Oppoſition gegen die Weltordnung immer etwas beibehalten, indem er ſich den Gedanken des Chriſtenthums und Vaterlandes gegenüber, mehr oder minder bewußt, verneinend verhielt. In allen ſpätern Stücken wird er immer auf dieſen Punkt zurückgeführt, aber er ſtreift nur darum herum, es kommt nicht zum Ausbruch, ſo namentlich im „Don Carlos".

In „Cabale und Liebe" fehlt es nicht an höchſt ausgezeichneten Einzelheiten, aber wie unwahrſcheinlich iſt es, daß Ferdinand an Luiſens Liebe mit dem albernen Marſchall glaubt. In einer franzöſiſchen Bearbeitung, welche ich in Strasburg aufführen ſah, hatte man das wohl gefühlt, und daher aus dem Marſchall einen Kammerherrn gemacht, der ein ganz verſtändiger Mann iſt, und bei dem Alten Muſikunterricht nimmt. Der Alte iſt noch der beſte Charakter.

„Fiesco" iſt kaum ein Stück zu nennen; es hat entſchieden etwas Rohes; ſo die Scene, wo Fiesco die Julia vor ſeiner Gemahlin in ſo furchtbarer Weiſe demüthigt.

Wallenſtein, der als gewaltiger Charakter hingeſtellt wird, iſt eigentlich weder gut noch böſe, er ſchwankt hin und her, und ſein Handeln kommt nicht zum Durchbruch. Auch hier iſt die Motivirung ſchwach. Das Raiſonnement der Terzky iſt ein ganz gewöhnliches. Sie ſagt Dinge, welche Wallenſtein ſelbſt ſich tauſend Mal geſagt haben muß; überraſcht antwortet er darauf: „Von dieſer Seite ſah ich's nie!" Und nun gar die ſentimentale Epiſode, die Schiller aus Herzensbedürfniß hinzufügte! Wie konnte die Terzky

glauben, Wallenſtein habe auf jener Reiſe Thekla und Max einander nähern wollen, wenn ſie ihn recht kannte? Und dieſe beide handeln geradezu verwerflich. Handelt ein General ſo wie Max, der in einem Anfall von Verzweiflung des Kaiſers beſte Truppen gedankenlos opfert? Konnte er nicht nach Wien gehen, und ſich für Wallenſtein verwenden? Und Thekla verläßt die kranke Mutter, den gebeugten Vater, um das Grab des Geliebten aufzuſuchen! Was will ſie dort, da Max nicht mehr lebt? Ihre Pflicht war es, zu bleiben. Auch die weinerliche Herzogin iſt ein unangenehmer Charakter. Dennoch iſt „Wallenſtein" ein großartiges Werk; der eherne Charakter einer furchtbaren und kriegeriſchen Zeit iſt vortrefflich wiedergegeben. In dieſer männlichen und kräftigen Haltung liegt vor allem ſeine Wirkung, und es wird immer als die erſte unter den deutſchen Tragödien zu nennen ſein.

Auch in der „Braut von Meſſina" iſt Vieles unmotivirt, obgleich gerade dieſe Dichtung an ſchönen Stellen reich iſt. Schiller kann eigentlich keinen dramatiſchen Plan machen, er wird immer anders, als er urſprünglich wollte. Ebenſo wenig wollen ihm die Charaktere der Frauen gelingen. Er iſt im Motiviren höchſt ſorglos, und läßt Unwahrſcheinliches gelten. Goethe motivirt oft nur zu viel, Schiller zu wenig; nirgends führt er die Handlung entſchieden durch, aber wahrhaft groß iſt er in der Situation, und bei dieſer bleibt er ſtehen. Wo man Handlung erwartet, tritt die Rede ein und lyriſche Ergüſſe, die an ſich ſehr ſchön ſind, aber hier nicht an ihrer Stelle. So ſind mir in der „Maria Stuart" im Anfange des dritten Actes die Anapäſten: „Eilende Wolken" u. ſ. w. ſtets wie ein Stich durchs Herz gegangen. Die großen Monologe in der „Jungfrau von Orleans" werden ihm ebenſo zu iſolirten Declamations-

ja man kann ſagen Muſik- und Concertſtücken. Gerade hierin hat Schiller viele Nachahmer gefunden, die ſein rhetoriſirendes Pathos aufgriffen, ohne ſeinen Genius zu haben, und am Ende nur ſeine Fehler nachzuahmen vermochten.

Den „Wilhelm Tell" erklärte Schlegel mit Unrecht für Schiller's beſtes Werk. Die überlegte Kälte, mit der Tell zur That ſchreitet, und die er in dem großen Monologe ausſpricht, hat etwas Abſtoßendes. Und wozu die Epiſode des Rudenz und der Bertha?

Viel höher als alle ſpätere Stücke Schiller's ſteht ſein „Demetrius". Es iſt ein höchſt großartiges Fragment. Hätte er es vollenden können, es würde alles Andere weit hinter ſich gelaſſen haben. Er betrat damit eine neue Stufe der Entwickelung. Ebenſo iſt es zu bedauern, daß er den „Geiſterſeher" nicht beendete, den er als Nebenarbeit behandelte, und auf den er mit Unrecht einen ſo geringen Werth legte. Das Buch iſt meiſterhaft geſchrieben, und die volle geiſtige Kraft Schiller's ſpricht ſich darin aus.

Seine Balladen könnte ich entbehren; für mich ſind ſie nicht nothwendig, und ich kann ſie im Allgemeinen nicht für vollendet halten. Der „Taucher" erſcheint mir ſogar unnatürlich; ſowol die Schilderung von Naturſcenen, die ſich überhaupt nicht ſchildern laſſen, als auch in den Motiven und Charakteren. Ich kann nicht leugnen, nachdem ich mich mit Schiller's erſten titanenhaften Dichtungen ſo innig befreundet hatte, ſind mir dagegen alle ſpätere nur als Abſchwächungen erſchienen.

Wenn er ſoviel populärer geworden iſt als Goethe, ſo hat dies darin ſeinen Grund, daß er ein echt deutſcher Dichter iſt. Es iſt ein rein deutſcher Zug, daß er immer auf große und tiefe Gedanken ausgeht und ihren Ausdruck anſtrebt; ſo auch ſein Widerſpruchsgeiſt und der Freiheitsſinn,

welcher ſich durch alle Dichtungen hindurchzieht. Durch ſeine Großartigkeit und ſeinen Tiefſinn wird er eine hohe Stelle in dem Leben des deutſchen Volkes zu allen Zeiten einnehmen.

8. Die Sturm- und Drangperiode

iſt eine bedeutende, ja große Zeit; die Dichter, welche damals neben Goethe auftraten, erregen unſer höchſtes Intereſſe. Die Wirkung des „Götz" war eine ungeheure, und mit dem Beginn der ſiebziger Jahre fing auch für die deutſche Dichtung ein neues Leben an. Die urſprünglichſten und eigenthümlichſten Seiten des deutſchen Charakters traten mit neuer Stärke wieder hervor. Das Naturleben, der Sinn für das Individuelle, der bis zur Iſolirung und zum Sonderbaren fortgeht, das Streben nach Unabhängigkeit, das Feſthalten an der Familie, Derbheit, die zum Trotze wird, ein unleugbar demokratiſcher Zug, dies Alles ſpricht ſich namentlich in den Dramen jener Zeit oft in der ſtärkſten Weiſe aus. Damals kam es auf, daß die deutſchen Biedermänner den Fürſten und ihren Rathgebern die bitterſten Wahrheiten ſagten, oft im gröbſten Tone, und Niemand nahm daran Anſtoß, weder das Volk noch die Regierung, ja die Fürſten hörten es ſelbſt mit an.

Ich habe öfter den Gedanken gehabt, eine Bibliothek der beliebteſten ältern dramatiſchen Dichtungen dieſer Art herauszugeben; ſie würde ein Spiegel des deutſchen Geiſtes ſein, und uns die Stimmung der Zeit lebendig vergegenwärtigen. Außer den Dichtungen von Lenz und Klinger würden hier auch die Stücke von Törring und Babo aufzunehmen ſein, die doch ihre Vorzüge haben. Fehlt es nicht an rohen Zügen, ſo doch auch nicht an kraftvollen, und Törring's

„Agnes Bernauerin" ziehe ich noch immer allen andern Bearbeitungen dieſes Stoffs vor, ſoviel auch ſeitdem erſchienen ſind. Albrecht's leidenſchaftliche Rede in der Turnierſcene iſt vortrefflich. Auch Großmann's „Nicht mehr als ſechs Schüſſeln!" iſt hier zu nennen. Es war ein ſehr gern geſehenes Stück, bei deſſen Aufführung auch der Hof häufig zugegen war, trotz der Ausfälle, die darin vorkommen. Goethe hat Unrecht, dieſes Stück geradezu ein gemeines zu nennen. Ebenſo gehören Iffland's „Jäger" hierher. In der Darſtellung des Familienſinns iſt dies ein echt deutſches Drama zu nennen; obwol mitunter breit, enthält es doch vieles Treffliche. Es iſt unbezweifelt Iffland's beſtes Product, und bei der Schwäche ſeiner übrigen Stücke kann man ſich wirklich wundern, daß er dergleichen zu ſchreiben vermochte. Alle dieſe Dramen tragen den Stempel des deutſchen Geiſtes, und würden eine gute Grundlage zu einem deutſchen Nationaltheater geworden ſein, wozu überhaupt in jener Zeit mehr Ausſicht war, als ſeitdem jemals wieder.

9. Lenz.

Als Charakter war Lenz unzuverläſſig. Wenn er in einem ſeiner Briefe erzählt, er habe den Herzog von Weimar aus dem Waſſer gerettet, und ſei ihm nachher unentbehrlich geworden, ſo war das gewiß nicht wahr. Ebenſo bedenklich ſind manche andere Andeutungen, die ſich in ſeinen Briefen finden. Wie charakterlos zeigte er ſich nicht gegen Wieland, den er noch im „Pandaemonium Germanicum" ſo heftig angegriffen hatte! Auch furchtſam ſcheint er geweſen zu ſein, wenigſtens muß man das aus der Mühe ſchließen, die er ſich gab, um zu verbergen, daß er der Verfaſſer des Stücks „Die Soldaten" ſei. Am ſchlimmſten für ihn

war ſeine ewige Unruhe, ſein unſtetes Weſen und Projectenmacherei. Schon in Strasburg ſchrieb er allerlei über Militärwiſſenſchaften, von denen er doch ſchwerlich etwas verſtand. Auch nach ſeiner Krankheit, als er nach Rußland zurückgekehrt war, blieb ihm dieſe Unruhe. Da er ſich in dürftiger Lage befand, reichte er der Regierung allerlei Pläne ein, für die er hin und wieder kleine Unterſtützungen erhielt. Seine Schriften aus dieſer Zeit ſind ſchwach, dunkel und verworren; es erſcheint darin nur noch eine gebrochene Kraft. So eitel, voll Selbſtvertrauen und Uebermuth er in ſeiner guten Zeit war, ſo ſchwachſinnig, gedrückt und kleinmüthig zeigt er ſich nach der Krankheit. Dieſe war gewiß nur die Folge überreizter Eitelkeit. Eine fixe Idee war es in ſeiner Krankheit, daß er alle ſeine Freunde auf eine tödtliche Weiſe beleidigt habe. Als Klinger ihn bei Schloſſer fand, nahm er mit ihm eine Gewaltcur vor, indem er ihn auf einige Stunden in ein Faß mit kaltem Waſſer ſteckte, was auch einige lichte Augenblicke zur Folge hatte. Lenz iſt an ſeiner Charakterloſigkeit zu Grunde gegangen. Ich habe immer die Erfahrung gemacht, daß bedeutendes Talent ohne Charakter dem Untergange ſicher entgegenführt. Beides, Talent und Charakter, müſſen ſich gegenſeitig tragen und ergänzen, wenn es zu einer gedeihlichen Entwickelung kommen ſoll. Daran ſcheiterte auch Heinrich von Kleiſt, der doch noch ein ganz anderer Mann war, und ebenſo in neuerer Zeit Fouque.

Aus dem ganzen Kreiſe, welcher ſich in Strasburg um Goethe geſammelt hatte, iſt Lenz der Bedeutendſte. Er beſitzt eine ungemeine Kraft im Individuellen. So roh auch ſeine Geſtalten ſind, ſo kommen ſie in dieſem Punkte doch mitunter denen Goethe's gleich. Seine Charaktere haben etwas Grobes, aber ſie ſind wahr und lebendig, ſo z. B. der Ma-

jor im „Hofmeiſter", der eine Hauptrolle Schröder's war. Freilich muß man in ihm keinen Künſtler ſuchen, wie ſich ſchon darin zeigt, daß er ſeinen Dramen allerlei allgemeine Gedanken der Nützlichkeit unterſchiebt, wie die Nachtheile der Privaterziehung, Eheloſigkeit der Soldaten u. ſ. w.

10. Klinger.

An Talent ſtand Klinger entſchieden hinter Lenz zurück. Er beſitzt allerdings eine gewiſſe Kraft, aber doch nicht die, von der er unaufhörlich ſpricht. Sein erſtes Werk „Die Zwillinge" ſind trefflich und voll tragiſcher Gewalt, aber alle ſeine ſpätern Tragödien bleiben dahinter weit zurück. Man fühlt wie er ſich abmüht groß und erhaben zu ſein, was gegen die Fülle bei Lenz ſehr abſticht. Und wie froſtig und kalt ſind endlich nicht ſeine letzten antik gehaltenen Tragödien! Auch die Romane, die er in der Jugend im Geſchmacke Crebillon's ſchrieb, ſind ſchwach. Hier erſcheint er noch als Nachahmer Wieland's. Dagegen ſind ſeine ſpätern ernſten Romane finſter, abſtoßend und gewaltſam. Sein beſtes Werk in dieſer Gattung iſt „Dichter und Weltmann".

11. Heinrich von Kleiſt

iſt den echteſten deutſchen Dichtern beizuzählen. Welche Töne hat er nicht in ſeinem „Käthchen" und beſonders im „Prinzen von Homburg" angeſchlagen! Dies iſt eins der trefflichſten und zugleich nationalſten Dramen, was wir beſitzen. Liegt uns auch die myſtiſche Seite ferner, ſo hat ſie doch hier nichts Störendes, und tritt auch weniger hervor als im „Käthchen". Wie menſchlich wahr und anſchaulich ſind nicht alle Charaktere; ſo der Prinz ſelbſt, der

alte Kottwitz; ganz individuell und doch groß ist der Kurfürst. Der kurze Monolog im fünften Acte: „Wenn ich der Dei von Tunis wäre", gehört zu dem Ausgezeichnetsten, was unsere dramatische Poesie aufzuweisen hat. Den heiligen Zorn eines verletzten Nationalgefühls hat er in der „Hermannsschlacht" wahrhaft großartig ausgedrückt. Das allgemeine Unglück des Landes gehörte mit zu seinem persönlichen Schmerze. Schon seine erste Tragödie „Die Schroffensteiner" enthält viel Schönes, und bewies seinen Beruf zum Drama; freilich ist Anderes darin platt, roh, ja kindisch, wie die Geschichte mit dem Finger. Hätte er den „Robert Guiscard" vollendet, so würde dies ohne Zweifel die größte seiner Dichtungen geworden sein. Ein wahrhaftes Meisterwerk in der Komik ist sein „Zerbrochner Krug". Man hat dem Lustspiel unrecht gethan, wenn man es in drei Acte theilte, weil man es etwas zu lang fand. Vortrefflich sind auch seine Erzählungen, und mit Recht hat man immer den „Kohlhas" anerkannt. Vielleicht ist die „Geschichte der Marquise von O." noch vollendeter und abgeschlossener. Erscheinungen dieser Art beachtete man kaum, während die mittelmäßigsten Sachen den reichsten Beifall fanden! Ich darf mich wol rühmen zu ihrer Erhaltung und endlichen Anerkennung wesentlich beigetragen zu haben. In einem eigentlich freundschaftlichen Verhältnisse habe ich zu Kleist nicht gestanden, aber ich habe sein hohes Talent stets geliebt und geehrt, und sein tragisches Schicksal hat mich tief erschüttert.

12. *Fouqué.*

Fouqué hat viel Talent, und besitzt eine reiche Phantasie, aber er hat etwas Willkürliches und Unbegrenztes,

und gefällt ſich in Erfindung und Zuſammenſtellung unmöglicher Dinge. Sein beſtes Werk iſt „Undine“. Später trat das Abenteuerliche und Carikirte immer mehr hervor, ſo ſchon im „Zauberringe“. Eigentlich iſt er dichteriſch am Mangel aller Ironie zu Grunde gegangen, er verlor ſich vollſtändig an ſeinen Gegenſtand, und verlor darüber am Ende die ſchöpferiſche Phantaſie ſelbſt. Im Mittelalter hatte er die Stoffe für ſeine Poeſie gefunden, aber bald begann er ſich und ſeine Liebhabereien mit dem Gegenſtande, den er behandeln wollte zu verwechſeln, und dies hielt er dann für Poeſie. So wurde ſein Dichten zur Caricatur, und er ſelbſt zum Don Quixote der Poeſie. Nur hat er nie ein Bedürfniß nach einem Sancho Panſa gefühlt. Und gerade das iſt es, was den Don Quixote auch in ſeinem Irrthum groß macht. Fouqué hat ſich bisweilen in ſeiner Weiſe gegen mich vernehmen laſſen. Wenn er dann recht in den Zug kam, konnte man in der That irre an ihm werden. Uebrigens iſt auch das Publicum übel mit ihm umgegangen; zuerſt hat man ihn ungemeſſen bewundert, und jetzt iſt er mit Unrecht faſt ganz vergeſſen.

---

13. Achim von Arnim

iſt ein ſehr bedeutendes Talent, aber er hat ſich gewiſſermaßen reflectirt, mit bewußtem Vorſatz zum Dichter gemacht; zuerſt ſtudirte er Naturwiſſenſchaften, die er dann aber aufgab. Dieſe Willkürlichkeit geht durch alle ſeine Dichtungen hindurch. Er arbeitet faſt planlos; er ſchachtelt Anekdoten und Epiſoden ein, die ihn gerade im Augenblicke anſprechen, ohne ſich um das Ganze zu kümmern. Er ſpielt mit den Dingen, ſeine Poeſie bekommt ſo den Charakter des willkürlich Gemachten. Oft zieht er im Augenblicke an und

weiß zu intereſſiren, aber ebenſo oft ſtößt er auch wieder ab durch das Willkürliche und Bizarre, was ihm eigen iſt, z. B. in ſeiner „Gräfin Dolores". Der Geſammteindruck ſeiner Dichtungen muß daher zuletzt ein ungünſtiger ſein.

14. Brentano

iſt dagegen gewiß noch talentvoller; er hat eine tiefe und wahrhaft dichteriſche Ader, nur iſt es zu bedauern, daß auch er eine falſche Richtung einſchlug, die ihn zum Diffuſen, Willkürlichen und Sonderbaren geführt hat. Einzelnes von ihm iſt vortrefflich; die „Chronik eines fahrenden Schülers" und „die Geſchichte des Philiſters". Das Luſtſpiel „Ponce de Leon" hat viel Witz, iſt aber doch zu breit. Die „Geſchichte der mehreren Wehmüller" hat er mir ſelbſt vorgeleſen, aber ich habe keinen Geſchmack daran finden können.

Mit beiden, Arnim und Brentano, habe ich im Leben manche perſönliche Berührung gehabt, und ſie fühlten ſich, beſonders in früherer Zeit, durch Manches in meinem Weſen angezogen. Wirklich ſtimmten wir in einigen Punkten überein. Dennoch iſt immer etwas Fremdes zwiſchen uns geblieben, und dichteriſch habe ich mich von beiden ſtets fern gefühlt. Es fehlte ihnen eines, was bei mir von der Poeſie unzertrennlich iſt, der reine und wahre Sinn für die Natur und das Natürliche. Bei ihnen kommt ſie immer als etwas Reflectirtes und Gemachtes heraus; es ſcheint als ſei es ihnen nicht rechter Ernſt mit der Sache, als ſei es ein Spaß. Man hat das Gefühl, als wenn ſie es auch ebenſo gut laſſen könnten.

15. Z. Werner

war auch begabt, aber ein ganz verſchrobenes Talent, das ſich in die verkehrte Richtung immer tiefer hineinarbeitete. Nachdem Goethe ſeinen „Vierundzwanzigſten Februar“ gewiſſermaßen anerkannt hatte, überſchätzte er ſich ſehr. Das beſte Werk iſt „Die Söhne des Thals“ geblieben, obgleich es auch hier an Sonderbarem nicht fehlt. Alles Spätere iſt auf eine verkehrte Weiſe myſtiſch und verworren, und wird dadurch unerträglich. Perſönlich habe ich den ſonderbaren Mann niemals kennen gelernt.

16. Zſchokke.

In meiner Jugend war Zſchokke, der ſelbſt noch ein junger Mann war, ein unermüdlicher Vielſchreiber für Theater und Leihbibliotheken; damals entſtand ſein vielgenannter „Abällino“. Später verwarf er alle ſeine frühern Sachen, den „Abällino“ aber arbeitete er gar in Trochäen um, und ſchickte ihn mir zu. Es iſt aber auch ſo noch ein höchſt ſchlechtes Machwerk. Seine größern Romane ſind ſchwach; aber die kleinere Erzählung iſt ſeine Sphäre. Er erzählt gut und leicht, bisweilen ſogar anmuthig und nicht ohne Humor. Er iſt überhaupt ein leichtes und bewegliches Talent, aber kein tiefes. In den verſchiedenſten Gattungen findet er ſich bis auf einen gewiſſen Punkt zurecht, und weiß es auch dem Publicum recht zu machen. Auch iſt er ja Geſchichtſchreiber. Und wie eifrig ſind nicht eine Zeit lang ſeine „Stunden der Andacht“ geleſen worden! Man wollte es nicht glauben, daß der Verfaſſer dieſes Erbauungsbuches auch den berüchtigten „Abällino“ geſchrieben habe.

17. Hoffmann

war eine merkwürdige Erſcheinung; ein kleines unruhiges Männchen mit dem beweglichſten Mienenſpiel und ſtechenden Augen. Er hatte etwas Unheimliches, und fürchtete ſich zuletzt ſelbſt vor ſeinen eigenen Geſpenſtern. Die Dichtung iſt bei ihm zur Caricatur geworden, und obgleich er manches gut zu erzählen weiß, ſind ſeine Erzählungen doch faſt alle fratzenhaft.

---

18. Immermann.

Immermann's erſtes Auftreten war ein ſehr beſcheidenes; aber er war eine Natur, die in ununterbrochener Entwickelung begriffen war, und bei weiterm Fortſchreiten kam er bald zum Bewußtſein ſeines Werthes. Eine raſche Umwandlung ging mit ihm vor. Es war aber auch wirklich eine höchſt bedeutende und ſtarke Kraft, dies drückte ſich in ſeinem ganzen Weſen aus. Er hatte etwas Entſchiedenes und Männliches. Er urtheilte ſcharf und herbe, ja er konnte ſchroff, bitter und ingrimmig erſcheinen. Kaum hat ſich Jemand mit dem Theater ſoviel beſchäftigt als er. Er dichtete für daſſelbe, ſchrieb darüber, und leitete eine Zeit lang das Theater in Düſſeldorf. Hier machte er allerlei anerkennenswerthe Verſuche, aber mit allem Eifer konnte er die Sache doch nicht halten. Merkwürdig iſt dabei, daß er niemals ein Stück geſchrieben hat, welches ganz bühnengerecht wäre. Kaum eines ſeiner Dramen kann ſo aufgeführt werden wie es iſt. Dies ſah er ſelbſt ein und änderte daher viel, z. B. ſein „Trauerſpiel in Tirol", deſſen erſte Bearbeitung viel Sonderbares enthält; ſo die Geſchichte mit Hofer's Schwert. „Kaiſer Friedrich" iſt zu gedehnt und bleibt wirkungslos. Das beſte iſt wol der erſte Theil des

„Alexis", obgleich auch hierin Manches hart und spröde ist, woran auch sonst seine Verse leiden. Der Epilog „Eudoxia" hat vielen Beifall gefunden; mir ist er immer fremdartig geblieben, und ich habe den gewaltigen Eindruck nicht empfunden, den Andere ihm nachgerühmt haben. Für mich sind auch die Trimeter störend. Wir dachten daran den „Alexis" in Dresden zur Aufführung zu bringen, mußten es aber aus andern Rücksichten aufgeben. In seinen letzten Lebensjahren hat sich Immermann am bedeutendsten entwickelt. Sein „Merlin" ist eigenthümlich und tiefsinnig, und wirklich Ausgezeichnetes hat er im „Münchhausen" geleistet. Dieser übertrifft die „Epigonen" bei weitem, in denen doch auch manches Gute ist. Die Dorfgeschichte ist durchaus vollendet, und im humoristischen Theile ist vieles vortrefflich und von der höchsten Wirkung. Ohne Zweifel ist es der beste Roman unserer neuesten Literatur. Immermann's früher Tod ist sehr zu beklagen; er würde gewiß zu noch viel Höherm gekommen sein.

19. Platen.

Platen hat mich immer kalt gelassen. Seine Verse werden gerühmt, und sie sind auch vortrefflich gebaut, und dafür hat er ein wahres Talent. Aber was er in diesen Versen gibt, ist doch nur mittelmäßig; in so anspruchsvollen Versen vermißt man den tiefern Inhalt am ersten. Aus seiner ganzen Poesie hört man immer die Selbstüberschätzung heraus. Besonders schwach sind seine Dramen; sie sind trocken und dürftig, es fehlt ganz an eigentlicher Composition. Er will sich nach den Alten gebildet haben, und glaubt Shakspeare tadeln zu können, den er gar nicht einmal versteht.

20. Heine.

Welches Reden hat man in der modernen Literatur nicht von Heine gemacht! Seine Bewunderer haben nur ihre Unwiſſenheit gezeigt, daß ſie unſere ältere, wahre, tiefe Literatur nicht kennen. Das beſte, was er geben kann, iſt nichts Neues, es ſind Nachklänge Goethe's in einzelnen ſeiner Lieder. Aber ſonſt welche Suffiſance und gemeine Ironie! Und welche Eintönigkeit! Es iſt immer wieder das alte Lied! Was ſoll man nun gar erſt zu der Armſeligkeit ſeiner Nachahmer ſagen!

---

21. Moderne Literatur.

Die modernen vielbändigen Romane, die jetzt zu Modebüchern geworden ſind, ſind eine unerquickliche Lectüre. In chaotiſchen Maſſen ſieht man die neue und beſſere Form des Romans. In der Regel werden zahlloſe Fäden angeknüpft, und immer wieder von einer andern Seite her. Der Maſſe nach kommen wir auf den Standpunkt der alten Romane, wie „Clariſſa", zurück. Die Geſellſchaft, in der man ſich befindet, iſt meiſtens ſchlecht. Widerwärtig iſt die poſitive Beſſerwiſſerei dieſer modernen Schriftſteller. Ihr Syſtem ſteht ihnen feſt, Alles tadeln ſie, Alles kennen ſie beſſer, Fürſten und Völkern geben ſie Rathſchläge, vor allem will man charakteriſtiſch ſchreiben, und dies führt zu ſonderbaren Verirrungen.

Manche moderne Dichter, welche wirklich Talent haben, verderben es durch die Art der Anwendung. Sie haben beinahe alle eine Neigung zum Ferocen und Atrocen, die in ihren Dichtungen ſich als ein wahrhaft diaboliſcher Zug ausſpricht. Bei allen iſt das frevelhafte Streben, das Göttliche

zu ſich herabzuziehen, ſich ihm gleichzuſtellen, und mit ihm gewiſſermaßen zu fraterniſiren. Auch bei den ſchriftſtellernden und dichteriſchen Frauen findet ſich dies. Einige von ihnen beſitzen eine ſeltene Kraft, und man ſtaunt, wie ſie ſich ſo weit von den Vorbedingungen ihres Geſchlechts haben losmachen können. Neben vielem Unwahren, Verkehrten und Verbrannten gibt es doch auch manchen bedeutenden Zug, aber freilich auch viel Diaboliſches. Der Eindruck dieſer Dichtungen iſt ein widerwärtiger und beleidigender. Das Vorbild ſolcher Frauen iſt George Sand. Ueber manche neueſte Dichtungen dieſer Art muß man ſtaunen; in ihnen wird ausgeſprochen und durchgeſetzt, was Männer in hunderten und aber hunderten von Büchern umſonſt verſucht haben. Unſicher flattern ſie um die Flamme und verſengen ſich die Flügel; aber in dieſen Producten iſt der wahre Glutofen ſelbſt. Auf jeden Fall iſt dieſe ganze Richtung merkwürdig; es kommt hier eine beſtimmte Gedankenreihe zum vollen Durchbruch, und darum muß man auch von ſolchen Büchern Notiz nehmen.

Die Barbarei unſerer Zeit iſt überhaupt groß, Sinn und Verſtändniß für die echte reine Kunſtform iſt verloren gegangen, nur das Maſſenhafte und Rohe gefällt. Die ältere Literatur lernt man erſt durch wiederholtes Leſen kennen, die junge verliert dadurch, und wird zuletzt ganz unerträglich. Hier iſt alles Prätenſion, und was ſchon längſt beſſer geſagt worden iſt, glauben die Verfaſſer zuerſt auszuſprechen. Dabei muß man doch noch die Nothwendigkeit der ſchlechten Literatur anerkennen. Sie wird geleſen, im Augenblicke geſucht, und ſie geht im buchhändleriſchen Sinne; ſie macht daher dem Buchhändler Muth zu Unternehmungen. Ein gutes Buch findet ſelten einen Verleger, aber ein ſchlechtes gewiß; denn dort iſt ein Riſico, hier nicht. Entſchließt ſich

der Buchhändler ein gutes Buch zu verlegen, ſo muß die ſchlechte Literatur den Ausfall decken. So wird ſie zu einer trefflichen Düngmaſſe für die gute, die ohne ſie am Ende überhaupt nicht zum Vorſchein kommen würde.

Es iſt mir ſchon früher die Erſcheinung vorgekommen, daß man den Verſuch gemacht hat, die Poeſie nach dem chriſtlichen Dogma zu meſſen und es in dieſelbe einzuführen. Es waren anerkennenswerthe Talente, ſtille ſtrebſame Charaktere, die von ihrer Ueberzeugung tief durchdrungen waren, und denen jede äußere Abſicht fern lag. Sie ſtanden iſolirt und ſind auf die Literatur ohne Wirkung geblieben. Oft habe ich über die Grundanſicht dieſer Richtung disputirt, habe ſie mir aber trotz aller Verſuche nicht anzueignen vermocht. Ich muß geſtehen, daß mir manches völlig unklar geblieben iſt. Ich habe religiös und praktiſch durchaus nichts gegen ſolche Anſichten an ſich, und will einem Jeden die Meinung, daß ſein Chriſtenthum das beſte ſei, gern laſſen; aber eine rein perſönliche Ueberzeugung dieſer Art kann doch nicht in der Poeſie herrſchen ſollen. Ergibt ſich denn nicht aus der Poeſie ihrer Natur nach die Religion von ſelbſt? Ich kann es nicht billigen, wenn in einem Drama dieſer Art menſchlich edle und natürlich reine Charaktere untergehen müſſen, weil ſie keine Chriſten ſind, und Schurken ſiegen, weil ſie jenen das Chriſtenthum bringen wollen. Die Heiden, die übrig bleiben, haben nun freilich das Chriſtenthum, aber in welcher Weiſe! Kann es ihnen irgend etwas fruchten, wenn ſie es aus den Händen von Böſewichtern bekommen? Es iſt weder dichteriſch noch dramatiſch erlaubt, das Chriſtenthum durch Schurken vertreten zu laſſen, weil man ſeine ſiegreiche Gewalt zeigen will. Die ältern Franzoſen argumentirten gerade umgekehrt; ſie nahmen aus der Reinheit der Naturvölker und der Nichtswürdigkeit der

Chriſten ihre Einwände gegen das Chriſtenthum her. Und wird denn das Heilige durch eine ſolche Behandlung nicht am Ende ſelbſt profanirt?

3. Fremde Literatur.

1. Die Alten.

Die alte Welt, namentlich das Weſen der antiken Tragödie, iſt mir erſt ſpät aufgegangen, nachdem ich aus Göttingen nach Berlin zurückgekehrt war. Ich hatte mir als junger Menſch meine eigene Welt gebildet, die freilich der alten fern lag. Auch blieben mir die wiederholten allgemeinen Anpreiſungen der antiken Größe und Kunſt, die ich auf der Schule immer wieder hören mußte, unverſtändlich. So verſtand ich die Grandioſität des Aeſchylus damals gar nicht.

Am frühſten hat mich die „Odyſſee" entzückt, die ich ſchon als Knabe in meiner Weiſe las, und nicht genug leſen konnte. Ich habe ſie immer für eins der wunderbarſten Erzeugniſſe des dichtenden Geiſtes gehalten. Sie iſt ein wahres Wunderwerk, wie es keine Literatur zum zweiten Male beſitzt. Ich ſtelle ſie auch bei weitem höher als die „Ilias". Die höchſte Kunſt zeigt ſich in den Epiſoden, und wahrhaft dichteriſch offenbart ſich die Welt des Wunders. Welch unerſchöpflicher Reichthum des Lebens und der Bewegung iſt nicht darin, welch eine Fülle der Geſtalten und Situationen! Alles iſt ſo anſchaulich und voller Leben, und dieſe Kämpfe und Abenteuer ſpannen und intereſſiren uns. Es lebt darin ein reiner und tiefer Sinn für die Natur, und mächtig ergreifend iſt die Schilderung ihrer Erſcheinungen. Mit dem Gewaltigen, ja Furchtbaren verbindet ſich dann auch das

Rührende und Empfindungsvolle. Wie rührend iſt es nicht, wenn Odyſſeus in ſein Haus zurückkehrt, und der treue Hund ihn zuerſt erkennt!

Am liebſten habe ich nachher den Euripides geleſen, den ich eine Zeit lang wol meinen Lieblingsdichter nennen konnte. Er ſteht der modernen Empfindungsweiſe näher als die andern. Man ſagt ſeine Charaktere ſeien manierirt und rhetoriſch. Das ſind ſie aber doch nicht überall, oft ſind ſie ſogar trefflich, und ſtehen in der ſchönſten Weiſe zwiſchen Tragik und Humor lebensvoll in der Mitte, z. B. Hercules in der „Alceſte" und Pentheus in den „Bacchen". Beides ſind treffliche Stücke. Andere Charaktere haben wirklich etwas Zartes. Wie edel iſt nicht „Iphigenia in Tauris" gehalten! Auch der „Hippolytus" iſt ein gutes Stück. Wie in den Charakteren ſteht uns auch im Plan und in der Verwickelung ſeiner Tragödien Euripides näher. Die im Anfange immer wiederkehrenden Monologe ſind als Expoſition im Sinn und Charakter des Chors zu betrachten. Der Chor ſelbſt erſcheint freilich geſunken. In das verdammende Urtheil über Euripides, welches ſeit den Schlegel oft wiederholt worden iſt, habe ich nie einſtimmen können.

Man hat noch nicht genug Aufmerkſamkeit darauf gewendet, wie ſich die Idee des Göttlichen bei den griechiſchen Tragikern entwickelte. Seit Aeſchylus hat ſie ſich in kurzer Zeit bedeutend verändert. Welcher titanenhafte Trotz gegen das Göttliche iſt nicht bei dieſem im „Prometheus", an den man nur durch Schiller's „Räuber" wieder erinnert wird. Seinen Zeus ſtellt er widerwärtig, man könnte ſagen faſt bösartig dar; er ſchildert ihn mit einer directen Ironie. Welch ein gewaltiger Geiſt mußte es nicht ſein, der es wagen konnte, die überlieferten Götter des Volkes ſo zu behandeln! Und dann wieder, wenn man mit dem „Prometheus" die „Perſer"

vergleicht, wie unendlich verſchieden iſt er nicht in beiden! Ganz anders zeigt ſich gleich darauf Sophokles. Im „Oedipus auf Kolonos" iſt, den Fluch gegen den Sohn ausgenommen, Alles Verſöhnung. Oedipus ſelbſt erſcheint verſöhnt, gereinigt, großartig. Es iſt in dieſem Stücke eine Ahnung des Chriſtlichen. Dieſe gibt ſich beinahe überall in den Chören kund, wo in der heiligen Reſignation die Verſöhnung hervortritt. In Sophokles ſelbſt lebt ein Geiſt, der dem Chriſtenthume verwandt iſt. Anders iſt es mit Euripides, deſſen Götter unleugbar viel tiefer ſtehen, und menſchlichen Leidenſchaften unterworfen ſind.

Neulich habe ich wieder einmal den „Lucian" geleſen. Ganz anders iſt der Eindruck, den ich jetzt davon habe, als vor Jahren, wo ich ihn zuletzt las Ich kann mit dieſem Witze nicht mehr übereinſtimmen. Iſt es Scherz oder Ernſt, man weiß es nicht. Er erſcheint mir willkürlich, ohne feſten Inhalt, bisweilen ſcurril. Lucian iſt überſättigt. Ebenſo iſt mir Petronius zuwider, beide ſind blaſirt. Aber Niemand iſt weniger für den Witz gemacht als der Blaſirte, und doch drängen ſich gerade dieſe auch heute dazu, als wenn ſie allein dafür berufen wären. Die innere Zerriſſenheit macht nicht den Witz; es gehört dazu ein in ſich befriedigtes, ruhiges und heiteres Gemüth, aus dieſem allein kann der wahre Witz kommen.

---

2. Dante

iſt ein wahrhaft großer Dichter. Vieles in ſeiner „Hölle" iſt erhaben, gewaltig und bis zur Vernichtung erſchütternd. Aber mich ſtört ſein theologiſches und philoſophiſches Syſtem, ſo tiefſinnig es auch ſein mag, im Gedichte. Es ſtieß

mich ab, wenn mich anderes ergriff. Ich kann ſagen, Dante iſt mir ſtets nah und fern zugleich geweſen.

3. Camoens

ziehe ich den großen italieniſchen epiſchen Dichtern vor; ich habe ſein Gedicht immer mit hoher Bewunderung betrachtet. Mit Recht ſind die Portugieſen auf dieſes nationale Werk ſtolz. Niemals wieder in neuerer Zeit haben ſich in einem epiſchen Gedichte wahre Poeſie und Geſchichte ſo verbunden. Es enthält zugleich in gewiſſem Sinne die Geſchichte Portugals. Hier zeigt ſich Camoens als hohen Meiſter in der Epiſode. Wie herrlich iſt nicht z. B. die von der Ines de Caſtro.

4. Shakſpeare.

Shakſpeare ſelbſt war ſich der ganzen Gewalt ſeines Genius gewiß nicht bewußt, und eben darum weil er ſtill und abſichtslos dichtete, weil er nicht anders konnte, war er ſo groß. Dieſe Unbefangenheit war ſeine Natur und Größe. Seine Entwickelung iſt offenbar eine ſehr normale geweſen; von ſchwächern Anfängen iſt er zum Großartigen, ja zum Koloſſalen fortgeſchritten. Seine Zeitgenoſſen erkannten ihn ſchwerlich ſo, wie wir; er wird wol ehrenvoll genannt, aber ohne ihn weſentlich von Andern zu unterſcheiden, deren Namen jetzt kaum noch bekannt ſind. Wie bei ihm, ſo iſt es überhaupt ſchwer zu ſagen, wo in der Seele des Dichters die unmittelbare Begeiſterung aufhört und das bewußte Schaffen anfängt. Aus eigener Erfahrung kann ich wol ſagen, daß es für den Dichter ſelbſt das Beſte iſt, nicht zu viel darüber zu grübeln; dies kann die Productionskraft nur ſchwächen.

Ich habe Shakſpeare's Stücke ſtets in zwei Claſſen getheilt, die wohl von einander zu ſcheiden ſind, da der Dichter in beiden keineswegs in derſelben Weiſe auftritt, nämlich in hiſtoriſche und mythiſche. Dort iſt er epiſch breiter, er läßt ſich mehr gehen und iſt mitunter ſogar gedehnt, was man in den übrigen Dramen nie findet. So zum Beiſpiel in den Heinrichen.

Eigentlich iſt nur der erſte Theil von „Heinrich IV." dramatiſch concentrirt, der zweite hat ganz entſchiedene Längen; hier iſt die Gefangennehmung der Rebellen durch Lancaſter geradezu breit, ganz gegen Shakſpeare's ſonſtige Art. Auffallend iſt auch die Umwandlung, die mit Falſtaff's Charakter vor ſich geht. Im Vergleich mit der Weiſe, wie er im erſten Theile geſchildert wird, iſt er ſehr geſunken. Die Ritterlichkeit, die er dort wenigſtens in einem gewiſſen Schein zu bewahren ſucht, iſt ganz verſchwunden, er ſteht dem Prinzen ferner, und hat weniger Witz aber viel mehr Gemeinheit. Auch ſind die Scenen mit den Rekruten und mit Dorchen weit ausgeführt. Ich habe immer vermuthet, daß dieſer Falſtaff überhaupt noch manche Umwandlung anderer Art durch den Dichter erfahren habe. In einem der älteſten Drucke „Heinrich's IV." heißt er Oldcaſtle; dies war aber ein Märtyrer und Heiliger der Wicleffiten aus der Zeit Heinrich's V., und ſein Name galt auch bei den Puritanern etwas. Offenbar war der Dichter kein Freund der finſtern Puritaner, die ſchon unter Eliſabeth hervorzutreten anfingen. Gewiß belegte er zuerſt nicht ohne ſatiriſche Abſicht den leichtfertigen und ausſchweifenden alten Geſellſchafter des Prinzen mit dem Namen des puritaniſchen Heiligen. Dies mußte die ſtrenge Partei gegen ihn aufbringen, und um ſie zu beſchwichtigen, nannte er ihn ſpäter Falſtaff; aber durch Zufall und Unachtſamkeit iſt der erſte Name nicht überall getilgt worden.

Ebenſo glaube ich, daß Shakſpeare, um jene Partei zufrieden zu ſtellen, das Schauſpiel „Oldcaſtle“ ſchrieb, das man ihm ganz mit Unrecht abſpricht. Hier macht er Oldcaſtle ſelbſt zum Helden, und behandelt in ernſter Weiſe den erſten Theil ſeines Lebens.

Dieſelbe epiſche Breite wie in „Heinrich IV.“ findet ſich dann noch beſonders in „Heinrich V.“, wo der Dichter ſogar den erzählenden Chor zwiſchen die einzelnen Acte eingeſchaltet hat. Ebenfalls epiſch, doch wieder in anderer Weiſe, ſind die Bürgerkriege in „Heinrich VI.“ gehalten.

Das gewaltigſte unter allen hiſtoriſchen Stücken, und der gewaltigſte Charakter bleibt aber „Richard III.“, eine der koloſſalſten Conceptionen, welche jemals in der Poeſie vorgekommen ſind. In ſeiner Weiſe iſt er vollkommen abgeſchloſſen und durchgebildet. Es iſt der Charakter des vollendeten Egoismus, und ſo ſteht er in einſamer Furchtbarkeit über der gewöhnlichen Welt; für ihn gibt es kein Gut und Böſe mehr. Er verachtet die Menſchen tief, aber die Erbärmlichkeit ſeiner Umgebung, aus welcher er furchtbar emporragt, beſtätigt ihn in dieſer Verachtung. Man ſchmeichelt ihm, man kriecht vor ihm, oder ſucht ihn mindeſtens zu gebrauchen. Aber eben dadurch macht er alle von ſich abhängig, und beherrſcht und vernichtet zuletzt alle. In dieſer dämoniſchen Gewalt hat Napoleon's Charakter eine große Aehnlichkeit mit dem ſeinen. Aber neben dem furchtbar Abſchreckenden beſitzt er gewinnende Eigenſchaften, die mit faſt zauberhafter Gewalt auf die Menſchen wirken. In einem ſolchen Maße iſt ihm die höchſte Macht der Rede eigen, die denkbar iſt; wie könnte er ſonſt die freilich ſchwache und eitle Anna gewinnen? Er, bei ſeiner Beſchaffenheit, und unter dieſen Umſtänden? Er ſelbſt wundert ſich und ſpottet darüber, daß es ihm gelingen konnte! Nur einmal regt ſich bei ihm

das Gewiſſen. Es war nothwendig ihn auch in einem ſolchen Momente zu zeigen, weil wir ſonſt den Menſchen in ihm nicht mehr erkennen würden. Man hat den Monolog, mit dem das Stück beginnt, auffallend gefunden. Das kann ſo ſcheinen, wenn man es ganz für ſich auffaßt; man muß es aber im engen Zuſammenhange mit Heinrich VI. betrachten, an deſſen letzte Scenen es ſich ſogleich anſchließt.

Gegen die Motivirung der heißen und übereilten Liebe in „Romeo und Julie" hat man Zweifel erhoben; ich glaube man hat ſie ſich etwa ſo zu denken: Julie iſt jung, Italienerin, ſie hat heißes Blut, und iſt bisher eingezogen gehalten worden. Die Mutter ſteht ihr fern, der Vater ſtreng gegenüber. In dieſer Häuslichkeit bleibt ſie meiſtens der Erziehung der Amme überlaſſen, mit der ſie ſtets zuſammen iſt, und deren Einfluß kein günſtiger ſein kann, denn ſie iſt eine gewöhnliche, ſinnliche Perſon, deren zweideutige Reden natürlich auf Juliens Phantaſie einwirken müſſen. Sie ſehnt ſich nach Freiheit, und innerlich iſt längſt in ihr eine ſolche Leidenſchaft vorbereitet, als ihr Romeo begegnet.

Shakſpeare's Luſtſpiele tragen alle mehr oder weniger den Charakter des Märchens an ſich; nur die „Widerbellerin" nicht, wo alles ſchlicht und bürgerlich hergeht. Einer frühen Zeit gehören gewiß „Die beiden Veroneſer" an; hier findet ſich nur eine directe Komik, noch nicht die Ironie.

In der Ironie iſt Shakſpeare Meiſter. Ob ſie bei ihm bewußt oder unbewußt war, iſt ſchwer zu ſagen; es iſt dies ein tiefes Seelengeheimniß, in das nicht einzudringen iſt, aber faſt in allen ſeinen Charakteren und Verwickelungen tritt ſie hervor. Wenn Romeo verliebt in Roſalinde auftritt, um gleich darauf jene gewaltige Leidenſchaft für Julie zu faſſen, ſo deutet dies allerdings ſeine Seelenſtimmung und Dispoſition für dieſe Liebe an, aber in dieſer Zuſammen-

ſtellung liegt doch entſchieden eine Ironie. Wenn der Mönch, um Schlimmeres zu verhüten, die Trauung beſchleunigt, und dadurch ſchwerere Verwickelungen herbeiführt, die ihn nun nöthigen, zu dem Schlaftrunke zu greifen, ſo iſt das wiederum Ironie; ebenſo, wenn durch den Scheintod, der in der beſten Meinung veranlaßt iſt, der wirkliche Tod Romeo's, und endlich auch Juliens herbeigeführt wird. Dies löſt ſich wiederum auf, indem ſich nun die ſtreitenden Familien über den Leichen ihrer Kinder verſöhnen.

Wenn in „Heinrich IV." Percy, der Führer der Verſchwörung, ſeine Bundesgenoſſen beleidigt, und durch verkehrten Ungeſtüm ſein eigenes Werk zerſtört, ſo behandelt der Dichter den Helden, den er ſonſt ſo bedeutend ausgeſtattet hat, ironiſch. Ironiſch ſteht auch der Prinz ſeinen Spießgeſellen gegenüber, und daß dies der Fall ſei, merkt keiner von ihnen, auch der gewitzigte Falſtaff nicht. Eine ſehr tiefe Ironie liegt in der Scene, wo der Prinz am Sterbebette ſeines Vaters ſich die Krone voreilig aufs Haupt ſetzt. Allerdings ſpricht der Dichter darin auf das erſchütterndſte die Nemeſis aus. So faßt es auch Heinrich IV. ſelbſt auf; aber auch in dieſer Stimmung verſöhnt er ſich wieder mit dem Thun des Sohnes auf deſſen keineswegs beſonders tiefe Gegenrede, weil es ihm jetzt klar wird, daß er auch eine Anlage zum Herrſchen in ſich trage, was er vorher nie geglaubt hatte. Nun erſt hält er ſein Werk für geſichert und kann ruhig ſterben.

Auch Brutus iſt ironiſch gehalten; er iſt ein trefflicher, edler, reiner und gebildeter Mann, der nur das Beſte will, aber politiſch iſt er blind und ſchwach. Er erkennt nicht, daß Roms einziges Heil, wie es damals war, in Cäſar lag, und mordet ihn, um Rom zu retten; und da er die Revolution losgelaſſen hat, iſt er zu weich, zu menſch-

lich, um ſie conſequent durchzuführen. Caſſius iſt ein ſchlechterer Menſch, aber ein beſſerer Politiker; er würde die Sache ganz anders geleitet haben.

Ebenſo ſteht es mit Coriolan. Er iſt Held durch und durch, und der Retter des Vaterlandes. Aber er geht hin in blinder Wuth das Vaterland, das er gerettet hat, ſelbſt zu verderben. Und wiederum in demſelben Augenblicke, wo es nun in ſeine Hand gegeben iſt, weicht er vor ſeinem eigenen Werke zurück, und gibt den Bitten der Mutter nach.

Kaum iſt der Held eines andern Stücks vom Dichter mit mehr Ironie behandelt worden als Hamlet. Der Geiſt ſeines Vaters kehrt wieder, um ihn zur That der Rache aufzufordern. Statt zu handeln, fingirt er Wahnſinn, durch dieſe Erſcheinung faſt bis zum wirklichen Wahnſinn aufgeregt, um auf dieſe Weiſe den Gegner zu erforſchen, und ſich zu überzeugen, ob der Geiſt, der ihn ſoeben noch bis in die Tiefen ſeines Weſens erſchütterte, in der That die Wahrheit geſagt habe. Da er ſo nicht zum Ziele kommt, verfällt er auf das Mittel mit dem Schauſpiele. Nach der Wirkung deſſelben kann er keinen Augenblick mehr darüber im Zweifel ſein, daß der König der Mörder ſeines Vaters ſei; auch darüber nicht, daß der König, ſobald er dieſe Ueberzeugung bei ihm vorausſetzen muß, ihn ſelbſt nicht länger leben laſſen kann. Seine eigene Lage fordert ihn zum Handeln auf, denn ſeine Stellung iſt eine unwürdige. Er iſt der Erbe der Krone, und ſein Oheim ein offenkundiger Uſurpator, der ihn verdrängt hat. Die Gelegenheit zur That, die ſich ihm darbietet, als er den König im Gebete trifft, läßt er vorübergehen, und in dem darauf folgenden Geſpräche mit der Königin handelt er allerdings, aber übereilt, und nun trifft er den Unſchuldigen ſtatt des Schuldigen, den überdienſtfertigen

Polonius. Auch das ist Ironie. Nachdem der Plan des Königs wider Hamlet's Leben mislungen ist, läßt er sich zu jenem Zweikampf verleiten, der nun fast wider seinen Willen das herbeiführt, was er ursprünglich wollte. Meistens wird dieser Zweikampf ganz falsch verstanden. Nach P. A. Wolff's Aenderung entreißt Hamlet das vergiftete Rapier dem Laertes mit den Worten: „Ist das ritterlich?" Aber ist es denkbar, daß sich Laertes diese Waffe werde entreißen lassen, deren Wirkung er kennt? Ich denke es mir so: Im Hintergrunde der Bühne steht ein Tisch, auf diesem liegen die Rapiere. Die Kämpfenden ergreifen sie, machen einen Gang miteinander, und legen sie dann dort wiederum nieder. Dies wiederholt sich mehrere Male. Die Pausen des Kampfes werden durch die Gespräche gefüllt. Hier läßt der König durch Osrik, oder irgendeinen andern der Hofleute, die Rapiere unbemerkt vertauschen, sodaß nun das vergiftete auf Hamlet's Seite zu liegen kommt und von diesem ergriffen wird. Denn der König, der sich überall als Mann von Consequenz zeigt, kann auch Laertes nicht leben lassen, der soeben noch an der Spitze eines Rebellenhaufens stand, und außerdem ja den ganzen Plan kennt, der gegen Hamlet angelegt ist. Das gerade Gegenbild Hamlet's ist Fortinbras, der Erbe des Reichs. Die Ironie, welche in der ganzen Tragödie herrscht, hat weder Schröder noch auch Goethe erkannt, sonst hätte dieser nicht eine solche Bearbeitung vorschlagen können, wie er es im „Wilhelm Meister" thut.

„Hamlet" ist überhaupt eines der wunderbarsten Stücke, von einem nicht auszudenkenden Tiefsinn. Je mehr man es studirt und sich damit vertraut macht, je mehr findet man, daß der Dichter uns immer neue Räthsel aufgibt. Hamlet's Charakter selbst ist das größte Räthsel. Die entgegengesetztesten Eigenschaften sind hier zu einem Ganzen verbun-

den. Gewiß iſt er kein Held im gewöhnlichen Sinne des Worts, aber ebenſo wenig nur reflectirt, oder nur melancholiſch, oder nur edel, oder nur witzig und geiſtreich. Mit welcher ſchlauen und kalten Berechnung beſeitigt er nicht Roſenkranz und Güldenſtern, und über das Gelingen ſeiner Liſt äußert er eine hämiſche Freude. In der nächtlichen Unterredung mit der Mutter erſcheint er mitunter roh, und dann hat er wieder Augenblicke reinſter menſchlicher Weichheit und edler Erhebung.

Auch ſein Wahnſinn iſt ſchwer aufzufaſſen. Iſt er durch die furchtbare Erſcheinung des Vaters wirklich wahnſinnig geworden, oder iſt es nur ein erheuchelter Wahnſinn? Es ſcheint beides, und der Gedanke, ſich wahnſinnig zu ſtellen, ſcheint ſelbſt ſchon die Folge eines gewiſſen Irrſinns zu ſein. Höchſt räthſelhaft iſt darum der Schluß des erſten Acts. Will Hamlet ſchon den Horatio glauben machen, er ſei wirklich wahnſinnig? Weshalb die Wiederholung des Schwurs? Und warum wiederholt der Geiſt ſelbſt jenen Zuruf: „Schwört"? Ganz verkehrt werden hier in der Regel Hamlet's bekannte Worte: „Es gibt mehr Dinge zwiſchen Himmel und Erde" u. ſ. w. verſtanden. Man pflegt ſie auf die Erſcheinung des Geiſtes zu beziehen, aber wie iſt das möglich? Wie kann Hamlet zu Horatio und ſeinen Gefährten ſo ſprechen? Sie haben ja den Geiſt früher geſehen als er, und ihn davon erſt benachrichtigt. Es iſt eine Hindeutung auf das, was Hamlet durch den Geiſt erfahren hat, daß ſein Vater wirklich durch Meuchelmord gefallen iſt.

Auch der berühmte Monolog „Sein oder Nichtſein" wird ſtets misverſtanden. Man denkt an einen Selbſtmord Hamlet's. Aber nicht davon ſpricht er; welche Veranlaſſung hätte er auch jetzt, wo ihn Alles zum Handeln auffordert, ſich das Leben zu nehmen? Es ſind Betrachtungen, auf die ihn

die That hinführt, die er vollziehen ſoll. An einen möglichen Verluſt des Lebens denkt er, und grübelt wieder ſtatt zu handeln. Auch in dieſem Monolog iſt Manches dunkel. Wie kann Hamlet von jenem unentdeckten Lande ſprechen, von deß Bezirk kein Wanderer wiederkehrt? Iſt ihm nicht der Geiſt ſeines Vaters wiedergekehrt, um ihm ein ſchweres Geheimniß zu entdecken? Und hat er ihm nicht Andeutungen ſeines Zuſtandes gemacht?

Der König iſt übrigens nicht ſo elend, als Hamlet ihn darſtellt. Er iſt herrſchſüchtig, ſinnlich und ſchwelgeriſch, aber nicht ohne Kraft. Seine Leidenſchaften machen ihn endlich zum Verräther, Thronräuber und Brudermörder, und nun treiben ihn ſeine Verbrechen vorwärts. Seinem Charakter gemäß weiß er die Mittel zu wählen, und er weiß zu handeln. Er hat Entſchloſſenheit, und iſt ſogar nicht ohne eine gewiſſe Würde. Im Augenblicke der Gefahr tritt er Laertes und dem Rebellenhaufen allein entgegen, im Vertrauen auf das Uebergewicht der Majeſtät; und er beſchwichtigt ſie wirklich. Auch kann es ihm nicht an glänzenden und beſtechenden Eigenſchaften fehlen; wie konnte er ſonſt die Frau jenes Heldenkönigs verführen? Auch Laertes ſteht im Gegenſatze zu Hamlet. Obgleich er tief unter dieſem ſteht, und das Unglück ſeiner Familie durch den König unmittelbar gar nicht veranlaßt worden iſt, ſo iſt er doch gleich damit bei der Hand, eine Meuterei anzuſtiften. Hamlet, der das Recht auf ſeiner Seite hat, den das Unglück des Landes und eine wunderbare Mahnung zum Handeln auffordern, kann nicht dazu kommen.

Dem „Hamlet" iſt in gewiſſem Sinne der „Lear" entgegengeſetzt. Dort wirkt alles retardirend, immer wieder wird die Handlung von ihrem Ziele abgelenkt. Hier überſtürzt ſich Alles, und drängt mit faſt wahnſinniger Haſt zum

Untergange hin. Lear erſcheint ſchon gleich im Anfange ſchwachſinnig. Er mißt die Liebe ſeiner Töchter zu ihm nach den Verſicherungen, die ſie im Augenblicke vorzubringen wiſſen, und davon macht er die Theilung des Landes abhängig! Er verſtößt Cordelia, weil ſie eine ſolche Verſicherung nicht geben will; und auch ſie erſcheint herbe, da ſie ſich lieber vertreiben läßt, als daß ſie ihren ſchwachen Vater mit einem Worte zufriedenſtellt. Endlich verdirbt Kent durch ſeine wohlgemeinte, aber unzeitige und übertriebene Hitze Alles, und mit ihm verſtößt der König ſeinen einzigen treuen und kräftigen Rathgeber. Denn der Narr erkennt nur das aberwitzige Thun des Königs, aber er kann nicht helfen.

Auch Macbeth hat etwas von der Ironie. Es iſt eine urſprünglich kräftige und edle Natur; ſo auch Lady Macbeth. Aber die Trugbilder ihres Ehrgeizes treiben ſie zum Verbrechen, und als ſie nun die Krone haben, ſind ſie ihr nicht gewachſen, und erliegen unter der Schwere ihres Frevels.

Im „Kaufmann von Venedig" iſt es eine Ironie, wenn die Gnade der Chriſten, die Shylock gewährt wird, ſich darin äußert, daß man ihn zwingt, ſich taufen zu laſſen. So auch in „Was ihr wollt", wo ein unbedeutender junger Menſch, wie Sebaſtian, ein glänzendes Glück macht und die vielumworbene Olivia heirathet, nur weil er mit ſeiner Schweſter Aehnlichkeit hat. Das Alles iſt ironiſch, und ſo überall bei Shakſpeare, man mag hingreifen wo man will. Das gibt ſeinen Charakteren eben das Anſchauliche und Begreifliche, und dadurch ſind ſie wirkliche Menſchen.

---

5. Ben Jonſon

iſt der gerade Gegenſatz zu Shakſpeare, und geht umgekehrt wie dieſer zu Werke; er iſt ein ſteifer und gelehrter Dichter.

Shakſpeare gibt uns wirkliche Menſchen, Ben Jonſon hat nur Typen, die zuletzt allegoriſch werden, und jeden Zug des Menſchlichen verlieren. Er iſt witzig und ſcharf, er combinirt mit ungemeinem Verſtande, und weiß alle Möglichkeiten zu erſchöpfen. Hierin muß man ihn bewundern, und das habe ich ſtets gethan. Und doch hat er wieder etwas Gehäſſiges; er zieht zugleich an und ſtößt ab. Widerwärtig iſt er in ſeinem „Poetaſter". Sein beſtes Stück iſt der „Volpone", und dann „Epicoene".

6. Alfieri

iſt, ſo viel er auch geſchrieben hat, doch nur ein gemachter Dichter, wie es auch ſeine franzöſiſchen Vorbilder ſind, nach denen er gearbeitet hat. Er iſt finſter, ſtarr und gewaltſam, und hat darin eine gewiſſe Aehnlichkeit mit Klinger. Er thut ſich auf ſeinen Lakonismus viel zu Gute, und wird dadurch zuletzt wirklich unerträglich.

7. Goldoni

hat in ſeinen Familiengemälden und der Neigung, häusliche Zuſtände darzuſtellen, einen deutſchen Zug. Das italieniſche Leben ſchildert er aber in der That vortrefflich, und als Charakterzeichner iſt er nicht genug anzuerkennen, z. B. in ſeinen „Inamorati". Unübertrefflich iſt ſein gutmüthiger Polterer, und dieſem ließe ſich noch mancher andere Charakter an die Seite ſtellen. Auf jeden Fall ſteht er darin, wie überhaupt in der Schilderung häuslicher Zuſtände, weit über Iffland. Ich habe ſeine Komödien immer mit dem größten Vergnügen geleſen. Auch von den Italienern wird er in hohem Grade anerkannt, während Gozzi, der doch

auch ein bedeutendes Talent iſt, trotz der Fülle ſeiner Phantaſie heutiges Tages kaum noch geleſen wird.

---

8. Rouſſeau

lernte ich als junger Menſch zufällig auf einer Harzreiſe im Jahre 1792 kennen. In einem Wirthshauſe fand ich die „Neue Heloiſe". Ich war von der Darſtellung, von der Glut der Leidenſchaft in der erſten Hälfte entzückt. Aber bald kam die Abkühlung. Die zweite Hälfte und den Ausgang fand ich höchſt matt, und warf endlich das Buch unwillig fort. Seitdem war ich mit Rouſſeau abgefunden.

---

9. Byron.

Eine höchſt merkwürdige Natur iſt Byron. Man hat Recht, ſeine große dichteriſche Kraft anzuerkennen, aber ſie iſt durchaus einſeitig, und es iſt viel Falſches und Verkehrtes dabei. Er iſt eigentlich der Urvater unſers ganzen eiteln, modernen Poetenthums. Er iſt in ſeinem Unglücke ſo voller Abſicht und Selbſtbewußtſein; ſein Weltſchmerz, mit dem er ſich ſo viel zu thun macht, wird affectirt und verzerrt; überall drängt er ſich eitel in den Vordergrund. Ich halte „Child Harold" für die gelungenſte ſeiner Dichtungen; beſonders iſt der Anfang vortrefflich. Sonſt ſind alle ſeine Erzählungen viel zu lang, dunkel, ſchwierig und eintönig. Höchſt ſchwach ſind ſeine Dramen; er hat von der Natur des Dramatiſchen gar keinen Begriff. Und wie urtheilt er dabei über Shakſpeare! Ebenſo ſonderbar iſt ſeine Anſicht von dem nüchternen Pope, den er auf eine übertriebene Weiſe hervorhebt.

---

10. Walter Scott

beſitzt eine große Fähigkeit der Schilderung und Darſtellung, er weiß die Dinge im Einzelnen anſchaulich zu machen, und darin liegt ſeine große Wirkung. Es fehlt ihm nur wenig um ein wahrer Dichter zu ſein; aber dieſes Wenige reicht gerade hin, um ihn von der höchſten Stufe auszuſchließen. Unter ſeinen Romanen ſtelle ich den früheſten „Waverley" am höchſten. Seine epiſchen Sachen ſind ſchwach.

---

4. Theater.

Die Einrichtung der alten Bühne iſt für mich immer noch dunkel, ſo viel auch darüber geſprochen und geſtritten worden iſt. Wir haben den ſchönen Verſuch gemacht, die antike Tragödie bei uns herzuſtellen, aber dabei iſt erſt recht klar geworden, wie Vieles hier für uns räthſelhaft und unbegreiflich iſt. Gewiß hat man damals Mittel gehabt, in großen Räumen und auf große Maſſen gewaltig zu wirken.

Ich habe immer eine große Vorliebe für die alte engliſche Bühne gehabt, und ich glaube, daß ſie höchſt zweckmäßig eingerichtet war. Sie war nicht tief, aber breit. Dadurch, daß ſich die Figuren auf einem nicht zu tiefen Hintergrunde bewegen, bekommt das Zuſammenſpiel eine ganz andere Haltung und Einheit. Die Decorationen waren die einfachſten, und man ſpielte am Tage; das iſt ein großer Vorzug. Als ich nach Berlin zurückgekehrt war, habe ich mich eine Zeit lang mit dem Gedanken beſchäftigt, daß man nach dem Vorbilde der altengliſchen Bühne ein Theater, etwa im Thiergarten, aufſchlagen könne. Zunächſt hätte es nur

für Shakſpeare'ſche Stücke ſein ſollen, und ich bin überzeugt, daß der Verſuch gelungen wäre. In dem Lichte des Tages würde Alles einfacher und natürlicher erſcheinen; freilich hätte es nicht etwa von vorn, ſondern durch eine Oeffnung von oben her auf die Bühne fallen müſſen.

Unſere gewöhnliche Bühne hat viele Mängel; ſie iſt vor allem zu tief und zu hoch. Die großen Häuſer ſind der Verderb des Schauſpiels. Wie ſoll ſelbſt ein bedeutender Schauſpieler den Raum füllen, wenn der Schall ſeiner Stimme nicht geſammelt wird, ſondern in dem tiefen Hintergrunde und nach oben hin verhallt? Das Mienenſpiel, alle ſeine Nüancen bleiben unbemerkt, und der Schauſpieler muß in dieſen weiten Räumen verloren gehen. Das eigentliche Schauſpiel iſt nur auf ein mäßiges Haus berechnet, und nur hier kann die tragiſche Kunſt zur vollen Wirkung kommen. Auch iſt die Beleuchtung viel zu hell. Von zahlloſen Oellampen iſt man jetzt gar zum Gas gekommen. Das geht über den milden Schein des Tages weit hinaus. Nun erſcheint Alles in einem grellen und übertriebenen Lichte, und daraus ergeben ſich wieder andere Uebelſtände; Alles wird unnatürlich. Die Täuſchung, welche die Bühne will, kann ein ſolches Licht nicht vertragen. Damit hängt auch der übermäßige Prunk in Coſtümen, Decorationen und Maſchinerien zuſammen; er gehört auch zum Verderb der Bühne. Aber das iſt jetzt eine Nothwendigkeit für ſie geworden, ſie kann ohne das nicht mehr beſtehen, und Bühne und Publicum ruiniren ſich gegenſeitig. Mit wie einfachen Mitteln und einfachen Coſtümen ſpielte man nicht früher, als man das ſogenannte hiſtoriſch getreue Coſtüm noch nicht kannte! Für das wirkliche Spiel iſt damit gar nichts gewonnen, und die Aufmerkſamkeit wird auf Nebendinge hingeleitet.

Dieſe erdrückende Pracht iſt eine Folge davon, daß in

neuerer Zeit unſere größern Bühnen faſt alle zu Hoftheatern geworden ſind; ſie ſind nun Anſtalten eines nothwendigen Luxus. Die Kunſt im Ganzen war beſſer daran, als die Schauſpieler unter ihren Principalen und Directoren ſtanden, und man ſie noch nicht als lebenslänglich angeſtellte Beamte anſah. Das berliner Theater hat unbezweifelt ſeine beſte Zeit unter Engel's Leitung gehabt, deſſen Verdienſte man anerkennen muß. Er hatte Urtheil und Einſicht in die Sache, er ſtand mit den Schauſpielern gleich, und gab ſich mit ihrer Bildung und dem Einſtudiren der Stücke große Mühe. Als Friedrich Wilhelm II. damals zuerſt jährlich eine kleine Summe für das Theater ausſetzte, wurde das von allen Kunſtfreunden mit Jubel begrüßt, als der Anfang einer neuen Periode. Man kann aber ohne Uebertreibung ſagen, daß damit das Sinken des Theaters begonnen hat. Die Komödianten fingen an ſicher und träge zu werden. Seit jener Zeit ſind die königlichen Zuſchüſſe alljährlich gewachſen; jetzt kann das Theater ohne ſie gar nicht mehr beſtehen, und was wird damit erreicht?

Bühne und Schauſpielkunſt befinden ſich bei uns in tiefem Verfall; überall herrſcht Naturalismus Roheit oder Verbildung. Große Künſtler haben wir gar nicht mehr. Ein ſolcher war Fleck. Er war einer der größten inſtinctiven Schauſpieler, die es je gegeben haben mag. Alles kam bei ihm aus einer tiefen Begeiſterung und ſchöpferiſchen Phantaſie hervor; wenn ſie ihn ganz erfüllte und beherrſchte, konnte er gar nicht anders als gewaltig und erſchütternd wirken. Er war ſelbſt eine große und dichteriſche Natur. Aber er wurde ſchwach, ſobald er zu reflectiren anfing, oder überwiegend mit Hülfe des Verſtandes darſtellen wollte; er ſpielte dann auch nicht gut. Darum wollte ihm der Odoardo in der „Emilia Galotti" nicht gelingen; es lag in

dieſer Rolle zu viel Berechnetes für ihn. Die kühnen, gewaltſamen und oft ſcheinbar unerklärlichen Uebergänge der Leidenſchaft, die wunderbaren Combinationen der Phantaſie, die ſeltſame Miſchung der Tragik und des Humors, die das eigentlich erſchütternde Pathos ausmacht, das Alles traf er, und durchlief mit ſtaunenswerther Sicherheit die ganze Stufenleiter dieſer Töne. Hier konnte er ſich ſeinem Genius ſicher überlaſſen. Er war durchaus edel in ſeinem Anſtande. Die edle Würde war ihm angeboren; man hätte ihm das Höchſte bieten können, wenn er auch gewollt hätte, er würde nicht unedel oder gemein haben erſcheinen können. Mit einem königlichen Anſtande ging er ſchon über die Straße. Die Rolle, welche er am Abend ſpielen wollte, erfüllte ihn vorher, und man ſah den Helden einherſchreiten, den er darſtellen ſollte. Ein gewaltigeres, volleres Organ als das ſeine hat es nicht gegeben; es konnte Muſik ſein und im Sturme der Leidenſchaft ſich bis zum Donner ſteigern. Er war ſtolz im Gefühle ſeiner künſtleriſchen Kraft, aber dennoch beſcheiden, denn er kannte die Grenzen ſeines Talents, ſo groß es auch war, ſehr gut, und wußte, was für ihn paßte. Die einzige niedrig komiſche Rolle, die er mit einer Art Vorliebe zu ſpielen pflegte, war der Poet Flickwort im „Schwarzen Mann". Obgleich er ſich hier erniedrigte, war er doch nie gemein. In frühern Zeiten ſang er auch, z. B. die Rolle des Vaters in Gotter's Oper: „Romeo und Julie." Doch gab er dies ſpäter auf.

Geboren war er für das Erhabene und die eigentlichen Heldenrollen. Nichts ging über ſeinen Karl Moor, wo er die rührendſte Weichheit neben der ganzen Wildheit und zerſchmetternden Kraft zeigte, die in dieſer ungeheuern Rolle liegt. Der „Wallenſtein" ſchien für ihn gedichtet zu ſein. Erſchütternd war ſein „Otto von Wittelsbach". Wie

erſchien er nicht in Shakſpeare's Tragödien! War er in den beiden erſten Acten des „Macbeth" weniger bedeutend, als man hätte erwarten ſollen, ſo war er groß in den drei letzten, unübertrefflich als Tyrann und in den letzten Momenten, wo er zum verzweifelten Kampfe aufgeſtachelt wird. Mächtig wirkte auch ſein Othello, den er einfach, wahr, menſchlich edel im Anfange ſpielte, und furchtbar in der Entwickelung der Leidenſchaft. Eigenthümlich war es, daß er ihn in einer Art von modernem Coſtüm darſtellte, welches mit einer Generalsuniform Aehnlichkeit hatte; er trug Stern und Ordensband. Er moderniſirte dadurch die Rolle in gewiſſem Sinne, aber die Wirkung litt darum nicht. Man kann Othello vielmehr ein bürgerliches Stück nennen, und da war eine ſolche äußere Annäherung an unſere Zeit an ihrer Stelle. Ein ſchauriges Bild ſtellte er als Shylock auf. Es iſt in neuerer Zeit Sitte geworden, dieſe Rolle in einem glänzenden orientaliſchen Coſtüm zu ſpielen; viel einſichtsvoller erſchien Fleck in einem einfachen ſchwarzen Kaftan, einen breitkrämpigen, an den Seiten aufgeſchlagenen Hut auf dem Kopfe, einen Stock in der Hand. Es war eine dürre, ausgetrocknete, zähe Geſtalt, ein ſcharfes, hart gefurchtes Geſicht, dem die ſchmalen blutloſen Lippen, der dünne eisgraue Bart, der in eine Spitze auslief, die buſchigen weißen Augenbrauen einen furchtbaren Ausdruck gaben. Es war das Bild der Habgier, des Neides, des Geizes ſelbſt, der ſich unter Entbehrungen abmüht, und ſich nichts gönnt, und noch viel weniger Andern: Aus den ſtechenden Augen blitzte der verbiſſene Ingrimm, die Rachgier unheimlich hervor. Hier gab es kein Mitleid! Wer dieſen Shylock einmal geſehen hatte, vergaß ihn in ſeinem Leben nicht wieder.

Eine ganz entgegengeſetzte Natur war Schröder, neben

Fleck gewiß der größte Schauspieler jener Zeit. Auch er brachte sein Spiel zur höchsten Wirkung, aber auf umgekehrtem Wege. Er war scharfblickend, voll tiefer Einsicht und Auffassung; er übersah seine Aufgabe mit selbstbewußter Klarheit, aber die schaffende Phantasie trat ihr unmittelbar an die Seite, und Alles, was er gab, war ein ausgeprägtes, volles Kunstwerk aus einem Guſſe.

Iffland legte zuerst kleinliche Absicht in das Spiel; er war ein großes, aber doch nur auf eine Sphäre beschränktes Talent. Für ihn waren die mittlern, die berechneten und fein komischen Rollen; in diesen konnte er ausgezeichnet sein. Er war daher für das bürgerliche Schauspiel und Lustspiel, aber durchaus nicht für die Tragödie geeignet. Das wirklich Heldenmäßige lag seiner Natur ganz fern. Schon seine Stimme reichte nicht aus, sie war schwach, und hatte nur einen mäßigen Umfang. Er wollte durch Kunst ersetzen, was an Kraft fehlte; daher jenes Dehnen und Schnarren, das Accentuiren, das Hüsteln und die sogenannten Kunstpausen, durch die er die Rede zerriß. Lauter schwache Hülfsmittel, die er zuerst aufgebracht hat, und in denen man dann eine große Kunst finden wollte. Er hat aber dadurch die Kunst zur unleidlichen Manier gemacht. Verse verstand er gar nicht zu sprechen; es war ihm Bedürfniß, sie in Prosa umzusetzen. Ein großes Verkennen seiner Kraft war es daher, als er nach Fleck's Tode den Wallenstein zu spielen versuchte, dem er gar nicht gewachsen war. Dagegen war er für den Octavio Piccolomini ganz gemacht; ich habe ihn niemals besser darstellen sehen. Auch sonst hatte sein Spiel kleine Züge; Alles war berechnet und überlegt, in Alles legte er eine Bedeutung hinein. Wenn er einen Finger fast unmerklich hob oder senkte, den Fuß mehr so oder so wendete, so hatte dies Alles seine Bedeutung, und sollte ge-

wiſſe Stimmungen und Gemüthsbewegungen ausdrücken. Es war eine Menge von einzelnen kleinlichen Zügen, aber es war kein künſtleriſches Ganze. Wer Iffland's Spiel kannte, ſah auch, wie eng ſeine dramatiſche Schriftſtellerei mit dieſem Weſen zuſammenhing. Er ſchrieb als Schauſpieler, und ſolche Stücke konnten nur von einer ſolchen Natur ausgehen. Von Iffland muß man das Sinken der Schauſpielkunſt datiren. Was bei ihm Nothbehelf war, ſollte nachher als höchſte Kunſtregel gelten. Die ſogenannten denkenden Künſtler, die auch eine unleidliche Claſſe der heutigen Schauſpieler ſind, ſchreiben ſich von ihm her. Bei ihnen iſt Alles gemacht, Alles ſoll etwas bedeuten, aber an tiefem Berufe, an wahrer Begeiſterung fehlt es ihnen ganz. Dafür ſind ſie deſto eingebildeter.

In ſpäterer Zeit wurde Wolff ſehr gerühmt, aber auch ſein Talent war ein beſchränktes; er hatte etwas Schwächliches und Kränkliches, und ſpielte gut, wo dies in der Rolle lag. Schon in den großen Beifall, welchen ſein Hamlet fand, habe ich nicht einſtimmen können. Bedeutend war Ludwig Devrient. Er beſaß ein großes Talent für Mienenſpiel und Maske; man könnte ihn daher eher einen ausgezeichneten Mimen als Schauſpieler nennen. Er ging oft über das Maß hinaus, ſein Spiel war grell und wurde leicht Caricatur.

Die heutige Kunſt leidet an verbildetem Virtuoſenthum und rohem Naturalismus zugleich. Das Virtuoſenthum iſt der gerade Gegenſatz aller Kunſt. Es beruht nicht auf allſeitiger Durchbildung und ſchöpferiſcher Kraft, ſondern auf einſeitiger Fertigkeit, über die man allenfalls ſtaunen kann; das iſt aber auch Alles. Es hat angefangen, die echte Kunſt überall zu verdrängen, auch im Schauſpiel. Ein Jeder geht auf den einſeitigen Effect aus, an das Ganze

denkt Niemand mehr. Im Zuſammenſpiel ſtehen die Franzoſen immer noch weit höher als unſere Schauſpieler. Iſt ihr declamatoriſcher tragiſcher Ton auch ganz unleidlich, ſo ſind ſie doch Meiſter im feinen Luſtſpiel und im Converſationsſtück. Sie ſtudiren wirklich noch. Auch haben ſie immer noch einzelne große Talente. Wo haben wir z. B. jetzt einen Schauſpieler wie St.-Aubin?

Wenn der Schauſpieler ſeine Aufgabe recht faßt, ſo muß er ein Künſtler, aber kein Virtuos ſein. Freilich gehört eine große eigene Productionskraft dazu, die Geſtalten des Dichters lebendig hinzuſtellen. Die jetzigen Schauſpieler können das nicht mehr; in ihrer Anmaßung und ihrem Naturalismus haben ſie keinen Begriff davon, und ſie laſſen ſich auch nicht belehren. Die Naturaliſten meinen, Alles ſoll ſich von ſelbſt machen. Wer eine gute Figur und eine erträgliche Stimme hat, glaubt auch zum Theater berufen zu ſein, und macht er auf den Bretern wirklich eine leibliche Erſcheinung, ſo wird er beſſer bezahlt als hohe Staatsbeamte, und was leiſtet er dafür? Als die Schauſpieler unter einem unbilligen Druck lebten, hielt die Begeiſterung für ihre Kunſt ſie aufrecht; heute findet man ſie in allen Geſellſchaften, man fühlt ſich geſchmeichelt, mit ihnen zu verkehren; der Stand hat gewonnen, die Kunſt aber verloren. Das Weſen keiner Kunſt iſt ſo ſchwer zu faſſen, als gerade dieſer; überall kann man ſich leichter zurecht finden. Aber alle Welt glaubt über das Theater reden und urtheilen zu können; es ſcheint ſich von ſelbſt zu verſtehen, daß hier ein Jeder von Hauſe aus Kunſtkenner iſt, und doch wiſſen die Allerwenigſten, worauf es ankommt.

5. Aeſthetiſches.

Es iſt nicht leicht zu ſagen, was eigentlich die Novelle ſei, und wie ſie ſich von den verwandten Gattungen, Roman und Erzählung, unterſcheide. Die Engländer nennen Alles, was der in Proſa erzählenden Dichtung angehört, novel, und ähnlich machen es die Italiener. Man gibt mit dem Namen bald zu viel, bald zu wenig. Es iſt zu viel, wenn man geradezu ſagt, die Novelle müſſe eine ausgeſprochene Tendenz haben, aber doch erwartet man in ihr etwas Hervorſpringendes, eine Spitze, in der man ſich wiederfindet. Wenn ich meine Novellen überſehe, ſo muß ich ſagen, ein großer Theil davon hat eine ſolche Spitze; aber andere wieder nicht, z. B. „Des Lebens Ueberfluß" oder „die Klauſenburg". Man wird die ſcharfe, epigrammatiſche Pointe auch nicht zu ſehr herausheben dürfen; dann würde etwa auch „Wilhelm Meiſter" eine Novelle ſein, und die „Wahlverwandtſchaften" gewiß, in denen eine ſo entſchiedene Tendenz liegt. Und wie ſteht es mit Cervantes? Sind deſſen Novellen in dieſem Sinne ſo zu nennen? Auf manche paßt es, wie auf den „Curioso impertinente", auf andere nicht, die nur einfache Erzählungen ſind. Wenn er ſie alle zuſammen exemplares nannte, ſo liegt darin in gewiſſem Sinne ſchon eine Tendenz. Wir würden dafür etwa muſtergültig ſagen. Er bezeichnete ſie ſo im Gegenſatze zu den obſcönen Novellen der Italiener. Es iſt ſehr ſchwer, hier einen allgemeinen Begriff zu finden, auf den ſich alle Erſcheinungen dieſer Art zurückbringen ließen.

Wir ſprechen ſo viel über das Tragiſche, ohne daß wir darum viel weiter als Ariſtoteles gekommen wären, der es in der Reinigung der Leidenſchaft durch die Leidenſchaft ſah, d. h. durch Mitleid und Furcht. Leſſing's Auseinanderſetzung der tragiſchen Theorie genügt im Vergleiche mit ſeiner ſonſtigen Schärfe eigentlich nicht. Er wird faſt weitläufig und kommt zu keinem feſten Reſultate. Das Wort Leidenſchaft reicht hier überhaupt nicht aus; es iſt zu plump, zu roh. Ja man möchte auch hier wie öfter ſagen, es müßte erſt ein neues Wort erfunden werden, was die Sache richtig bezeichnete. Man muß die Leidenſchaften unterſcheiden. Die ganz gemeinen, wie Haß, Neid, Geiz, können natürlich nicht gemeint ſein; wie ſollte eine Reinigung durch dieſe möglich ſein? Wol aber die beſſern, und zu dieſen gehören Mitleid und Furcht. Auch ſie haben eine Seite, von der ſie gemein erſcheinen können, aber es liegt in ihnen etwas Höheres. Das Gemeine fällt durch die Reinigung von ihnen ab, und das Göttliche kommt in uns zur Ahnung. Dies iſt das Ergebniß des tragiſchen Reinigungsproceſſes. Wenn wir von Leidenſchaften ſprechen, ſo denken wir zuerſt immer an den Natureffect, dem der Menſch unterliegt. Aber verhält er ſich denn dem Göttlichen gegenüber nicht auch leidend? Er erleidet das Göttliche, iſt in Leidenſchaft, und bis auf dieſen Punkt ſoll die gemeine Leidenſchaft gereinigt werden. Der tragiſche Reinigungsproceß erſcheint als tragiſcher Kampf. Antigone und Kreon folgen beide ihren Leidenſchaften, in beiden liegt etwas Göttliches, und beide haben in ihrer Weiſe Recht. Man ſieht jetzt das Tragiſche beſonders in ſolchen Gegenſätzen. Aber das paßt doch nicht überall; auch nicht, wenn man den Gedanken der Schuld beſonders hervorhebt. Wo iſt ſie z. B. im König Oedipus? Worin liegt ſeine Schuld, wenn man ſie nicht in ſeiner menſchlichen Sicherheit

finden will? Er erſcheint als ein edler Mann, und an den Freveln, die er begangen hat, iſt er moraliſch faſt unſchuldig zu nennen. Denn Herrſchaft und Gemahlin hat er nicht mit Gewalt gewonnen, ſie ſind ihm, der ahnungslos nach Theben kommt, zuerkannt worden.

Schwerer iſt es noch ſich über das Komiſche zu verſtändigen. Was iſt nicht allein das Lachen für ein merkwürdiges, ſchwer zu erklärendes Ding! Woher dieſe ſonderbare Aeußerung der Natur? Und woher die Anregung dazu? Es gibt nur wenige Menſchen, die es verſtehen wahrhaft und von Herzen zu lachen, und wie wenige wiſſen was Scherz iſt! Selbſt gebildete und wohlwollende Menſchen ertragen beides als eine Sache, die nun einmal nicht zu ändern iſt. Aber das Lachen ſelbſt iſt ein Prüfſtein der Bildung. Wie roh und abſchreckend lachen nicht manche und offenbaren dadurch die ganze Gemeinheit ihrer Natur. Der Spaß ſelbſt iſt etwas ſehr Tiefſinniges, es iſt der verhüllte Ernſt, der ſich nur nach einer andern Seite hinwendet. Ohne dieſen tiefern innern Gehalt iſt er gar nicht denkbar, und das verkennen wiederum die meiſten Menſchen; ſie nehmen ihn immer nur als leere Trivialität.

Das vieldeutige Wort Humor können wir nicht entbehren, da wir es nicht zu überſetzen wiſſen. Seit der Zeit wo es aufkam, hat es ſeine Bedeutung ganz geändert. Ben Jonſon gebrauchte es zuerſt, um damit die beſondere und eigenthümliche Art und Weiſe Jemandes, ſein eigenſtes Weſen, zu bezeichnen. Mitunter iſt es auch was wir wol Laune nennen. Im Humor paaren ſich Spaß und Ernſt

miteinander, wie z. B. bei Sterne. Aber man kann fragen, ob Jean Paul in der That ein Humoriſt ſei, da ſich ſein Spaß mit der Sentimentalität verbindet.

Das Wort Romantiſch, das man ſo häufig gebrauchen hört, und oft in ſo verkehrter Weiſe, hat viel Unheil angerichtet. Es hat mich immer verdroſſen, wenn ich von der romantiſchen Poeſie als einer beſondern Gattung habe reden hören. Man will ſie der claſſiſchen entgegenſtellen, und damit einen Gegenſatz bezeichnen. Aber Poeſie iſt und bleibt zuerſt Poeſie, ſie wird immer und überall dieſelbe ſein müſſen, man mag ſie nun claſſiſch oder romantiſch nennen. Sie iſt an ſich ſchon romantiſch, es gibt in dieſem Sinne gar keine andere als romantiſche Poeſie; ich weiß hier gar keinen Unterſchied zu machen. Warum ſollte man ein dichteriſches Wunderwerk wie die „Odyſſee", mit ſeinem unerſchöpflichen Reichthum des Lebens, nicht romantiſch nennen dürfen? Wenn ein Dichter heutiges Tages die „Odyſſee" ſchriebe, ich bin überzeugt, man würde ſie ein romantiſches Gedicht nennen. Oder wenn Euripides in manchen ſeiner Tragödien die Gewalt der Leidenſchaft ſo ergreifend ſchildert, und immer nach neuen Formen derſelben ſucht, ſo ſollte das nicht romantiſch ſein? Daſſelbe kann man auch von Aeſchylus ſagen. Und woher ſtammen denn unſere Anſichten von Claſſicität, die wir als etwas ſo Feſtſtehendes anſehen? Wir haben ſie von den wenigen griechiſchen Dramen hergenommen, die wir noch beſitzen. Iſt denn das die ganze tragiſche Poeſie der Griechen? Hätten wir noch alle Tragödien des Aeſchylus und Sophokles, wir würden gewiß ganz anders urtheilen!

Manche neuere Poeten haben ſich ſelbſt romantiſch genannt, andere haben ſich bemüht, dagegen eine antiromantiſche

Poeſie aufzuſtellen. Die einen wie die andern würden romantiſch ſein, wenn ſie zuerſt nur Dichter wären. Die ſogenannte Poeſie der modernen Gegner des Romantiſchen iſt nichts als Unpoeſie. Alle legen in ihre Dichtungen eine beſtimmte Tendenz, die außerhalb der Poeſie liegt. Dabei muß dieſe natürlich zu kurz kommen. Sie alle wollen alſo eigentlich irgend etwas anderes, nur nicht die Poeſie. Aber des Dichters höchſtes Geſetz kann nur die Dichtung ſein, ſie ſchließt alles andere in ſich, aber ſie ſteht auch einer jeden Tendenz entgegen, die von außen in ſie hineingelegt werden ſoll, ſie mag einen Namen haben welchen ſie wolle. Nur ſeiner Begeiſterung kann der Dichter folgen. Wenn man dieſes Reden über das Romantiſche hört, ſo erkennt man auch hier, die meiſten ſprechen nur nach, und gebrauchen Worte, die ſie nicht verſtehen.

Es iſt unendlich ſchwer den Begriff der Ironie in einer beſtimmten Formel auszuſprechen. Auch Solger gibt am Schluſſe des „Erwin" nach den Unterſuchungen über das Schöne nur Andeutungen darüber als über das Höchſte. Es iſt das Göttlich-Menſchliche in der Poeſie. Wer dieſes als tiefſte Ueberzeugung in ſich trägt und erlebt hat, bedarf der noch einer Definition? Am Ende ſetzt dieſe doch nur an die Stelle des einen Wortes ein anderes, das vielleicht ebenſo wenig verſtanden wird. In den meiſten Definitionen wird die Ironie zu einſeitig genommen, ich möchte ſagen zu proſaiſch, zu materiell. Hegel hat Solger in dieſem Punkte misverſtanden. Er faßt es ſo auf, als habe Solger an die gemeine Ironie gedacht, an jene grobe Ironie Swift's. Aber ſchon aus Plato kann man wiſſen, daß es noch eine ganz andere, höhere gibt. Die Ironie, von der ich ſpreche, iſt ja

nicht Spott, Hohn, Persiflage, oder was man sonst der A.. gewöhnlich darunter zu verstehen pflegt, es ist vielmehr der tiefste Ernst, der zugleich mit Scherz und wahrer Heiterkeit verbunden ist. Sie ist nicht blos negativ, sondern etwas durchaus Positives. Sie ist die Kraft, die dem Dichter die Herrschaft über den Stoff erhält; er soll sich nicht an denselben verlieren, sondern über ihm stehen. So bewahrt ihn die Ironie vor Einseitigkeiten und leerem Idealisiren.

Wie Shakspeare ist auch Cervantes Meister in der Ironie. Wie tief ist sie nicht im „Don Quixote"! In dem was er sagt, erscheint er in der Regel als ein edler, tiefsinniger Mensch, wir stimmen ihm meistens bei. Er will das Höchste und setzt sein Leben daran, und dennoch wie komisch erscheint er in eben diesem Edelmuthe, weil die Mittel, zu denen er greift, ganz verkehrt sind. Wir fühlen uns durch seine Liebenswürdigkeit zu ihm hingezogen, und doch müssen wir über ihn lachen. Don Quixote selbst hat übrigens das Bedürfniß eines solchen Gegengewichts, denn in seiner Ueberschwänglichkeit kann er den rohen Naturwitz des phantasielosen Sancho Pansa nicht entbehren. Goethe hat etwas der Ironie Analoges, aber es ist bei ihm mit Sentimentalem verbunden, z. B. im „Egmont". Der gefeierte Liebling und Held des Volkes geht in seiner Sicherheit blindlings und rettungslos ins Verderben; der Tod dieses ritterlichen Grafen dient dazu, das Bürgerthum zu verherrlichen, das in Klärchen und dem allegorischen Bilde sich zur Freiheit erhebt. Schiller hatte von der Ironie nichts, er geht in seinem Stoffe und seinen Helden auf, und in seinen Tragödien wird fast Alles zur Situation. Aber er hat Erhabenheit und wahrhaft großartige Gesichtspunkte; ihm bleibt immer noch genug, um ein großer Dichter zu sein. Fouqué verliebte sich in seine Helden, und verwechselte sich am Ende mit ihnen. Ihm

fehlte es an aller Ironie und jedem Erſatze dafür, und darum endete er als Caricatur.

Mit dem was man gewöhnlich Ideal nennt, bin ich niemals einverſtanden geweſen, und noch weniger mit dem ſogenannten Idealiſiren. Gewiß iſt die Idee in dem Sinne Plato's etwas Göttliches, wo ſie einen ſchöpferiſchen Grundgedanken bezeichnet, aus dem ſich viele andere Gedanken ergeben; aber in wie wenigen Fällen wird das ſo verſtanden? Das gewöhnliche Ideal iſt etwas ganz Allgemeines, eine angebliche Schönheitsidee, die am Ende nur eine Negation iſt; und das Idealiſiren iſt nichts als ein Verwiſchen des Individuellen, ein Verallgemeinern, ſodaß zuletzt etwas ganz Leeres übrig bleibt, was dann das Wahre ſein ſoll. Aber hierin liegt die Poeſie nicht, ſondern gerade in dem Lebendigen und Individuellen. Von einer ſolchen Richtung auf das Ideal ſind auch Goethe und Schiller nicht frei. Wenn man den Werth der „Iphigenia" beſonders im Idealen in dieſem Sinne ſucht, ſo habe ich das nie begreifen können; die hohe Schönheit des Gedichts und des Charakters liegt vielmehr in dem rein Menſchlichen und Wahren. Und wenn andere vom Idealen in der „Braut von Meſſina" ſprechen, ſo iſt mir das vollends unverſtändlich geweſen.

---

6. Gegenwart und Vergangenheit.

Mit Unrecht beſchränkt man den ſogenannten Inſtinct allein auf die Thierwelt, wo wir auch nur etwas damit bezeichnen, was uns durchaus dunkel iſt. Auch der Menſch hat Inſtinct. Ich möchte Alles ſo nennen, was ſein tiefſtes Weſen, ſeine innerſten Beziehungen zu Gott ausdrückt, mit einem Worte jene ganze Welt, welche er nur ahnt, die er mit ſeiner gewöhnlichen Logik nicht zu bezwingen vermag, in der er eine höhere Macht anerkennen muß, die er nur fühlt, ohne über ſie zum klaren Bewußtſein kommen zu können. Dies Unmittelbarſte macht das innerſte Weſen des Menſchen aus. Hier ſprechen ſich Sympathie und Antipathie aus, hier lebt das Gewiſſen, deſſen Natur auch noch Niemand definirt hat. Was ſind dagegen alle ſogenannten Grundſätze, die doch meiſtens nur conventionelle Sätze ſind! Ich habe es nie lange damit ausgehalten, und habe mich immer beſſer dabei befunden, wenn ich mich jenem ſympathetiſchen Zuge überließ.

Schickſal und Individualität ſind nah miteinander verbunden. Jenes ergibt ſich aus dieſer. Den Werth und die Bedeutung der Individualität erkennen die Menſchen nicht, wenn ſie auch das Wort oft genug brauchen. Man faßt ſie zu allgemein auf, und kommt darum nie zu einer wahren Durchbildung. Ohne Zweifel würde ein Zuſtand höchſter menſchlicher Entwickelung erreicht werden, wenn ein jeder ſeine Eigenthümlichkeit kräftig und vollſtändig darſtellen könnte; dies würde zu den reinſten und wahrſten Erſcheinun-

gen führen. Nur von ſolchen kann man wirklich lernen, hier offenbart ſich der Geiſt. Oft findet man dergleichen in den ſogenannten ungebildeten Ständen, und im Verkehre mit ſolchen Menſchen habe ich nicht ſelten meine Studien gemacht. Sie haben die Dinge wirklich in ſich erlebt. Aber unſere ganze moderne Bildung geht auf die Vernichtung dieſer Eigenthümlichkeit aus, ſie ſucht ein allgemeines, verflachendes Schema aufzuſtellen.

Vor der wahren, echten *Bildung* habe auch ich natürlich den tiefſten Reſpect, aber nicht vor jener gemachten, falſchen, vor der Patent- und Scheinbildung, die an dem ganzen Unheil unſerer Zeit ſchuld iſt. Daß der Einzelne ſich nicht nach ſeinen Anlagen ausbildet, ſondern nur nachſprechen lernt, was andere ihm vorgeſagt haben, darin liegt unſer Elend. Auch ſonſt geſcheidte Leute wollen darin Bildung und Erziehung finden, daß man die Kinder vom erſten Augenblicke anleite nachzubeten. So bleiben ſie zeitlebens auf dieſer Stufe ſtehen, ohne jemals Eigenes zu erfahren. Dieſes mechaniſche Treiben muß alle Originalität ertödten. Wie viel Originale gab es nicht noch vor funfzig Jahren; heute begegnet man keinem einzigen mehr! Einer ſieht dem anderen gleich; es iſt alles Dreſſur, lauter Patentmenſchen, lauter Patentredensarten, alles ſoll gemacht werden! Nichts iſt lächerlicher als die Dünkelhaftigkeit der Pädagogen, die nur ſolche Puppen erziehen, und wähnen große Menſchen zu bilden! Dabei überall Einbildung und Oberflächlichkeit! Und worauf läuft das Alles hinaus? Man wendet ſich von der Natur und Wirklichkeit ab, um vor einem leeren und falſchen Götzenbilde zu knien, das man Bildung nennt! Von dieſem Misverſtändniſſe kann ich auch Goethe in ſeinem Alter nicht freiſprechen.

Die heutige Kindererziehung iſt eine ſentimentale. Es gibt keine Zucht, keinen Gehorſam! Man läßt den Kindern allen Willen ſtatt ihn zu brechen, wie es mein Vater that, der in meiner frühern Jugend ſtrenger gegen mich als gegen meine Geſchwiſter war, weil ich ſein Liebling war, was ich freilich erſt viel ſpäter merkte. Heute ſchreien die Aeltern ihre Kinder als Genies aus, und ſprechen mit ihnen im deſpectirlichen Tone von ihren Lehrern; ſie ſchreiten gegen jede Beſtrafung ein, und ſteigern dadurch den Trotz der Schüler. Zu meiner Zeit wurde es mehr als die Claſſenſtrafen gefürchtet, wenn den Aeltern Anzeige von einem Schulvergehen gemacht wurde, denn ſie ſtraften noch härter als die Lehrer. Der Beſuch von Kneipen durch Schüler kam faſt gar nicht vor; die wirklich Schlechten kannte und verachtete man. Die meiſten Verirrungen unſerer Zeit, alle wurmſtichigen Redensarten haben zuletzt in der ſchlechten Erziehung ihren Grund, und die ſchlecht erzogene Generation wird natürlich ihre eigenen Kinder noch ſchlechter erziehen. Wie das zu ändern ſei bei den heutigen Lebensbedingungen iſt freilich ſchwer zu ſagen.

Auch in früherer Zeit hat es nicht an Lehrern einer ſolchen falſchen Erziehung gefehlt, zu ihnen gehörte namentlich der ſteife und pedantiſche Campe, der ja gar Kinderbibliotheken herausgegeben hat, die mir wegen ihrer Altklugheit, Nüchternheit und Eitelkeit ſtets verhaßt geweſen ſind. Mit welcher Wichtigkeit werden hier nicht die Kinder behandelt, welche Muſter werden ihnen aufgeſtellt, und welche Tugenden angeprieſen! Beſonders die verwünſchte Wohlthätigkeit! Wenn einmal ein Kind ſein Butterbrot einem Armen gegeben hat, welch ein Aufheben wird nicht von einer ſolchen Wohlthat gemacht, und welch eine Meinung wird dadurch nicht dem Kinde von ſich und ſeiner Tugend beigebracht! Als ich ein-

mal in Braunſchweig Campe's Tochter Lotte ſprach, zeigte ſie mir die A=b=c=bücher ihres Vaters, und pries die Kinder glücklich, welche daraus leſen lernten und danach erzogen würden, welche herrliche und ausgezeichnete Menſchen ſie werden müßten!

Die falſche Humanität iſt ein Zeichen unſerer Zeit. Man hat die zärtlichſte Sorgfalt für Verbrecher, die es in ihrem Gefängniß viel beſſer haben als der redliche Arme. Man zieht ſie der Geſellſchaft groß, ſtatt dieſe durch einen raſchen Proceß davon zu befreien. Das Hängen in England iſt ſo übel nicht. Die freigelaſſenen Verbrecher beginnen ihr Treiben nur mit um ſo größerer Schlauheit. Eigenthümlich iſt es, daß ſich die Geſellſchaft dabei immer auf ihre Seite ſtellt, aber die Selbſtvertheidigung des ehrlichen Mannes, der durch einen Dieb angegriffen wird, wird hart beſtraft.

Auch die Gewerbefreiheit, die man ſo geprieſen hat, gehört zu dieſen modernen Erfindungen. Nicht die Zünfte hätte man aufheben ſollen, aber den verkehrten Zwang, der in ihnen herrſchte. Sie waren eine ſehr gute Einrichtung, und konnten reformirt werden. Durch das heutige Verfahren werden Pfuſcher und Stümper begünſtigt und das frühe Heirathen befördert. Unreife Geſellen und Burſchen, die ungeſchickt und unwiſſend ſind, fangen ihren eigenen Kram an, heirathen Köchinnen auf 30 Thaler, ſetzen eine Menge Kinder in die Welt, und fallen nachher dem Staate zur Laſt. Wo ſoll das hin?

Wie man die Emancipation der Juden fordern kann, iſt mir unbegreiflich. Durch ihr Geſetz ſind und bleiben ſie mitten unter uns fremd; ſie können ſich nicht nationaliſiren. Unmöglich kann man einem ganz fremden Volksſtamme dieſelben Rechte einräumen wie dem eigenen! Würde man es denn z. B. mit einer Negercolonie thun, wenn eine ſolche unter uns wäre? Was die Juden von moderner Bildung angenommen haben, iſt nur äußerlich; und die meiſten von ihnen, wenn ſie aufrichtig ſein wollten, würden bekennen müſſen, daß ſie ſich für viel beſſer halten als die Chriſten. Ueberall drängen ſie ſich heute ein, überall führen ſie das große Wort. Wenn das ſo weiter geht, werden wir am Ende nur noch eine geduldete Sekte ſein.

Fortſchritt iſt auch eins von den vielen unverſtandenen Stichwörtern. Was iſt denn Fortſchritt? Vieles, was als ſolcher geprieſen wird, iſt Rückſchritt. Geht die Menſchheit auch nicht abſolut zurück, ſo kann es doch ſcheinen als drehe man ſich im Kreiſe herum. Gewiß iſt es in vieler Hinſicht beſſer geworden. Man hat unendlich viel Entdeckungen gemacht in Technik, Mechanik, Chemie u. ſ. w., aber ſind die Menſchen im Allgemeinen darum beſſer oder auch nur klüger geworden? Vielmehr entſchwindet der Geiſt auf der andern Seite. Dieſe Art des Fortſchritts iſt am Ende nur ein mechaniſcher, und ich hoffe er ſoll noch ſo weit gehen, daß ein jeder ſeine Miniaturlocomotive in der Weſtentaſche bei ſich tragen kann, die ihn ins Unendliche führt. Es ſcheint einen tiefen Grund zu haben, daß eine Entwickelung nach dieſer mechaniſchen Seite hin jene andere tiefſinnige und productive auf dem Gebiete des reinen Geiſtes und Charakters ausſchließt. Was man auf der einen Seite gewinnt,

verliert man auf der andern, und es ist die Frage, ob es bei der Eigenthümlichkeit des Menschen anders sein kann.

Sieht man auf die Weltgeschichte, welche blühende Länder waren einst Persien und Griechenland, und sie sind der Barbarei verfallen. Wie die griechischen Staaten war Rom im Besitze der höchsten Cultur, und sie ist untergegangen. Uns kann es mit unserer gepriesenen Bildung ebenso ergehen! Wie oft hat sich nicht der Zustand der neuern Völker geändert! Wo ist da der Fortschritt? Wie erhaben, groß und göttlich ist nicht das Christenthum zuerst, und mit welchem Wust von Tradition haben es Katholicismus und Priester belastet! Und machen es manche protestantische Geistliche anders? Auch unter ihnen gibt es Pfaffen; immer noch will man herrschen und bevormunden! Wenn man dagegen behauptet, die Entwickelung der Menschen sei eine Spirale, auch der Rückschritt könne ein Fortschritt sein, so kommt das einer Sophisterei doch sehr nahe! Wenn nun am Ende ein schließlicher, vollendeter Zustand als Ziel aller Entwickelung angenommen wird, wie soll man sich diesen denken?

Ist etwa unser politischer Zustand so sehr viel besser geworden als früher? Etwa seit das Reden, Deliberiren und Parlamentiren in den Kammern nicht abreißen will, was dem Lande ein ungeheures Geld kostet? Und nun gar die sogenannten Demokraten! Ich habe in meiner Jugend auch Demokraten gekannt, aber das waren doch ganz andere Leute! Was für einen moralischen Kern hatten die nicht! Aber diese Burschen von heute! Sie bilden sich ein, Alles würde besser werden, wenn man sie nur gewähren ließe! Sie sind beleidigt, wenn man sie nicht gleich als einen neuen Moses oder Solon ansehen will! Und was hört man von ihnen? Aus aller Mund stets dieselbe triviale Weisheit!

In meiner Jugend waren die kosmopolitiſchen Ideen vielleicht noch allgemeiner herrſchend als heute. Wie oft habe ich nicht mit A. W. Schlegel darüber geſtritten, der ihnen ganz ergeben war! Er meinte wol, es ſei ganz gleichgültig, wer regiere und wie es geſchehe, und am Ende je ſchlechter, deſto beſſer ſei es, dann werde die Wiſſenſchaft um ſo freier und unabhängiger ſein. In dieſer Allgemeinheit habe ich ſolche Gedanken nie begreifen können. Immerdar habe ich das wirkliche Vaterland für das Erſte und Nächſte gehalten, auf das der Menſch angewieſen ſei, und an das er ſich halten müſſe. Die kosmopolitiſchen Ideen haben die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts beherrſcht; es hängt dies wieder mit dem Gedanken der Bildung zuſammen. Auch unſere großen Dichter haben ihnen gehuldigt; Goethe, als er ſich von ſeinen Jugenddichtungen abgewendet hatte, und ebenſo Schiller.

Im Leben wie in der Geſchichte kommt auf das Perſönliche und Individuelle zuletzt Alles an, und keine Geſchichte iſt daran reicher als die deutſche. Seit Tacitus haben die Deutſchen eigentlich immer denſelben Charakter behauptet, und dieſer iſt eben das Individuelle. Sie haben einen ſtarken Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit, ſie iſoliren ſich, und wollen ſich in ihrer Eigenthümlichkeit entwickeln. Dies hat mit der Gleichmacherei der modernen Demokratie nichts zu thun, es iſt vielmehr der gerade Gegenſatz derſelben. Es liegt in dieſem Zuge etwas viel Tieferes, Heiligeres, was ſich in einer fertigen Formel gar nicht ausdrücken läßt. Jeder will ſein innerſtes Weſen feſthalten und darſtellen. Voll Treue hängt man an den Fürſten, ſo lange man in dieſem Punkte nicht angegriffen wird, dann aber kommen Wider-

ſpruch, Trotz und Hartnäckigkeit zum Vorſchein. Im Mittelalter kämpfen mit dieſer Richtung auch die beſten und kräftigſten Kaiſer umſonſt. Kaum ſind ſie nach Italien gegangen, ſo geht es in ihrem Rücken los.

Wie groß iſt nicht die Zeit von Karl dem Großen bis zum Untergange der Hohenſtaufen. Großartig ſind die Erfolge der Regierung Karl's, wenn auch ſeine Politik mitunter hart, ja grauſam erſcheint, ſo gegen die Sachſen, deren Bekämpfung aber geboten war. Es war ebenſo ſehr ein politiſcher als ein Religionskrieg, beides iſt in jenen Zeiten untrennbar miteinander verbunden. Da alle Zuſtände noch etwas Schwankendes haben, und die Exiſtenz der Kirche ſelbſt noch in Frage geſtellt iſt, wird es für die Fürſten zur Pflicht, das Leben durch kräftige Maßregeln zu ſchützen. Eine anziehende Erſcheinung iſt Wittekind, der ſich nach hartem Kampfe der höhern Macht unterwirft. Es iſt ſchade, daß wir nur das Reſultat ſeiner Geſchichte, nicht aber ihre Einzelheiten kennen. Eine große Perſönlichkeit iſt Heinrich I. Es liegt in ſeinem Charakter etwas Beſcheidenes, Einfaches, ja Heiteres; und doch wie ſtark iſt er nicht! Er rettet Deutſchland vom Untergange durch ſeine individuelle Kraft. Gewaltig tritt Otto I. auf, und fromm, demüthig, liebenswürdig erſcheint neben ihm Adelheid. Endlich die Hohenſtaufen! Welche herrliche Geſtalt iſt nicht Friedrich I. in der reichſten Zeit des Mittelalters? Die kühnſten Pläne hatte Heinrich VI. und voll Schwung war Friedrich II., der den großen Verſuch macht, ſeine Zeit umgeſtalten zu wollen. In dieſe Reihe der großen und glänzenden Kaiſer gehört ſchon Rudolf von Habsburg nicht mehr hinein. Da fängt ſchon die ſchlechte Hauspolitik an; er iſt klug, bürgerlich nüchtern, und doch nicht ohne harte Seiten des Charakters. Eine viel genialere Perſönlichkeit iſt offenbar ſein Gegner Ottokar; ſein Weſen

iſt gewaltſam, aber es bewahrt den ritterlichen Glanz früherer Zeiten, denen er noch angehört.

Mit den beſten Seiten des deutſchen Lebens hängen auch ſeine Schwächen zuſammen. Die individuelle Entwickelung führt zu Abſonderungen, und dieſe zu Spaltungen, an denen unſere Geſchichte nur allzu reich iſt. Dies zeigt ſich heute namentlich in der Politik der kleinen Fürſten und Staaten, wodurch freilich auch dem fremden Einfluſſe die Thür geöffnet wird. Dennoch geht durch alle dieſe Spaltungen ein gewiſſer allgemeiner Geiſt hindurch, eine innere Einheit und Uebereinſtimmung, die bisjetzt noch nicht auszurotten geweſen iſt, und ihr verdanken wir es, wenn Deutſchland noch nicht Polens Schickſal gehabt hat. Dieſe individuelle Richtung kann im glücklichen Augenblicke noch einmal ſeine Größe werden. In England waren früher ähnliche Verhältniſſe, aber hier ſiegte die Einheit. Dort nimmt Alles gleich die Richtung auf die Verfaſſung, und ſo kommt ein Gleichgewicht zu Stande, während in Frankreich die Einheit überwiegt.

Eine ſchöne Aufgabe wäre es, einmal die tiefen Charakterzüge des deutſchen Lebens, die man das Urgermaniſche nennen kann, durch alle Gebiete, Staat, Kirche, Poeſie und Literatur zu verfolgen und zuſammenzuſtellen. Es würde ein echtes Bild deutſchen Weſens geben.

7. Religion.

Das Abſtracte in der Philoſophie hat mir immer fern gelegen, dennoch bin ich mit vielen ihrer Gedanken einverſtanden, ſolange ſie den Charakter des Unmittelbaren an ſich tragen. Aber mit der Syſtematik ſcheint mir in der

Geſchichte der Philoſophie das Böſe hervorzutreten. Einer der widerſtrebendſten Gedanken iſt für mich der des Zuſammenhanges. Sind wir denn wirklich im Stande ihn überall zu erkennen? Iſt es nicht frömmer, menſchlich edler und aufrichtiger, einfach zu bekennen, daß wir ihn nicht wahrzunehmen vermögen, daß unſere Erkenntniß ſich nur auf Einzelnes bezieht, und daß man ſich reſignire? Gewiß iſt es löblich, daß jeder verſtändige Mann ſeine Grundſätze habe, und danach ſein Denken und Handeln einzurichten ſuche, aber die Philoſophen wollen den Zuſammenhang um des Zuſammenhangs willen, ſie machen ihn und verknüpfen das Einzelne, um ein Syſtem zu haben, und haben ſie es, ſo ſchütten ſie in dieſes Fachwerk alles Mögliche hinein was paßt und nicht paßt. Alles ſoll fertig ſein. Aber der Menſch kann und ſoll nicht Alles wiſſen. Er vermag die Dinge ſtets nur von einer Seite zu ſehen, und darin liegt die Einſeitigkeit aller Syſteme. Man kann ſich wie in gewiſſe Gefühle, ſo in eine beſtimmte Auffaſſungsweiſe hineinſtudiren. In der Beziehung hat Wackenroder ein großes und kühnes Wort ausgeſprochen: „Syſtemglaube iſt ſchlimmer als Aberglaube.“

Die Welt des Glaubens, der einfachen Andacht und der ſyſtematiſchen Forſchung ſind ſo verſchieden, ſie gehen von ſo verſchiedenen Anſchauungen und Bedingungen aus, daß ihre Vereinigung faſt unmöglich erſcheint. Ich glaube man wird wieder auf Kant zurückkommen, der beide ſtreng voneinander ſchied. Fichte behauptete, er erkläre die Religion erſt durch ſeine Philoſophie, und Hegel iſt derſelben Meinung geweſen.

Das Wunder war nicht vor unſerer Zeit, es iſt zu allen Zeiten. Es iſt kein außerordentlicher Zuſtand, es umgibt uns an allen Orten; es iſt in uns, außer uns, unſer ganzes Daſein iſt ein Wunder. Aber der Menſch iſt ſtumpf dagegen geworden. Die Schwere des Lebens ergibt ſich daraus, daß tiefere Naturen das Wunder ahnen, aber nicht erklären können.

Jeder Menſch trägt das Ebenbild Gottes in ſich. Wo aber bleibt es bei den Dummen und Boshaften, und wie iſt es bei ihnen wiederzuerwecken?

In allen Religionen iſt für das menſchliche Gefühl ein Mittler nothwendig geworden, um den ungeheuern Gedanken Gottes zu mildern, um ihn tragen zu können.

Welche erhabene, tiefſinnige Allegorie iſt nicht die vom Baume der Erkenntniß! Hinter den einfachſten Ausdrücken verbergen ſich die tiefſten Fragen. Das Gute lernt der Menſch nur im Unterſchiede vom Böſen kennen. Wie war aber ſein Zuſtand vor dieſer Erkenntniß? War dieſer an ſich ſchon gut? Sollte ſich der Menſch nur wie eine Pflanze gleichmäßig entwickeln?

Ahnungen des Chriſtenthumes in der vorchriſtlichen Welt ſind häufig; ſie finden ſich nicht allein in der Bibel, ſondern auch im aſiatiſchen Alterthume und in der helleniſchen Welt, z. B. bei Sophokles. Alle große Gedanken

früherer Zeiten deuten auf das Chriſtenthum hin, und ſo zieht ſich eine tiefe geiſtige Einheit durch dieſelben. Es ſind Ahnungen, welche das Chriſtenthum erfüllt hat. Die einzelnen Menſchen wie die Völker ſtehen durch ihr Thun und geiſtiges Leben in verborgenem Zuſammenhange mit andern Kräften, die ihnen ſelbſt unendlich fern zu liegen ſcheinen. Ueber allen aber ſchwebt ein tiefer Zuſammenhang, den wir nur zu ahnen vermögen. Auf dieſer Ueberzeugung ruhen meine Anſichten von Toleranz und Reſignation.

Eine tiefe Mythe iſt die Verſuchungsgeſchichte Chriſti. Unmöglich kann es ein müßiges Märchen oder eine leere Erzählung ſein. Iſt es das aber nicht, was ſoll man von ihrem Inhalte denken? Entweder das Böſe tritt Chriſtus dem reinen als innere Verſuchung nahe, wie ſoll man das mit ſeiner Sündloſigkeit und göttlichen Natur vereinen? Oder es kommt ihm von außen, wer iſt dann der, welcher es wagt, dieſer reinen Perſönlichkeit nahezutreten und ihn in Verſuchung zu führen? Welche ungeheure Macht müßte das ſein!

Es gibt nichts Heiligeres, Reineres als die Reden Chriſti in den Evangelien; ſie athmen die höchſte Liebe und Milde. Es liegt in ihnen eine unendliche Tiefe. Die größten, erhabenſten Gedanken ſpricht Chriſtus mit erſchütternder Einfachheit aus, beſonders bei Johannes. Aber kommt man ſelbſt hier ohne Zweifel fort? Steht Paulus, der doch ein großer und tiefſinniger Lehrer war, in der That noch auf derſelben Stufe wie die Lehre Chriſti bei Johannes? Bei ihm iſt ſchon nicht mehr dieſe Unmittelbarkeit und Unbefangenheit. Er hat

ſchon von dem Seinen hinzugethan; er iſt ein ſcharfer Denker, hat aber etwas Abſchließendes und Syſtematiſches.

Wie herrlich iſt Chriſti Rede: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen!“ Auch uns gilt das. Für uns, die wir ſo viele Stadien der Civiliſation durchgemacht haben, wird bei aller Bildung die Einfachheit, die rührende Demuth, der hingebende Glaube eines Kindes als das Letzte bezeichnet, wonach wir ſtreben ſollen. Zu dieſem Ausgangspunkte alſo ſollen wir zurückkehren; es gibt nichts Höheres.

Das Chriſtenthum iſt auch darum eine ſo ſchöne Religion, weil es volle Freiheit läßt. Es kann und ſoll ein Jeder ſein eigenes Chriſtenthum haben, es ſich zu eigen machen nach ſeiner Individualität. Freilich paßt nicht jede Auffaſſung für Jeden, und darum ſoll ſie nicht als etwas Allgemeines hingeſtellt werden. Man thut am beſten, ſeine Ueberzeugung zu wahren, und ſie nicht unnöthig preiszugeben, da tritt gleich das Misverſtändniß ein. Wenn man fragt, was das Bindende und Allgemeine ſein ſolle, ſo gibt es kein ſchöneres Band als die chriſtliche Milde und Duldung, die mit Liebe und Hingebung die Schwächen und Einſeitigkeiten des Nächſten trägt.

In Lehrformeln und theologiſchen Zänkereien kann ich keine Frömmigkeit finden. Die äußerlich herangebrachten Dogmen helfen zu nichts; die originale Natur läßt ſich nichts andemonſtriren. Der Menſch muß es in ſich erleben. Aber freilich geſchieht das bei den Wenigſten; die Meiſten ſprechen nur nach.

Vor wahrer Frömmigkeit habe ich immer eine tiefe Ehrfurcht gehabt. Es gehört dazu eine gewiſſe Einfalt, die höchſt ehrwürdig iſt. Die fromme alte Frau iſt für mich in ihrem Glauben rührend. Es liegt darin das höchſte, rückhaltloſe Hingeben an Gott.

Neben den Verkündigungen der göttlichen Liebe haben ſich zu allen Zeiten Stimmen erhoben, welche die Frage aufwarfen, wie verträgt ſich mit ihr das menſchliche Elend? Nicht das allgemeine, das wir von vornherein zugeben, ſondern das materielle, das uns überall umgibt, an das wir uns aber ſo gewöhnt haben, daß wir es kaum mehr ſehen. Warum müſſen Millionen Menſchen auf Erden hungern, durſten und frieren, bettelnd auf den Straßen liegen, und in Noth und Elend verkommen, damit Tauſende ein erträgliches Daſein führen können? Was haben dieſe vor jenen voraus? Sollte es verwerflich ſein, Gottes Daſein auch einmal von dieſer Seite zu betrachten, und auf alles Elend hinzuweiſen, das in der Welt vorhanden iſt? Zu leugnen iſt das Elend nicht. Was wollen z. B. anſteckende Krankheiten, wenn ſie die Länder verheerend durchziehen? Auch die Literatur hat dieſe Fragen behandelt und in neueſter Zeit Conſequenzen der Verzweiflung daraus gezogen. Sie will die Welt anders einrichten.

Die wahre Skepſis wird dieſen Zuſtand zugeben und dennoch zur religiöſen Reſignation führen. Sie ſagt: Eben weil dies ſo iſt, eben weil der enge menſchliche Verſtand hier auf keine Frage Antwort zu geben vermag, darum ſtelle ich der höchſten waltenden Allmacht Alles anheim, und ergebe mich ihrem Willen vollſtändig. In dieſer Betrachtung der Dinge

hebt ſich der Gegenſatz von Gut und Böſe wieder auf. Hier herrſcht nur gläubiges Verſenken, Speculation. Wie wollen Menſchen das große Gebiet der Weltordnung überſehen? Das Höchſte leiſtet der Menſch durch Concentrirung ſeiner Kräfte auf einen Punkt, durch Wirkſamkeit in einer Richtung. Der Künſtler arbeitet mit Talent und Begeiſterung, er ſetzt ſein Leben an die Ausbildung deſſelben, er beſchränkt ſich abſichtlich, tauſend andere Gedanken hält er von ſich fern, um einen durchführen zu können. Wie viel Mühe und Arbeit koſtet ihm das nicht bei aller Begeiſterung! Und wie weit kommt er damit? Dennoch will ſich der Menſch vermeſſen, die Räthſel der Weltordnung zu löſen? Freilich liegt in dem, was wir Vernunft nennen, ein Analogon des göttlichen Geiſtes, aber es iſt doch immer nur eine Seite. Man iſt nur zu leicht damit fertig, aus ſolchen Analogien die Welt zu conſtruiren. Alles andere will man ihnen unterordnen, aber eben darum muß dieſe Betrachtung einſeitig werden.

Eine andere Frage iſt, ob dieſe Anſichten auf das Handeln Einfluß haben. Der Kreis des Handelns iſt ein ſehr beſchränkter und individueller. Hier verfahre ich nach Ueberzeugung, oder nach einem innern Inſtincte, der ſich aus meiner Eigenthümlichkeit ergibt. Der praktiſche Trieb des Menſchen iſt eine ſehr weiſe Einrichtung. Von fruchtloſem Grübeln befreit am Ende nur Arbeit und Thätigkeit.

Es gab Zeiten, wo ich die Vermeſſenheit hatte zu ſagen: Ich will unſterblich ſein! Aber wie ſoll man ſich die Unſterblichkeit denken? Unmöglich doch als ewige Ruhe! Auf einer höhern Stufe beginnt eine neue Entwickelung. Wird es möglich ſein, daß hier Einer den Andern jemals einhole?

Immer wieder komme ich auf das Eine zurück, auf die Reſignation, als das Höchſte, was der Menſch erreichen kann. Sie iſt das Hingeben an den unerforſchlichen Willen eines höchſten, unſichtbaren Weſens. Wer forſchend und grübelnd an den Gedanken Gottes hinantritt, muß vor dieſer Erhabenheit nothwendig von einem Schwindel ergriffen werden, er kann dieſe furchtbare Allmacht nicht ausdenken! Hier tritt der Glaube rettend ein, der die tiefe Kluft dennoch füllt; es iſt die Hingebung an den unendlichen Willen Gottes. Alles iſt Gnade und Wohlthat. Voll Dank erkennt die Reſignation an, was uns im Leben Gutes widerfahren iſt, und auch die Zukunft überläßt ſie Gott, welche Geſtalt dieſe auch annehmen möge, auch die Zukunft nach dem Tode, denn in ſeiner Hand ſtehen wir.

Dies ſind die höchſten Stimmungen, welche der Menſch überhaupt haben kann; ſie ſind ſelbſt die höchſte Gnade. Eben darum aber, weil ſie ſo überſchwänglich ſind, können wir ſie nicht immer haben. Auch dann kann es an Zweifeln und trüben Augenblicken nicht fehlen. Die menſchliche Natur iſt ſo unendlich beſchränkt, daß der Gläubigſte Zeiten haben kann, wo er dem Zweifel verfällt. Auch der ſchöpferiſchſte Dichter vermag nicht immer zu ſchaffen; verläßt uns doch ſelbſt das Gedächtniß. Aber der wahrhaft tiefe und religiöſe Zweifel führt wieder zum Glauben zurück, während der oberflächliche davon ableitet. Die letzte, höchſte Skepſis führt zur Reſignation, und dieſe iſt Glaube.

Beilagen.

1. Geheimer Rath Loebell in Bonn an den Verfaſſer.

Den Brief, verehrter Herr und Freund, in welchem Sie mich um einen kleinen Beitrag zu Ihrem Buche über Tieck angehen, habe ich mit wahrer Freude geleſen. Schon nach frühern Andeutungen, die mir Andere gaben, habe ich von dieſem Buche ſchöne Hoffnungen gefaßt, ſie haben ſich mir jetzt beſtimmter geſtaltet. Es gehört Muth dazu, in dem Sinne, wie Sie es vorhaben, über unſern verewigten Freund zu reden. Ich weiß nicht, ob es in der geſammten Literatur ein zweites Beiſpiel gibt von einer die lautwerdende Kritik ſo beherrſchenden Gehäſſigkeit gegen einen ſolchen Autor. Man findet ein wahres Behagen daran. So hat man z. B. für Tieck's kritiſche Meinungen das niederdeutſche, ſonſt in der Schriftſprache kaum vorkommende Wort „Schrullen" aufgeſtöbert. Schrull erklärt das bremiſch-niederſächſiſche Wörterbuch durch „Anfall von Unſinn, toller Einfall, böſe, närriſche Laune". — Tieck ſelbſt hat dieſe Mishandlungen ſtärker empfunden, als er es ſich merken zu laſſen pflegte; doch berührte ihn das Bittere und Feindſelige der Angriffe ſelbſt weit weniger, als der Mangel an Anerkennung ſeiner Poeſie, wie er ſie mit ſo großem Rechte erwarten zu dürfen glaubte, und dieſen Mangel leitete er, wie leiſe Andeutungen zu-

weilen zeigten, theilweiſe von den feindlichen Urtheilen ab. Wer die Elemente der Tieck'ſchen Poeſie recht kennt, wird längſt überzeugt geweſen ſein, daß in die begeiſterte Stimmung, die ihm den „Tod des Dichters" eingab, Tropfen gefloſſen ſind von dem wehmüthigen Gefühle ſeines eigenen Schickſals ſeiner Nation gegenüber. Und in der That liegt in dieſer Verkennung etwas recht eigentlich Tragiſches, wie denn die Geſchichte ihre Trauerſpiele auf allen Gebieten des Lebens und nach allen Richtungen hin aufführt.

Man kann ſagen, daß dieſe unermüdlichen, immer wieder von neuem gemachten Angriffe und eingelegten Lanzen auf einen ziemlich ſtarken Unglauben an die Vollſtändigkeit des errungenen Sieges ſchließen laſſen. Ich gebe das zu; aber wie viele Leſer achten auf den Zuſammenhang der kritiſchen Beſtrebungen genugſam, um einen ſolchen Schluß zu machen? Es gibt für den Schutz unbefangener Gemüther gegen den Einfluß des lauten Siegesjubels der Angreifenden kein beſſeres Mittel, als ihre Aufmerkſamkeit fürs erſte von der Poeſie des Mannes auf den Mann ſelbſt zu lenken. Und hier erwarte ich von Ihrem Buche viel, da es aus unmittelbaren Lebensanſchauungen geſchöpft ſein wird, in einer Zeit, wo Wiſſenſchaft und Kunſt auf der einen und das Leben auf der andern immer mehr auseinandergehen, die Durchdringung des Lebens der Einzelnen von ihrer Wiſſenſchaft oder Kunſt immer weniger zur Erſcheinung kommt. Es wird zwar in unſern Tagen viel Rühmens gemacht von einer Annäherung der Wiſſenſchaft und des Lebens; aber dies bezieht ſich auf ſehr materielle Gebiete, die mit dem, von welchem ich hier rede, nichts gemein haben.

Gern gäbe ich Ihnen ein Bild von Tieck's Leben und Weſen während ſeines Aufenthalts in Dresden in der Art, wie Sie es von den letzten berliner Jahren gezeichnet haben werden; dazu reichen aber meine Beobachtungen nicht aus. Ich war in jenen beiden Jahrzehnden allerdings oft in Dresden, und habe zuweilen mehrere Wochen in Tieck's Hauſe zugebracht, wo er es denn ſehr ungern ſah, wenn man nicht den allergrößten Theil des Tages in ſeiner Nähe verweilte, ein Verlangen, dem zu willfahren wahrlich nicht ſchwer ward. Wie häufig und reich aber die Geſpräche, welche die Zeit des Beiſammenſeins ausfüllten, bald unter vier Augen, bald in Gegenwart und mit der Theilnahme Anderer, auch waren,

ſo erinnere ich mich doch nur gelegentlicher und ganz fragmentariſcher Aeußerungen über ſeine eigene Entwickelungsgeſchichte, wenn man auch jeden Anlaß ergriff, ſie herbeizuführen. So ſehr liebte er es damals, ſeine Perſon in den Hintergrund zu ſtellen, und den Inhalt des Geſprächs ganz objectiv zu halten. Mein Aufenthalt in Dresden hätte ein durch Jahre dauernder ſein müſſen, wenn die perſönliche Berührung mit dieſem ſeltenen Geiſte mir von der Entwickelungsſtufe, auf welcher er ſich damals befand, und von ſeiner eigenen Betrachtung derſelben ein ſo vollſtändiges Bild hätte gewähren ſollen, daß ich mir getraute, es mit Sicherheit nachzuzeichnen.

Die Geſpräche bezogen ſich nicht nur auf Poeſie, die ganze belletriſtiſche Literatur und bildende Kunſt, ſondern auch auf Geſchichte, Religion und Philoſophie, und waren — wie ich Ihnen kaum zu ſagen brauche — überreich an Belehrung und Anregung. Wie oft habe ich bedauert, daß ich dieſen Reichthum von tiefen und eigenthümlichen Anſichten über ſo viele Zweige der menſchlichen Geiſtesthätigkeit nur meinem Gedächtniſſe anvertraute, nicht vieles davon gleich niederſchrieb! Und noch ungleich mehr iſt es zu beklagen, daß ſich nicht ein in Dresden lebender junger Mann fand, der täglich niedergeſchrieben hätte. Sie, verehrter Freund, werden in Ihrer Weiſe manches nachgeholt haben. Wenn ich aber die Geſpräche, wie ſie Tieck in den letzten Jahren ſeines Lebens führte, mit jenen dresdener vergleiche, ſo wird es doch nicht viel mehr ſein als eine Nachleſe, eine ohne Zweifel höchſt dankenswerthe, aber eine, zu der leider die eigentliche Ernte fehlt. — Doch iſt dies Urtheil vielleicht ein übereiltes, da ich Tieck in Berlin im Ganzen nur ſelten geſehen habe.

Denke ich aber an Dresden, und daß dort Jemand für Tieck ein Eckermann hätte werden wollen, ſo muß ich ſagen, daß dieſer eine viel ſchwierigere Aufgabe zu löſen gehabt haben würde, als der Goethe'ſche Eckermann. Seine eigene Perſon würde ganz anders ins Spiel gezogen worden ſein. Tieck beherrſchte das Geſpräch nicht, noch ſtrebte er es zu beherrſchen. Er beſaß eine bewundernswerthe Gabe, Andere zu ſelbſtthätiger Theilnahme zu bringen, und es war ihm Bedürfniß, ſie zu üben. Er gab dem Mitredenden den reichſten Anlaß, ſeine Gedanken zu entfalten und das Unreife

zur Reife zu bringen. Er ging auf alles Vorgebrachte mit der größten Aufmerkſamkeit ein. Nie habe ich Jemand gekannt, der die Gabe des Hörens beſeſſen hätte wie er. Es gibt Naturen, die man entſchieden monologiſche nennen kann, Leute die ſehr gut ſprechen und vortreffliche Sachen ſagen, aber für alle Welt auf dieſelbe Weiſe, denen jede Unterbrechung, jede Nöthigung ihren zuſammenhängenden Vortrag zu individualiſiren, nur läſtig iſt, die daher auch den Geiſt und die Urtheilskraft der Menſchen, an die ſie ihre Reden viele Jahre gerichtet haben, oft nur ſehr unvollſtändig, oder auch gar nicht kennen lernen. Eine ſolche ganz monologiſche Natur beſaß ein Mann, an den man bei Tieck immer leicht denkt, wegen alter vertrauter Verbindung und mannichfacher Uebereinſtimmung in den kritiſchen Meinungen und Beſtrebungen, während ihre Sinnesart und Methode grundverſchieden waren — Wilhelm Schlegel. Tieck war eine durchaus dialogiſche Natur, und hätte gern in Jedem, dem er ſeine Theilnahme zuwandte und von dem er etwas erwartete, eine ſolche wachgerufen. Als ich einmal über den Gegenſtand, den ich oben ſchon berührte, ſprach, und klagte, daß die heranwachſende Generation ſich einem gegenſeitigen ernſten Gedankenaustauſch immer mehr entzöge, und oft lieber die leerſten Dinge zum Gegenſtand der Geſpräche machte, als ihren höhern Lebensberuf, antwortete er: „Wenn die Menſchen wüßten, welche Gedankenfunken ſie aus einander herausſchlagen könnten, wären wir in manchen Stücken weiter, und beſonders würde die Kritik nicht ſo trocken und einſeitig ſein, wie ſie leider geworden iſt.“ — Von einer ſeiner liebſten Freundinnen ſagte er einſt zu mir: „Wenn Sie dieſe Frau näher kennen lernen werden, werden Sie ſehen, daß ſie einen kühnen Gedanken, den Sie ausſprechen, durch einen noch kühnern fortſetzt oder erwidert; das wird Sie zu fruchtbarer Geiſtesarbeit nöthigen.“

Es iſt eine merkwürdige Eigenthümlichkeit unſerer großen Literaturperiode — doch eine aus den beſondern Verhältniſſen, aus welchen ſie hervorging, leicht zu erklärende — daß ſich der wahre Dichter und der echte Kritiker zuweilen in einer Perſon vereinigt finden. Für Tieck, in welchem dieſe Doppelheit beſonders bedeutend war, entwickelte ſich ſeiner dialogiſchen Natur zufolge die Kritik oft in Geſprächen, nur allerdings weit weniger in lebendigen und wirk-

lichen, als in ſolchen, die in ſeinem eigenen Kopfe vor ſich gingen. Das mimiſche Talent, die Fähigkeit, ſich in verſchiedene Perſonen zu verwandeln, welches bei den allermeiſten Dichtern nur auf Gemüthsſtimmungen und Gefühle geht, erſtreckte ſich bei Tieck auch auf die feine Individualiſirung der Meinungskämpfe, und war doch hier auch keineswegs bloßes Product der Reflexion und bewußter Abſicht, vielmehr wurde er durch ſeine eigenſte Natur zu dieſer Darſtellungsform getrieben. Ganz aus ſeinem Innern ertönten die Stimmen verwandter und auch wiederum ſehr verſchiedener Naturen, wie er ſich in den Geſprächen im „Phantaſus" ſelbſt gleichſam in die Dichter, denen er die verſchiedenen vorgetragenen Werke zutheilt, zerlegt, und ſie die Seite ſeines Gemüths, welche in jedem Poem vorherrſcht, darſtellen läßt. So miſcht ſich auch in die geiſtvollen Urtheile, die er ihnen in den Mund legt, etwas von dieſer Färbung. Tieck beſaß einen kritiſchen Blick, in dem Gleichartigen noch die feinſten Unterſchiede zu entdecken, und eine Gefügigkeit des Ausdrucks, das Entdeckte zur Anſchauung zu bringen, die gewiß höchſt ſelten ſind; und in der anmuthigſten Weiſe ſpielt dieſe Gabe um die Geſtalten, die er zu Trägern ſeiner Urtheile macht. Doch hat er kritiſche Entwickelungen auch von dieſen Bezügen entkleidet in fortgehender didactiſcher Rede darzuſtellen gewußt, wie beſonders die Vorreden zu den „Minneliedern", zum „Altengliſchen" und zum „Deutſchen Theater" bezeugen. Allerdings ſind auch ſie von einem poetiſchen Duft durchzogen, welcher der nie zu verleugnenden Weſenheit des wahren Dichters angehört.

Nun aber zeigt ſich in Bezug auf das Ganze des Weges, den Tieck durchſchritten hat, eine merkwürdige Anomalie. Man ſollte glauben, daß die dialogiſche Form mit den zunehmenden Jahren der akroamatiſchen immer mehr weichen, die letztere zur Vorherrſchaft gelangen würde, wie bei Goethe in dieſer Lebensperiode die Neigung und Fähigkeit, ſich im zuſammenhängenden Lehrvortrage vernehmen zu laſſen, zunahmen. Bei Tieck iſt es umgekehrt. Seit der Vorrede zum zweiten Bande des „Deutſchen Theaters" von 1817 finde ich nichts, was ſich mit dieſer Arbeit vergleichen läßt; in den beiden Vorreden zu „Shakſpeare's Vorſchule" von 1823 und 1829 iſt ſchon ein gewiſſer Ueberdruß an einer ſolchen Behandlung des Lieblingsgegenſtandes bemerkbar. Wie erhebt ſich dagegen der kri-

tiſche Poet in der mit der letztern ungefähr gleichzeitig geſchriebenen Arbeit über Goethe in der Vorrede zum Lenz! Da hat er ſich aber auch eine Geſellſchaft von Goetheverehrern erdacht, unter deren Mitglieder er verſchiedene Betrachtungsweiſen vertheilt hat. Ich bin überzeugt, daß, wenn er in ſeinen alten Tagen noch dazu gekommen wäre, von der Fülle ſeiner Gedanken über Shakſpeare, die er früher zu einem großen zuſammenhängenden Werke zu geſtalten vorhatte, noch Mehreres niederzuſchreiben, die Geſprächsform die einzige geweſen wäre, unter der dieſe Mittheilungen hätten zu Stande kommen mögen.

Wie ſoll man ſich nun dieſe Umkehrung des gewöhnlichen Entwickelungsgangs erklären? Ich glaube, daß es nur auf folgende Weiſe geſchehen kann. Als die Natur unſers Dichters, die ich ſeine dialogiſche genannt habe, ſich von dem Drama zur Novelle, von der Welt einer reichen, glänzenden und vielgeſtaltigen Phantaſie zu den engern Räumen des bürgerlichen Lebens gewandt hatte, die Poeſie, ohne innerlich eine andere zu werden, von ihrem Flügelroſſe herabſtieg und ſich auf proſaiſcher Erde, im proſaiſchen Schritt bewegte, da traten die beiden Gebiete, das poetiſch geſtaltende und das beurtheilende, ſo zuſammen, daß Kritik, Theorie und Ueberlegung ihrerſeits der Poeſie einen Theil des Weges entgegenkamen. Das Dichterrecht, auch dem zerlegenden Verſtande eine poetiſche Färbung zu geben, machte daher ſeine Anſprüche ſogar in einer noch volleren Weiſe geltend als früher. Die rechte Kritik — mag der künſtleriſche Pinſel an der Farbenmiſchung Antheil haben oder nicht — wird immer das in den Verſtand nicht Aufgehende, das Incommenſurable, welches in aller Kunſt liegt, auf ihre Weiſe abſpiegeln und andeuten. Wie viel mehr ein Dichter wie Tieck, bei dem kritiſche Anſchauung der Kunſt und die productive Kraft im tiefſten Grunde eines und daſſelbe ſind, der, was der bloße Verſtand nicht erreicht und nicht ausdrücken kann, auf das geheimnißreiche Gebiet des Ahnens und Fühlens verſetzt, um es dort auszulegen und zu deuten. Dabei wird ihm aber jenes individualiſirende Zerlegen ſeines Selbſt, jenes Zurückſtrahlen ſeines erkennenden und ahnenden Geiſtes aus verſchiedenen Spiegeln ſehr zu Statten kommen, die Deutung der Myſterien der Poeſie durch poetiſchen Anhauch nicht wenig fördern.

Aber ſiehe da! Ich wollte ablehnen von Tieck's Geiſtesentwickelung zu reden, weil er es liebte, ſich ſelbſt hinter den Objecten zurücktreten zu laſſen, und bin unvermerkt auf ſeine ſubjective künſtleriſche Natur gekommen, wodurch ich denn, zwar nicht gegen meine Abſicht, aber doch ohne dieſelbe, Ihnen ſo etwas von einem Beitrage, wie Sie ihn angeſprochen haben, geliefert hätte. Nehmen Sie damit fürlieb, und laſſen ſie uns in der gemeinſamen Verehrung des hervorragenden Dichtergeiſtes, deſſen Größe nicht immer verkannt werden wird, verbunden bleiben.

Bonn, 30. December 1854.

J. W. Loebell.

2. Geheimer Rath Carus an den Verfaſſer.

Der Kopfbau Tieck's hat meine Aufmerkſamkeit vorzüglich in Anſpruch genommen, und ich theile hier nach der Anleitung, wie ſie von mir in meiner Schrift über Kranioſcopie und in meiner „Symbolik der menſchlichen Geſtalt" (Leipzig 1853) gegeben worden iſt, die an ihm gefundene Kopfmaße mit. Ausgezeichnet war der Bau ſeines Vorderhauptes, deſſen Höhe 5" 1"', die Breite 4" 4"', deſſen Länge 4" betrug. Die größere Höhe bei mäßiger Breite deutete auf mehr gegenſtändliche Kraft der Erkenntniß, bei geringerer analytiſcher philoſophiſcher Geiſtesrichtung; eine Aehnlichkeit des Verhältniſſes wie bei Goethe's Kopfbau war nicht zu verkennen. Das Mittelhaupt maß in Höhe wie in Breite 5" 4"', in Länge 4" 10"'. Dieſe Maße deuten auf reiche Entwickelung der Gemüthsregion, doch ohne alles Uebermaß; namentlich iſt das Höhenmaß nicht ſo bedeutend, wie man es bei Perſonen mehr ſchwärmeriſchen Gemüthslebens gewöhnlich findet, das Hinterhaupt endlich zeigte ebenfalls kräftigen Bau, auf kräftiges Wollen deutend; die Höhe 3" 7"', die Breite 4". Unter den Sinnesregionen war die Kopfbreite der Ohrenregion nicht ſehr ſtark 5" 3"', und wirklich war Tieck's Anlage und Freude für Muſik nicht beträchtlich. Die Augenbreite betrug 4"; die Naſe hatte 2" Länge.

3. Anmerkungen.

Erſter Theil.

Erſtes Buch.

S. 3. Tieck's Geburtshaus in der (alten) Roßſtraße trägt die Nummer 1. Die Geſchäftsräume und die kleine Wohnung zu ebener Erde ſind noch heute dieſelben wie damals.

S. 8. Ueber Kindleben's Wandel und Schriften iſt zu vergleichen „Almanach der Belletriſten und Bellettriſtinnen für's Jahr 1782", S. 92.

S. 9. Die wenigen von Tieck ſelbſt gegebenen Andeutungen über die Familie ſeiner Mutter ſind erweitert durch Mittheilungen eines noch lebenden mütterlichen Verwandten, und die Ortstraditionen in Jeſerig, deren Kenntniß ich Herrn Prediger Hoffmann daſelbſt verdanke. Die Kirchenbücher von Jeſerig aus jener Zeit ſind verbrannt. Geburts- und Tauftag Tieck's und ſeiner Geſchwiſter ſind aus dem Taufregiſter der Petrikirche in Berlin feſtgeſtellt.

S. 34. Das Haus in der Behrenſtraße, in dem damals die deutſche Bühne war, iſt heute mit der Nummer 55 bezeichnet.

S. 69. In den hier geſchilderten Zuſtänden fanden die ſpäter, erſt 1800, gedichteten Sonette an Bothe, Toll und Wackenroder ihre Veranlaſſung. Tieck's „Gedichte" (zweite Ausgabe), II, 71.

S. 70. Ueber Wackenroder's Vater iſt zu verweiſen auf die kleine Schrift: „Erinnerungen an Ch. B. Wackenroder, königl.

preuß. Geh. Kriegsrath und erſten Juſtizbürgermeiſter zu Berlin, von J. Klein" (Berlin 1809). Der alte Wackenroder war auch Schriftſteller; er verfaßte „Betrachtungen über Geſchäfte und Vergnügungen" (Leipzig 1768), die drei Auflagen erlebten. Er ſtarb 1806, 77 Jahre alt.

S. 94. Mirabeau war im Jahre 1786 zwei Mal in Berlin. Zuerſt vom Januar bis Mai, dann vom Juli bis Ende December.

S. 98. Dieſer Rede, die er am Grabe Toll's gehalten, gedenkt auch Zſchokke in ſeiner „Selbſtſchau", I, 40.

S. 121. „Die eiſerne Maske. Eine ſchottiſche Geſchichte von Ottokar Sturm" (Frankfurt und Leipzig 1792). Vgl. die ſcharfe Kritik in der „Neuen allgemeinen deutſchen Bibliothek", III, 285.

S. 125. Die charakteriſtiſchen Züge aus dem Schulleben Gedike's, des pädagogiſchen Reformators, die mitgetheilt worden ſind, hat Tieck in einer Zeit, da er ſelbſt noch deſſen Schüler war, mit Schärfe und Sicherheit aufgefaßt. Es wird nicht ohne Intereſſe ſein, dieſem Bilde das andere gegenüberzuſtellen, welches der Lehrer von dem Schüler entwarf. Gedike pflegte eine ausgeführte Cenſur der zur Univerſität abgehenden Schüler in dem Programm des Gymnaſiums abdrucken zu laſſen. Er legte Werth darauf, weil er andeuten wollte, was das Vaterland von ſeinen herangebildeten jüngern Mitbürgern zu hoffen habe. Waren dieſe Zeugniſſe bisweilen pathetiſch breit, ſo waren ſie auch oft Beweiſe pädagogiſchen Scharfblicks. In den Programmen des Werderſchen Gymnaſiums von 1789—92 findet man in dieſer Weiſe die Charakteriſtiken Tieck's und aller ſeiner Jugendgefährten. In der Auffaſſung mancher Charaktere, z. B. Toll's, Burgsdorff's, Pieske's, ſtimmen Lehrer und Schüler in überraſchender Weiſe überein. An dieſer Stelle mögen die Charakteriſtiken Tieck's und Wackenroder's folgen, wie ſie ſich in dem Programm für 1792 finden.

Wenn Wackenroder in günſtigerm Lichte erſcheint, ſo ſpricht ſich darin die eigene Stellung aus, die jeder von beiden ſeinem Director gegenüber eingenommen hatte. In der Kälte und Trockenheit, mit der Tieck's Cenſur abgefaßt iſt, mag eine Erinnerung an die mancherlei pädagogiſchen Kämpfe liegen, zu denen er herausgefordert hatte. Daß aber ſeine Bildung ſchon damals eine allge-

meine, und doch eigenthümliche war, muß auch dieſes Zeugniß zugeſtehen.

„Johann Ludwig Tieck, aus Berlin, 19 Jahr alt, neun Jahre Gymnaſiaſt, und ſeit vier Jahren ein Mitglied der erſten Claſſe. Er hat gute Fähigkeiten, und er hat ſich durch ſeinen bei aller Einſeitigkeit unverkennbaren Fleiß in mancher Rückſicht ſehr gute Kenntniſſe erworben, beſonders hat er ſeinen Geſchmack gut ausgebildet. Sein Betragen war lobenswerth. Er wird in Halle Theologie ſtudiren.“ Vgl. „Programm des Friedrich-Werderſchen Gymnaſiums“ von 1792, S. 51.

„Wilhelm Heinrich Wackenroder, aus Berlin, 19 Jahr alt. Ein hoffnungsvoller Jüngling, der ſeit ſechstehalb Jahren unſer Gymnaſiaſt, und ſeit vier Jahren ein Mitglied der erſten Claſſe geweſen. Sein regelmäßiges, beſcheidenes und geſittetes Betragen hat ihm ebenſo ſehr als ſein rühmlicher und glücklicher Fleiß den Beifall aller ſeiner Lehrer verſchafft. Er hat ſeine guten Fähigkeiten in jeder Rückſicht ſehr gut ausgebildet, und ſich ſowol in Wiſſenſchaften als Sprachen, beſonders auch in der griechiſchen, ſehr gute Kenntniſſe erworben. Ueberhaupt hat er alle Anlagen und Vorkenntniſſe, um einſt ein gründlicher, gelehrter und geſchmackvoller Juriſt zu werden. Ebendaſ. S. 51.

S. 126. „Sternbald's Wanderungen“ „Schriften“, XVI, 197.

Zweites Buch.

S. 137. Eine Charakteriſtik Wieſel's, dieſes ſonderbaren Menſchen, der zuletzt ein Freund und Schützling Adam Müller's war, hat Varnhagen gegeben in ſeinen „Denkwürdigkeiten“, VI, 265.

S. 148. Lichtenberg's Erklärung der Hogarth'ſchen Kupferſtiche erſchien zuerſt im „Göttingiſchen Taſchenkalender“ in den Jahren 1779—94.

S. 161. Es iſt in der neueren Kunſtkritik anerkannt, daß die Madonna in Pommersfelde, welche die Freunde, der damals allgemeinen Anſicht folgend, für einen Rafael hielten, von Antonio Solario gemalt iſt.

S. 186. In Klopſtock's Aeußerungen über die franzöſiſchen Ueberſetzungen der „Meſſiade" oder in der Auffaſſung derſelben ſcheint ein Irrthum zu liegen. Die erſte war bereits zu Paris 1769 erſchienen; die zweite des Paſtor Petit-Pierre, mit der der Dichter keineswegs zufrieden war, zu Neufchatel 1795.

S. 200. Die erſte Erzählung IV, 3 in den „Straußfedern" iſt noch von J. G. Müller, die Erzählung VII, 119 von Bernhardi, Tieck's Beiträge ergeben ſich aus der Vergleichung mit ſeinen Schriften. Der Reſt in den fünf letzten Bänden gehört Tieck's Schweſter. Vgl. auch „Reliquien von A. F. und S. Bernhardi", herausgegeben von W. Bernhardi (3 Bde., Altenburg 1847).

S. 207. Der Recenſent des „Lovell" in der „Jenaiſchen Literaturzeitung", 1797, Nr. 337, fand z. B. in dem Worte Andächtigkeit, das Tieck gebraucht hatte, einen Anglicismus; in dem Originale werde es wol geheißen haben devotion!

S. 220. Ramdohr, „Ueber Malerei und Bildhauerei in Rom" (3 Bde., Leipzig 1787). „Charis, oder über das Schöne und die Schönheit in den nachbildenden Künſten" (2 Bde., Leipzig 1793). „Venus Urania" (4 Bde., Leipzig 1798).

S. 220. „Aberglaube iſt beſſer als Syſtemglaube", ſagt Wackenroder in dem Aufſatz: „Einige Worte über Allgemeinheit, Toleranz und Menſchenliebe in der Kunſt" („Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders", S. 106).

S. 221. „Ehrengedächtniß Albrecht Dürer's von einem kunſtliebenden Kloſterbruder", ohne Namen des Verfaſſers, in Reichardt's „Deutſchland", 1796, Stück VII, 59.

S. 225. Brief eines jungen deutſchen Mahlers in Rom an ſeinen Freund in Nürnberg („Herzensergießungen", S. 179).

S. 226. Wackenroder's Verhältniß zu Tieck iſt für die Literaturgeſchichte faſt zu einem mythiſchen geworden. Die Freundſchaft beider, ihre geiſtige Verwandtſchaft, die gleiche Richtung, welche ſie in der Poeſie verfolgten, Wackenroder's verhülltes Auftreten als Schriftſteller, ſein früher Tod, der nicht vollendete „Sternbald", endlich einige Aeußerungen Tieck's haben zu der Anſicht geführt, als wenn ſich das geiſtige Eigenthum beider Freunde nicht voneinander

ſcheiden laſſe, oder Wackenroder gar an den Dichtungen Tieck's in der Stille einen Antheil gehabt habe, welcher das Recht des Dichters auf ſeine eigenen Werke zweifelhaft mache. Es iſt weder das Eine noch das Andere der Fall. Da Wackenroder's Andenken nach Tieck's Erzählungen erneuert worden iſt, ſo mag zur Vervollſtändigung des Bildes auch die folgende Bemerkung hier eine Stelle finden.

Die „Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders" (Berlin, Unger, 1797), und die „Phantaſien über die Kunſt für Freunde der Kunſt", herausgegeben von L. Tieck (Hamburg, Perthes, 1799), gehören beiden Freunden gemeinſchaftlich an, aber in einer Weiſe, welche die nähere Beſtimmung des Antheils eines jeden ſehr wohl erlaubt. Jenes Buch iſt weſentlich Wackenroder's, dieſes weſentlich Tieck's Eigenthum. In der Nachſchrift an den Leſer, am Schluſſe des erſten Bandes des „Sternbald", ſetzte ſich Tieck ſchon im Jahre 1798 mit dem kürzlich verſtorbenen Freunde literariſch auseinander. Er ſagt daſelbſt ausdrücklich S. 374: „Von meiner Hand iſt (in den «Herzensergießungen») die Vorrede, Sehnſucht nach Italien S. 23, ein Brief des Mahlers Antonio und die Antwort S. 52, Brief eines jungen deutſchen Mahlers S. 179, und die Bildniſſe der Mahler S. 194." Mithin gehören die übrigen Abhandlungen, die ſämmtlich umfaſſender und bedeutender ſind, Wackenroder an. In die „Phantaſien" nahm Tieck einige Aufſätze auf, welche er in der Vorrede als ein Vermächtniß ſeines verſtorbenen Freundes bezeichnet; ſie waren beſtimmt, eine Fortſetzung der „Herzensergießungen" zu bilden. Tieck ſagt daſelbſt S. III: „Von Wackenroder iſt in der erſten Abtheilung die erſte und fünfte Nummer geſchrieben; unter Berglinger's Aufſätzen gehören mir die vier letzten an." Demnach iſt von Wackenroder: „Schilderung, wie die alten deutſchen Künſtler gelebt haben" S. 5, „Die Peterskirche" S. 76, „Vorerinnerung" S. 134, „Ein wunderbares morgenländiſches Mährchen von einem nackten Heiligen" S. 135, „Die Wunder der Tonkunſt" S. 147, „Von den verſchiedenen Gattungen in jeder Kunſt, und insbeſondere von verſchiedenen Arten der Kirchenmuſik" S. 160, „Fragment aus einem Briefe Joſeph Berglinger's" S. 174, „Das eigenthümliche innere Weſen der Tonkunſt und die Seelenlehre der heutigen Inſtrumentalmuſik" S. 181, „Ein Brief Berglinger's" S. 205. Alles Uebrige iſt Tieck's Eigenthum.

Endlich von Wackenroder's Antheil am „Sternbald" ſagt Tieck in der erwähnten Nachſchrift S. 374: „Nach jenem Buche (den «Herzensergießungen») hatten wir uns vorgenommen, die Geſchichte eines Künſtlers zu ſchreiben, und ſo entſtand der Plan zu gegenwärtigem Roman. In einem gewiſſen Sinne gehört meinem Freunde ein Theil des Werks, ob ihn gleich ſeine Krankheit hinderte, die Stellen wirklich auszuarbeiten, die er übernommen hatte." Dieſe Erklärung iſt ſo deutlich und entſchieden, daß es unbegreiflich erſcheint, wie ſich trotz, oder gar in Folge derſelben die Anſicht Geltung verſchaffen konnte, der „Sternbald" ſei zum Theil Wackenroder's Werk, oder dieſer ſei in der That der Dichter und Tieck nur der Herausgeber. Weil er mit gewiſſenhafter Pietät den Antheil des Freundes an der Dichtung wahren wollte, machte man ihm ſein eigenes Recht ſtreitig. Weil er geſagt hatte, in einem gewiſſen Sinne gehöre ſeinem Freunde ein Theil des Werks an, meinte man es ihm ſelbſt ganz abſprechen, oder ſonderbar genug, behaupten zu können, mindeſtens der erſte Theil des Romans rühre von Wackenroder her. Dies wollte ſchon der kritiſche Recenſent in der „Jenaiſchen Literaturzeitung", 1799, Nr. 71, herausgefunden haben, der zwiſchen dem erſten und zweiten Theil einen Unterſchied erkannte, der auf zwei verſchiedene Verfaſſer deute!

Zu dieſen Misverſtändniſſen mochte vielleicht auch der Titel beigetragen haben, den Tieck gewählt hatte: „Eine altdeutſche Geſchichte, herausgegeben von Ludwig Tieck." Wenn er ſich nur als Herausgeber nannte, ſo war das eine Maske, welche in dem Charakter der Dichtung ihre vollſtändige Erklärung fand, und nach dem Vorgange des „Kloſterbruders" keinen Leſer hätte irreführen ſollen. Etwas ganz anderes war es, wenn Tieck auch die „Phantaſien über die Kunſt" als von ihm herausgegeben bezeichnete. Indem er dem Publicum den Nachlaß ſeines Freundes übergab, hatte er in der That das Geſchäft eines Herausgebers übernommen. Aber er bekannte ſich auch dazu, und unterſchied in der Vorrede ausdrücklich, was ihm und was ſeinem Freunde angehörte. Freilich fehlt es auch ſonſt in unſerer neuern Literatur nicht an Beiſpielen einer überſichtigen Kritik, welche die einfachſten Fäden zum Knoten ſchlingt, um ſich hinterher rühmen zu können, einen Knäuel

ſcharfſinnig und geſchickt entwirrt zu haben. Hat man doch auf ähnliche Gründe hin Leſſing die Autorſchaft der „Erziehung des Menſchengeſchlechts“ abſprechen wollen!

Daß ſich dieſen Anſichten über den „Sternbald“ ein gewiſſes Uebelwollen gegen den Dichter beimiſchte, geht unter Anderm auch aus einem Geſpräche Jean Paul's mit Varnhagen über Tieck hervor, in den „Denkwürdigkeiten“, III, 79. Das Bedürfniß eines überreichen Geiſtes, ſich mitzutheilen, und die Sorgloſigkeit, mit der es geſchah, rief den Gedanken hervor, Tieck wolle ſich fremdes Gut aneignen. Sein Reichthum mußte es ſein, der ihm den Vorwurf der Armuth zuzog! Nachdem dieſe irrigen Vorſtellungen auch in die Literaturgeſchichten Eingang gefunden hatten, ſah Tieck ſich genöthigt, fünfundvierzig Jahre ſpäter in einer Nachſchrift zur zweiten Ausgabe des „Sternbald“ zu wiederholen, was er ſchon in der erſten deutlich genug geſagt hatte: „Es (das Buch) rührt ganz, wie es da iſt, von mir her, obgleich «Der Kloſterbruder» hier und da anklingt. Mein Freund ward ſchon tödtlich krank, als ich daran arbeitete“ („Schriften“, XVI, am Ende).

Aber ebenſo wenig hat Tieck jemals den Einfluß in Abrede geſtellt, welchen Wackenroder auf ſeine damalige Dichtweiſe ausgeübt habe. In der oft erwähnten ältern Nachſchrift zum „Sternbald“ ſagt er ferner S. 373: „Die meiſten Geſpräche, die ich ſeit mehreren Jahren mit meinem nun verſtorbenen Freunde Wackenroder führte, betrafen die Kunſt; wir waren in unſern Empfindungen einig, und wurden nicht müde, unſere Gedanken darüber gegenſeitig zu wiederholen. — Mein Freund ſuchte in dieſem Buche (d. h. in den «Herzensergießungen») unſere Gedanken und ſeine innige Kunſtliebe niederzulegen.“ Und in der Vorrede zu den „Phantaſien“ heißt es S. III: „Alle dieſe Vorſtellungen ſind in Geſprächen mit meinem Freunde entſtanden, und wir hatten beſchloſſen, aus den einzelnen Aufſätzen gewiſſermaßen ein Ganzes zu bilden.“

Wackenroder's dichteriſches Talent iſt übrigens groß genug, und ſeine Stellung in der Literatur in ihren Folgen ſo bedeutend, daß ein näheres Eingehen auf einige vergeſſene Spuren ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit nicht ganz unintereſſant erſcheinen wird. In der Vorrede zu den „Phantaſien“ ſagt Tieck: „Einen unvollendeten Aufſatz

meines Freundes über Rubens habe ich zurückgelaſſen, ſowie eine Cantate, mit der er ſelber unzufrieden war.“ Ob außer dieſen Arbeiten Wackenroder's noch Anderes in ſeinem dichteriſchen Nachlaſſe geweſen, wohin dieſer gekommen ſei, wird ſich jetzt ſchwerlich ermitteln laſſen, zumal da ſich auch in Tieck's Nachlaß nicht die geringſte Andeutung darüber findet. Daß er der Ueberſetzer des Romans „Kloſter Netley“ (Berlin 1796 im neunten Bande der erſten unechten Ausgabe von Tieck's Werken) ſei, iſt bereis oben geſagt worden. Eine kleine Abhandlung über Hans Sachs, die wol in Göttingen verfaßt iſt, hat von der Hagen aus einem erhaltenen Reſte von Wackenroder's handſchriftlichen Sammlungen für die altdeutſche Literatur im „Neuen Jahrbuch der Berliniſchen Geſellſchaft für deutſche Sprache“ (I, 291) herausgegeben. Endlich laſſen ſich einige Gedichte nachweiſen. Eines: „Auf hoher Felſenkante“ u. ſ. w., iſt im Texte erwähnt. Es findet ſich „Straußfedern“ (VI, 120) und Tieck's „Schriften“ (XV, 230); ein zweites iſt handſchriftlich in dem Briefwechſel Tieck's und Wackenroder's erhalten; ein drittes aus dem Nachlaſſe des Dichters ſteht in Bothe's „Frühlingsalmanach“ für 1805, S. 1. Es ſind durchaus untergeordnete Producte eines Anfängers, in denen man den kunſtſinnigen Kloſterbruder nicht wiedererkennt. Somit möchten die Briefe Wackenroder's an Tieck, in denen ſich ſein einfacher Sinn in vollſter Unbefangenheit ausſpricht, nächſt den „Herzensergießungen“ das bedeutendſte noch vorhandene Denkmal ſeines kurzen Lebens ſein.

S. 227. Sechs Stunden aus Fink's Leben im „Berliniſchen Archiv der Zeit“, 1796, I, 354; dann in den „Bambocciaden“, I, 137.

S. 227. Ueber Ernſt Winter's (Bernhardi's) Roman „Die Unſichtbaren“ (2 Bde., Halle 1794) vgl. „Neue allgemeine deutſche Bibliothek“, XIII, 384.

S. 231. Schlegel's Kritik von Tieck's Bearbeitung des „Sturm“ ſiehe in der „Jenaiſchen allgemeinen Literaturzeitung“, 1797, Nr. 75, und Schlegel's „Sämmtliche Werke“, XI, 14; des „Blaubart“ und des „Geſtiefelten Katers“ „Jenaiſche allgemeine Literaturzeitung“, 1797, Nr. 333, „Werke“, XI, 136; der „Volksmärchen“ „Athenäum“, 1798, I, 167, „Werke“, XII, 27.

S. 250. Andeutungen über das Leben in Jena in den Jahren 1799 und 1800 finden sich in Friedrich Schlegel's Briefen an Fichte in „Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel", II, 342, 344. Die Skizze in Brentano's Roman „Godwi, oder das steinerne Bild der Mutter", den er unter dem Namen „Maria" 1801 herausgab, II, 436, ist nach „Brentano gesammelte Schriften" VIII, 18 von dessen Freunde A. Winkelmann. Nach VIII, 51 ebend. schrieb Brentano die Philistergeschichte 1811; was er damals in Jena vorlas, war also wol ein frühester Entwurf. Vgl. ferner „Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und seine Zeit, von v. Reichlin Meldegg", II, 313 fg., und die kürzlich erschienene Schrift „Aus dem Leben von Johann Diederich Gries, nach seinen eigenen und den Briefen seiner Zeitgenossen", S. 37, 39 fg.

S. 253. Ueber Tieck's und Fichte's erste Berührungen vgl. „Fichte's Leben und Briefwechsel", I, 373.

S. 255. Die „Vertrauten Briefe über Friedrich Schlegel's Lucinde" waren Verlag von Frommann's Schwager Bohn in Lübeck, gedruckt wurden sie in Jena bei Frommann und Wesselhöft.

S. 257. Die Wandlungen, welche Schiller's ursprünglich günstiges Urtheil über Tieck seit dessen erstem Besuche erfuhr, bis es zu einer herben Verurtheilung ward, lassen sich stufenweise verfolgen durch Schiller's Briefe an Goethe und Körner vom 24. Juli 1799, 26. Sept. 1799, 5. Jan. und 27. April 1801. Die drei letzten Briefe sind an Körner. Am 5. Jan. 1801 schreibt Schiller von Tieck: „Leider hat die Schlegel'sche Schule viel an ihm verdorben; er wird es nie ganz verwinden." Vgl. dazu sein Urtheil über Tieck's „Minnelieder" aus Falk's „Elysium und der Tartarus" in „Findlinge" von Hoffmann v. F. „Weimarisches Jahrbuch", II, 224. Ueber Tieck's Einführung bei Goethe berichtet dieser mit einigen Worten an Schiller am 24. Juli 1799, und über die Vorlesung der „Genoveva" in Jena am 6. Dec. 1799. Vgl. darüber auch Goethe's Tages- und Jahreshefte, „Werke", XXXI, 86.

S. 267. Wenn es in Tieck's Vorbericht zu „Schriften", I, S. XXXII, heißt, er sei im Juli 1801 nach überstandener schmerzhafter Krankheit nach Hamburg gegangen, so beruht diese irrige Angabe wol nur auf einem Druckfehler. Es ist das Jahr 1800 gemeint. Aus Tieck's Correspondenzen ergibt sich, daß er um jene Zeit in Dresden war.

Drittes Buch.

S. 274. A. W. Schlegel's „Literariſcher Reichsanzeiger" oder „Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks" im „Athenäum", 1799, S. 328.

S. 275. Tieck hat die Viſion „Das jüngſte Gericht" in ſeine „Schriften", IX, 339, in etwas veränderter Geſtalt aufgenommen. Es fehlt hier das Verzeichniß der Perſonen, auf welche im „Zerbino" mehr oder minder deutlich angeſpielt wird. Da der Dichter in dem Vorberichte zum ſechsten Bande der „Schriften", S. XXXIX fg., einen kurzen literariſchen Commentar zum „Zerbino" gegeben hatte, konnte er nunmehr jenes Verzeichniß ſtreichen. Es findet ſich „Poetiſches Journal", S. 245.

S. 277. Zu dieſem und dem Folgenden ſind zu vergleichen die literariſchen Anmerkungen zum „Anti-Fauſt" in „Tieck's nachgelaſſenen Schriften", I, 127 fg., und zu „Bemerkungen über Parteilichkeit, Dummheit und Bosheit", ebend. II, 35 fg.

S. 278. Es ſcheint nicht unangemeſſen, an dieſer Stelle auf die Kritik überſichtlich zu verweiſen, welche Tieck's Dichtungen in den verbreitetſten und namhafteſten literariſchen Zeitungen erfuhren. Man wird daraus erkennen, daß man ſeine ſtechende dichteriſche Satire mit den Keulenſchlägen proſaiſcher Grobheit reichlich erwiderte, und ihm wahrlich nichts geſchenkt hat. Seine Indignation gegen dieſes Geſchlecht wird vollkommen begreiflich, wenn man ſieht, daß keiner dieſer Recenſenten auch nur eine entfernte Ahnung von dem hatte, was er mit ſeiner Poeſie wollte. Sie ſind ihr gegenüber vollkommen rathlos, und möchten ſie am liebſten für eine Tollhäuslerin erklären. Der Recenſent des „Lovell" in der „Neuen allgemeinen deutſchen Bibliothek", XX, 389, 1795, und XXXII, 154, 1797, wundert ſich, daß der Verfaſſer, der ſelbſt ein junger Schwärmer ſcheine, ſeinen Helden ſo unvortheilhaft auftreten laſſe; dann meint er, dies Buch ſei eine Beleidigung des guten Geſchmacks, und das Beſte daran der ſchöne neumodige Druck. Dagegen findet die „Geſchichte Peter Leberecht's", die Nicolai's vollen Beifall hatte, viel Gnade. „Deutſche Bibliothek", XXIII, 526, 1796, und XXXII, 155, 1797. Hier wird dem Verfaſſer geſundes Raiſonnement, ein feiner, geſchliffener Witz, viel Laune und reife Menſchenkenntniß zugeſtanden;

während die „Jenaiſche Literaturzeitung", 1797, Nr. 10, daſſelbe Buch fade und gedehnt findet; der Verfaſſer ſei ſich auch ſeiner Kraftloſigkeit bewußt; Gedankenſtriche oder weißes Papier würden beſſer ſein. In der „Allgemeinen deutſchen Bibliothek", XXXVIII, 439, 1798, wird in der Anzeige von „P. Leberecht's Volksmärchen" dem Verfaſſer die Verſicherung gegeben, er habe das Ideal nicht geſcheidter Geſchichten, wonach er eingeſtandenermaßen ſtrebe, vollkommen erreicht. Ebendaſelbſt XXXIX, 340, wird der „Abdallah" als ein Beweis dafür angeführt, daß ſich Zaubergeſchichten noch immer unverſchämt in die Literatur eindrängen. Ebendaſelbſt XLVI, 329, 1799, kann der Mann von gebildetem Geſchmack den „Sternbald" nicht zu Ende leſen. Sternbald iſt ein frömmelnder, myſtiſcher Malergeſell und ein Verführer obenein. Recenſent findet die Anmaßung und Petulanz des Dichters unerhört, der dem Leſer zumuthe, ſich wieder auf eine niedrige Stufe der Cultur zu ſtellen, der man mühſam entklommen ſei. Ebendaſelbſt LV, 246, 1800, tritt man im „Zerbino" in eine Geſellſchaft von Narren und Tollhäuslern, wo Alles ſpricht, von den Cedern des Libanon bis hinab zu den Schemeln; es ſei ein ſinnliches Gaukelſpiel, die Verſe im Tone der Bänkelſänger, der Vortrag pöbelhaft! Glimpflich meint der Recenſent der „Jenaiſchen Literaturzeitung", 1800, Nr. 320, 321, auch Tieck's Göttin der Poeſie ſei nicht frei von Geckerei, und er ſelbſt von der mixtura dementiae des Goethe-Götzendienſtes angeſteckt. Die „Allgemeine deutſche Bibliothek", LVIII, 352, 1801, nennt die „Genoveva" Ammenmärchen und Gewäſch. Tieck's Recenſenten in der „Allgemeinen deutſchen Bibliothek" waren übrigens, wie ſich aus einer Vergleichung ihrer Chiffern mit dem Regiſter: „Die Mitarbeiter an F. Nicolai's Allgemeiner deutſcher Bibliothek", ergibt, literariſch wenig bedeutende Leute, der Hofrath Pockels in Braunſchweig, der Rector Schilling in Verden, der Diakonus Fleiſchmann in Tübingen u. A. Von Nicolai ſelbſt rührt keine dieſer Kritiken her. Merkel in ſeinen „Briefen an ein Frauenzimmer über die wichtigſten Producte der ſchönen Literatur", I, 17 fg., macht ſeiner Galle in folgendem Erguſſe Luft: Herr Tieck iſt ein Menſch, der ſich, wie manches Inſekt, durch Stechen bemerkbar zu machen ſucht; er traveſtirt Shakſpeare und verzerrt ihn im Hohlſpiegel der Armſeligkeit; er iſt ſchwachen Geiſtes; ſeine poetiſche Kühnheit iſt Wahnſinn

und Unverſchämtheit; er verfällt in Schülerſtreiche; er überbietet allen Menſchenverſtand; die „Genoveva“ iſt ein Pfuſchwerk und eine Vogelſcheuche; er möge ſich entſcheiden, ob er für Pöbel oder für Kinder ſchreibe; ſeine höhere Naturen, von denen er ſpreche, ſeien vielleicht beides zugleich! Doch genug der Gemeinheiten! Kann man ſich wundern, wenn Tieck auf ſolche Gegner mit der tiefſten Verachtung herabblickte? Und konnte er ſie beſſer ſtrafen, als ihren unfreiwilligen Witz zum Gegenſtande ſeines dichteriſchen zu machen?

S. 279. Bernhardi's „Seebald, oder der edle Nachtwächter, Familiengemälde in einem Acte“, erſchien in den „Bambocciaden“, III, 229, im Jahre 1800.

S. 279. Nach einer mündlich erhaltenen Ueberlieferung wäre Tieck der Verfaſſer der Theaterrecenſionen im „Archiv der Zeit“; er ſollte ſie nach dem Schauſpiel Bernhardi in die Feder dictirt haben, der ſie alsdann der Redaction der Zeitſchrift übergeben hätte. Bei der damals engen Verbindung beider und Tieck's Bereitwilligkeit, ſeine Arbeiten Andern und beſonders Bernhardi zu überlaſſen, hat dieſe Ueberlieferung eine gewiſſe Wahrſcheinlichkeit für ſich, und gewiß hat er auf dieſe Kritiken einen weſentlichen Einfluß gehabt. Dennoch ſprechen manche Gründe dagegen, daß Tieck der Verfaſſer derſelben geweſen ſei. In ſeinen Erzählungen bezeichnete er, ſoweit ich mich deſſen erinnere, ſtets nur Bernhardi als Verfaſſer, mit dem Zuſatze, derſelbe habe ſich durch die Schärfe ſeines Tons den Haß der Schauſpieler zugezogen. Am Eingange der polemiſchen Schrift von 1800: „Bemerkungen über Parteilichkeit, Dummheit und Bosheit“ („Nachgelaſſene Schriften“, II, 36), die für das „Archiv der Zeit“ beſtimmt war, ſagt er: er ergreife ſtatt des bisherigen Verfaſſers des Theaterartikels die Feder. Ferner erklärte die Redaction des „Archiv der Zeit“, 1798, II, 385, der unter dem Namen Peter Leberecht bekannte Schriftſteller habe an dieſen Artikeln keinen Theil. Endlich, da Tieck die Recenſionen über die Taſchenbücher aus dem „Archiv der Zeit“ in ſeine kritiſchen Schriften aufnahm, iſt nicht einzuſehen, warum er die Theaterkritiken übergangen haben ſollte, wenn er ſie alle, oder auch nur einen Theil davon abgefaßt hätte.

S. 282. Bernhardi's letztes Wort gegen Iffland, ſ. „Archiv der Zeit“, 1800, II, 465, im Decemberheft; er hat es nicht unterzeichnet.

S. 290. Ueber Friedrich Tieck's Aufenthalt in Weimar ſ. auch Goethe's „Tages- und Jahreshefte", 1801, „Werke", XXXI, 118.

S. 292. Steffens berichtet über ſeinen Umgang mit Tieck in Dresden im Jahre 1801 „Was ich erlebte", IV, 129.

S. 294. Die Skizze dieſer nicht ausgeführten Dichtung hat Tieck in der Novelle „Die Sommerreiſe" aufbewahrt, „Schriften", XXIII, 3. Ueber ſeinen Verkehr mit Runge und ſeine Briefe an dieſen ſ. Ph. O. Runge „Hinterlaſſene Schriften".

S. 315. Den erſten Geſang von Tieck's Bearbeitung der Nibelungen nebſt einer Charakteriſtik der zu verſchiedenen Zeiten für dieſen Zweck angelegten Manuſcripte hat von der Hagen gegeben in dem „Neuen Jahrbuch der berliniſchen Geſellſchaft für deutſche Sprache", X, 1 fg.

S. 322. In den „Reiſegedichten", die viele charakteriſtiſche Züge aus ſeinem italieniſchen Leben enthalten, erzählt Tieck auch dieſe Theateranekdote unter dem Titel „Der Wirrwarr", III, 213.

S. 325. Dies iſt der große Spaß, zu dem, wie Goethe „Werke", XXVII, 208 in der „Italieniſchen Reiſe" unter dem 3. Nov. 1786 erzählt, bald nach ſeiner Ankunft in Rom ein deutſcher Künſtler Veranlaſſung gab.

S. 330. Oehlenſchläger in ſeinen „Lebenserinnerungen", II, 26, ſtellt ſein erſtes Zuſammentreffen mit Tieck etwas anders dar, doch bemerkte dieſer im Geſpräche darüber ausdrücklich, daß Oehlenſchläger's Gedächtniß hier nicht ganz treu geweſen ſei.

S. 335. A. W. Schlegel über Tieck's Bearbeitung der Nibelungen in der „Jenaiſchen Literaturzeitung", 1805, „Intelligenzblatt", Nr. 121.

S. 339. Tieck hat über ſein perſönliches Verhältniß zu H. von Kleiſt einige allgemeine Andeutungen gegeben in der Einleitung zu den geſammelten Schriften deſſelben. Vgl. „Kritiſche Schriften", II, 26, und einige Nachträge dazu in „H. von Kleiſt's Leben und Briefe", von E. von Bülow, S. 54 fg.

S. 340. Auch Lange erzählt von dieſer Talentprobe, die er Tieck bei ſeinem Beſuche 1808 gegeben, in der in demſelben Jahre

erſchienenen „Biographie des Joſeph Lange, k. k. Hofſchauſpielers", S. 249.

S. 341. Ueber Iffland's beabſichtigte Berufung nach Wien und die dortigen künſtleriſchen und öffentlichen Zuſtände im Allgemeinen ſ. Reichardt's „Vertraute Briefe, geſchrieben auf einer Reiſe nach Wien in den Jahren 1808 und 1809", I, 178; II, 83.

S. 343. Der Geſchichte, welche in Goethe's „Briefwechſel mit einem Kinde", II, 10, erzählt wird, gedachte auch Tieck, aber mit nicht unweſentlich andern Umſtänden.

S. 367. „Solgers nachgelaſſene Schriften und Briefwechſel", I, 689.

Zweiter Theil.

Viertes Buch.

S. 6. Die Hauptſtellen, welche die Meinungswandlungen F. Schlegel's darlegen, finden ſich im „Athenäum", I, 2, S. 28, 62, in den „Fragmenten", in der „Rede über die Mythologie" („Geſpräch über die Poeſie"), ebend. III, 94 fg.; „Brief über den Roman", ebend. S. 122; in der „Reiſe nach Frankreich" in der „Europa", Zeitſchrift für 1803, I, 33, 40; „Literatur", ebend. S. 55.

S. 11. Wie Tieck ſchon früher über die neuen Genies urtheilte, ſieht man aus ſeinen wiederholten Bekenntniſſen an Solger, in den Jahren 1815, 1818. „Solger's nachgelaſſene Schriften und Briefwechſel", I, 333, 373, 685.

S. 16. Von Friedrich Laun iſt das Sonett des Ungenannten „Der Streit für das Heilige", Muſenalmanach von Schlegel und Tieck für 1802, S. 257. Worüber zu vergleichen Friedrich Laun's „Memoiren", I, 166, und über das Verhältniß Tieck's zu Friedrich Laun, Tieck's Brief an Friedrich Laun, „Kritiſche Schriften", II, 401.

S. 25. Die im Texte gegebene Darſtellung des Verhältniſſes zwiſchen Tieck und Grabbe beruht weſentlich auf den mündlichen

Mittheilungen des Erſten und einigen Briefen Grabbe's, die ſich in Tieck's Nachlaß finden. Der erſte vom 21. Sept. 1822 begleitete die Zuſendung des „Gothland", der folgende vom 16. Dec. 1822 das Luſtſpiel „Scherz, Satire, Ironie"; beide ſind in Berlin geſchrieben. In zwei Briefen aus Leipzig, vom 18. März und 8. Mai 1823, kündigt Grabbe ſich als mimiſches Talent an, und bittet um Hülfe in höchſt bedrängter Lage; der letzte endlich, voll tiefer Hoffnungsloſigkeit, iſt aus Detmold vom 23. Aug. 1823. Dieſe Briefe enthalten auch manche Andeutungen über ſeinen frühern Bildungsgang. Ergänzend kommen zwei andere von Am. Wendt und Klingemann aus dem Jahre 1823 hinzu, in denen ſich jener für, dieſer gegen Grabbe's Beruf zum Schauſpieler ausſpricht. Wenn Grabbe damals behauptete, ſchon vor ſeiner Ankunft in Dresden ſei ihm durch Tieck Hoffnung auf eine Stelle als Regiſſeur beim dortigen Theater gemacht worden, ſo iſt auch das eine Einbildung geweſen. Wie hätte Tieck bei ſeiner damaligen Stellung in Dresden einem ihm perſönlich ganz unbekannten jungen Dichter eine ſolche Ausſicht eröffnen können? Dieſe Angaben mögen hier nachträglich eine Stelle finden mit Rückſicht auf das kürzlich erſchienene Buch „Grabbe's Leben und Charakter, von K. Ziegler" (Hamburg 1855).

S. 50. Die hier dargeſtellten Anſichten entwickelt Tieck im zweiten Abſchnitt des „Aufruhr in den Cevennen" im Geſpräche Edmund's mit dem alten Pfarrer. Vgl. damit Tieck an Solger in den Briefen von 1817, in „Solger's nachgelaſſenen Schriften", I, 541, 586.

S. 53. Tieck's Anſicht der Novelle ſ. auch in der Einleitung zum elften Bande der „Schriften", S. LXXXIV.

S. 62. Der Brief „An Herrn L. Tieck" in der Einleitung zu Lenz's Schriften, „Kritiſche Schriften", II, 298, iſt von Rehberg.

S. 64. Viele einzelne Züge zu dem aufgeſtellten Bilde des dresdener Lebens finden ſich in den Briefen und Tagebüchern K. Förſter's in „Karl Förſter und ſeine Zeit, herausgegeben von Luiſe Förſter".

S. 67. Ueber Tieck's Vorleſungen in Dresden berichtet Carus in der Abhandlung „Ludwig Tieck. Zur Geſchichte ſeiner Vor-

leſungen in Dresden", in Raumer's „Hiſtoriſchem Taſchenbuch", 1845.

S. 71. Ueber Tieck's Beſuch bei Goethe im Jahre 1828 ſ. Eckermann, „Geſpräche mit Goethe", II, 23, 28. Goethe's kurze Anzeige von Tieck's Novelle „Die Verlobung" „Werke", XLV, 295. Auch „Solger's nachgelaſſene Schriften" beſprach Goethe ebend. S. 289, und Tieck's „Dramaturgiſche Blätter" ebend. S. 111 nicht ohne eine gewiſſe Abneigung gegen Tieck's Theorien über Shakſpeare, wie ſich auch in dem Aufſatz „Engliſches Schauſpiel in Paris" zeigt. „Werke", XLVI, 151.

S. 80. Vgl. „Der Proteſtantismus und die Romantik" von Echtermeyer und Ruge in den „Halliſchen Jahrbüchern", 1839, Nr. 245 fg., und über Tieck beſonders Nr. 308 fg.

S. 80. Eine Art von politiſchem Glaubensbekenntniß in dem angedeuteten Sinne gibt Tieck in der Novelle „Des Lebens Ueberfluß".

S. 85. Immermann's Brief an Tieck, der den Bericht über die Darſtellung des „Blaubart" in Düſſeldorf gibt, findet ſich in den „Theaterbriefen von K. Immermann, herausgegeben von G. zu Putlitz", S. 90.

S. 85. Einige Andeutungen über das Leben der Adelheid Reinbold hat Tieck in der Vorrede zu ihrem Roman „König Sebaſtian" gegeben. „Kritiſche Schriften", II, 393.

Fünftes Buch.

S. 118. Die herausgehobene Stelle aus der Anzeige der Aufführung des „Geſtiefelten Kater" ſ. „Kritiſche Schriften", IV, 378.

S. 129. Tieck an Solger den 6. Jan. 1815 in „Solger's nachgelaſſene Schriften", I, 331.

S. 131. Brentano's Zeugniß über Tieck's mimiſches Talent ſ. in Brentano's „Frühlingskranz", S. 451, und das von Steffens „Was ich erlebte", IV, 129, 132. Siehe auch das Gedicht „Der Ueberläſtige", „Gedichte", III, 173.

S. 142. Die Behauptung, Tieck ſei zur katholiſchen Kirche übergetreten, bedarf für diejenigen, welche mit ſeinem Bildungsgange, dem Weſen ſeiner Dichtung und ſeines Charakters vertraut ſind, keiner Widerlegung. Da eine ſolche Kenntniß indeß nur bei Wenigen vorauszuſetzen war, ſo hat jene Behauptung nicht allein früher allgemein Eingang gefunden, ſondern auch heute iſt ſie gedruckt zu leſen; vor noch nicht langer Zeit hat eine öſtreichiſche Zeitung darüber die abgeſchmackteſten Märchen aufgetiſcht. Damit das Leben des romantiſchen Dichters durch dergleichen romanhafte Traditionen oder Erfindungen nicht vollends ein mythiſches werde, mögen folgende Punkte hier hervorgehoben werden: 1) Weder Tieck's Anerkennung der katholiſchen Kirche noch ſein Charakter war von der Art, daß ein Uebertritt zu derſelben für ihn eine nothwendige Conſequenz geweſen wäre. Die Beweiſe dafür liegen in der vorſtehenden Lebensgeſchichte. 2) Die Dichtung, welche Tieck 1802 entwarf, und deren Skizze er in der Novelle „Die Sommerreiſe" mittheilt, iſt beweiſend für ſeine Stellung zu beiden Confeſſionen, ſelbſt in der Zeit, wo er noch mit dem „Octavian" beſchäftigt war. Wer ſo beſtimmt das allgemein Religiöſe von der hiſtoriſchen katholiſchen Kirche unterſchied, konnte nicht verſucht ſein, ſich in dieſe aufnehmen zu laſſen. 3) Im Jahre 1803 forderte der zum Katholicismus übergetretene Norweger Möller Tieck brieflich auf, *ſeinem Beiſpiele zu folgen*. Dieſer Brief findet ſich in Tieck's Papieren. 4) Die Briefe, welche aus der Zeit ſeines Aufenthalts in Rom vorhanden ſind, enthalten keine Spur eines etwa erfolgten Uebertritts; an einer Stelle findet er es nöthig, dem Gerüchte zu widerſprechen, als ſei ſeine Schweſter katholiſch geworden. 5) Als er im Herbſte 1806 aus Italien zurückkehrte, beſuchte er in Heidelberg Voß, und ſagte in einem Geſpräche zu dieſem: „Mein Hauptzweck war Forſchung der römiſch-katholiſchen Religion; ſie *ſchien* mir ein faſt erſtorbener Baum, aus deſſen Wurzel jedoch, wenn ſie gepflegt würde, ein neuer Baum ſteigen könnte, mit urſprünglicher Kraft; ich *habe geforſcht*, und faul war die Wurzel bis zu den äußerſten Fäſerchen." So bezeugt Voß ſelbſt, Tieck's Ankläger, in der Schrift: „Beſtätigung der Stolberg'ſchen Umtriebe", S. 113. Dieſe Aeußerung ſteht in vollem Einklange mit Tieck's damaliger Entwickelung; ſie ſpricht den

Rückzug vom katholiſchen Enthuſiasmus entſchieden aus. Voß war viel zu ſehr mit der Aufſpürung geheimer, im Dunkeln ſchleichender Umtriebe beſchäftigt, als daß er einer ſo einfachen Verſicherung hätte glauben ſollen; ſie war nach ſeinem Sinne ein jeſuitiſches Manöver, obgleich Tieck ſie freiwillig, wie Voß bezeugt, gethan hatte. Voß wußte es beſſer. Ein „berühmter Baumeiſter" hatte ihm aus Tieck's Munde die Aeußerung erzählt: Wer in der Kunſt ſich heben wolle zum Ideal, müſſe katholiſch werden; „eine aus Italien kommende Beobachterin" hatte ihm erzählt, Tieck ſei katholiſch geworden, und die Kirche und den Prälaten genannt. Daß damals auch Perſonen, die Tieck näher ſtanden, und ſeinen Uebertritt zur katholiſchen Kirche wünſchten, davon nichts weiter zu berichten wußten als daſſelbe Gerücht, welches man in Heidelberg kannte, ergibt ſich aus dem Briefe von Dorothea Schlegel an Karoline Paulus vom 1. Dec. 1805, wo es heißt: „Daß Tieck katholiſch geworden ſei, haben wir auch durch das Gerücht erfahren, officiell aber noch nichts." „H. E. G. Paulus und ſeine Zeit, von Reichlin-Meldegg", II, 334. Als Tieck bei einem ſpätern Aufenthalte in Heidelberg Voß ſeinen Beſuch ankündete, mit dem Zuſatze, er werde ſich rechtfertigen, verbat ſich dieſer den Beſuch. Voß' Haß des Romantiſchen ging in offene Feindſeligkeit auch gegen Tieck über. In dem oben erwähnten Buche, das 1820 erſchien, nennt er ihn einen „nicht namenloſen Kompan" der romantiſchen Schule, „einen redſeligen Lobpreiſer des Mittelalters", einen Mann, „der vielleicht noch heute wie Proteſtant mitgeht". Aber vielleicht hat Niemand mehr dazu beigetragen, der Meinung, Tieck ſei im Geheimen Mitglied der katholiſchen Kirche, Kraft und Verbreitung zu geben als Voß. 6) Niemals hat Tieck in den mündlichen Mittheilungen, auf denen dieſe Lebensbeſchreibung ruht, die leiſeſte Andeutung eines Uebertritts gemacht. 7) Er hat auch keine Andeutung der Art gegen den Prediger Sydow gemacht, als er ihn aufforderte, an ſeinem Grabe zu ſprechen. 8) Die katholiſche Kirche hat ihn als den ihren nicht in Anſpruch genommen. Sie würde ihn unfehlbar noch auf dem Todtenbette zurückgefordert haben, wenn er ihr überhaupt jemals angehört hätte, denn ſie hat ein gutes Gedächtniß. Somit mag denn die oft wiederholte Behauptung endlich abgethan ſein!

4. Chronologiſches Verzeichniß von Tieck's Werken.

Eine vollſtändige Ausgabe aller Schriften, die Tieck in Vers und Proſa hinterlaſſen hat, gibt es nicht. Dieſer Mangel wird nicht erſetzt durch die Verbindung der drei ſich ergänzenden Sammelausgaben, der „Schriften", mit Einſchluß der neueſten Ausgabe der Novellen in 28 Bänden, der „Kritiſchen Schriften" in 4 Bänden, und der „Nachgelaſſenen Schriften" in 2 Bänden; denn außer den abgeſondert erſchienenen Gedichten fehlen noch die in den „Herzensergießungen" und „Phantaſien über die Kunſt" zerſtreuten Aufſätze, Mehreres aus der früheſten und die in der letzten Zeit geſchriebenen Vorreden. In das folgende chronologiſche Verzeichniß iſt zunächſt Alles aufgenommen, was ſich in dieſen drei Ausgaben findet, dann die anderweitig veröffentlichten kleinern Skizzen und Vorworte Tieck's, die Gedichte, und endlich auch Einiges aus dem handſchriftlichen Nachlaſſe, was für den Druck nicht geeignet ſchien, aber in den Erinnerungen erwähnt worden iſt. Tieck hat in der Ausgabe ſeiner Schriften den einzelnen Stücken die Jahreszahl vorangeſetzt, ohne ſie danach zu ordnen. Indeß iſt dieſe Angabe inſofern ſchwankend, als ſie bisweilen auf das Jahr der Abfaſſung, aber auch auf die Zeit der Herausgabe deutet. Zur genauern Feſtſtellung der chronologiſchen Folge wurden daher noch andere Data nothwendig, die ich aus gedruckten und ungedruckten Briefen Tieck's und ſeiner Freunde, den Einleitungen zu ſeinen Schriften, Vorreden u. ſ. w. geſammelt habe. Indeß auch ſo iſt

noch mancher Zweifel zurückgeblieben. Das Verzeichniß ſelbſt iſt durchgehend nach den Jahren der Abfaſſung geordnet, ſo weit ſich ſolche ermitteln ließen. Die Novellen, zuerſt meiſtens in Taſchenbüchern erſchienen, ſind in der Regel unmittelbar vor dem Druck, d. h. in dem Jahre vor der laufenden Jahreszahl des Taſchenbuchs, niedergeſchrieben. Für die Gedichte war ein ſicherer Anhalt das von Tieck ſelbſt gegebene chronologiſche Verzeichniß derſelben im dritten Bande der zweiten Ausgabe. Auch hier habe ich hinzugefügt, wo die einzelnen Gedichte zuerſt erſchienen ſind. Dies iſt inſofern nicht ganz unwichtig, als man daraus erkennen wird, daß ſie urſprünglich meiſtens lyriſche Epiſoden in den Dramen, Erzählungen und Romanen bilden. Häufig ſind ſie alſo aus einem gegebenen Charakter, einer Situation heraus gedichtet, womit freilich nicht geſagt iſt, daß ſie nicht der Ausdruck von Tieck's eigener lyriſcher Empfindung ſein könnten. Die Ausgabe ſeiner Gedichte kann daher als eine Sammlung der in den übrigen Dichtungen zerſtreuten lyriſchen Beſtandtheile gelten. In den ſonſtigen bibliographiſchen Angaben habe ich mich darauf beſchränkt, den erſten Druck der einzelnen Stücke, was freilich einige Male nicht mit voller Sicherheit geſchehen konnte, und ihre Stelle in den verſchiedenen Abtheilungen der Schriften anzugeben. Von Ueberſetzungen in fremde Sprachen habe ich eingeſchaltet, was mir bekannt geworden iſt. In den Citaten ſind die Schriften mit „Schr.", die kritiſchen Schriften mit „K. S.", die nachgelaſſenen mit „N. S." bezeichnet.

1789.

Die Sommernacht, ein dramatiſches Fragment. Rheiniſches Taſchenbuch 1851; beſonderer Abdruck mit einem Vorworte von J. D. Walter. Frankfurt a. M. 1853. N. S. I, 3.

1790.

Das Reh, ein Feenmärchen in vier Aufzügen. N. S. I, 21.

Das Lamm, Schäferſpiel in zwei Acten. Daraus N. S. I, 173 fg. die Lieder: An Lila.

Klage.

1790.

Lila's Schlummerlied.
Frühlingslied.
Schäferlied.
Des Schäfers Glück.
Tanzlied.

Niobe, Drama in einem Act. Daraus N. S. I, 183 Jagdlied.

Der Gefangene, dramatiſche Schilderung in zwei Acten. Daraus N. S. I, 184 fg. die Lieder:
Troſt des Gefangenen.
Lied des Gefangenen.
Der Befreite.

Allamoddin, Schauſpiel in drei Aufzügen. Leipzig 1798. Zuſammen mit dem Abſchied und Herr von Fuchs. Schr. XI, 269.

Anna Boleyn, ein Trauerſpiel. Zwei Acte. Fragment. Ungedruckt.

Almanſur, ein Idyll; Neſſeln von Falkenhayn (Bernhardi). Berlin 1798. Schr. VIII, 259.

Paramythien, N. S. I, 188 fg.

Lyriſches Gedicht:
Gruß dem Frühling. Lovell.

1791.

Die erſten Capitel des Abdallah.

Mathias Kloſtermayer oder der byaerſche Hieſel; Thaten und Feinheiten renomirter Kraft- und Kniffgenies, II, 141. Berlin 1791.

Ullin's und Linuf's Geſang; Ottokar Sturm, die eiſerne Maske, eine ſchottiſche Geſchichte. Frankfurt und Leipzig 1792. S. 124. N. S. I, 197.

Ullin's Geſang. Ebend. S. 466. N. S. I, 195.

Ryno, Schlußcapitel deſſelben Romans, S. 523. N. S. II, 3.

1791.

Ueberſetzung von Middleton's Römiſcher Geſchichte von Seidel. Bd. 3, 4. Danzig 1792—93.

1792.

Der Abſchied, Trauerſpiel in zwei Aufzügen. Leipzig 1798. Schr. II, 273.

Das grüne Band, Erzählung; zuerſt unter dem Titel: Adalbert und Emma. Schr. VIII, 279.

Abdallah, eine Erzählung, vollendet, ſpäter überarbeitet. Berlin und Leipzig 1795. Schr. VIII, 1.

Erſter Entwurf zum Lovell.

Bekanntſchaft mit der Geſchichte der Vittoria Accorombona.

Lyriſches Gedicht:
Der Ungetreue. Lovell.

1793.

Herr von Fuchs, Luſtſpiel in drei Aufzügen nach Ben Jonſon's Volpone; zuerſt unter dem Titel: Ein Schurke über den andern oder die Fuchsprelle. Leipzig 1798. Schr. XII, 1.

Plan zu einem Werke über Shakſpeare und das ältere engliſche Drama.

Die Kupferſtiche nach der Shakſpeare-Galerie in London; Briefe an einen Freund. Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, 1794. K. S. I, 3.

Der Sturm, ein Schauſpiel von Shakſpear für das Theater bearbeitet. Nebſt einer Abhandlung über Shakſpear's Behandlung des Wunderbaren. Berlin und Leipzig 1796. Dieſe wiederholt K. S. I, 35.

Erſte Bearbeitung des Trauerſpiels Karl von Berneck.

Die beiden erſten und ein Theil des dritten Buchs des Lovell.

Erſter Gedanke des Sternbald.

Lyriſche Gedichte:

Melancholie
Der Egoiſt } Lovell.

1794.

Schluß des dritten und das vierte Buch des Lovell. Die drei ersten Bücher: William Lovell. Erster Band. Berlin und Leipzig 1795. Schr. VI, 1.

Lyrische Gedichte:

Der Arme und die Liebe
Schrecken des Zweifels
Tod
Blumen
Spruch

} Lovell.

1795.

Das Schicksal, Erzählung (nach dem Französischen). Straußfedern IV, 15. Berlin und Stettin 1795. Schr. XIV, 1.

Die männliche Mutter, Erzählung (nach dem Französischen). Straußfedern IV, 79. Schr. XIV, 53.

Die Rechtsgelehrten, Erzählung (nach dem Französischen). Straußfedern V, 1. 1796. Schr. XIV, 71.

Die Brüder, Erzählung. Straußfedern V, 71. Schr. VIII, 243.

Die Versöhnung. Archiv der Zeit. Schr. XIV, 109.

Peter Lebrecht, eine Geschichte ohne Abentheuerlichkeiten. Erster Theil. Berlin und Leipzig 1795. Schr. XIV, 161. Zweiter Theil 1796. XV, 1.

Karl von Berneck, Trauerspiel in fünf Aufzügen, umgearbeitet; Volksmährchen herausgegeben von Peter Leberecht. III, 1. Berlin 1797. Schr. XI, 1., ohne den Prolog.

Hanswurst als Emigrant, Puppenspiel in drei Acten. N. S. I, 76.

Commentar zu Shakspeare; Fragment zu Richard II. N. S. II, 148.

Erster Entwurf zu der Erzählung: Der junge Tischlermeister.

1795.

Fünftes bis achtes Buch des Lovell.

Lyrische Gedichte:

Trauer, Sicherheit } Blaubart

Leben, Rausch und Wahn } Lovell.

Geistergespräch, Ariel } Sturm.

1796.

Neuntes und zehntes Buch des Lovell.

William Lovell, 2. 3. Bd. Berlin und Leipzig 1796. Schr. VI, 204. VII, 1.

Der Fremde. Straußfedern V, 53. Schr. XIV, 125.

Die beiden merkwürdigsten Tage aus Siegmund's Leben. Eine Erzählung. Ebend. V, 91. Schr. XV, 87.

Ulrich der Empfindsame. Erzählung. Ebend. V, 137. Schr. XV, 121.

Fermer der Geniale. Erzählung. Straußfedern 1797. VI, 3. Schr. XV, 181.

Der Naturfreund. Erzählung. Ebend. VI, 37. Schr, XV, 205.

Die gelehrte Gesellschaft. Erzählung. Ebend. VI. 113. Schr. XV, 223.

Der Psycholog. Erzählung. Ebend. VI, 229. Schr. XV, 245.

Die Theegesellschaft, Lustspiel in einem Aufzuge. Ebend. 1797. VII, 141. Schr. XII, 355.

Ritter Blaubart, ein Ammenmärchen in vier Acten von Peter Leberecht. Einzelne Ausgabe mit einem Prolog in Versen. Berlin und Leipzig 1797; dann Volksmährchen herausgegeben von Peter Leberecht. Berlin

1796.

und Leipzig 1797. I, 1 mit einer „ernſthaften" und einer „ſcherzhaften" Vorrede, ohne den Prolog. Umgeartet in fünf Acten im Phantaſus II. Schr. V, 7.

Der blonde Ekbert. Volksmärchen I, 191; Phantaſus I, Schr. IV, 144.

Die Geſchichte von den Heymons Kindern, in zwanzig altfränkiſchen Bildern. Volksmährchen I, 243; Schr. XIII, 1.

Wunderſame Liebesgeſchichte der ſchönen Magelone und des Grafen Peter aus der Provence. Volksmährchen II, 145. 1797. Phantaſus I. Schr. IV, 292.

Denkwürdige Geſchichtschronik der Schildbürger in zwanzig leſenswürdigen Capiteln; Volksmährchen III, 227. Schr. IX, 1.

Ein Prolog; Volksmährchen II, 265. Schr. XIII, 239.

Recenſion der neueſten Muſenalmanache und Taſchenbücher. Archiv der Zeit 1796. I, 215. K. S. I, 75.

Zerbino, die drei erſten Acte. (Abweichend die Angabe in einem Briefe an Solger von 1816 in deſſen Nachgelaſſenen Schriften I, 397.)

Erſte Entwurf des Gedichts: Die Zeichen im Walde.

Lyriſche Gedichte:

Der neue Frühling; Schiller's Muſenalmanach, 1799.
Nacht.
Auf der Reiſe. Ebend.
Herbſtlied. Zerbino. Ebend.
Morgen. } In Schlegel's und Tieck's Muſenalmanach, 1802.
Mittag. }
Abend. }
Nacht. }
Des Jünglings Liebe. Magelone.
Sehnen nach Italien. Herzensergießungen des Kloſterbruders.

1797.

Der geſtiefelte Kater, Kindermährchen in drei Akten, mit Zwiſchenſpielen, einem Prologe und Epiloge. Volksmährchen II, 1. Einzelner Druck auf dem Titel mit dem Zuſatze: Aus dem Italieniſchen. Erſte unverbeſſerte Auflage. Bergamo 1797 auf Koſten des Verfaſſers. In Commiſſion bey Onorio Senzacolpa. Phantaſus II. Schr. V, 161.

Die ſieben Weiber des Blaubart, eine wahre Familiengeſchichte, herausgegeben von Gottlieb Färber. Iſtambul bei Heraklius Muruſi, Hofbuchhändler der hohen Pforte; im Jahre der Hedſchrah 1212. Schr. IX, 83.

Die Freunde. Straußfedern VII, 207. 1797. Mit Weglaſſung des Eingangs und Schluſſes, die ſich nur auf die Straußfedern bezogen, Schr. XIV, 141.

Ein Roman in Briefen, Erzählung. Ebend. VII, 71. Schr. XV, 253.

Die verkehrte Welt, ein hiſtoriſches Schauſpiel in fünf Aufzügen; Bambocciaden II, 103. Berlin 1799. Die Vorrede zu dieſem wie zum erſten Theile der Bambocciaden 1797 iſt von Tieck. Phantaſus II. Schr. V, 283.

Vorrede zu den Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders. Berlin 1797. Neuer Abdruck Berlin 1822.

Sehnſucht nach Italien. Ebend. S. 23.

Ein Brief des jungen Florentiniſchen Mahlers Antonio und die Antwort. Ebend. S. 52.

Brief eines jungen deutſchen Mahlers in Rom. Ebend. S. 179.

Die Bildniſſe der Mahler. Ebend. S. 194.

Arbeit am Sternbald.

Zerbino, vierter und fünfter Act.

Beginn eines Romans Alma.

Lyriſche Gedichte:

Sehnſucht. Zerbino.

1797.

Lied vom Reiſen.
Frühlingsreiſe. — Sternbald.
Schifferlied der Waſſerfee.
Gefühl der Liebe
Schalmeiklang
Poſthornſchall
Waldhornmelodie — Sternbald.
Der Dichter und die Stimme
Verlorene Jugend
Zuverſicht
Beruhigung. — Verkehrte Welt.
Süße Ahnung. — Zerbino.
Ungewiſſe Hoffnung.
Bitte. — Sternbald.
Der Gefangene.
Zweifeln und Zagen.
Im Walde
Harren der Geliebten — Zerbino.
Duett.
Schäfergeſang.
Klage und Troſt. — Zerbino.
Gruß und Gegengruß.
Die Spinnerin. — Ebend.
Frühe Sorge.
Die Liebende. — Ebend.
Kunſt und Liebe.
Ein anderes Gedicht unter demſelben Titel. Schiller's Muſenalmanach 1799. N. S. I, 205.

1798.

Prinz Zerbino, oder die Reiſe nach dem guten Geſchmack. Gewiſſermaßen eine Fortſetzung des geſtiefelten Katers. Ein Spiel in ſechs Aufzügen. Jena 1799. Romantiſche Dichtungen. Ebend. 1799. I, 1. Schr. X, 1.

Franz Sternbald's Wanderungen. Eine altdeutſche Geſchichte, herausgegeben von L. Tieck. 2 Thle.

1798.

Berlin 1798. Schr. XVI, 1. iſt eine weſentlich umgearbeitete Ausgabe; die Vorrede der ältern fehlt, und an die Stelle des dortigen Nachworts iſt ein anderes getreten.

Eine Erzählung, aus einem italieniſchen Buche überſetzt; Phantaſien über die Kunſt, für Freunde der Kunſt, herausgegeben von L. Tieck. Hamburg 1799. S. 30.

Rafael's Bildniß. Ebend. S. 50.

Das jüngſte Gericht von Michael Angelo. Ebend. S. 63.

Wateau's Gemählde. Ebend. S. 88.

Ueber die Kinderfiguren auf den Rafael'ſchen Bildern. Ebend. S. 93.

Ein paar Worte über Billigkeit, Mäßigkeit und Toleranz. Ebend. S. 100.

Die Farben. Ebend. S. 111.

Die Ewigkeit der Kunſt. Ebend. S. 124.

Unmuſikaliſche Toleranz. Ebend. S. 206.

Die Töne. Ebend. S. 231.

Symphonien. Ebend. S. 249.

Der Traum, eine Allegorie. Ebend. S. 270.

Ein Tagebuch. Straußfedern VIII, 1. 1798. Schr. XV, 291.

Merkwürdige Lebensgeſchichte Sr. Majeſtät Abraham Tonelli, in drey Abſchnitten. Ebend. VIII, 101. Schr. IX, 243.

Das Ungeheuer und der verzauberte Wald. Ein muſikaliſches Mährchen in vier Aufzügen. Bremen 1800. Schr. XI, 145.

Recenſion über die neueſten Muſenalmanache und Taſchenbücher im Archiv der Zeit, 1798, I, 301. K. S. I, 98.

1798.

Vollendung des erſten Bandes der Ueberſetzung des Don Quixote.

Bekanntſchaft mit dem Volksbuche Geſchichte der h. Genoveva.

Lyriſche Gedichte:

Frühling und Leben	Sternbald.
Wettgeſang	
Arion.	Phantaſien über die Kunſt.
Die Phantaſie.	Sternbald.
Andacht	Zerbino.
Lied von der Einſamkeit	
Waldlied	
Antwort	
Frühlings- und Sommerluſt	
Zeit	Phantaſien über die Kunſt.
Die Töne	
Erkennen	
Liebe	
Troſt	
Mondſcheinlied.	Sternbald.
Wald, Garten, Berg	Zerbino.
Reue	
Trinklied.	Sternbald.
Der Jüngling und das Leben.	Zerbino.
Lied der Sehnſucht	Sternbald.
Schönheit und Vergänglichkeit	
Wehmuth.	Zerbino.
Freude.	
Liebesgegenwart.	
Dichtung.	Zerbino.
Muth.	Sternbald.
Scherz	Zerbino.
Bedeutung	
Umgänglichkeit.	Sternbald.
Tugend	Zerbino.
Der wilde Jäger	

1798.

Die Geige
Auf der Wanderung
Musik } Zerbino.
Erfüllte Sehnsucht — Sternbald.
Wonne der Einsamkeit
Ferne. } Zerbino.

1799.

Leben und Tod der heiligen Genoveva. Ein Trauerspiel. Romantische Dichtungen II, 2. Jena 1800. Neue verbesserte Ausgabe, Berlin 1821. Schr. II, 1.

Der getreue Eckart und der Tannenhäuser. In zwei Abschnitten. Ebend. I, 423. 1799. Phantasus I, Schr. IV, 173.

Das jüngste Gericht. Eine Vision. Poetisches Journal, herausgegeben von L. Tieck. Jena 1800. S. 221. Schr. IX, 339.

Cervantes, Leben und Thaten des edlen und sinnreichen Junkers Don Quixote von La Mancha, übersetzt von L. Tieck. 4 Thle. Berlin 1799—1801.

Lyrische Gedichte:

Der Trostlose. — Genoveva.
Andenken.
Der getreue Eckart.
Der unglückliche Ritter
Liebesverzweiflung } Genoveva.

Ludwig Tieck's sämmtliche Werke. Berlin und Leipzig 1799. 12 Thle. (Unrechtmäßige Titelausgabe; die zweite Hälfte des 9., der 10. und 11. Band sind nicht von Tieck.)

1800.

Leben und Tod des kleinen Rothkäppchens. Eine Tragödie. Romantische Dichtungen II, 465. Schr. II, 327.

Sehr wunderbare Historie von der Melusina. In drei Abtheilungen. Ebend. II, 331. Schr. XIII, 67.

1800.

Der neue Hercules am Scheidewege, eine Parodie. Poetiſches Journal S. 81 unter dem Titel: Der Autor, ein Faſtnachtsſchwank. Schr. XIII, 267.

Epicoene oder das ſtumme Mädchen, ein Luſtſpiel des Ben Jonſon, überſetzt. Ebend. S. 260. Schr. XII, 155.

Briefe über W. Shakſpeare. Ebend. S. 18, 459. K. S. I, 133.

Einleitung zum Poetiſchen Journal. Ebend. S. 1.

Erklärung, die allgemeine Literaturzeitung betreffend. Ebend. 247.

Bemerkungen über Parteilichkeit, Dummheit und Bosheit, bei Gelegenheit der Herren Falk, Merkel und des Luſtſpiels Chamäleon. N. S. II, 35.

Zwei Entwürfe zu dem Buche über Shakſpeare. N. S. II, 126. 136.

Bekanntſchaft mit dem Volksbuche vom Kaiſer Octavianus, und erſter Plan einer dramatiſchen Bearbeitung.

Erſter Plan zum Fortunatus.

Fortſetzung des Don Quixote.

Lyriſche Gedichte:

Erinnerung und Ermunterung. Zwanzig Sonette an Freunde. Poetiſches Journal. S. 473.

Lebenselemente.

Troſt.

Klage.

Hochzeitlied.

1801.

Octavian, erſter Theil.

Anti-Fauſt, oder Geſchichte eines dummen Teufels, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen mit einem Prologe und Epiloge. Fragment. N. S. I, 127.

1801.

Der Runenberg. Taſchenbuch für 1802. Phantaſus I. Schr. IV, 214.

Erſter Plan zum Donauweib.

Beſchäftigung mit dem Nachlaſſe von Novalis und Vorbereitung zum Muſenalmanach.

Beginnendes Studium der altdeutſchen Poeſie.

Lyriſche Gedichte:

Begeiſterung.	Octavian.
Die Zeichen im Walde.	Schlegel's und Tieck's Muſenalmanach 1802.
Der Dichter	Octavian.
Sanftmuth	
Einſamkeit	
Der Zornige	
Bildung in der Fremde.	
Treue.	Ebend.

1802.

Vollendung des Octavian.

Kaiſer Octavianus, ein Luſtſpiel in zwei Theilen. Jena 1804. Schr. I, 1.

Muſen-Almanach für das Jahr 1802, herausgegeben von A. W. Schlegel und L. Tieck. Tübingen 1802.

Vorrede und Andeutungen über die Fortſetzung des Heinrich von Ofterdingen in Novalis' Schriften, herausgegeben von L. Tieck und F. Schlegel. 2 Bde. Berlin 1802. I, S. III, 320.

Entwurf zu einem Drama Magelone.

Entwurf einer Dichtung, welche die Stellung der Confeſſionen zum Chriſtenthume behandeln ſoll.

Lyriſche Gedichte:

Jagdlied.
Die Blumen.
Die Heimat.

1802.

Gedichte über die Muſik.
Geſang.
Der Garten.

1803.

Minnelieder aus dem ſchwäbiſchen Zeitalter, neu bearbeitet von L. Tieck. Berlin 1803. Daraus die Vorrede unter dem Titel: Die altdeutſchen Minnelieder. K. S. I, 185.

Entwurf zu einer Bearbeitung der Nibelungen.

Lyriſche Gedichte:

Das Waſſer
Die Roſe } Octavian.
Die Lilie

Der Minneſänger.
Sonette aus dem Roman Alma.
Gloſſe.
Frage.
Wunder der Liebe. Octavian.
Schmerz.
Die Liebende.
Die harrende Geliebte.
Frage.
Liebe und Treue.

Prolog zum Drama Magelone. Gedichte II, 24. Schr. XIII, 229.

1804.

Fortarbeit an den Nibelungen.

Erſter Plan zur dichteriſchen Behandlung der Geſchichte des griechiſchen Kaiſers.

Lyriſche Gedichte:

Trennung.
Trennung und Finden.
Siegfried's Jugend.

1804.

Siegfried der Drachentödter.
Wiland.

1805.

Fortgesetztes Studium der Nibelungen.

Lyrische Gedichte:
Die Kunst der Sonette.
Schaubühne.
Reisegedichte eines Kranken (bis zum Gedichte „Weihnachten").

1806.

Fortsetzung der Nibelungen und erweitertes Studium der altdeutschen Poesie. Erster Gesang der Bearbeitung der Nibelungen herausgegeben von v. d. Hagen im Neuen Jahrbuch der berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache X, 1.

Bearbeitung des König Rother. Ein Fragment daraus in Arnim's Einsiedlerzeitung 1808. Schr. XIII, 171.

Vorbereitung der neuen Ausgabe der Schriften des Maler Müller.

Erste Aufmerksamkeit auf die Geschichte des Aufruhrs in den Cevennen.

Lyrische Gedichte:
Reisegedichte eines Kranken (von dem Gedichte „Carneval" an).
Rückkehr des Genesenden.
Improvisirtes Lied.
Brief der Minne aus Alma.
Epistel aus Alma.

1807.

Bearbeitung des kleinen Rosengarten und einzelner Theile der Dietrichssage für v. d. Hagen's Heldenbuch.

1807.

Ueberſetzung der Sonette Shakſpeare's.

Meluſine, dramatiſches Fragment N. S. I, 160. Daraus Geſang der Feen. Ged. I, 178.

Epilog zu Holberg's Geſchäftigem. Ged. II, 272.

1808.

Das Donauweib, ein Schauſpiel. Erſter Akt; die Sängerfahrt, für Freunde der Dichtkunſt und Mahlerey. Geſ. von F. Förſter. Berlin 1818. S. 7. Schr. XIII, 193.

Lyriſche Gedichte:

Augen
Der Seufzer
} Das Donauweib.
Die Sirene.
Der Fiſchfang. Ebend.
Erſtes Finden.

1809.

Lyriſches Gedicht:
An Fanny.

1810.

Entwurf zum Phantaſus.

1811.

Phantaſus. Sammlung von Mährchen, Erzählungen, Schauſpielen, und Novellen. 3 Bände. Berlin 1812—17. Zweite Ausgabe, 3 Bde. 1844—45.

Liebeszauber, Phantaſus I. Schr. IV, 245.

Die Elfen, Phantaſus I. Schr. IV, 365.

Der Pokal, Phantaſus I. Schr. IV, 393.

Leben und Thaten des kleinen Thomas, genannt Däumchen. Ein Mährchen in drei Acten. Phantaſ. II. Schr. V, 487.

Altengliſches Theater, oder Supplemente zum

1811.

Shakſpear, überſetzt und herausgegeben von L. Tieck. 2 Bde. Berlin 1811. Jeder Band mit einer Vorrede, dieſe wiederholt unter dem Titel: Das altengliſche Theater. K. S. I, 215.

Beginn der Ausarbeitung des Jungen Tiſchlermeiſter.

Friedrich Müller's Werke. 3 Bde. Heidelberg 1811. Ohne Tieck's Namen.

Lyriſche Gedichte:
Gruß.
Heimliche Liebe.
Ballmuſik.
Phantaſus.

1812.

Frauendienſt, oder Geſchichte und Liebe des Ritters und Sängers Ulrich von Lichtenſtein, von ihm ſelbſt beſchrieben. Nach einer alten Handſchrift bearbeitet und herausgegeben von L. Tieck. Stuttgart und Tübingen 1812.

Beginnende Sammlung zur Herausgabe von Kleiſt's Werken.

Lyriſches Gedicht:
Der Junggeſell.

1813.

Vorrede zur zweiten Auflage des Lovell. Berlin 1813. Schr. VI, 3.

Arbeit am Phantaſus.

Lyriſches Gedicht:
An Stella.

1814.

Shakſpeareſtudien.
Phantaſus.

Lyriſches Gedicht:
An einen Liebenden.

1815.

Fortunat erſter Theil.

Lyriſches Gedicht;
Bei der Abreiſe einer Freundin.

1816.

Fortunat, ein Mährchen in zwei Theilen. Phantaſus III. Schr. III, 1. Prolog zum Fortunat.

Lyriſche Gedichte:
Klage im Walde.
Des Mädchens Klage.
Frohſinn.

1817.

Deutſches Theater, herausgegeben von L. Tieck. Berlin 1817. 2 Bde.; jeder Band mit einer Vorrede, beide wiederholt unter dem Titel: Anfänge des deutſchen Theaters. K. S. I, 323.

Ueber das engliſche Theater. Zum Theil aus Briefen vom Jahre 1817. Dramaturgiſche Blätter II, 134. K. S. IV, 315.

Ueberſicht des Inhalts des Buchs über Shakſpeare. N. S. II, 145.

1818.

Shakſpeareſtudien.

Beginn der Sammlungen für die Herausgabe von Lenz's Schriften.

Gedicht an Malsburg bei ſeiner Ueberſetzung des Calderon.

L. Tieck's ſämmtliche Werke. Wien. Nachdruck.

1819.

Der Druck des Jungen Tiſchlermeiſter beginnt.

1820.

Beginn des Aufruhr in den Cevennen.

1820.

Zwei Capitel der Einleitung zum Buche über Shakspeare. N. S. II, 94.

Lyrisches Gedicht:
Abschied.

1821.

Die Gemälde, Novelle, in Wendt's Taschenbuch für geselliges Vergnügen, 1822. Schr. XVII, 1.

Ueber die bevorstehende Aufführung des Prinzen von Homburg, und Brief an einen Freund in Berlin darüber in der dresdener Abendzeitung, 1821. Dramaturg. Blätter I, 6. K. S. III, 5.

Lyrisches Gedicht:
An —

Ludwig Tieck's Gedichte, 3 Bde. Dresden 1821—23. 2. Ausgabe 1834, 3 Bde. Neue Ausgabe, Berlin 1841.

H. v. Kleist's hinterlassene Schriften, herausgegeben von L. Tieck. Berlin 1821.

1822.

Die Verlobung, Novelle im berliner Kalender für 1823. Schr. XVII, 101.

Die Reisenden, Novelle. Wendt's Taschenbuch 1823. Schr. XVII, 169,

Musikalische Leiden und Freuden, Novelle. Rheinblüten, 1834. Schr. XVII, 281.

Arbeit an den Cevennen und dem Jungen Tischlermeister.

Vorbereitung der Herausgabe von Solger's nachgelassenen Schriften.

Lyrisches Gedicht:
Thaliens Wehklage.

1823.

Der Geheimnißvolle, Novelle. Dresdener Merkur, 1823. Schr. XIV, 253.

1823.

Shakſpeare's Vorſchule. Herausgegeben und mit Vorreden begleitet von L. Tieck. Erſter Theil. Leipzig 1823. Die Vorrede unter dem Titel Das altengliſche Theater. K. S. I, 240.

Theaterkritiken in der Abendzeitung. Dramaturg. Blätter.

Weitere Sammlung zu Solger's Nachlaß.

Reime bei Richtung eines Hauſes in Dresden.

L. Tieck's Novellen. 7 Bde. Berlin und Breslau 1823—28.

1824.

Die Geſellſchaft auf dem Lande, Novelle. Berliner Kalender 1825. Schr. XXIV, 391.

Theaterkritiken in der Abendzeitung. Dramat. Blätter.

Beginn der Novelle Dichterleben.

Gedicht zum neuen Jahre 1824.

Arbeit an den Cevennen.

Vorbereitung einer Geſammtausgabe der Werke.

1825.

Dichterleben, Novelle. Erſter Theil. Urania, 1826. Schr. XVIII, 45.

Pietro von Abano oder Petrus Apone, Zaubergeſchichte. Breslau 1825. Auch unter dem Titel Mährchen und Zaubergeſchichten I. Weihnachtsgabe von L. Tieck. Schr. XXIII, 295.

Bemerkungen, Einfälle und Grillen über das deutſche Theater, auf einer Reiſe in den Monaten Mai und Juni 1825. Dramaturgiſche Blätter II, 190. K. S. IV, 1.

Bemerkungen über den Charakter der Lady Macbeth. N. S. II, 154.

Gedicht zum neuen Jahre 1825.

1825.

Arbeit am Jungen Tiſchlermeiſter.

The pictures; the betrothing; two novels from the German. London 1825.

1826.

Der Aufruhr in den Cevennen, eine Novelle in vier Abſchnitten. Erſter und zweiter Abſchnitt. Berlin 1826. Schr. XXVI, 71.

Glück gibt Verſtand, Novelle. Berliner Kalender 1827. Schr. XIX, 1.

Dramaturgiſche Blätter. Nebſt einem Anhange noch ungedruckter Aufſätze über das deutſche Theater, und Berichten über die engliſche Bühne, geſchrieben auf einer Reiſe im Jahre 1817 von L. Tieck. 2 Bdchen. Breslau 1826. Enthält die Theaterkritiken aus der dresdener Abendzeitung aus den Jahren 1821, 1823 und 1824; vollſtändig geſammelt in den K. S. III und IV.

W. Shakſpeare's dramatiſche Werke, überſetzt von A. W. v. Schlegel, ergänzt und erläutert von L. Tieck. 9 Thle. Berlin 1826, 1830—33. Die beiden Veroneſer, Timon von Athen, Coriolan, Macbeth, das Wintermährchen, Cymbeline ſind von Dorothea Tieck, die übrigen der ältern Schlegel'ſchen Ueberſetzung fehlenden Stücke vom Grafen W. Baudiſſin überſetzt. Die Erläuterungen ſind von Tieck.

Ueber Shakſpeare's Sonette einige Worte, nebſt Proben einer Ueberſetzung derſelben; Taſchenbuch Penelope 1826. S. 314.

Heinrich von Kleiſt's geſammelte Schriften, herausgegeben von L. Tieck. 3 Bde. Berlin 1826. Die Einleitung dazu unter dem Titel: Heinrich von Kleiſt. K. S. II, 1.

Solger's nachgelaſſene Schriften und Briefwechſel, herausgegeben von L. Tieck und F. v. Raumer. 2 Bde. Leipzig 1826. Vorrede und Epilog ſind von Tieck.

1826.

Die Inſel Felſenburg eingeleitet von L. Tieck. 6 Bde. Breslau 1827. Die Vorrede wiederholt unter dem Titel: Kritik und deutſches Bücherweſen (mit der Jahreszahl 1828 bezeichnet). K. S. II, 133. Die Erneuerung des Romans ſelbſt iſt nicht von Tieck.

Gedicht zum neuen Jahre 1826.

Prolog zu Shakſpeare's Viel Lärmen um Nichts.

1827.

Ein Capitel aus der neuen Bearbeitung des Romans Franz Sternbald's Wanderungen von L. Tieck, in der Dresdner Morgenzeitung von F. Kind und K. E. Kraukling, 1827. Schr. XVI, 265.

Bücherſchau, in der Dresdner Morgenzeitung, 1827. K. S. II, 93.

Das dresdener Hoftheater im Januar 1827. Dresdner Morgenzeitung. K. S. IV, 107.

Ueber die neuern franzöſiſchen Stücke auf dem deutſchen Theater. Dresdner Morgenzeitung. K. S. IV, 132.

Das deutſche Drama. Dresdner Morgenzeitung. K. S. IV, 142.

Bemerkungen über einige Schauſpiele und deren Darſtellung auf der dresdner Hofbühne. Dresdner Morgenzeitung. K. S. IV, 217.

Leben und Begebenheiten des Escudero Marcos Obrégon. Aus dem Spaniſchen zum erſten male in das Deutſche übertragen, und mit Anmerkungen und einer Vorrede begleitet von L. Tieck. 2 Bde. Breslau 1827. Die Ueberſetzung iſt von Dorothea Tieck. Die Vorrede wiederholt unter dem Titel: Der ſpaniſche Dichter Vicente Espinel. K. S. II, 59.

1827.

Der funfzehnte November, Novelle. Novellen VII. Berlin 1828. Schr. XIX, 125.

Der Gelehrte, Novelle, gesammelte Novellen III. Schr. XXII, 3.

Uechtritz, Alexander und Darius. Trauerspiel mit einer Vorrede von L. Tieck. Berlin 1827. Die Vorrede K. S. IV, 98.

Braga, vollständige Sammlung klassischer und volksthümlicher deutscher Gedichte aus dem 18. und 19. Jahrhundert von Dietrich. 10 Bde. Dresden 1828. Mit einer Einleitung von L. Tieck, wiederholt unter dem Titel: Die neue Volkspoesie. K. S. II, 119.

Prolog zur Eröffnung des Theaters in Dresden.

Prolog zur Wiedereröffnung der Bühne auf dem Linke'schen Bade.

1828.

Vorrede zum zweiten Bande von Shakspeare's Vorschule, Leipzig 1829, wiederholt unter dem Titel: Das altenglische Theater. K. S. I, 277.

Gesammelte Schriften von J. M. R. Lenz, herausgegeben von L. Tieck. 3 Bde. Berlin 1828. Die Einleitung wiederholt unter dem Titel: Goethe und seine Zeit. K. S. II, 171.

Ludwig Tieck's Schriften. 20 Bde. Berlin 1828—46. Vorbericht zur ersten und zweiten Lieferung. Schr. I, und VI, I.

Der Alte vom Berge. Novellen V. Breslau 1828. Schr. XXIV, 145.

Das Fest zu Kenelworth, Prolog zum Dichterleben. Novellen VI. 1828. Schr. XVIII, 1.

1829.

Das Zauberſchloß, Novelle. Urania, 1830. Schr. XXI, 187.

Dichterleben, zweiter Theil. Novelle; Novellenkranz, ein Almanach auf das Jahr 1831 von L. Tieck. Erſter Jahrgang, Berlin. Schr. XVIII, 171.

Die Wunderſüchtigen, Novelle; Novellenkranz 1831. Schr. XXIII, 157.

Vorbericht zur dritten Lieferung der Schriften. Schr. XI, VII.

Gedicht an Oehlenſchläger.

Prolog am Geburtstage Leſſing's.

Prolog zur Aufführung von Goethe's Fauſt.

1830.

Der wiederkehrende griechiſche Kaiſer. Urania, 1831. Schr. XXII, 167.

The life of poets; a novel from the German. Leipzig 1831.

1831.

Der Jahrmarkt, Novelle. Novellenkranz, 1832. Schr. XX, 1.

Der Heren-Sabbath, Novelle. Novellenkranz, 1832. Schr. XX, 189.

Der Mondſüchtige, Novelle. Urania, 1832. Schr. XXI, 63.

F. L. Schröder's dramatiſche Werke, herausgegeben von E. v. Bülow. 4 Bde. Berlin 1831; mit einer Einleitung von Tieck. Wiederholt unter dem Titel: Die geſchichtliche Entwickelung der neuern Bühne K. S. II, 313.

The old man of the mountain, the lovecharm and Pietro of Abano. Tales from the German of Tieck. London 1831.

1832.

Die Ahnenprobe. Novelle. Urania, 1833. Schr. XXII, 53.

Epilog zum Andenken Goethe's.

Gedicht zum Jubiläum des Schauspielers Werdy.

1833.

Eine Sommerreise, Novelle. Urania, 1834. Schr. XXIII, 3.

Tod des Dichters, Novelle. Novellenkranz, 1834 (der Jahrgang 1833 ist nicht erschienen). Schr. XIX, 199.

Le sabbat des sorcières; chronique de 1459; traduit de l'Allemand de Tieck. Paris 1833.

1834.

Die Vogelscheuche, Märchen-Novelle in fünf Aufzügen. Novellenkranz, 1835. Schr. XXVII, 3.

Das alte Buch und die Reise ins Blaue hinein. Märchen, Novelle. Urania, 1835. Schr. XXIV, 3.

Der Wassermensch, Novelle. Ges. Nov. I. Schr. XXI, 3.

Der Weihnacht-Abend, Ges. Novellen II. Schr. XXI, 137.

E. v. Bülow, Das Novellenbuch. 3 Bde. Leipzig 1834. mit einem Vorwort von Tieck, wiederholt unter dem Titel: Zur Geschichte der Novelle K. S. II, 375.

1835.

Eigensinn und Laune, Novelle. Urania, 1836. Schr. XXIV, 263.

Uebereilung. Ges. Novellen II. Schr. XXI, 287.

Gesammelte Novellen, vermehrt und verbessert. 4 Bdchen. Breslau 1835.

1836.

Der junge Tischlermeister, Novelle in sieben Abschnitten. 2 Thle.. Berlin 1836. Schr. XXVIII, 3.

1836.

Wunderlichkeiten, Novelle. Urania, 1837. Schr. XXV. 225.

Die Klausenburg, Gespenstergeschichte; Taschenbuch Helena. Bunzlau 1837. Schr. XXV, 73.

Vier Schauspiele von Shakspeare, übersetzt von L. Tieck. Stuttgart und Tübingen 1836. Die Uebersetzung ist von Tieck und dem Grafen W. Baudissin.

(Sophie von Knorring, geb. Tieck) Evremont, ein Roman, herausgegeben von L. Tieck. Mit einer Vorrede. 3 Bde. Breslau 1836.

Novellen und Erzählungen von Franz Berthold, eingeführt von L. Tieck. Bunzlau 1836. Diese kurze Vorrede ist in die Kritischen Schriften nicht aufgenommen.

Beginn der Vittoria Accorombona.

1837.

Cervantes, Leiden des Persiles und der Sigismunda. Aus dem Spanischen übersetzt. Mit einer Einleitung von L. Tieck. 2 Bde. Leipzig 1837. Die Uebersetzung ist von Dorothea Tieck.

Ludwig Tieck's sämmtliche Werke. 2 Bde. Paris, Tétot freres. Gr. Lex. Form. Nachdruck der Schriften von 1828.

Fermer, the genius, a novel, translated by F. Marckwort. Brunswic and London 1837.

1838.

Des Lebens Ueberfluß, Novelle. Urania, 1839. Schr. XXVI, 3.

Liebeswerben, Novelle. Helena, 1839. Schr. XXVI, 349.

Gedicht an seinen Schwager Alberti.

L. Tieck's gesammelte Novellen, vermehrt und verbessert. 14 Bdchen. 2 Auflage, Breslau 1838—42; die Bände 11—14 als Neue Folge 1—4.

Tieck, Digtninger, oversatte af Oehlenschläger. Kjöbenhavn 1838.

1839.

König Sebaſtian, oder wunderbare Rettung und Untergang, von F. Berthold. Herausgegeben von L. Tieck. 2 Bde. Dresden und Leipzig 1839. Der Vorbericht wiederholt unter dem Titel: Adelheid Reinbold (Franz Berthold). K. S. II, 389.

Arbeit an der Vittoria Accorombona.

Der Schutzgeiſt, Novelle. Geſ. Nov. IX. Schr. XXV, 3.

Abendgeſpräche, Novelle. Geſ. Nov. X. Schr. XXV, 175.

Die Glocke von Arragon. Geſ. Nov. X. Schr. XXV. 341.

1840.

Waldeinſamkeit, Novelle. Urania, 1841. Schr. XXVI, 473.

Vittoria Accorombona. Ein Roman in fünf Büchern. 2 Thle. Breslau 1840. 2. Auflage 1841.

Hüttenmeiſter, Märchen-Novelle; Bruchſtück. N. S. II, 19.

Rede zur Feier des Geburts- und Huldigungsfeſtes Friedrich Wilhelm's IV.

An Karl Förſter.

1841.

Geſammelte Novellen von Franz Berthold, herausgegeben von L. Tieck. 2 Thle. Leipzig 1842. Die Vorrede wiederholt unter dem Titel: Adelheid Reinbold (Franz Berthold). K. S. II, 397.

1842.

Ein Brief an Friedrich Laun, Vorwort zu Friedrich Laun's geſammelte Schriften. K. S. II, 401.

Volksſagen und Volkslieder aus Schwedens älterer und neuerer Zeit von Afzelius, überſetzt von Ungewitter, mit einem Vorwort von L. Tieck wiederholt unter dem Titel: Ueber nordiſche Volksmärchen. K. S. II, 411.

1843.

Ein Brief an den Ueberſetzer der Elektra; Sämmtliche Tragödien des Sophokles von F. Fritze. K. S. II, 419.

Abſchluß des umgearbeiteten Sternbald. Schr. XVI, 1.

Karl Förſter, Gedichte, herausgegeben von L. Tieck. 2 Thle. Leipzig 1843.

1844.

Goethe's älteſtes Liederbuch, herausgegeben von L. Tieck. Berlin 1844; Neue Jahrbücher der berliner Geſellſchaft für deutſche Sprache. VI, 272.

1845.

Tales from the Phantasus. London 1845.

The Roman matron, or Vittoria Accorombona; from the German. London 1845. 3 vol.

1846.

Norwegiſche Volksmärchen, geſammelt von Asbjörnſen und Moe, deutſch von F. Breſemann mit einem Vorwort von L. Tieck unter dem Titel: Ueber nordiſche Volksmärchen. K. S. II, 416.

Novalis' Schriften, herausgegeben von L. Tieck und E. v. Bülow. Dritter Theil. Berlin 1846. Mit einer Vorrede von Tieck.

1847.

1848.

Kritiſche Schriften. Zum erſtenmale geſammelt- und mit einer Vorrede herausgegeben von L. Tieck. Leipzig 1848. Erſter und zweiter Band. Der dritte und vierte Band, Leipzig 1852, unter dem Titel: Dramaturgiſche Blätter. Zum erſten Male vollſtändig geſammelt; mit einem Vorbericht von Ed. Devrient.

1848.

Dilia Helena, Lieder. Mit einem Vorwort von L. Tieck. Berlin 1848.

1849.

1850.

Ueberſetzung von Sheridan's Nebenbuhler, Luſtſpiel in fünf Acten; ungedruckt.

1851.

Bemerkungen über einige Schauſpiele und deren Darſtellung auf der berliner Hofbühne. K. S. IV, 369.

Lehmann, Streit und Friede. Gedichte. Mit einer Vorrede von L. Tieck. Berlin 1851.

1852.

Wahl, Märchen mit einer Vorrede von L. Tieck. Berlin 1852.

L. Tieck's geſammelte Novellen. Vollſtändige aufs neue durchgeſehene Ausgabe in 12 Bänden. Berlin, Georg Reimer, 1852. 3. (Zählt vom fünften Bande an unter dem zweiten allgemeinen Titel: L. Tieck's Schriften, 21—28. Band.)

1853.

Berichtigungen.

Erſter Theil.

Seite 27, Zeile 13 von unten, ſtatt: von den, lies: von dem
„ 72, „ 9 v. oben, ſt.: Seele, l.: Seelen
„ 81, „ 1 v. u., ſt.: Aufgabe, l.: Aufgabe
„ 86, „ 13 v. u., ſt.: thm, l.: ihm
„ 87, „ 6 v. o., ſt.: war, l.: vor
„ 99, „ 10 v. o., ſt.: düſteren, l.: düſterern
„ 133, „ 15 v. o., ſt.: es, l.: er
„ 204, „ 3 v. u., ſt.: abenteuerliche, l.: abenteuerloſe
„ 234, „ 14 v. o., ſt.: Schauſpier, l.: Schauſpieler
„ 259, „ 4 v. u. und an einigen folgenden Stellen, ſt.: Ben Johnſon, l.: Ben Jonſon.

Zweiter Theil.

Seite 21, Zeile 11 v. o., ſt.: beurtheilt, l.: beurtheilte
„ 31, „ 9 v. o., ſt.: wurde, l.: werde
„ 71, „ 13 v. u., ſt.: zwanzig, l.: zehn
„ 98, „ 12 v. o. und an einigen folgenden Stellen, ſt.: Akkorombona, l.: Accorombona
„ 137, „ 2 v. u., ſt.: Wartenberg, l.: Wartenburg